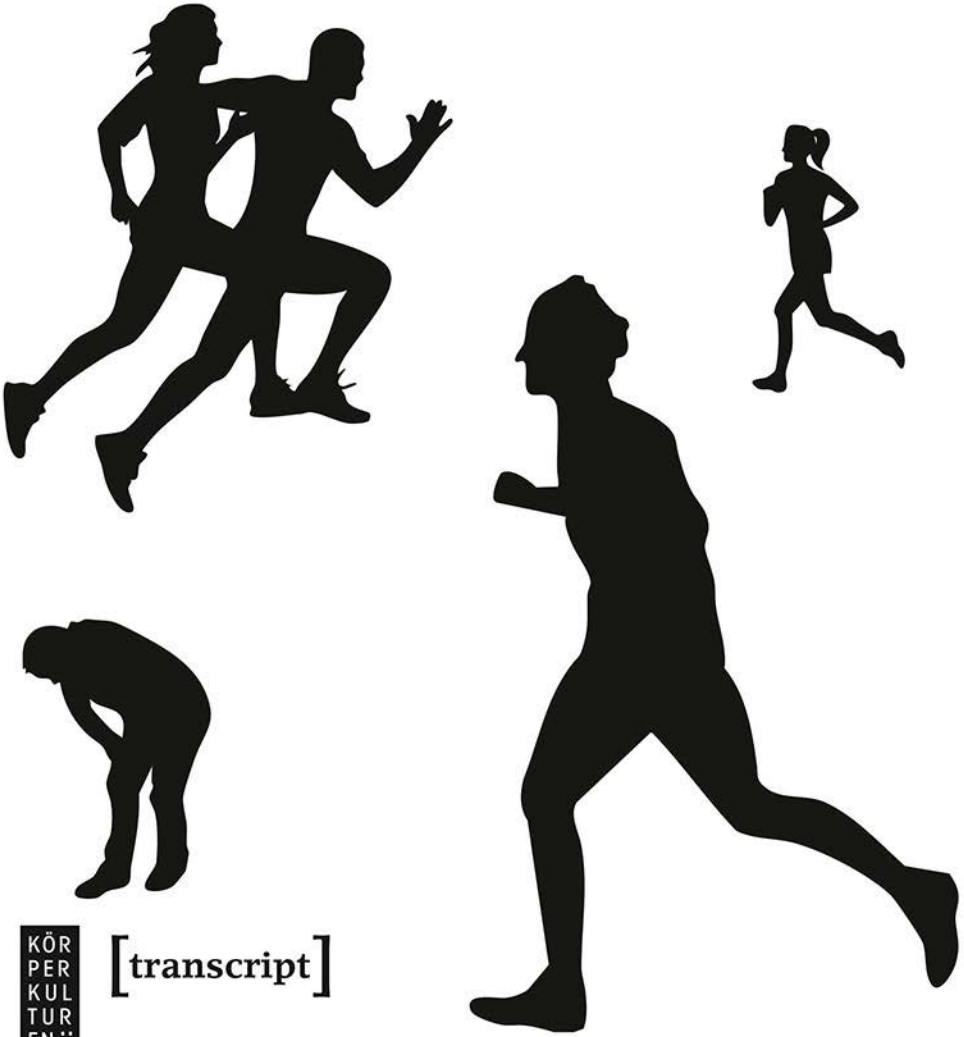
Roman Felde

BEWÄHRUNG DURCH UNTERWERFUNG

Zu einem regressiv-modernen Bewährungstypus am Beispiel des nicht-sportlichen Marathonlaufs



KÖR PER KUL TUR EN ::

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Roman Felde
Bewährung durch Unterwerfung

KörperKulturen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Editorial

Die jüngste (Wieder-)Entdeckung des Körperbegriffs in den Sozial- und Kulturwissenschaften »verkörpert« paradigmatisch ein neuartiges materialistisches Verständnis von Gesellschaft und Kultur, das von einer Inkorporierung symbolischer Ordnungen ausgeht. Die Reihe **KörperKulturen** stellt diesen innovativen Diskursen um den Körperbegriff ein eigenes editorisches Profil zur Verfügung, das die interdisziplinäre Vielfalt körpertheoretisch inspirierter Perspektiven zeigt.

Roman Felde, geb. 1988, ist Soziologe und seit 2016 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück. Seine Forschungsschwerpunkte sind Freizeitsport sowie Arbeit und qualitative Methoden der Sozialforschung, insbesondere die objektive Hermeneutik

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Roman Felde

Bewährung durch Unterwerfung

Zu einem regressiv-modernen Bewährungstypus am Beispiel des nicht-sportlichen Marathonlaufs

[transcript]

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Die vorliegende Arbeit wurde als Dissertation vom Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück angenommen.
Prof. Dr. Kai-Olaf Maiwald (Erstgutachter), Prof. Dr. Jan Erhorn (Zweitgutachter)

Diese Veröffentlichung wurde aus Mitteln des Publikationsfonds NiedersachsenOPEN, gefördert aus zukunft.niedersachsen, unterstützt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de/ abrufbar.

Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell.
https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2024 im transcript Verlag, Bielefeld
© Roman Felde

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Umschlagabbildung: laufendes Paar © Mohamed_hassan auf Pixabay, Arm mit Hammer © Clker_Free-Vector_Images auf Pixabay, laufende Personen © OpenClipart-Vectors auf Pixabay
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen
https://doi.org/10.14361/9783839476093
Print-ISBN: 978-3-8376-7609-9
PDF-ISBN: 978-3-8394-7609-3
Buchreihen-ISSN: 2702-9891
Buchreihen-eISSN: 2702-9905

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Inhalt

Danksagung 7

1. Einleitung 9

2. Theoretische Rahmung 17
A. Heuristische Vorbemerkungen: Sport als Forschungsgegenstand im Lichte des rekonstruktiven Forschungsparadigmas 23
2.1 Das rekonstruktive Forschungsparadigma 24
2.2 Konstitutionstheoretische Überlegungen und Grundbegriffe für die Analyse von Sport 28
2.3 Ausblick: Konstitutive Regeln und Handlungsprobleme als Grundbegriffe einer rekonstruktiven Sportsoziologie 47
B. Allgemeiner Teil: Sport rekonstruktiv bestimmen 53
2.4 Reduktionistische Fehlschlüsse der klassischen Sportsoziologie 54
2.5 Struktureigenschaften sportlicher Praxis 65
C. Gegenstandsspezifischer Teil: Die Praxis des Marathonlaufens 98
2.6 Soziohistorische Entwicklung und sozialstrukturelle Aspekte des Laufsports 99
2.7 Forschungsstand zum Marathonlaufen im Lichte seiner »Physiognomie« (Elias) 114
2.8 Zwischenfazit und Präzisierung des Erkenntnisinteresses 153

3. Empirischer Teil 167
3.1 Methode 169
3.2 Fallrekonstruktionen 192

4. Theoretische Würdigung und Schluss 387
4.1 Nicht-sportliches Marathonlaufen als Kompensationsmedium für eine Autonomie-Bewährungs-Problematik 387
4.2 Bewährung durch Unterwerfung: Ein regressiv-moderner Bewährungstypus? 396
4.3 Für eine rekonstruktive Sportsoziologie 408

Literatur 415

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Danksagung

Zuerst muss ich mich sehr bei Kai-Olaf Maiwald bedanken. Zum einen generell für seine vielfältige Unterstützung während der Anfertigung dieser Dissertationsschrift – vor allem für die vielen Diskussionen und die wertvollen Hinweise und Kommentare zu ersten Textentwürfen; zum anderen aber auch für die Möglichkeit, Datenmaterial, das in dieser Arbeit zur Verwendung gekommen ist, im Rahmen seines Forschungspraktikums zur Interpretation vorgelegt haben zu dürfen; auch allen, die in den jeweiligen Sitzungen mitinterpretiert haben, möchte ich entsprechend meinen Dank für die vielen wichtigen Anregungen und Diskussionen aussprechen. Auch danke ich allen Leiter*innen und Teilnehmenden aller weiteren Kolloquien und Forschungswerkstätten, in denen ich Kapitelentwürfe und/oder Fälle zur Diskussion stellen durfte. Danken möchte ich ferner auch Jan Erhorn, der freundlicherweise recht kurzfristig das Zweitgutachten übernommen hat. Und bei Sabine Mehlmann vom »Zentrum für Promovierende und Postdocs der Universität Osnabrück« bedanke ich mich für die äußerst hilfreiche Beratung. Nicht zuletzt bedanken muss ich mich endlich auch bei Elena, meinen Eltern, Geschwistern sowie meinen Freundinnen und Freunden – darunter insbesondere auch bei meinen Bandkollegen –, ohne deren Unterstützung und Verständnis ich diese Arbeit nicht hätte schreiben können.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

1. Einleitung

Das freizeitlich betriebene Marathonlaufen erfuhr innerhalb von wenigen Jahrzehnten eine bemerkenswerte Metamorphose, sowohl was die öffentliche Wahrnehmung als auch die Partizipation an dieser Praxis anbelangt.[1] Aus einer exotisch anmutenden Außenseiter*innenpraxis ist eine Bewegung – vielleicht ein Zeitgeistphänomen – hervorgegangen, das heute niemanden mehr so recht verwundert. Hieß es in einem Artikel aus der Zeitung *Die Welt* vom 12. September 1960 noch:

> »Marathon, das ist eine unheimliche Angelegenheit. Da werden Menschen auf eine Distanz geschickt, die kein vernünftiger Mensch jemals laufen würde. Wer Marathon läuft, muß seinen Verstand am Start zurücklassen, will er über die Runden kommen.« (zit. n. Neckel 2000: 132)

So heißt es aus demselben Medienhaus etwas mehr als ein halbes Jahrhundert später:

> »Wer die 42,195 Kilometer bewältigen will, braucht viel Willenskraft, Zielorientierung, Durchhaltevermögen und darf sich nicht durch Rückschläge aus dem Konzept bringen lassen. Kein Wunder, dass der Marathon für Läufer die Königsdisziplin ist. Diese Eigenschaften sind auch gefragt, wenn man auf der Karriereleiter nach oben kommen möchte. Die Lust auf Leistung im Sport und die auf beruflichen Erfolg sind eng verwandt.« (Heimann 2016)

Wurden Marathonlaufende in den 1960er Jahren also noch buchstäblich ›für verrückt erklärt‹, so scheint sich die öffentliche Wahrnehmung mittlerweile doch nahezu um hundertachtzig Grad gedreht zu haben. Überspitzt gesagt: Die einstige ›Praxis der Verrückten‹ erscheint nunmehr als ein »Volkssport der vernünftigen Leute« (Neckel 2000: 133). Entsprechend werden ihr nicht nur, wie es im soeben zitierten Text anklingt, häufig etwaige Funktionalitäten und Synergien im Hinblick auf berufliche Praktiken unterstellt, sondern es werden auch, um an eine Formulierung

1 Sofern nicht explizit anders ausgewiesen, wird in dieser Arbeit immer auf freizeitliche, also nicht profi-sportliche Formen des Marathonlaufens bzw. des Laufens sich bezogen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

des Sportpsychologen Andreas Marlovits anzuknüpfen, mannigfaltige »Heilserwartungen« (2006: 32) in Bezug auf psychische Gesundheit an sie gerichtet. Laufen im Allgemeinen, so heißt es in Marlovits' »Lauf-Psychologie«, sei »eine Form der Selbstbehandlung« bzw. »eine praktische Form von Eigentherapie« (ebd.: 9; vgl. auch die ähnliche Argumentation bei Weber 1984). Ähnlich klingt es auch in einem autobiographischen Bericht eines freizeitlich laufenden Ehepaares namens Thiemer, welcher den instruktiven Titel »Langlauf ist unser Leben« (1985) trägt. Bereits im ersten Satz des Vorwortes heißt es hier: »Der Langlauf mit all seinen Einwirkungen hat zu unserer Selbstfindung geführt, unser Selbstbewußtsein gestärkt.« Er habe sie insgesamt »zu glücklichen und zufriedenen Menschen gemacht« (ebd.: 43). Diese Transformation des Marathon- und Langstreckenlaufens von einer eher fragwürdigen Nischenaktivität zu einer sozial anerkannten Praxis, der nunmehr sogar echte Autonomisierungs- und Selbstverwirklichungspotenziale unterstellt werden, spiegelt sich auch in den Teilnehmendenzahlen von Marathonveranstaltungen wider. So gibt es heute weltweit kaum eine Großstadt, die *keinen* jährlichen Marathon ausrichtet; die sogenannten City-Marathons, an denen Zehntausende von Laufenden teilnehmen und mit denen über das Fernsehen und digitale Kanäle ein Millionenpublikum erreicht wird, haben in den vergangenen 50 bis 60 Jahren einen regelrechten ›Boom‹ erfahren, wobei die ersten Veranstaltungen dieser Art in Europa schon Anfang der 1960er Jahre stattfanden (Budapest 1961, Prag 1963, Rom 1965) (vgl. Scheerder et al. 2015). Seit den 1970er Jahren stiegen die Finisher*innenzahlen dann weltweit exponentiell – bis 1984 um das 18-fache. In den 1990er Jahren ebbte diese erste ›Welle‹ der Marathonbewegung zunächst ab, bevor ab ca. 1998 ein zweiter ›Boom‹ einsetzte (vgl. ebd.).

Die allgemeine Frage, die sich vor diesem Hintergrund stellt, lautet: Wie und warum ist es zu dieser Entwicklung gekommen? Warum hat eine »unheimliche« Aktivität eine derartige Aufwertung in der öffentlichen bzw. alltagsweltlichen Wahrnehmung erfahren und wie kommt es, dass so viele Menschen Gefallen an ihr gefunden haben und finden? Passt das Marathonlaufen nicht vielmehr zum fordistisch-tayloristischen Zeitalter mit seiner auf Anstrengung und Mühe abstellenden Leistungsvorstellung (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008), als in die an Selbstverwirklichung und Hedonismus orientierte »Erlebnisgesellschaft« (Schulze 1993)? Eine mögliche Erklärung wäre, dass mit den ca. ab den 1950er Jahren einsetzenden strukturellen Veränderungen der Arbeitswelt hin zu einer Dienstleistungsorientierung und einem damit einhergehenden Bedeutungsverlust des Körpers, aber auch einer Zunahme an monotoner Arbeit ein Kompensationsbedarf im Hinblick auf diese Vereinseitigungen entstand, den die Menschen in ihrer Freizeit zu befriedigen begannen (vgl. zu dieser Argumentationslinie im Hinblick auf den Sport im Allgemeinen Plessner 1985[1956]). Dazu passte jedenfalls auch, dass das Gros der Marathonlaufenden im Dienstleistungsbereich arbeitet bzw. eher geistigen als körperlichen beruflichen Tätigkeiten nachgeht und ein überdurchschnittliches Bildungsniveau aufweist (vgl.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kreitz 1996; Hallmann/Wicker 2012). Damit korrelierend warb etwa der Deutsche Sportbund (DSB) in den 1950ern mit Slogans wie »Olympia nach Feierabend« oder »Sport für alle« und rief die Kampagne »Zweiter Weg« aus, um, so jedenfalls die erklärte Intention, den negativen Folgen der mit dem Wandel der Arbeitswelt einhergehenden Bewegungsarmut entgegenzuwirken (vgl. dazu Lutz 1989: 18ff.). Kurzum: Eine solche Erklärung liefe also darauf hinaus, dass das Marathonlaufen eine »Ausgleichsreaktion« (Plessner 1985[1956]) auf die mit der damaligen Arbeitswelt verbundenen Folgen für Körper und Psyche darstellte, und zwar indem es zur Gesundheitsförderung und -erhaltung beitrug und die Monotonie der Arbeit kompensierte. Auch zentrale Ergebnisse der bisherigen (Marathon-)Laufforschung stützen diese These im Wesentlichen. Beispielsweise besteht weitgehend Einigkeit darüber, dass *Gesundheit* für die meisten Laufenden das zentrale Einstiegsmotiv sei und auch im späteren Verlauf von »Laufkarrieren«[2] persistent bleibe (vgl. Weber 1984; Lutz 1989; Kreitz 1996; Marlovits 2006).

Doch so plausibel diese These vielleicht im Hinblick auf *Gesundheits*praktiken ist, mit Blick auf die Praxis des Marathonlaufens scheint ihr Erklärungspotenzial gering. Es mag sein, dass Menschen, die in ihrer Freizeit etwa Joggen, ins Fitnessstudio gehen oder Yoga praktizieren, es aus primär gesundheitlichen Motiven heraus tun und diese Praktiken tatsächlich auch gesundheitsförderlich sich auswirken. Im Falle des Marathonlaufens scheint die Erklärung durch das Gesundheitsmotiv allerdings wenig plausibel, denn es handelt sich um eine Praxis, die mit Anforderungen verbunden ist, die weit über das hinausgehen, was zur Gesundheitsförderung und/oder -erhaltung notwendig wäre (so empfiehlt etwa die Weltgesundheitsorganisation [WHO 2010] für 18–64-Jährige rund 2,5 Stunden »of moderate-intensity aerobic physical activity« pro Woche) und mit der erhebliche körperliche Belastungen und Verletzungsrisiken zumindest einhergehen (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001). Dabei würde man im Rahmen genuin gesundheitlich orientierter Praktiken doch geradezu umgekehrt möglichst eine *Minimierung* des Gesundheits- und Verletzungsrisikos anstreben. Und auch die Teilnahme an Wettkämpfen wäre aus rein gesundheitsbezogener Perspektive nicht zu erklären; vielmehr zeigt etwa die Untersuchung von Lutz (1989), dass bezeichnenderweise nur die wenigsten Laufenden, die faktisch an Wettkämpfen teilnehmen, tatsächlich am Wettkämpfen selbst interessiert sind (dies trifft nach Lutz nur auf ca. vier Prozent der von ihm Befragten zu). Ebenso wenig plausibel ist die These der Kompensation von Monotonie und Langeweile. Denn schaut man genauer hin, so er-

2 Lutz (1989) benutz diesen Terminus in Anlehnung an Rümmeles Begriff der »Sportkarriere« (Rümmele 1987), mit dem dieser darauf verwies, dass hinter sportlichen Aktivitäten immer biographische Prozesse stehen und niemand gleichsam ›aus heiterem Himmel‹ damit beginnt. Entsprechend seien in der Untersuchung der damit verbundenen Motivationen solche ›Karrieren‹ in den Blick zu nehmen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

scheint das Marathonlaufen selbst hochgradig monoton; es wird über Stunden im Grunde nur ein Fuß vor den anderen gesetzt, weswegen sich die meisten Laufenden ja auch gerne mit Musikhören und Ähnlichem abzulenken versuchen. Freilich gibt es ›aufregende‹ Landschaften, in denen man laufen kann und die auch als Wettkampfbühnen genutzt werden;[3] aber was nützt einem schon der spektakuläre Anblick eines Berggipfels oder eines türkisfarbenen Bergsees, wenn man, vor Erschöpfung benommen, vor allem damit beschäftigt ist, sich irgendwie auf den Beinen zu halten und, obwohl man nicht mehr kann, weiterzulaufen und nicht abzustürzen? In dieser Situation wird die Natur zur bloßen Kulisse, zur Staffage, die so oder anders sein könnte, aber vor allem eines nicht mehr ist: etwas Erhabenes, Selbstzweckhaftes; ja, in gewisser Weise wird die Natur hierdurch selbst monotonisiert und instrumentalisiert; es kommt vor diesem Hintergrund nicht von ungefähr, dass der zentrale ›Kampf- und Schauplatz‹ des Laufsports ursprünglich mal ausschließlich die Aschenbahn war; und ebenso wenig zufällig scheint es, dass eine Vielzahl, wenn nicht die Mehrzahl von Marathonwettbewerben auf asphaltierten Straßen inmitten von aus Beton gegossenen Bauwerken stattfindet.

Kurzgesagt: Die Perspektive ändert sich erheblich, wenn man den Blick auf die *spezifische Sinnstruktur der Praxis des Marathonlaufens* selbst legt. Von hier aus betrachtet, lässt sich die oben aufgeworfene Frage präziser formulieren: Wie kommt es, dass Menschen *in ihrer Freizeit* einer Praxis nachgehen, die in sich nicht nur hochgradig monoton ist, sondern ihnen körperlich und psychisch auch enorme Anstrengungs- und Disziplinierungsleistungen abverlangt und was das Training und die Wettkampfteilnahmen angeht, letztlich auch viel von ihrer durch die Arbeit oftmals ja ohnehin schon stark beanspruchten Lebenszeit bindet? Und dies, wie schon bemerkt, ausgerechnet vor dem Hintergrund, dass modernen Subjekten seitens der Sozialwissenschaft doch eigentlich seit Jahrzehnten schon eine eher hedonistische, an Selbstverwirklichung orientierte Einstellung (vgl. wiederum Schulze 1993; aber etwa auch Bell 1991) und damit verbunden eine »Auflockerung des psychischen Apparates« (Dornes 2012: 327) attestiert wird. Und nicht zuletzt fragt es sich auch, wie es kommt, dass überhaupt einer *wettkampfförmigen* Praxis nachgegangen wird, obwohl für das Gros der freizeitlich Marathonlaufenden weder ›das Treppchen‹ oder generell eine Platzierung im vorderen Feld noch eine gute Platzierung in der Altersklasse realistisch sind und es vielmehr am, wie es in diesem Milieu oft heißt, »Finishen« und Durchhalten, also nicht am Wettkämpfen selbst orientiert ist? Kurzum: Wie kommt es, dass freizeitlich Marathonlaufende eine solche selbstzweckhafte Verausgabung nachgerade *suchen* und derartiges auch mit Blick über das Marathonlaufen hinaus in modernen Gegenwartsgesellschaften gewissermaßen grundsätz-

3 So gibt es etwa im Bereich des Ultramarathonlaufens den berühmten »Ultra-Trail du Mont-Blanc«, einen Laufwettkampf, bei dem die Laufstrecke auf rund 170 Kilometern um das Mont-Blanc-Massiv führt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

lich erstrebenswert geworden ist (man denke beispielsweise nur an die vielfältigen Fitness-Askesen)?

Diese Fragen wurden in der bisherigen sportsoziologischen Forschung noch nicht bzw. nicht überzeugend behandelt. Dabei ist es generell so, dass genuin soziologische Forschung zum freizeitlichen Marathonlaufen rar ist; dort, wo es thematisiert wird, wird es zumeist nicht gesondert, sondern im Kontext der Analyse der freizeitlichen Laufbewegung insgesamt und damit eher am Rande behandelt (vgl. Lutz 1989). Aus einer kultursoziologischen Perspektive hat sich Sighard Neckel (2000) mit dem Marathonlaufen befasst, allerdings eher skizzenhaft und ›impressionistisch‹ im Rahmen eines Essays. Einschlägige Motivstudien finden sich überwiegend im Kontext der Sport*psychologie* (vgl. Weber 1984; Rümmele 1985, 1987; Marlovits 2006). Grundsätzlich tendieren die genannten Studien zur Fokussierung *subjektiver Motive* sowie zur Favorisierung *quantitativer Erhebungs- und Auswertungsverfahren*, was zur Folge hat, dass *latente Motivationsstrukturen* sowie deren Entwicklung und Einbettung im Rahmen biographischer Bildungsprozesse einzelner Laufender – und damit etwaige Wechselwirkungen mit anderen Handlungsbereichen – nicht bzw. nicht adäquat erfasst werden können. Eine Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Marathonlaufens fehlt dabei durchweg; indes stellt gerade diese eine unabdingbare Voraussetzung dafür dar, subjektiv geäußerte Motive adäquat, das heißt also: unter Rückbezug auf die Struktureigenschaften des Marathonlaufens, einschätzen zu können (s. zum Forschungsstand ausführlich: Abschnitt C).

In der vorliegenden Arbeit sollen diese Desiderata geschlossen werden, weshalb anders vorgegangen wird. Zum einen gilt es, die Sinnstruktur des freizeitlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Dabei wird die Frage im Zentrum stehen, inwieweit sich diese Laufpraxis vom Marathonlaufen als einer genuin *sportlichen* Aktivität unterscheidet; denn schließlich ist der Marathon zunächst einmal eine klassische olympische Laufdisziplin und damit eben Sport. Es liegt daher auf der Hand, dass der Frage, ob bzw. inwieweit auch das freizeitliche Marathonlaufen als Sport gelten kann, wiederum eine Klärung der Frage, was Sport ist, das heißt: welche Struktureigenschaften kennzeichnend für sportliche Praxis sind, wird vorausgehen müssen. In dieser Hinsicht erweist sich die bisherige Sportsoziologie nach meiner Einschätzung allerdings nur als bedingt aufschlussreich. Denn zu sehr hat sich das Gros der Sportsoziologinnen und -soziologen in der Vergangenheit mit Definitionen setzenden, merkmalstheoretischen Zugängen zu ihrem Gegenstand begnügt. Demgegenüber verfolgt diese Arbeit das Ziel, einen »rekonstruktiven Stil der Modellbildung« (Maiwald 2013: 202) für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen und ein entsprechendes Modell zur Bestimmung sportlicher Praktiken zu entwickeln. Kennzeichnend für diesen Forschungsstil ist nicht nur ein rekonstruktives Vorgehen *in der Datenanalyse*, sondern auch schon auf der Ebene der *forschungsvorbereitenden*, *gegenstandstheoretischen* Überlegungen. Zentral dabei ist eine systematische *hermeneutische* Reflexion der existierenden alltagsweltlichen wie theoretischen Konzepte in

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Bezug auf den jeweils zu erforschenden Gegenstand, die auf der Basis von sozialisatorisch erworbenem Regelwissen erfolgt (vgl. ebd.). Wichtig ist, dass hierbei die Struktur der jeweiligen Praxis selbst in den Blick genommen wird, anstatt nur die Begriffe respektive Deutungen, die auf sie verweisen, zu betrachten; ja im Grunde, so die These hier, wird eine fundierte Kritik solcher Deutungen so überhaupt erst möglich. Entsprechend wird in dieser Arbeit ein, wenn man so will, straffer oder enger Sportbegriff vorgeschlagen und ein gedehnter bzw. weiter zurückgewiesen. Dadurch wird nicht nur eine präzisere Bestimmung von Sport ermöglicht, sondern auch von Freizeitpraktiken, die von ihrer Erscheinungsform her zwar sportähnlich anmuten mögen, strukturell jedoch einer anderen Logik folgen. Diese Logik in ihrer Spezifität zu explizieren, wird man vor dem Hintergrund eines fokussierten, präzisen Sportbegriffs geradezu gezwungen, weil die entsprechenden Praktiken sich nun nicht mehr einfach unter einen prinzipiell immer weiter ausdehnbaren Sportbegriff subsumieren lassen.

Zum anderen und primär gilt es in der vorliegenden Arbeit jedoch, anstatt subjektiver Motive exemplarisch *latente Motivationsstrukturen* von freizeitlich Marathonlaufenden zu rekonstruieren und dabei Wechselwirkungen zwischen *Persönlichkeitsstruktur*, *Sozialstruktur* und *Sinnstruktur* des freizeitlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Dabei interessiert auf der Ebene der Sozialstruktur insbesondere die Frage, inwieweit arbeitsweltliche Strukturen hier eine Rolle spielen – auch im Hinblick auf die Frage nach den Gründen für die Transformation des freizeitlichen Marathonlaufens von einem Außenseiter*innensport zum »Volkssport der vernünftigen Leute« (Neckel 2000: 133) bzw., wie Neckel auch schreibt (ebd.: 136), der »gesellschaftlichen Leistungsträger«. Latente Motivationsstrukturen (vgl. dazu ausführlich Kap. 3.1.2) sollen indes Handlungsgründe bezeichnen, die auf der Ebene latenter Sinnstrukturen (hierbei handelt es sich um einen methodologischen Begriff aus dem Kontext der Objektiven Hermeneutik, der in Kap. 2.2 noch näher erläutert wird) liegen und damit zum einen den Handelnden nicht oder zumindest nie vollständig bewusst, zum anderen jedoch nicht zwingend auch im psychoanalytischen Sinne unbewusst sind; sie umfassen vielmehr all diejenigen Faktoren aus der inneren und äußeren Umwelt eines Subjekts, die seine Handlungen im Hinblick auf einen bestimmten Praxiszusammenhang generativ strukturieren und so einen diesem Subjekt nicht unmittelbar zugänglichen Motivationszusammenhang bilden.

Weil latente Motivationsstrukturen immer biographisch gewachsene Strukturen sind, wurden als Datenbasis nicht-standardisierte Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden erhoben. Deren Interpretation erfolgte dann im Stile der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse, denn dies ist ein Interpretationsverfahren, das auf die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen spezialisiert ist. Insgesamt wurden zehn Interviews geführt, wobei letztlich drei in das engere Sample aufgenommen wurden. Dabei handelt es sich um freizeitlich Marathonlaufende, die in der Sonderwertung »Marathon Manager« des Frankfurt-Marathons teilgenommen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

haben bzw. noch vorhatten, dies zu tun (trifft auf einen Fall zu) (im Folgenden wird die »Marathon-Manager-Wertung« mit M-M-W abgekürzt). Die Auswahl der Fälle und die Art und Weise der Rekrutierung der Interviewees werden in Kapitel 3.1.1 noch näher erläutert und begründet. Dazu an dieser Stelle nur so viel: Der Fokus auf die »Marathon Manager« ist deshalb gewählt worden, weil in dieser Bezeichnung bereits einerseits ein Zusammenhang von Arbeit und Marathonlaufen und andererseits von Marathon und managerialer Berufspraxis nahegelegt ist. Entsprechend war es anhand dieser Fälle möglich, nicht nur exemplarisch die Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und der Sinnstruktur des freizeitlichen Marathonlaufens in den Blick zu nehmen, sondern gerade vor dem Hintergrund, dass Manager*innen als gesellschaftliche Leistungsträger*innen gelten und Marathon eben als ›ihr‹ Sport angesehen wird, explizit auch potenziellen arbeitsweltlichen Bezügen dieser Praxis nachzugehen.

Wenden wir uns nun dem Aufbau der Arbeit zu. Sie gliedert sich in drei Hauptteile: Im ersten Teil (Kap. 2) werden die theoretischen Grundlagen für die Untersuchung des freizeitlichen Marathonlaufens erarbeitet. Dies erfolgt in drei Schritten: Im Abschnitt »A« wird die grundlagentheoretische Folie mitsamt den dazugehörigen Begrifflichkeiten erläutert, auf Basis derer in dieser Arbeit operiert wird. Dabei wird auch das bereits erwähnte rekonstruktive Forschungsparadigma in Anschlag gebracht (Kap. 2.1). Unter Rückgriff auf die ›Bordmittel‹ der Konstitutionstheorie der Objektiven Hermeneutik (vgl. Oevermann 1991, 2008; Garz/Raven 2015) und der Mikrosoziologie (vgl. Maiwald/Sürig 2018) wird sodann ein heuristischer Rahmen für eine rekonstruktive Bestimmung der Struktureigenschaften sportlicher Praxis aufgespannt. Dabei werden insbesondere die Konzepte der strukturellen Handlungsprobleme und der konstitutiven Regeln als zentral angesehen (Kap. 2.2). Ein darauf aufbauender, eigener Bestimmungsversuch wird dann im Abschnitt »B« unternommen. Dies geschieht, indem zunächst mit Rekurs auf Tobias Werron (2010) die typischen Grundprobleme, oder wie er es nennt: »Fehlschlüsse«, die der ›klassischen‹ Sportsoziologie hinsichtlich der Bestimmung des Sports unterlaufen, aufgezeigt werden (Kap. 2.4). In Bezug auf seine Ausführungen sowie zentrale Einsichten sportsoziologischer Klassiker werden dann die Struktureigenschaften sportlicher Praxis systematisch ausbuchstabiert (Kap. 2.5). Im gegenstandsspezifischen Abschnitt »C« wird dieses Sportmodell – nach einem kurzen kulturhistorischen Abriss zur Entwicklung des freizeitlichen Laufsports sowie zu damit verbundenen soziodemographischen Aspekten (Kap. 2.6) – an der Praxis des Marathonlaufens gleichsam durchexerziert und wird die Sinnstruktur des *freizeitlichen* Marathonlaufens expliziert (Kap. 2.7). In Kapitel 2.8 schließlich erfolgt ein Zwischenfazit und wird die Fragestellung im Lichte der gegenstandstheoretischen Bestimmungen präzisiert.

Im dritten Kapitel werden zunächst methodische Fragen behandelt (Kap. 3.1), bevor der Fokus auf die Fallrekonstruktionen eingestellt wird (Kap. 3.2). Den Fall-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

analysen vorangestellt ist eine Kurzinterpretation der Bezeichnung »Marathon Manager« und einiger Formulierungen aus dem dazugehörigen Ausschreibungstext sowie aus einem einschlägigen Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (Kap. 3.2.1). Damit sollen bereits erste Hypothesen etwa in Bezug auf die darin zum Ausdruck kommende Vorstellung von managerialer Berufspraxis sowie das Verhältnis zwischen Arbeit und Freizeit angestellt werden, denen dann im Rahmen der Fallrekonstruktionen weiter nachgegangen wird. Auf den Aufbau der Fallrekonstruktionen brauche ich an dieser Stelle nicht einzugehen; dieser wird im Methodenkapitel genau erläutert. Ebenso wird an dieser Stelle kein Ausblick auf die Ergebnisse der Fallanalysen gegeben, um die Suchbewegung, die in dieser Arbeit sukzessive entfaltet wird, nicht zu konterkarieren und erst in den Fallrekonstruktionen gleichsam kulminieren zu lassen, die dann auch keineswegs bloße Ergebnisdarstellungen sind, sondern sukzessive entfaltete, systematische Interpretationen, die als solche auch rezipiert werden müssen, um nachvollzogen werden zu können.

Das vierte Kapitel schließlich wird kein ›klassisches‹ Fazit enthalten, in dem die Ergebnisse der Analysen wiederum nur nochmal zusammengefasst werden. Stattdessen wird in einem ersten Schritt (Kap. 4.1) ein Rückbezug zu den heuristischen bzw. theoretischen Vorüberlegungen aus dem ersten Teil der Arbeit hergestellt und werden darüber hinausgehende Überlegungen zu jenen Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und den Struktureigenschaften des freizeitlichen Marathonlaufens angestellt. Anschließend wird das freizeitliche Marathonlaufen *gegenwartsdiagnostisch* betrachtet und wird damit der Frage nachgegangen, inwieweit diese Praxis Tendenzen zum Ausdruck bringt, die als in irgendeiner Weise gegenwartstypisch gelten können und sich womöglich auch in anderen Freizeitpraktiken ausdrücken (Kap. 4.2). Das letzte Kapitel (Kap. 4.3) schließt an die programmatischen Überlegungen zum rekonstruktiven Forschungsstil als einem *Paradigma für die Sportsoziologie* aus dem Theoriekapitel an und reflektiert diese vor dem Hintergrund der Fallrekonstruktionen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2. Theoretische Rahmung

Geht man davon aus, dass die Soziologie sich prinzipiell jedes Phänomen zum Forschungsgegenstand machen kann, sofern es sich dabei um ›Produkte‹ sozialen Lebens handelt (als welche auch von Menschen bearbeitete natürliche Tatsachen gelten können), dann stellt natürlich auch der Sport als soziale Praxis einen geeigneten soziologischen Forschungsgegenstand dar – einen Gegenstand, der mit sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden kontrolliert untersucht und in sozialtheoretischen Begriffen abstrakt ausgedrückt werden kann. Und genau das ist im engeren Sinne auch die Aufgabe der Sportsoziologie bzw. der Soziologie des Sports,[1] die sich dabei sowohl auf grundlagentheoretischer wie auch methodologischer Ebene auf die Soziologie als Basisdisziplin berufen kann, ja berufen muss.

Die soziologische Auseinandersetzung mit Sport ist bis dato dennoch nicht besonders fortgeschritten, ja es spricht gar einiges für die Diagnose, dass es ein gewisses Defizit hinsichtlich der Gegenstandsbestimmung in der Sportsoziologie gibt. So stellte Bero Rigauer (2003) Anfang der 2000er Jahre etwa für den deutschen Raum fest: »Es gibt in Deutschland einen Sport ohne Soziologie, eine Soziologie ohne Sport, aber dessen ungeachtet eine Sportsoziologie« (ebd.: 500). Nicht, dass man sich in den vergangenen rund hundert Jahren nicht sozialtheoretisch mit dem Sport auseinandergesetzt hätte; vor allem in ihrer institutionellen Anfangsphase in den 1960er und 1970er Jahren hat die sportsoziologische Theorie (insbesondere kritischer Provenienz) durchaus eine gewisse theoretische Blüte erlebt. Was jedoch die Gegenstandsbestimmung angeht, ist sie weitgehend – ebenso wie ihre handlungstheoretischen Ableger (vgl. etwa Franke 1978; auch Rigauer 1982) – unbefriedigend geblieben. Ähnliches scheint auch für die spätere Sportsoziologie gültig. Diese

1 Die Bezeichnungen »Soziologie des Sports« und »Sportsoziologie« werden in dieser Arbeit synonym verwendet. Analog dazu, dass die entsprechende Sektion der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) ursprünglich »Soziologie des Sports« hieß und die Sektion der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft (DSV) nach wie vor »Sportsoziologie« heißt, wurden und werden die beiden leicht variierten Bezeichnungen häufig zu Abgrenzungszwecken bzw. zu einer Art ›Standortbestimmung‹ verwendet. Geht man jedoch davon aus, dass beide ›Varianten‹ letztlich ein- und denselben Gegenstand aus einer soziologischen Perspektive zu untersuchen haben, scheint diese Differenzierung redundant.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

habe sich, so eine treffende Bemerkung Sven Güldenpfennigs (1996), lange Zeit lediglich auf die »Kon-Texte« statt auf die »Texte« des Sport konzentriert; sie hänge »gleichsam in der Luft, da der spezifische Gegenstand, der da sozial koexistiert, *unterbestimmt* bleibt – mit negativen Konsequenzen für eine sozialwissenschaftliche Klärung der Möglichkeitsbedingungen der Autonomie des Sports« (ebd.: 10, Hervh. i.O.). Und man kann sagen, dass sich in dieser Hinsicht bis heute – einige wenige Ansätze ausgenommen – nur wenig geändert hat (vgl. z.B. die Ansätze in diesen Überblicksdarstellungen: Emrich/Gassmann/Klein 2019; Haut/Staack/Schwank 2020; Staack/Schwank 2021).

Einen deutlichen Ausdruck findet dieser Missstand unter anderem in einer gewissen Arbeitsteilung, welche sich seit den Anfängen der Sportsoziologie als akademische Disziplin in diese gleichsam eingeschlichen hat. So ist die Sportsoziologie einerseits offenkundig eine Teildisziplin der *Soziologie*, andererseits aber eben auch eine Teildisziplin der *Sportwissenschaft*. Erstere fungiert zwar, wie gesagt, als Basisdisziplin, hat sich jedoch in einer Liaison mit der Körpersoziologie gegenwärtig vor allem der Analyse des *Körpers* im Sport verschrieben, welcher nicht nur für den Sport und die Sportsoziologie, sondern im Grunde für die gesamte Soziologie als zentral angesehen wird (vgl. z.B. Alkemeyer 1997, 2008; Gugutzer 2017). Entsprechend heißt es auch auf der Website der einschlägig benannten DGS-Sektion »Soziologie des Körpers und des Sports«:

> »Die Soziologie des Sports hat sowohl den Körper als Objekt der Gestaltung als auch den agierenden Körper des Sportlers bzw. der Sportlerin als Untersuchungsgegenstand. Die Bedeutung, die dem Körper im Feld des Sports zukommt, verweist die Sportsoziologie zwingend auf die Soziologie des Körpers.«[2]

Neben den körpersoziologischen Fragen werden ansonsten noch insbesondere geschlechtssoziologische und zeitgeistbezogene Fragen thematisiert (vgl. etwa Bette 2004; Gugutzer/Duttweiler 2012; Wetzel 2014; Gugutzer 2017; eine Übersicht geben Staack/Schwank 2021). Die gängigsten theoretischen Bezüge stellen zurzeit praxeologische, handlungs- sowie systemtheoretische Ansätze dar.

Auch die sportwissenschaftliche ›Variante‹ der Sportsoziologie bezieht sich grundlagentheoretisch häufig etwa auf die Systemtheorie, interessiert sich ansonsten aber nicht wesentlich für theoretische Fragen. Ihr Fokus liegt vielmehr auf institutionellen Aspekten und praktischen Fragen im Zusammenhang mit dem *organisierten* Sport, und es ist gut möglich, dass diese Priorisierung der Anwendungsorientierung, die unter der Ägide des New Public Managements steht (vgl. Emrich/Gassmann/Klein 2019: 14), auch zu einer gewissen Überrepräsentanz der

2 Vgl. online unter: https://soziologie.de/sektionen/soziologie-des-koerpers-und-des-sports/ueber-die-sektion, [Letzter Zugriff: 22.02.2021].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sportwissenschaftlich verwurzelten Sportsoziologie beiträgt (vgl. Rigauer 2008: 33).[3] Auffällig ist außerdem, dass sowohl in der soziologischen wie auch der sportwissenschaftlichen Ausprägung – zumindest in den aktuelleren Publikationen – der professionelle Sport dominiert. Der Breitensport dagegen wird primär hinsichtlich seiner inklusiven, pädagogischen und gesundheitsbezogenen Potenziale – im Lichte seiner instrumentellen Verbindungen zu anderen Sozialsystemen also – untersucht (vgl. Staack/Schwank 2021: 85).

Vor diesem Hintergrund erscheint es nun wenig verwunderlich, dass wiederum hier wie dort die, wenn man so will, Schlüssel- bzw. Kernfrage der Sportsoziologie, die Frage, *was Sport als soziale Praxis sui generis ausmacht*, weitgehend für selbstverständlich erachtet und somit nicht besonders problematisiert wird. Wirft man etwa einen Blick auf die Auflistung der »Aufgaben und Funktionen der Sportsoziologie« im von Robert Gugutzer und Kurt Weis (2008) herausgegebenen »Handbuch Sportsoziologie«, so kommt sie darin eher implizit vor. »Sportsoziologie«, so heißt es,

- »analysiert die gesellschaftliche Entwicklung, Bedeutung, Funktion und Wirkung des Sports,
- zeigt die sozialen und kulturellen Einflussfaktoren auf den Sport als soziale Institution und Praxis auf,
- identifiziert die sozialen Probleme im Sport,
- erbringt Beratungsleistungen für die soziale Praxis des Sports (Sportorganisationen, Sportpolitik),
- hinterfragt kritisch und relativiert das auf den Sport bezogene Alltagswissen (Vorurteile, Ideologien, Selbstverständlichkeiten),
- leistet Beiträge zur Theorieentwicklung in Soziologie und Sportwissenschaft« (ebd.: 10).

Zwar ist mal von der »Bedeutung« und »Funktion«, der »soziale[n] Praxis des Sports« und auch von »Theorieentwicklung« die Rede, nicht aber explizit von einer *Sporttheorie* oder der *Analyse des Sports als sozialer Praxis*. Dass die Bestimmung der eigenlogischen Struktur sportlicher Praxis die *essenziellste* Aufgabe der Sportsoziologie sein muss, wird also nicht wirklich gesehen. Demgegenüber lässt sich argumentieren, dass gerade die Beantwortung der Frage nach der eigenlogischen Struktur sportlichen Handelns erst die adäquate Bearbeitung der anderen Fragen ermöglicht.

3 Entsprechend ist auch das zentrale Publikationsorgan der deutschsprachigen Sportsoziologie, die Zeitschrift »Sport und Gesellschaft«, wenn auch multidisziplinär angelegt, so doch primär in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft angesiedelt. Auch hier liegt der Publikationsfokus eher auf Themen rund um den Komplex der Sportorganisation (vgl. Haut/Staack/Schwank 2021: 29).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Wir können daher festhalten, dass die oben zitierten Diagnosen Güldenpfennigs und Rigauers auch für die gegenwärtige Sportsoziologie weiterhin als gültig gelten können: sie leidet an einer theoretischen Unterbestimmtheit ihres Gegenstandes. Selbst diejenigen Theorien, die explizit das Eigenlogische sportlicher Praxis herausarbeiten wollen, scheitern somit oftmals genau daran, dass sie ihren analytischen Blick nicht unverstellt auf die Ebene der faktischen Sportpraxis richten, sondern in ihre Analysen ein bestimmtes, nicht genauer begründetes Vorverständnis in Bezug auf Sport unkontrolliert einfließen lassen und so mitunter solche Praktiken als ›Sport‹ untersuchen, die bei genauerem Hinsehen etwa eher im Erziehungs- und/oder Gesundheitssystem zu verorten wären und mit Sport höchstens instrumentell verknüpft sind (vgl. exemplarisch Plessner 1985[1956], Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990, Cachay/Thiel 2000). Andere wiederum stellen auf Parallelen zwischen dem Sport und anderen Handlungsbereichen wie dem Spiel (vgl. Guttmann 1978; Rigauer 2017) oder der Kunst (vgl. Güldenpfennig 1996) ab, weshalb sie letztlich ebenfalls Gefahr laufen, ihren Gegenstand zu verfehlen bzw. ihn lediglich zu ›streifen‹. Was diese Ansätze – nebst oder vielleicht gerade *wegen* des drohenden Gegenstandsverlustes – gleichwohl alle gemeinsam haben, ist die instruktive Tatsache, dass sie als ›sportlich‹ wie selbstverständlich vor allem *körperlastige* Bewegungspraktiken ansehen, also solche Praktiken, bei denen der körperlichen Anstrengung eine herausragende Bedeutung zukommt. Diese tendenziell in die Irre führende Annahme (vgl. dazu Werron 2010) zieht sich durch die sportsoziologische Literatur wie ein roter Faden und scheint mir insbesondere eine Konsequenz daraus zu sein, dass man nicht rekonstruktiv, sondern eher axiomatisch vorgegangen ist (mehr zu diesen Begriffen im nächsten Kapitel): Unhinterfragt setzt man, wie schon bemerkt, ein bestimmtes Vorverständnis von Sport fest, auf dessen Folie man dann die Analysen durchführt. Im Endeffekt ist die Rede stets von ›Sport‹, obschon es oftmals höchst fraglich ist, ob es sich tatsächlich auch immer um ›Sport‹ handelt.

Eine weitere Konsequenz aus dieser unzureichenden Gegenstandsbestimmung ist die, dass viele sportsoziologisch Forschende letztlich bloß auf klassifikatorische Definitionen setzen. Eine recht einflussreiche Definition ist beispielsweise die von Klaus Heinemann (2007[1980]). Sport, so heißt es bei ihm, sei ein »soziales Konstrukt« und als solches durch vier übergreifende, »konstitutiv[e] Elemente« gekennzeichnet: »körperliche Leistung«, »Wettkampf«, »sportartenspezifisches Regelwerk« und »Unproduktivität« (ebd.: 56). Nicht, dass diese Merkmale völlig unzutreffend wären. Doch das Problem mit solchen Klassifizierungen ist, dass die Merkmale nicht in Gestalt eines *Strukturzusammenhangs* rekonstruiert sind; vielmehr werden sie einfach definitorisch gesetzt, stehen lose nebeneinander. Fragen wie, warum es eigentlich einen *Wettkampf* braucht, welchen grundlagentheoretischen Status jene *Regeln* haben und wieso es eigentlich unbedingt *körperliche Leistung* sein muss, bleiben dabei weitgehend offen. Dies führt dann zu dem bereits

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

erwähnten Problem, dass eben nicht mehr klar zwischen genuin sportlichen und nicht-sportlichen Aktivitäten unterschieden wird; man verstrickt sich vielmehr in infiniten Definitionsschleifen, formuliert weite und enge Sportverständnisse und ›erfindet‹ damit verbunden zahllose neue Begriffe wie ›Trend-‹ oder ›Abenteuersport‹, die möglichst alles in den Sportbegriff inkludieren können sollen, was von der äußerlichen Erscheinungsform her auch nur annähernd an Sport erinnert (vgl. exemplarisch Wopp 2008 oder auch Gugutzer 2017: 305, der von »einem neuen Sportmodell« spricht). Dabei sind die Merkmale und Bezeichnungen oftmals eng an die Perspektive der handelnden Akteure selbst geknüpft, wodurch mit dem Label ›Sport‹ fälschlicherweise im Grunde alles das versehen wird, was auch die Akteure selbst so bezeichnen. Die sporttheoretisch gleichsam fatale Folge liegt auf der Hand: Sport wird zu allem und zu nichts; der Gegenstand wird amorph, wird ephemer.[4]

Demgegenüber wird in dieser Arbeit eine Perspektive vertreten, die davon ausgeht, dass soziale Tatsachen, also auch Sport, durch eine *objektive Bedeutungsstruktur* gekennzeichnet sind, die ihnen qua allgemein geltenden Regeln zukommt und die sich mithilfe geeigneter Methoden rekonstruieren lässt. Das ist eine Perspektive, die sich in der Sportsoziologie ursprünglich insbesondere in expliziter Abgrenzung zu Ansätzen der »Kritischen Sporttheorie« (Krüger 2004) – im Folgenden mit KST abgekürzt – herausgebildet hat. In dieser Perspektive wird versucht, den Sport explizit als etwas Eigenlogisches, als eine Praxis sui generis zu erklären (vgl. etwa Krockow 1972; Elias/Dunning 2003[1986]; Guttmann 2004[1978]; Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990; Cachay/Thiel 2000; Alkemeyer 2008; Bette 2010). Allerdings gelingt dies, wie schon angemerkt, diesen Ansätzen höchstens partiell, wobei die Gründe dafür wesentlich darin liegen, dass sie bestimmte Reduktionismen aufweisen – Tobias

4 Den für die Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften fundamentalen Umstand, zwischen Begriff und Sache bzw. Praxis unterscheiden zu müssen, hat John Searle am Beispiel des Geldes überzeugend dargelegt und begründet: »Das Wort ›Geld‹« bezeichnet einen einzelnen Knoten in einem ganzen Netzwerk von Praktiken, den Praktiken des Besitzens, Kaufens, Verkaufens, Verdienens, für Dienstleistungen Bezahlens, Schulden Abzahlens usf. Solange das Objekt so aufgefaßt wird, daß es in den Praktiken diese Rolle spielt, benötigen wir bei der Definition von Geld das Wort ›Geld‹ nicht […]. Das Wort ›Geld‹ fungiert als Platzhalter für die linguistische Artikulation all dieser Partikel« (2018[1995]: 61, Hervh. i. O.). Das Gleiche, kann man sagen, gilt für Sport: Der Begriff für sich ist nicht entscheidend, weil eben auch Praktiken, die von den Akteuren selbst oder von Forschenden als Sport definiert werden, ihrer spezifischen Handlungslogik nach eigentlich etwas völlig anderes sein können. Entscheidend ist es, die unterschiedlichen Handlungslogiken herauszuarbeiten. Auch Ferdinand de Saussures Annahme einer *Arbitrarität des Zeichens* (vgl. Brügger/Vigsø 2008: 15ff.) bezieht sich im Grunde genau auf diesen Sachverhalt: Die Beziehung zwischen Signifiant und Signifié ist insofern arbiträr, als dass der ausdrucksmateriale Träger des Bezeichneten so oder anders ausfallen kann; entscheidend ist, dass das jeweils Bezeichnete eine Realität darstellt, die logisch unabhängig von dem sie ausdrückenden Begriff ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Werron (2010) spricht hier von »Fehlschlüssen« –, die auf alltagsweltlichen und/oder theoretischen Vorurteilen beruhen (etwa, dass Sport eben im Wesentlichen wie Spiel sei oder immer mit körperlicher Leistung zu tun habe); das heißt: diese Ansätze gehen mehr oder weniger unreflektiert von Prämissen aus, die es ihnen verunmöglichen, die Eigenlogik sportlichen Handelns adäquat zu rekonstruieren. Dabei handelt es sich offenkundig um Ansätze, die nicht einer bestimmten Theorietradition folgen; vielmehr stehen die Reduktionismen gewissermaßen quer zu diesen und treten in der Regel auch gleichzeitig auf, wenn auch mit je unterschiedlichen, sozusagen idealtypischen Schwerpunkten. Entsprechend lassen sie sich systematisch gruppieren. Wir werden uns mit Bezug auf die Argumentation Werrons diesen Reduktionismen noch genauer zuwenden, wenn es um die Darstellung und Diskussion bisheriger sportsoziologischer Ansätze gehen wird. Zuvor soll aber noch darauf eingegangen werden, aus welcher theoretischen und methodologischen Position heraus in der vorliegenden Arbeit argumentiert wird – eine Position, so die Annahme, die dazu beitragen kann, jene Reduktionismen zu vermeiden und die Struktureigenschaften sportlicher Praxis nicht nur gleichsam inhaltlich, sondern vor allem grundlagentheoretisch präziser zu bestimmen, als dies bislang geschehen ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

A. Heuristische Vorbemerkungen: Sport als Forschungsgegenstand im Lichte des rekonstruktiven Forschungsparadigmas

Diese Vorbemerkungen betreffen zum einen das in dieser Arbeit in Anschlag gebrachte grundsätzliche Verständnis in Bezug auf die Relation zwischen Theorie und Empirie, zwischen Modellbildung und Gegenstandsanalyse. Zum anderen geht es darum, die dabei verwendeten Begrifflichkeiten von ähnlichen bzw. ähnlich erscheinenden Konzeptionen abzugrenzen, auf welche in der gegenwärtigen Sportsoziologie bevorzugt rekurriert wird. Dies im Vorfeld zu explizieren, erscheint mir sinnvoll, um die spezifische Perspektive und Herangehensweise deutlich zu machen, durch die der Gegenstand ›Sport‹ und dessen potenzielle Relationen zu anderen Handlungsbereichen hier generell betrachtet werden und auf Basis derer die in der Sportsoziologie bislang vorgelegten Ansätze später mitunter auch kritisiert werden. Ziel dieses Teilkapitels ist es, auf einer zunächst grundsätzlichen Ebene einen spezifisch *rekonstruktiven* Zugang zum sportsoziologischen Gegenstandsbereich zu plausibilisieren, mithin für eine *rekonstruktive Sportsoziologie* zu plädieren. In den Teilen »B« und »C« wird die damit verbundene Konzeption sodann sukzessive gegenstandstheoretisch konkretisiert. Es wird kurzgesagt darum gehen, die objektiven Struktureigenschaften sportlicher und (marathon-)läuferischer Praxis zu explizieren. Die Explikation dieser Struktureigenschaften ist für die übergreifende Argumentationslinie dieser Arbeit sehr wichtig, weil hier davon ausgegangen wird, dass etwaige Interdependenzen zwischen Marathonlaufen, Persönlichkeits- und Sozialstruktur nur dann adäquat erfasst werden können, wenn Sport und Marathonlaufen zuallererst als eigenlogische Praxen rekonstruiert und nicht bloß als Derivate anderer Praktiken betrachtet werden.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2.1 Das rekonstruktive Forschungsparadigma

Die vorliegende Untersuchung versteht sich, wie erwähnt, als ›rekonstruktiv‹ bzw. folgt einem »rekonstruktiven Stil der Modellbildung« (Maiwald 2013: 202). Rekonstruktionslogische Verfahren sind im Kanon der sogenannten »Qualitativen Methoden der Sozialforschung« schon seit Längerem fest etabliert (vgl. etwa Bohnsack 1999; Kraimer 2000; Flick/von Kardorff/Steinke 2013). *In der Regel* stellt man sich darunter einen besonderen Zugriff auf das *Datenmaterial* vor. Leitend ist dabei immer die Annahme, dass dieses sinnstrukturiert ist und die Sinnstrukturiertheit in ihrem »geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordensein[…]« (Weber 1904: 46) rekonstruiert werden muss, wobei man möglichst offen, das heißt: nicht subsumtionslogisch vorgehen sollte. Die einzelnen Verfahren unterscheiden sich dann vor allem dahingehend, was sie unter ›Sinn‹ und ›Struktur‹ verstehen sowie hinsichtlich des konkreten methodischen Vorgehens, auch wenn viele dabei die Sequenzanalyse bemühen (vgl. dazu Maiwald 2005). Der rekonstruktive Stil der Modellbildung schließt diese auf das konkrete methodische Vorgehen bezogenen Prämissen ausdrücklich mit ein, geht sodann aber in einer bestimmten Hinsicht darüber hinaus: Er steht *nicht* bloß für eine bestimmte Art und Weise der *Datenanalyse*, sondern impliziert auch eine *grundsätzliche Vorstellung davon, wie Theoriebildung und Gegenstandsbestimmung in den Sozialwissenschaften vonstattenzugehen haben*. Was für eine Vorstellung ist es?

Die besondere Perspektive des rekonstruktiven Forschungsstils kann man sich im ersten Zugriff klarmachen, wenn man eine zentrale Annahme der Objektiven Hermeneutik (OH) in Bezug auf die Datenanalyse gleichsam auf das Ganze eines Forschungsprozesses extrapoliert. So heißt es bei Ulrich Oevermann:

> »Im Terminus ›Fallrekonstruktion‹ soll zum Ausdruck kommen, daß es um ein erschließendes Nachzeichnen der fallspezifischen Strukturgestalt in der Sprache des Falles selbst, also um die schlüssige Motivierung eines Handlungsablaufs in Begriffen des konkreten Handlungskontextes geht, und dieses Vorgehen in scharfem Gegensatz zur üblichen subsumtionslogischen Kategorisierung und Klassifikation von primärem Datenmaterial unter vorgefaßte theoretische Kategorien steht.« (1981: 4, Hervh. i.O.)

Bezogen auf den gesamten Forschungsprozess kann man daran anknüpfend sagen, dass es rekonstruktiv Forschenden auch schon im Rahmen der forschungsvorbereitenden »Fallbestimmung« (Wernet 2009: 53ff.) darum geht, die relevanten Sinnstrukturen eines Forschungsfeldes *nicht qua theoretisch abgeleiteter Setzung* festzulegen, sondern »in der Sprache des Falls« *hermeneutisch zu rekonstruieren*. Diese, wenn man so will, systematische Apriori-Reflexion der realen Sinnstrukturiertheit der zu erforschenden Gegenstände respektive Gegenstandsbereiche soll verhindern, dass

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

alltagsweltliche wie auch theoretische Vorannahmen unkontrolliert in die Modellbildung einfließen und so letztlich am Gegenstand vorbeigeforscht bzw. der Gegenstand lediglich ›bedarfsgerecht zurechtgestutzt‹ wird. Eine Art Kompass für eine solche Fallbestimmung stellt das implizite Regelwissen dar, über das Forschende als Gesellschaftsmitglieder qua Sozialisation verfügen.[5] Und es ist dieses Regelwissen, das die systematische Sinnexplikation auf eine stabile, der intersubjektiven Überprüfbarkeit zugängliche Basis stellt und sie vor Beliebigkeit bewahrt – auch in der Datenanalyse.

An dieser Stelle muss man einem Missverständnis vorbeugen: Die forschungsvorbereitenden Maßnahmen dürfen *nicht* so verstanden werden, als ginge es darum, sich dem jeweiligen Untersuchungsgegenstand gänzlich *theorielos* zu nähern. Im Gegenteil: Eine Bezugnahme auf bereits entwickelte theoretische Begriffe ist nicht nur nicht kategorisch ausgeschlossen, sondern nachgerade geboten, weil Forschung klarerweise stets kumulativ erfolgen muss. Entscheidend ist allerdings, dass die bereits vorgefundenen theoretischen Begriffe in enger Wechselwirkung mit hermeneutischen Rekonstruktionen wesentlicher Sinnkonzepte der zu untersuchenden Realitäten auf ihre wirklichkeitsaufschließende Potenz hin geprüft werden. Lapidar gesagt: Die theoretischen Annahmen sollen dem Gegenstand nicht einfach übergestülpt, sondern dahingehend geprüft werden, inwiefern sie seine reale Sinnstrukturiertheit erfassen. Theorien bzw. theoretische Begriffe können sich insofern mehr oder weniger gut für eine jeweilige Gegenstandsbestimmung eignen. Dies zu betonen, ist sehr wichtig, denn es ist eben nicht per se der Rekurs auf Theoreme, welcher einer offenen Annäherung an einen Forschungsgegenstand im Wege stehen kann; dem rekonstruktiven Forschungsstil entgegensteht nicht eine sich auf schon vorhandene Theoreme beziehende, sondern eine Sinnzusammenhänge einfach festsetzende, »axiomatische Modellbildung« (Maiwald 2013: 203). Entsprechend ist die für die quantitativen Verfahren übliche Vorgehensweise der Formulierung und Überprüfung von Hypothesen aus der rekonstruktiven Perspektive als solche auch völlig unproblematisch; entscheidend ist nämlich, *wie* man zu den Hypothesen kommt und ob die Kategorien, die man zu ihrer Überprüfung heranzieht, hermeneutisch rekonstruiert oder einfach gesetzt werden. Der rekonstruktive Forschungsstil fügt sich daher letztlich nicht der gängigen Unterscheidung von qualitativen und quantitativen Methoden, denn auch statistische Variablen und standardisierte Fragen lassen sich im Lichte einer hermeneutischen Rekonstruktion derjenigen Sinnkonzepte betrachten, auf welche sie sich implizit

5 Und wenn dieses Wissen nicht schon qua Sozialisation erworben wurde, weil es sich um Spezialwissen handelt, dann muss man sich dieses durch konkrete Nachforschungen erst noch erschließen (z.B. Gesetzestexte, die man sich als juristischer Laie/juristische Laiin erst erschließen muss, weil man sie für kriminalwissenschaftliche Forschung benötigt).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

oder explizit beziehen.[6] Entsprechend wird die rekonstruktive Modellbildung – explizit oder der Sache nach – von Forschenden unterschiedlicher Theorie- und Methodenhintergründe praktiziert (vgl. ebd.).[7]

Der rekonstruktive und der axiomatische Forschungsstil stehen also für zwei *grundsätzlich verschiedene* Weisen des Umgangs mit einem für die Sozialwissenschaften fundamentalen, nicht-stillstellbaren Problem hinsichtlich des Verhältnisses von Begriffsbildung und Wirklichkeit. Hinter diesen beiden grundlegenden Forschungshaltungen operieren entsprechend jeweils unterschiedliche Annahmen über die Konstitution der sozialen Welt und über die Wege zu ihrer Erkenntnis. Während axiomatische Ansätze – gewissermaßen vorsoziologisch – davon ausgehen, dass sozialwissenschaftliche Forschung grundsätzlich mit einem Beschreibungsproblem konfrontiert ist und erst in theoretischen Setzungen, deren Qualität sich vor allem an der logischen Konsistenz, Wertfreiheit und Falsifizierbarkeit (etwa im Kritischen Rationalismus, vgl. Popper 1935) der in Anschlag gebrachten Theorien bemisst, das wissenschaftlich adäquate Mittel sehen, die soziale Realität zu erfassen, folgen rekonstruktiv Forschende der Annahme, dass es in den Sozialwissenschaften kein Beschreibungsproblem gibt und »die soziale Welt«, so eine etablierte Formel in diesem Diskurszusammenhang, sich »schon immer selbst beschrieben hat« (vgl. zu diesem Argument Maiwald 2013: 186). Die Qualität sozialwissenschaftlicher Theorien bemisst sich dann nicht nur an der Absenz logischer Widersprüche, Werturteile und nicht nachprüfbarer Behauptungen, sondern ganz grundsätzlich eben auch am Passungsverhältnis von Begriff und Wirklichkeit. Oevermann (1991) verweist in diesem Zusammenhang auf einen erkenntniskonstitutiven Zirkel:[8] Einerseits müssen wir in den Sozialwissenschaften davon ausgehen, dass wir es stets mit bereits sinnstrukturierten Gegenständen zu tun haben, deren Sinn wir daher methodisch kontrolliert erschließen und zu

6 Vgl. als Beispiel für eine Kombination quantitativer Messinstrumente mit hermeneutischer Rekonstruktion der Messkategorien und zentraler Sinnkonzepte des Untersuchungsgegenstands: Adams/Golsch/Maiwald (2020).

7 Beispielsweise findet man den ›rekonstruktiven Geist‹ im Kern auch schon bei Émile Durkheim, wo es in einer instruktiven Formulierung heißt: »Wir wollen die Moral nicht aus der Wissenschaft ableiten, sondern die Wissenschaft der Moral betreiben, was etwas ganz anderes ist. Die moralischen Fakten sind Phänomene wie alle anderen auch. Sie bestehen aus Verhaltensregeln, die man an bestimmten Merkmalen erkennen kann. So muß es möglich sein, sie zu beobachten, sie zu beschreiben, sie zu klassifizieren und die Gesetze zu suchen, die sie erklären« (1996[1893]: 76).

8 Vgl. zum Hintergrund der Oevermann'schen Rekonstruktion dieses Zirkels – der im Übrigen nicht mit dem sogenannten »hermeneutischen Zirkel« gleichzusetzen ist, der ja von einer grundsätzlichen Kluft zwischen Beobachtenden und Beobachtete(m)n ausgeht – in Anlehnung an die Chomsky'sche Unterscheidung von Kompetenz und Performanz im Rahmen seiner Theorie linguistischer Kompetenz: Sutter 1994: 27ff.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

allgemeinen theoretischen Modellen hochaggregieren können, welche dem Anspruch nach die reale Strukturiertheit der Gegenstände angemessen beschreiben und erklären. Theoretische Begriffe sind in dieser Hinsicht, wie schon ausgeführt, idealiter »Realabstraktionen« (ebd.: 290). Wir müssen, sofern die Theorien, die wir bilden, sachangemessen sein sollen, unterstellen, dass die Sache selbst *nicht beliebig* konstituiert ist und sich in dieser Nicht-Beliebigkeit entsprechend systematisch aufschließen und auf den Begriff bringen lässt – anderenfalls wäre es sinnlos, sie zu untersuchen bzw. überhaupt erst von ihr als ›Sache‹ zu sprechen. Andererseits müssen (und können) wir über jene Strukturiertheit der ›Sachen‹, der sozialen Realität, aber auch schon im Vorfeld einer empirischen Untersuchung theoretisierende bzw. »beobachtungsleitende Annahmen« (Kalthoff 2019[2008]: 12) treffen – sei es, um überhaupt erst spezifische Fragestellungen im Hinblick auf konkrete Gegenstände und Gegenstandsbereiche formulieren und damit auch die bereits vorhandene Forschung dazu systematisch berücksichtigen zu können, sei es, um uns über unsere immer vorhandenen Vorannahmen über die zu untersuchenden Gegenstände klar zu werden und sie auf Distanz zu bringen oder sei es, um überhaupt Methoden entwickeln zu können, mit denen sich die zu untersuchenden Gegenstände intersubjektiv überprüfbar erschließen lassen.

Die forschungspraktische Konsequenz aus dem Gesagten ist daher, dass wir jenen Zirkel nie einseitig auflösen können;[9] wir müssen immer beide Seiten berücksichtigen, denn sie sind unauflöslich und dialektisch aufeinander verwiesen, sind gleichsam aneinandergekettet. Das bedeutet auf der Seite der forschungsvorbereitenden, theoretisierenden Gegenstandsbestimmung, dass wir diese von ihrem methodologischen Status her als *Heuristiken* verstehen und behandeln müssen, als Instrumente gleichsam, die gegenstandsadäquate Untersuchungen überhaupt erst ermöglichen, aber zugleich noch unter Vorbehalt stehen; sie schärfen unseren erkenntnisleitenden Fokus, kalibrieren unseren Zugriff auf die zu untersuchenden Forschungsgegenstände und helfen dabei, unsere Vorannahmen systematisch zu reflektieren; doch die eigentliche Theoriebildung erfolgt dann immer im Rekurs auf methodisch kontrolliert ausgeführte Fallrekonstruktionen, bei denen die heuristischen Vorbestimmungen im Modus einer »künstlichen Naivität« (Oevermann 1986: 36) auch vorerst wieder auf Distanz gebracht und mit denen sie anschließend auch immer wieder kontrastiert und weiterentwickelt werden müssen. Mit Oevermann zusammengefasst:

9 Als Beispiel für eine Vereinseitigung des Zirkels lässt sich eine bestimmte Lesart der Methodologie der Grounded Theory anführen, die in der Methodendiskussion unter dem Schlagwort des »induktivistischen Selbstmissverständnisses« verhandelt wird und für einen gewissermaßen radikalen Empiriebezug bei der Theoriebildung steht (vgl. Strübing 2014: 52ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

> »Die vorausgehenden theoretisch artikulierten Einsichten ersparen die Rekonstruktion des Konkreten in keinem Falle, sie können für konkrete Analysen nur den Maßstab liefern, an dem sich ablesen läßt, inwieweit alle wichtigen Momente der zuvor eingesehenen realen Bewegungsgesetzlichkeit historischer Gebilde auch hinreichende Berücksichtigung gefunden haben.« (1991: 289)

Der erkenntniskonstitutive Zirkel wird nie aufgehoben, sondern setzt nach Oevermann auf jeder fortgeschrittenen Stufe der Erkenntnis gleichsam neu an und führt zu einer immer dichter werdenden, materialen Sättigung der Begriffsapparate. Eine vorgängige theoretisierende Bestimmung des interessierenden Realitätsausschnitts sowie eine der empirischen Analyse nachgeordnete systematische theoretische Würdigung einer rekonstruierten Struktur sind also notwendig und erwünscht, aber »Widerlager des Begriffs und sein Prüfstein« (Loer 2013: 9) bleibt letztlich immer die empirisch-konkrete Sinnstrukturiertheit der interessierenden Realität (vgl. dazu auch Funcke/Loer 2019: 2ff.).

2.2 Konstitutionstheoretische Überlegungen und Grundbegriffe für die Analyse von Sport

Die Aufgabe einer rekonstruktiven Sportsoziologie besteht nun also darin, axiomatische Setzungen in Bezug darauf, was die soziale Bedeutung sportlichen Handelns ist, zu vermeiden und die bereits vorfindbare, alltagsweltliche Bedeutung des Sports bzw. sportlicher Praktiken systematisch zu berücksichtigen und in die Sporttheoriebildung zu integrieren. Bereits vorliegende sportsoziologische Theorien werden in dieser Arbeit entsprechend darauf hin geprüft werden müssen, ob bzw. inwieweit sie dies tun. Bevor wir allerdings dazu kommen, in den Abschnitten »B« und »C« die Sinnstruktur sportlichen Handelns im Allgemeinen bzw. des Marathonlaufens im Spezifischen genauer zu explizieren, sollen nachfolgend zunächst noch einige konstitutionstheoretische Begriffe und Annahmen erläutert werden, auf die bei der Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Sports an späterer Stelle rekurriert wird und die für die weitere Argumentation in dieser Arbeit durchweg zentral sein werden.[10]

Keine Gegenstandsbestimmung kommt ohne Annahmen über die grundsätzliche Verfasstheit der sozialen Welt aus. Schon die Annahme, dass man dabei rekonstruktiv vorgehen müsse, basiert ja auf entsprechenden konstitutionstheoretischen

10 Es reicht gleichwohl, hier nur vergleichsweise grob darauf einzugehen, da dies für die in dieser Arbeit verfolgten Zwecke hinreichend ist. Für ausführlichere Darstellungen s. etwa: Funcke/Loer 2019; Garz/Raven 2015; Maiwald 2013; Oevermann 1986, 1991, 2008; Searle 2018[1995], 2012.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vorstellungen, die sie begründen. Entsprechend muss auch jede konkrete Gegenstandsbestimmung früher oder später auf konstitutionstheoretische Begriffe rekurrieren. Schon die Rede von sportlicher *Praxis* als *sozialer Praxis* zum Beispiel ist ja mit Annahmen verbunden, die Antworten auf solche Fragen geben wie: Was kennzeichnet soziale Praxis überhaupt? Wie gestaltet sie sich? Was ist ihr ontologischer Status? Konstitutionstheorien beantworten solche Fragen teils sehr unterschiedlich, und auch hier stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese rekonstruktiv entwickelt oder bloß axiomatisch gesetzt wurden.

In dieser Arbeit beziehe ich mich auf die Konstitutionstheorie der OH (zur Erinnerung: OH = Objektive Hermeneutik), gibt diese doch eine genuin *rekonstruktive* Bestimmung des sozial-, geistes- und kulturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches ab, das heißt: es wird angenommen, dass die in dieser Konstitutionstheorie ausbuchstabierten Begriffe auf reale Sinnstrukturen verweisen, die also in der Praxis tatsächlich ›wirken‹. Entsprechend war die Konstitutionstheorie der OH von Beginn an eng an empirische Analysen gekoppelt und kann mittlerweile als material gut gesättigt gelten.[11] Ergänzend werden wir uns auf die Sozialontologie John Searles beziehen, auf welcher die OH mitunter aufbaut. Diese konstitutionstheoretischen Bezüge erscheinen mir gegenwärtig theoretisch wie empirisch die elaboriertesten zu sein und daher für die hier verfolgten Zwecke – die Bestimmung sportlicher/marathonläuferischer Praxis – am besten geeignet; sie erlauben es nicht nur, den Sport und das Marathonlaufen als nicht beliebig strukturierte soziale Praktiken aufzufassen und in ihrer Strukturiertheit aufzuschließen, sondern geben auch damit verbunden eine plausible Begründung dafür an die Hand, wie nicht arbiträre heuristische Überlegungen zu diesen Gegenständen angestellt werden können.[12] Und wenn hier dabei auf konstitutionstheoretische Annahmen rekurriert wird, dann geschieht dies natürlich wiederum stets rekonstruktiv/heuristisch. Das bedeutet: Den Dreh- und Angelpunkt der hier zu entfaltenden Überlegungen zum Sport und Marathonlaufen bildet immer deren reale Sinnstrukturiertheit; die konstitutionstheoretischen Begrifflichkeiten werden den zu untersuchenden Gegenständen keinesfalls einfach ›übergestülpt‹. Wie sehen die konstitutionstheoretischen Annahmen nun aus?

---

11 Seit den späten 1970er bzw. den frühen 1980er Jahren, wo die OH von Oevermann und Mitarbeiter*innen in zentralen Punkten grundgelegt wurde, ist eine Vielzahl an Forschungen zu den verschiedensten Bereichen sozialer Praxis durchgeführt worden, von Familie und Sozialisation über Kunst, Professionalisierung und Recht bis hin zu pädagogischer und religiöser Praxis (ein Überblick findet sich bei: Garz/Raven 2015; eine umfassende Literaturdatenbank zur objektiv-hermeneutischen Forschung ist hier einzusehen: https://www.agoh.de/bibliographie/literaturdatenbank/startseite.html, [Letzter Zugriff: 23.06.2021]).

12 Die Frage, wie sich Gegenstandsanalysen methodisch kontrollieren lassen, wird noch in Kapitel 3.1.4 eingehend thematisiert.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Den Ausgangspunkt stellt die basale Annahme dar, dass der Gegenstandsbereich der Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften die *soziale Welt*, konkreter: die *menschliche Praxis in der Gesamtheit ihrer Erscheinungen* ist. Gegenüber dem Gegenstandsbereich der Naturwissenschaften zeichnet sich diese durch *Sinnstrukturiertheit* aus. Die Kategorie ›Sinn‹ ist dabei nicht alltagsweltlich-normativ (»Sinn des Lebens«, »das macht keinen Sinn«) zu verstehen, sondern deskriptiv: sie bezieht sich auf die *Bedeutung* von Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis, die, so eine weitere Annahme, durch *allgemein geltende soziale Regeln* erzeugt wird (vgl. Oevermann 2003a: 187; Garz/Raven 2015: 33ff.). Die regelgeleitete soziale Praxis ›produziert‹ somit Sinnstrukturen, die *objektiv* sind, und zwar insofern, als dass sie eine Bedeutung tragen, die logisch unabhängig von der subjektiven Wahrnehmung der jeweils Handelnden Geltung beanspruchen kann. Dies hat nichts mit einer Ontologisierung des Sozialen im Sinne einer Erhebung sozialer Tatsachen in den Stand beobachterunabhängiger Existenz zu tun. Wenn hier von ›Gegenstand‹ oder ›Sache‹ gesprochen wird, dann sind damit in der Regel nicht die physikalischen, sinnlich prinzipiell wahrnehmbaren Dinge, sondern vor allem *abstrakte soziale Entitäten* gemeint.[13] Mit John Searle können wir präzisieren, dass es sich dabei um »gesellschaftliche« bzw. »institutionelle Tatsachen« handelt, denen im Gegensatz zu natürlichen Tatsachen grundsätzlich keine *ontologische*, sondern eine *epistemische* Objektivität zukommt (1997[1969]: 78ff.; 2012: 36). Hinsichtlich ihrer Existenzweise, also *ontologisch* gesehen, sind sie demnach subjektiv und damit immer beobachter*relativ*; in *epistemischer* Hinsicht dagegen lassen sich beobachter*unabhängige* Aussagen über sie treffen.[14] Der bekannte Dualismus von Geistes- und Gesetzeswissenschaften (bzw. von »science« und »humanities« im englischsprachigen Raum) hat in dieser Perspektive insofern keinen Platz, als dass wir davon ausgehen, dass auch geistige Gegenstände eine *Gesetzlichkeit*, eine *Struktur*gesetzlichkeit anstelle einer *Naturgesetzlichkeit aufweisen*, die sich eben zwar nicht sinnlich wahrnehmen, doch aber mit adäquaten methodischen Instrumenten intersubjektiv überprüfbar nachweisen und erklären

13 Auf die fundamentale Bedeutung dieser Unterscheidung für die Soziologie hat ebenfalls bereits Émile Durkheim in seinen »Regeln der soziologischen Methode« (2019[1895]) hingewiesen: »Wir behaupten also keineswegs, daß die sozialen Phänomene materielle Dinge sind, sondern daß sie mit dem gleichen Rechtstitel Gegenstände sind wie die materiellen Dinge, wenn auch solche anderer Art« (ebd.: 89).

14 Searle verwendet ein weites Verständnis von »Institutionen«. Gemeint sind damit nicht nur herausgehobene soziale Einrichtungen, sondern im Grunde alle sozialen Tatsachen, denen eine allgemeingültige Bedeutung und damit verbundene handlungsrelevante ›Rechte‹ und ›Pflichten‹ (»deontische Macht«) zukommen. Wichtig ist, dass diese allgemeingültige Bedeutung sich ausdrücklich nicht allein schon aus der physikalischen Beschaffenheit der Tatsachen speist, sondern ihnen qua allgemein geltenden Regeln zukommt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lässt.[15] Maßgeblich hierfür ist das bereits angesprochene *Regelwissen*, das Subjekte in ihrer Sozialisation in Form eines *impliziten Wissens* (Michael Polanyi) bzw. einer *Kompetenz* (Noam Chomsky) erwerben und das es ihnen ermöglicht, *intuitive Angemessenheitsurteile* über die objektive Sinnstruktur von Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis – sei es in der Datenanalyse oder bei den heuristischen Vorüberlegungen schon – zu treffen (vgl. Oevermann 1986: 38ff.).[16] Wie aber hat man sich diese Regeln konkret vorzustellen und wie genau ›erzeugen‹ sie objektive Sinnstrukturen?

Oevermann differenziert in diesem Zusammenhang zwischen zwei »Parametern der Sequenzierung« (1991: 271f.), entlang derer sich soziale Praxis grundsätzlich entfaltet. Dem *Parameter I* (»Erzeugungsparameter«) zuzurechnen sind die sogenannten »bedeutungserzeugenden« Regeln (Ders. 2003a: 192; 1986: 22ff.; auch Maiwald/Sürig 2018). Dabei handelt es sich insbesondere um (einzel-)sprachspezifische Regeln auf phonologischer, syntaktischer und pragmatischer Ebene (Sprechakttheorie), aber auch um Regeln der Logik, Reziprozität, Rahmung von Interaktionen, Sequenzialität, kurz: um all jene Regeln, die jeglicher sozialer Praxis *vorausgehen*.[17] An jeder Sequenzstelle eines Handlungsablaufs *eröffnen* diese Regeln konkrete Handlungsoptionen, zwischen denen eine Handlungsinstanz – bei Oevermann: »Lebenspraxis« – wählen, mithin sukzessive Optionen auch ausschließen *muss*. Die Regeln haben dabei stets *allgemeine Geltung*; sie sind nicht hintergehbar und logisch nicht von der subjektiven Wahrnehmung der Akteure abhängig. Doch hinsichtlich der *Reichweite* ihrer Geltung unterscheiden sie sich:

15 Oevermann verwendet für diesen Zusammenhang den Begriff des »methodologischen Realismus« (2002: 3).

16 Kompetenz ist hier im weiteren Sinne zu verstehen als eine »Normalausstattung«, über die jedes erwachsene und sozialisierte Gesellschaftsmitglied wie selbstverständlich verfügt und die es in Interaktionen realisieren kann, sofern es nicht durch Einschränkungen psychophysischer Art daran gehindert wird (Maiwald/Sürig 2018: 214). Entscheidend ist also nicht, wie elaboriert sich jemand ausdrücken kann (Performanz), sondern lediglich die Tatsache, dass sozialisierte Gesellschaftsmitglieder in der Lage sind, auf einer basalen Ebene an der sozialen Praxis zu partizipieren, d.h.: regelgeleitet zu handeln und auf Basis eben dieser Regeln soziale Praxis zu deuten.

17 Es sei schon einmal festgehalten, dass nach Searle der Sprache innerhalb des ›Konzerts‹ von allgemeinen Strukturen der Sozialität neben dem Mechanismus der Reziprozität eine herausragende Bedeutung zukommt. Im Grunde genommen lassen sich Sprache und Sozialität nicht voneinander trennen, denn Sozialität heißt vor allem: es gibt Sprache. Sie ist ihm zufolge »die fundamentalste aller Institutionen« (Searle 2012: 23, 106ff.), weil sie als *System konstitutiver Regeln* soziales Handeln ermöglicht und eine Bedeutungszuweisungsfunktion (durch Deklaration) erfüllt: Sprachfähigkeit ermöglicht erst die Schaffung institutioneller Tatsachen. Gleichwohl ist Sprache nur *ein mögliches Ausdrucksmedium* neben anderen (Gemälde, Musik, Artefakte). Diese ›alte‹ strukturalistische Einsicht erlaubt es somit, auch nichtsprachlich verfasste Objekte (also auch Sport) als qua Regeln sinnstrukturiert zu begreifen (vgl. zum strukturalistischen Argument Brügger/Vigsø 2008). Mehr dazu weiter unten in diesem Kapitel.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sie können universal für die Gattung Mensch sein, so zum Beispiel die Regeln der Reziprozität; sie können aber auch bloß für bestimmte Kulturen oder Milieus bzw. für unterschiedliche historische Zeiträume gelten (vgl. Oevermann 2003a: 192). Erneut mit Searle (1997[1969]) können wir diejenigen Regeln als »konstitutive Regeln« bestimmen, die die soziale Praxis, die sie regulieren, zugleich überhaupt erst ermöglichen (das können universelle, aber eben auch historisch-spezifische Regeln sein, Regeln im Sport z.B.); »regulative Regeln« hingegen regulieren lediglich eine bereits eingerichtete soziale Praxis, eine Praxis, die auch ohne sie ablaufen könnte (ebd.: 54ff.). Konstitutionstheoretisch ist die Differenzierung zwischen handlungsermöglichenden und handlungsleitenden Regeln – obschon sie in vielen soziologischen Theorien (im Strukturfunktionalismus oder der Kritischen Theorie etwa) fehlt bzw. unscharf ist – von erheblicher Tragweite. Denn für die Erklärung der Ermöglichungsbedingungen von Sozialität ist das Konzept der Normen bzw. regulativen Regeln (systemtheoretisch gesprochen: der Erwartungen und Erwartungserwartungen) schlichtweg nicht hinreichend; es greift zu kurz, weil es gleichsam sich selbst nicht erklären kann (Woher kommen die Normen und warum kann von ihnen abgewichen werden?).

Für die *Auswahl* aus den konkreten Optionen ist nun der *Parameter II* (»Auswahlparameter«) zuständig (Oevermann 2003a: 192). Dieser umfasst all diejenigen Dispositionen einer konkreten Lebenspraxis, die ihre Optionenauswahl beeinflussen, das heißt: Meinungen, Einstellungen, soziale Deutungsmuster, Habitusformationen, Werte und Normen (im Sinne internalisierter regulativer Regeln), manifeste Motive, latente Motivstrukturen etc. Eine Lebenspraxis (z.B. eine einzelne Person, eine Organisation oder ein Nationalstaat) vollzieht sich, indem sie aus den ihr qua Parameter I eröffneten Optionen auswählt, immer *sequenziell* und bildet so eine *Fallstruktur*, eine (wieder-)erkennbare Handlungscharakteristik aus. Diese lässt sich als ein Entscheidungsmuster verstehen, welches gleichsam generativen Status hat, weil es einmal entwickelt, eine Vielzahl an durchaus unterschiedlichen Oberflächenphänomenen hervorbringen kann. Und dennoch ist die Lebenspraxis in ihren Entscheidungen *grundsätzlich nicht determiniert*; denn der Strukturbegriff der OH ist nicht nur ein abstrakter, sondern vor allem auch ein *dynamischer* (weshalb nicht nur der Ontologisierungs-, sondern auch der Determinismusvorwurf hier nicht greifen), und es ist somit immer die Frage, ob es sich im Falle einer konkreten Lebenspraxis im Hinblick auf einen von ihr zum Ausdruck gebrachten bestimmten Strukturzusammenhang um eine Strukturreproduktion oder -transformation handelt. Entsprechend konzipiert Oevermann die Lebenspraxis im Anschluss an George Herbert Meads I-Me-Dialektik ausdrücklich als eine autonomiefähige Instanz (vgl. hierzu 1991: 297ff.), wobei ›Autonomie‹ nicht aus einem wie auch immer gearteten philosophischen Konzept abgeleitet, als eine Art vorsoziales Zufälligkeitsprodukt oder anthropologische Konstante verstanden, sondern in der regelgeleiteten Konstitution sozialer Praxis selbst verortet und damit genuin soziologisch erklärt wird: als

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auf Dauer gestellte *Möglichkeit und Anforderung*, sich zwischen den durch konstitutive Regeln eröffneten Optionen zu entscheiden, und zwar auch und vor allem dann, wenn es noch keine gesicherten Begründungen für eine bestimmte Handlungsoption gibt, wenn die Lebenspraxis also in eine Krise (im weiteren Sinne verstanden) gerät, die sie nicht negieren kann und sich deshalb ›ins Blaue hinein‹, also zukunftsoffen entscheiden *muss* (damit grenzt sich die Konstitutionstheorie der OH auch klar von handlungstheoretischen bzw. rationalistischen Ansätzen ab). Doch auch routinisiert ablaufende Handlungen beruhen immer auf Entscheidungen, die ›auf Bewährung‹ getroffen wurden und insofern immer auch verändert werden bzw. scheitern können. Kurz: Autonomes Handeln ist kein Randphänomen, sondern konstitutiver Bestandteil von Sozialität (vgl. dazu auch Maiwald/Sürig 2018: 195).[18] Dazu gehört denn auch, dass eine Lebenspraxis prinzipiell jederzeit Einsicht in die Charakteristik ihrer Entscheidungen – in ihre Fallstruktur – erlangen und diese gegebenenfalls zu ändern versuchen kann. In einer instruktiven Passage, die als eine Zusammenfassung des soeben Gesagten gelten kann, versteht Oevermann die »Lebenspraxis« daher als

> »einen fallstrukturgesetzlichen Zusammenhang von Soma, Psyche und Sozialität. […] Lebenspraxis bezeichnet also eine um eine zugleich biologisch gegebene Lebensmitte, d.h. um einen Leib und ein Unbewusstes zentrierte *Subjektivität*, die sich in ihrer Autonomie genau dadurch konstituiert, dass sie zugleich unter Entscheidungszwang steht, d.h. in einer Zukunftsoffenheit von Entscheidungsalternanten auswählen muss, und diese Entscheidung begründen können muss, obwohl eine echte Entscheidungssituation nur dann gegeben ist, wenn das Richtig-Falsch Kalkül einer Begründung im selben Moment nicht erfüllt werden kann, sonst wäre es keine wirklich offene Entscheidungssituation. Die Begründung ist also nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben. Deshalb definiere ich Lebenspraxis […] als *widersprüchliche Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*. Damit ist aber zugleich gesagt, dass wirkliche Entscheidungssituationen, in deren Vollzug Lebenspraxis als Lebenspraxis sich konstituiert, *Krisen* sind. Wir können deshalb sagen, dass Lebenspraxis als autonome sich genau darin konstituiert, dass sie in der Lage ist, Krisen selbständig zu erzeugen und zu bewältigen.« (2004a: 159–160, Hervh. i.O.)

Wir kommen auf den im Zitat angesprochenen Begriff der »Krise«, welcher für Oevermanns Theorie von zentraler Bedeutung ist (vgl. dazu Oevermann 2008),

18 Was nicht bedeutet, dass man auch *faktisch* immer autonom handelt bzw. handeln kann; es gibt immer Zwänge, Machtstrukturen und Pathologien. Gleichwohl können diese nur dann auch als solche bestimmt werden, wenn man die Möglichkeit autonomen Handelns als konstitutionstheoretischen Normalfall in Rechnung stellt. *Wenn es keine Autonomie gibt, dann gibt es auch keine Macht, keinen Zwang und keine darauf bezogene Pathologie.*

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

weiter unten noch etwas genauer zu sprechen. Für den Zusammenhang hier ist es zunächst wichtig, festzuhalten, dass davon ausgegangen wird, dass es objektive Sinnstrukturen gibt, die durch sozial als geltend unterstellte Regeln gewissermaßen erzeugt werden, indem Lebenspraxen aus den durch diese Regeln eröffneten Handlungsoptionen wählen. Die Ebene objektiver Sinnstrukturen ist gleichwohl nicht die einzige Sinnebene, welche die OH konstitutionstheoretisch wie methodologisch differenziert und berücksichtigt; es gibt noch zwei weitere und damit insgesamt drei (vgl. zu dieser Unterscheidung, auf die sich im Folgenden bezogen wird, Maiwald 2013: 193): Während der *objektive Sinn* einer sozialen Handlung – als welche im Sinne der Sprechakttheorie ausdrücklich auch eine sprachliche Äußerung verstanden werden kann (vgl. Austin (2019[1962]; Searle 1997[1969]) – ihr unabhängig vom jeweils konkreten Handlungskontext zukommt, entsteht der *interaktive Sinn* in konkreten Interaktionen – als Ergebnis der Optionenrealisierungen der beteiligten Interaktionspartner*innen, ergo als *Fallstruktur*. Der *subjektive Sinn* bezeichnet dagegen das, was von der objektiven und interaktiven Realität im Bewusstsein der jeweiligen Lebenspraxis repräsentiert ist. Daher werden der objektive und interaktive Sinn auch der *latenten*, das heißt: dem Bewusstsein der jeweiligen Lebenspraxis (und natürlich auch dem der Forschenden) nicht direkt zugänglichen Sinnschicht zugerechnet, der subjektive Sinn dagegen der *manifesten*.[19] Wenn daher im ersten Schritt dieser Arbeit der Sport als eine soziale Praxis sui generis analysiert wird, dann geht es zunächst weder um den subjektiven Sinn, den Akteure damit verbinden, noch um den interaktiven Sinn, der sich in den konkreten sportbezogenen Interaktionen sequenziell bildet, sondern ausdrücklich um den objektiven Sinn, der Sporthandlungen unabhängig von konkreten Interaktionskontexten und unabhängig vom subjektiven Bewusstsein Einzelner nach geltenden sozialen Regeln zukommt. Letztlich aber lässt sich natürlich auch von objektiven Bedeutungsstrukturen nur dann sinnvoll sprechen, wenn sie in konkreten Interaktionen von konkreten Lebenspraxen reproduziert, mithin auch transformiert werden. Man kann somit generell sagen, dass der zentrale ›Ort‹ der Strukturbildung die Interaktion ist (vgl. Maiwald/Sürig 2018).

Exkurs: Zum Begriff der Praxis

An dieser Stelle ist es sinnvoll, einige Unterschiede des in dieser Arbeit in Anschlag gebrachten Praxisbegriffs zu einem anderen, in der gegenwärtigen Sportsoziologie eine gewisse Popularität genießenden Praxisbegriff – notgedrungen kursorisch und

19 Es ist zu bedenken, dass der Begriff der »latenten Sinnstrukturen« ein zunächst rein methodologischer ist, d.h. er kennzeichnet eine spezifische Sinnschicht, die empirisch natürlich immer nur in konkreten Praxisgebilden sich manifestiert – in Handlungsmustern, Habitusformationen, sozialen Deutungsmustern, Haltungen, Überzeugungen, Motivstrukturen, Bewährungsfiguren etc. (vgl. dazu Oevermann 2001: 39ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selektiv – herauszustellen. Die Rede ist vom Praxisbegriff der sogenannten »Praxeologie« bzw. der »Praxistheorien«. Es scheint, um das vorwegzuschicken, indes freilich plausibel, den Praxisbegriff als soziologischen Grundbegriff stark zu machen; und im Grunde ist ja auch die Oevermann'sche Konstitutionstheorie eine ›lupenreine‹ Praxistheorie. Gleichwohl erscheinen mir einige praxeologische Grundannahme – gerade aus der Perspektive der Oevermann'schen Konstitutionstheorie – als problematisch, und das nicht nur sozusagen in sich, sondern vor allem auch hinsichtlich ihrer Applikation auf den Gegenstandsbereich der Sportsoziologie. Daher möchte ich im Folgenden die Position vertreten, dass der Praxisbegriff der OH der elaboriertere, gegenstandsangemessenere ist, weshalb ich mich in dieser Arbeit auch auf ihn beziehe und dafür plädiere, diesen im praxeologischen Theoriendiskurs, da bislang noch nicht geschehen, ebenfalls stärker zu berücksichtigen.

Die Praxeologie/Praxistheorie[20] ist kein einheitliches Theoriegebäude, sondern eher eine sozial- und kulturwissenschaftliche *Theorieströmung*, die insbesondere durch die Arbeiten Pierre Bourdieus (vor allem seine »Theorie der Praxis« [2018[1972]), Anthony Giddens, Harold Garfinkels oder Ludwig Wittgensteins inspiriert ist und im Wesentlichen – das ist vielleicht der ›kleinste‹ gemeinsame Nenner – darauf abzielt, den Hiatus zwischen mikro- und makrosoziologischen Perspektiven, zwischen Subjektivismus und Objektivismus zu überwinden, indem etwas Drittes, nämlich die Praxis bzw. Praktik als vermittelndes Element eingeführt wird (vgl. allgemein zu Praxistheorien Reckwitz 2003; spezifisch zur praxeologisch orientierten Sportsoziologie Alkemeyer 1997, 2008; Müller 2014; Gugutzer 2017). Eine weitere geteilte Annahme praxistheoretischer Ansätze ist, dass soziale Praktiken primär aus materialen, das heißt: körperlichen Bewegungen bestehen, wozu auch der Umgang mit Dingen bzw. Objekten gehört. Für Andreas Reckwitz ist die Praktik daher »die kleinste Einheit des Sozialen«, wie er in seinem einflussreichen Aufsatz »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken« konstatiert (2003: 290). Damit verbunden würden Praktiken weder durch objektive Strukturen noch durch rational handelnde Akteure erzeugt, sondern durch ein historisch-spezifisches, »praktisches Wissen, ein Können, ein know how, ein Konglomerat von Alltagstechniken« (ebd.: 289), das auf kollektiven »Wissensordnungen« beruht und in Form von »Verhaltensroutinen« inkorporiert bzw. habitualisiert sei (ebd.: 288). Und auch hier betont Reckwitz das Primat der Materialität sozialer Praxis: Wissensordnungen werden nicht als etwas Ideelles bzw. Geistiges verstanden; es handelt sich nicht um *Texte*, sondern um einen inkorporierten, »praktischen Sinn« (Bourdieu). Der verwendete Textbegriff ist also ein enger, und auch das scheint mir eine Gemeinsamkeit praxistheoretischer Ansätze zu sein: Texte sind für diese entweder nur verbal- oder schriftsprachliche Gebilde; sie stehen nicht – wie in der Konstitutionstheorie der OH – für die generelle Sinnstrukturiertheit sozialer Praxis, die man

20 Beide Begriffe werden im Folgenden synonym verwendet.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

›lesen‹ muss. Es wird jedoch nicht generell bestritten, dass soziale Praxis *sinnstrukturiert* ist. So spricht wiederum Reckwitz von einer »Doppelstruktur« von Praktiken »als materiale Körperbewegungen *und* als implizite Sinnstruktur, als Kombination einer Präsenz der Körper und Dinge, die der Beobachtung zugänglich sind, und einer Abwesenheit des impliziten Wissens, dessen indirekte Erschließung immer unvollständig bleiben muss« (2019[2008]: 196, Hervh. i. O.). Methodisch, so Reckwitz weiter, ergebe sich dadurch ein »Zugänglichkeitsproblem des Impliziten«, sodass die »ethnographische teilnehmende Beobachtung […] gewissermaßen die ›natürliche‹ ihr korrespondierende Methode der Praxeologie« sei (ebd., Hervh. i. O.). Es sind dabei nicht nur die Subjekte selbst, die nicht reflexiv bzw. explizit über das von ihnen wie automatisch verwendete praktische Wissen verfügen, sondern auch beobachtenden Dritten ist dieses Wissen prinzipiell nicht direkt zugänglich; beobachtbar ist nur die materiale »Performativität« (Ders. 2003: 290) der jeweiligen Praxis. Entsprechend gilt die situative Vergänglichkeit sozialer Praxis den Praxistheoretiker*innen als grundsätzliches Problem. Auch in der praxeologisch orientierten Sportsoziologie wird dies so gesehen und deshalb ebenfalls insbesondere auf ethnographische Methoden gesetzt (vgl. etwa die in diesem Kontext oft zitierte, instruktive Studie von Wacquant 2017[2001]). Schließlich, darauf weist Reckwitz auch hin (vgl. 2003: 294), sind praxeologische Ansätze stets mit einer Spannung zwischen der Betonung der Routineförmigkeit sozialen Handelns und der Frage nach der Entstehung des Neuen konfrontiert. Dieses Problem scheint auch bis heute nicht wirklich gelöst (vgl. dazu selbstkritisch Alkemeyer 2019), obschon es durchaus Versuche gibt, Praxistheorien für pragmatistische (vgl. Hillebrandt 2021) und interaktionstheoretische (vgl. Hirschauer 2016) Ideen anschlussfähig zu machen.

Vor diesem Hintergrund ist es nun nicht sonderlich überraschend, dass praxistheoretisch orientierte Ansätze in den vergangenen rund zwei Jahrzehnten eine besondere Prominenz innerhalb der Sportsoziologie erlangt haben, denn schließlich sind viele bekannte Sportarten eindeutig ›körperlastige‹ Aktivitäten, und die Praxeologie ist eben eine Theorie- und Forschungsperspektive, die theoriearchitektonisch wie methodologisch den Körper in den Mittelpunkt rückt. Entsprechend wird verstärkt von einem »body turn« in der Sportsoziologie gesprochen, welcher denn auch mit dem allgemeinsoziologischen Bedeutungszuwachs praxeologischer Ansätze, mit dem »practice turn« in der Soziologie in Verbindung gebracht wird (Gugutzer 2017: 306). In der Konsequenz konzipieren und analysieren praxeologische Sportsoziologien sportliche Praxis in erster Linie als *körperliche* Praxis (vgl. Alkemeyer 1997: 381, 2008: 224; Gugutzer 2017: 313). Diese wird sodann ebenfalls in terms routineförmigen Verhaltens gefasst, das durch ein inkorporiertes Wissen, durch einen »sportspezifischen Habitus« (Gugutzer 2017: 314; ähnlich auch Alkemeyer 1997: 382) generiert wird. Zugleich geht man wiederum auf Abstand zu einem weiten Textbegriff: »Sportliche Praktiken«, so heißt es etwa bei Thomas Alkemeyer,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»können nicht auf die Modelle der Sprache und des Textes reduziert werden. Ihre Akteure gehen im Hier und Jetzt der Praxis weitgehend stumme Verbindungen von Körper zu Körper ein« (2008: 225). Stattdessen spricht er diffus von »Zeigequalitäten sportlicher Praktiken« (ebd.: 221) und betont im Anschluss an Gunter Gebauer den »Darstellungs- und Aufführungscharakter« (Ders. 1997: 372) des Sports. Mittlerweile gibt es aber auch in der praxistheoretisch orientierten Sportsoziologie stärker interaktionistisch ausgerichtete Ansätze, die ihr Augenmerk eher darauf richten, wie sportliche Handlungen interaktiv realisiert werden (vgl. z.B. Müller 2014).

Wie zu Beginn dieses Exkurses angedeutet und wie bis hierhin vielleicht auch schon deutlich geworden ist, erscheinen einige der zentralen praxeologischen Annahmen im Lichte des Praxisbegriffs der OH als problematisch. Vor allem für die praxeologisch inspirierte Sportsoziologie moniert Marion Müller ganz grundsätzlich, dass etwaige Definitionen des Praxisbegriffs oftmals unklar wären, wobei überhaupt selten genau definiert würde, was man unter Praxis verstünde (vgl. ebd.). Meist bleibt es bei allgemeinen Verweisen auf bereits genannte Begriffe wie *Habitus*, *Routine*, *implizites Wissen* oder *Materialität* bzw. *Körperlichkeit*. Diese werden auch in allgemein-praxeologischen Texten zwar stets wie selbstverständlich in den theoretischen Ring geworfen, jedoch kaum in ihrem innerlogischen Zusammenhang aufgeschlüsselt und auch nicht in Bezug zu anderen Praxisbegriffen eingehend und kontrovers diskutiert.[21] So existiert – infolge einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber strukturalistischen Ideen – zum Beispiel weder ein elaborierter Regelbegriff, noch gibt es korrelativ dazu – infolge einer grundsätzlichen Skepsis gegenüber rationalistisch-handlungstheoretischen Konzeptionen – ein Konzept, das Handeln als Entscheiden begreifen kann.[22] Zurecht bemerkt Stefan Hirschauer, dass die Praxistheorien ohne eine überzeugende Implementation interaktionstheoretischer Einsichten – entgegen ihrer Intention – letztlich auch schlichtweg individualistisch zu werden drohten (vgl. 2016: 46). Entsprechend fehlt es der Praxeologie auch an einem

21 Entsprechend verwundert es doch sehr, dass die Ausrufung jener »turns«, mit denen ja ein Paradigmenwechsel reklamiert wird, anscheinend wie selbstverständlich schon erfolgte und weiterhin immer wieder perpetuiert wird, obwohl die eingeführten Grundbegriffe noch keineswegs umfassend debattiert und geklärt worden sind. Damit wird etwas durch Vorwegnahme verkündet, von dem eigentlich erst noch zu klären wäre, inwieweit es sich dabei um einen veritablen Paradigmenwechsel handelt. Und die kontroversen Debatten, die in der Praxeologie gegenwärtig geführt werden, verweisen ja auch darauf, dass es darum keineswegs so eindeutig bestellt ist (vgl. stellvertretend für andere Alkemeyer 2019).

22 Vgl. als Ausnahme Schmidt 2021, der nach meinem Eindruck ansonsten aber ein gänzlich anderes Entscheidungs-Konzept zu vertreten scheint als das, was hier im Anschluss an Oevermann umrissen wurde.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

differenzierten Sinnkonzept.[23] Wie bei Reckwitz gesehen, wird Sinnstrukturiertheit zwar in Rechnung gestellt, aber nicht weiter aufgeschlüsselt; vielmehr wird der diffuse Begriff des impliziten bzw. inkorporierten Wissens gewissermaßen wie ein Chiffre für das Ganze verwendet, was soziale Praxis kennzeichnet und den Akteuren an ›Bordmitteln‹ auch zum Handeln zur Verfügung steht, wobei die Betonung der prinzipiellen Unzugänglichkeit dieses Wissens wiederum in der Konsequenz in Richtung eines Subjektivismus verweist. Diesem gegenüber steht die Gefahr eines Determinismus: Denn das von Bourdieu entlehnte Habitus-Konzept erweist sich, wie etwa Ferdinand Zehentreiter (2017) es zu zeigen vermag, als konstitutionstheoretische Kategorie generell ungeeignet, da es die Ebene der durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen nicht berücksichtigt:

> »Abgesehen von der problematischen Gleichsetzung von formaler Logik, Grammatik, Gewohnheit und Disziplinierung […] kann in all den bemühten Dimensionen nicht das erfasst werden, was Bourdieu eigentlich bezeichnen wollte: die Logik schöpferischer Praxis, da diese Kategorien in der Verwendung als Grundlagendimensionen allesamt deterministisch sind.« (ebd.: 39)

Und diese Problematik setzt sich selbst in stärker interaktionistisch ausgerichteten praxeologischen Ansätzen fort. So kann Marion Müller (2014) zwar, ähnlich wie Hirschauer, überzeugend argumentieren, dass das Konzept der Interaktion für die Sportsoziologie unabdingbar ist und unbedingt stärker berücksichtigt werden müsste; gleichwohl gelingt es ihr nicht, da sie zugleich der Praxistheorie Bourdieus verhaftet bleibt, den Beitrag der Subjekte in sportlichen Interaktionen zu bestimmen. Auch die interaktiven sportlichen Handlungen bleiben letztlich bloß routinisiert vollzogene Handlungen bzw. »präreflexiv ablaufende Tätigkeiten, die auf praktischem gegenseitigen Verstehen basieren und das Produkt einverleibter Erwartungserwartungen sind« (ebd.: 207). Dies läuft aber im Endeffekt auf das Problem hinaus, wie sportliche Handlungen dann überhaupt als autonome Handlungen gelten und als Leistungen zugerechnet werden können: Inwieweit handelt es sich dann noch um zukunftsoffene, auf autonomen Entscheidungen basierende Leistungsvergleiche, wenn alles nur Routine und Neues eher Zufall ist? Alkemeyer spricht in diesem Zusammenhang insofern zurecht davon, dass der Praxeologie mit der Überbetonung der Routineförmigkeit sozialer Praxis ein »theoriegeschichtlicher Rückfall« (gemeint sind strukturalistische Perspektiven) drohe (2019: 292). Entsprechend sind viele praxistheoretische Versuche, den ›schöpferischen‹ Beitrag

23 Dieses fehlt auch bei Hirschauer. Zwar betont er ausdrücklich die Eigenlogik von Interaktionen; allerdings grenzt er davon nicht eindeutig die Ebene des objektiven Sinns ab, sodass beide Ebenen letztlich verschwimmen – was vermutlich auch daran liegt, dass er in der wissenssoziologischen Tradition am Wissen als soziologischem Grundbegriff festhält (vgl. 2016: 57f.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Akteure zu bestimmen, grundsätzlich defizitär und diffus: So ist etwa oftmals die Rede von »Differenzerfahrungen, Reibungen, Dissens, Interessenskonflikten und Sinnzusammenbrüchen« (ebd.), von »Überraschungen des Kontextes« (Reckwitz 2003: 294) oder von der »kreativen Dimension« von (sportlichen) Handlungen (Gugutzer 2017: 315). Konsens scheint es jedenfalls dahingehend zu geben, dass soziale Praxis durch eine strukturelle Zukunftsoffenheit gekennzeichnet ist. Und es ist auch plausibel, Autonomie bzw. Subjektivität genuin praxisstrukturell zu bestimmen, wie es Reckwitz vorschlägt (vgl. 2003: 294). Jenseits dessen wird jedoch nicht klar, wie genau sich ›kreatives‹ Handeln auf der Mikroebene vollzieht. Wie kann man sich die Entstehung, Entdeckung und den Vollzug neuer Handlungsmöglichkeiten vorstellen? Was genau sollen »Sinnzusammenbrüche« und »Überraschungen des Kontextes« sein? Und welche Voraussetzungen müssen letztlich auch die Akteure, muss eine Handlungsinstanz ›mitbringen‹, um darauf reagieren bzw. damit umgehen zu können? Es fehlt schlichtweg an einer soziologischen Bestimmung des Subjekts und seiner Verortung in der Struktur sozialer Praxis.[24] Das bedeutet indes keineswegs, dass man das Habitus-Konzept als solches verwerfen muss; von einem »sportspezifischen Habitus« (Gugutzer 2017: 314) zu sprechen, macht ebenso Sinn wie die Rede von einem »Berufshabitus« (Wernet 2009: 58). Entscheidend ist nur, dass man den Kategorienfehler vermeidet, den Habitus-Begriff (jedenfalls so, wie er bei Bourdieu auftritt) als eine konstitutionstheoretische Kategorie zu verwenden.

Des Weiteren, und eng mit dem bereits Gesagten verwoben, muss problematisiert werden, dass praxeologische Ansätze – zumindest die poststrukturalistisch orientierten (vgl. Stähli 2000; Reckwitz 2019[2008]) – die *Rolle der Sprache* für das Soziale nicht angemessen berücksichtigen. Hier besteht zunächst allgemein die Tendenz, die sprechakttheoretische Erkenntnis auszublenden, der zufolge Sprechen auch Handeln ist (vgl. dazu die Kritik Hirschauers an Schatzkis Dualismus von »doings« und »sayings« in Hirschauer 2016: 58).[25] Auf einer damit verbunde-

24 Im Übrigen greift der Begriff der *Kreativität* auch zu kurz. Denn dieser beschreibt nur die Ebene der *Wahrnehmung* und *Entdeckung* neuer Handlungsmöglichkeiten. *Autonomie* beschreibt dagegen die Fähigkeit, neue Handlungsoptionen auch tatsächlich zu realisieren, das heißt: krisenhafte Entscheidungen zu treffen, obwohl eine rationale Begründung im Moment des Vollzugs der Entscheidung nicht vorliegt. Dieses Moment des Sich-entscheiden-Müssens können praxistheoretische Ansätze jedoch nicht integrieren, weil sie ›Entscheiden‹ generell als rationalistisch stereotypisieren und das Konzept der Lebenspraxis als jener widersprüchlichen Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung nicht zur Kenntnis nehmen.

25 So redet z.B. Reckwitz (2019[2008]) zwar von »diskursiven Praktiken«; zugleich scheint er jedoch das Praxishafte daran nicht etwa schon im Sprechen als regelgeleitetem, sinnstrukturiertem *Vollzug* von Handlungen zu sehen, sondern lediglich in der materialen Dimension dessen: »Das Materialitäts- und das Implizitheitsargument der Praxeolog*innen läßt sich umstandslos auch auf diskursive Praktiken anwenden: Diese sind keine ideellen Phänomene, sondern haben ihre eigene Materialität als Sequenz von schriftlichen Markierungen, tech-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen, aber gleichsam fundamentaleren Ebene wird sodann aber insbesondere auch der grundsätzliche Stellenwert der Sprache als *bedeutungsgenerierendes Regelsystem* für die soziologische Konstitutionstheorie verkannt, was sicher an der generellen Aversion bzw. Skepsis praxeologischer Ansätze gegenüber strukturalistischen Argumenten liegt. Und es ist letzten Endes, wie schon angedeutet, ebendiese Ebene, die praxistheoretischen Ansätzen schlichtweg fehlt, um die Konstitution des Sozialen adäquat zu erfassen: Sie können weder die Bedingungen der Möglichkeit von Routinen noch von ›kreativem‹ bzw. autonomem Handeln angemessen erklären. Eng damit verwoben ist ein weiteres (auch methodologisches) Problem: die Überhöhung des Stellenwerts der Materialität bzw. Körperlichkeit sozialer Praxis. Dass sprachliches Handeln einerseits stets auch eine nicht-sprachliche, ausdrucksmateriale Seite hat und es andererseits nicht-sprachlich verfasste soziale Praktiken gibt (Musik, Sport, Malerei…), ist sowohl intuitiv als auch im Lichte strukturalistischer Erkenntnisse selbstverständlich: ›Zeichen‹ bilden eben immer eine »Doppel-Einheit« aus »Signifié« und »Signifiant« (Brügger/Vigsø 2008:15). Gleichwohl ist das, was die jeweiligen Praktiken bzw. Handlungen zu *sozialen* macht, das, was wir an ihnen verstehen und was sie überhaupt verstehbar werden lässt, natürlich nicht ihre Materialität, ist nicht das sinnlich an ihnen Beobachtete bzw. Beobachtbare, sondern ist das daran *Abgelesene* bzw. *Ablesbare*, sind kurzum *Sinn- und Bedeutungsstrukturen*. Man könnte insofern sagen: Auch nicht-sprachliche Praktiken sind sprachförmig. Und nur unter *diesem* Aspekt sind sie, ist der menschliche Körper, sind Artefakte überhaupt soziologisch interessant.[26]

Wichtig ist nun, das haben wir oben im Anschluss an Searle bereits erläutert, dass auch Sinn- und Bedeutungsstrukturen trotz ihrer Abstraktheit fähig zur epistemischen Objektivität sind und damit eine gleichsam sinnlich nicht wahrnehmbare Gegenständlichkeit aufweisen. Insofern ist es grundsätzlich unerheblich, in welcher konkreten Materialität sie zum Ausdruck gelangen; entscheidend ist, dass alle institutionellen Tatsachen, ob sprachlich oder nicht-sprachlich, sinnstrukturiert sind und diese Sinnstrukturiertheit durch bedeutungsgenerierende Regeln ermöglicht wird, die wie die Regeln der Sprache (bei Searle insbesondere des Sprechakts der Deklaration) funktionieren und den epistemisch objektiven Status insti-

---

nisch hergestellten Bildern oder auch lautlichen Schallwellen« (ebd. 204); Diskurse enthielten ihm zufolge komplementär dazu zwar auch »implizite Codes und Wissensordnungen« (ebd.: 204–205); ansonsten aber scheint für ihn das, was sie im engeren Sinne zu Praktiken macht, lediglich ihre Materialität zu sein.

26 Soziologisch interessant sind diese Gegenstände nämlich zweifelsohne, aber eben nicht einfach nur im Hinblick auf ihre bloße Materialität, sondern in Bezug darauf, wie sie Handeln strukturieren und welche (im weiteren Sinne verstanden) sozialstrukturellen Aspekte in deren Herstellung und materiale Struktur eingegangen sind bzw. in ihr zum Ausdruck kommen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tutioneller Tatsachen begründen (vgl. Searle 2012: 106ff.; 2018[1995]: 68).[27] Vielleicht kompensiert die praxeologische Überbetonung der Materialität sozialer Praxis denn auch genau dieses Desiderat: Sofern es in dieser Theorie kein adäquates Konzept von Sinn gibt, das es ermöglichen würde, auch abstrakte soziale Entitäten als in epistemischer Hinsicht objektive zu betrachten, wird verstärkt auf die sinnlich wahrnehmbare, materiale Seite sozialer Praxis abgestellt, womit letztlich genau das erzielt wird, was man ursprünglich eigentlich vermeiden wollte: eine Ontologisierung des Sozialen.[28]

Hat man den Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften erst einmal dahingehend erfasst, dass die darin eingelagerten Gegenstände sinnstrukturiert und abstrakt sind und dass ihnen eine epistemische Objektivität zukommt, dann kommt es konstitutionstheoretisch wie auch methodologisch aber vor allem darauf an, die verschiedenen Sinnebenen zu differenzieren (s. die Ausführungen dazu oben). Die praxeologische Rede vom impliziten bzw. praktischen Sinn, von »Zeigequalitäten« (Alkemeyer 2008: 220) von Praktiken oder von »Gesten« (Ders. 1997: 372) ist diesbezüglich nicht differenziert genug, ist zu diffus. Hirschauers Begriff des »performed knowledge« (2016: 57) kommt der Idee eines interaktiven Sinns noch am nächsten, gleichwohl grenzt auch er die Ebene des objektiven Sinns davon nicht explizit ab.

Noch eine abschließende Bemerkung in methodologischer Hinsicht. Unter Berücksichtigung der zuvor kritisierten Aspekte lässt sich das Materialitätsargument praxeologischer Ansätze methodologisch fruchtbar anpassen: Wenn man davon ausgeht, dass menschliche Praxis immer einen materialen Niederschlag findet und damit ›Spuren‹ hinterlässt, ganz gleich, welcher Art die Materialität je konkret ist, dann ist in methodologischer Hinsicht vor allem die Konsequenz entscheidend, dass diese Spuren sich auch protokollieren lassen und man dies entweder mithilfe entsprechender Erhebungsmethoden eigens tun oder auf Protokolle zurückgreifen muss, die die soziale Praxis bereits selbst ›hergestellt‹ hat. Erst ein Protokoll der interessierenden Praxis gewährleistet einen handlungsentlasteten Zugriff auf das Protokollierte (vgl. Oevermann 2004b). Das »Primat der teilnehmenden Beobachtung«, das Reckwitz (2019[2008]: 196) in der Analyse sozialer Praxis walten sieht, basiert demgegenüber auf einer *praxisimmanenten* Perspektive. Entsprechend

27 Man kann dies mit Searle's bekannter Formel »X gilt als Y im Kontext C« veranschaulichen, denn sie liegt auch nicht-sprachlichen sozialen Tatsachen zugrunde: Jedes Mal, wenn im Fußball ein Tor erzielt wird, kann man sich dies wie einen regelrechten Sprechakt vorstellen, der gleichsam unausgesprochen das, was als ›Tor‹ gilt, reproduziert. Und dieser Sprechakt lässt sich natürlich auch verschriftlichen: Wenn ein Spieler den Ball unter Beachtung aller geltenden Regeln des Fußballspiels über die Torlinie der gegnerischen Mannschaft befördert, gilt dies als Tor. Wenn es die Torlinie der eigenen Mannschaft ist, gilt dies als Eigentor usw.

28 Dies reproduziert sich im Übrigen selbst im Begriff des impliziten Wissens noch, dass ja ausdrücklich nicht als abstrakt, sondern als *inkorporiert* und damit als etwas gleichsam in ›Fleisch und Blut‹ übergegangenes verstanden wird.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

instruktiv schreibt er, dass die teilnehmende Beobachtung »von Beobachtungsprotokollen und einer Aufzeichnung von Handlungs- und Gesprächssequenzen« bloß »begleitet sein kann« (ebd.), also nicht begleitet sein *muss*. Aus der Perspektive der OH sind die Protokollierungen jedoch zwingend. Sie werden deshalb auch nicht als grundsätzlich defizitär oder ›störend‹ begriffen, sondern überhaupt als einzige Möglichkeit, soziale Wirklichkeit methodisch-kontrolliert zu analysieren. Und die jeweilige Materialität des Protokollierten und die Art der Protokolle spielt dabei, wie angedeutet, eine untergeordnete Rolle: Seien es körperliche Bewegungen, musikalische Darbietungen, Gesprochenes oder Gemaltes, Ton- oder Videoaufzeichnungen – das, was daran jeweils zu rekonstruieren ist, ja nur rekonstruiert werden kann, sind eben immer sprachlich konstituierte Sinnstrukturen. Insofern lassen sich auch nicht-sprachliche Realisierungen von Sinn in der Analyse versprachlichen, ja müssen versprachlicht bzw. in die Ausdrucksmaterialität der Sprache transponiert werden, um einer Analyse zugänglich zu sein (vgl. dazu Oevermann 1986: 46f.; 2013: 84ff.).

Für die Sportsoziologie haben diese Kritikpunkte nicht unerhebliche Folgen. Denn die praxeologische Überbetonung der Körperlichkeit bzw. Materialität sozialer Praxis kann dazu verleiten, besondere körperliche Anstrengung als generelles Konstitutivum sportlicher Praxis zu brachten und nicht als etwas, dessen Stellenwert je nach Sportart neu bemessen werden muss. Aber mehr noch: Der Fokus auf den Körper kann, auch dann, wenn es um Sportarten mit starkem Körperbezug sich handelt, dazu verleiten, die *eigentlichen* Konstitutiva sportlicher Praxis zu übersehen, was Tobias Werron (2010: 51) als den »somatischen Fehlschluss« bezeichnet und auf den wir weiter unten noch genauer eingehen werden.

Exkurs Ende

Kommen wir zur Konstitutionstheorie der OH zurück: Wir haben bereits den Regelbegriff expliziert und aufgezeigt, welch entscheidende Rolle er für die Konstitution sozialer Praxis spielt. Damit verbunden haben wir eine Differenzierung von Sinnebenen vorgenommen und den Begriff der Lebenspraxis eingeführt, die abgekürzt als ein nicht-determiniertes Handlungszentrum verstanden wird, das über Entscheidungsautonomie verfügt, ohne dabei zugleich eine stets nutzenmaximierende, rational handelnde Akteurin im Sinne der Rational-Choice-Theorien zu sein. Strukturbildung vollzieht sich in diesem Modell so, dass eine Lebenspraxis aus den ihr durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen unter Bedingungen von Zukunftsoffenheit wählen kann und wählen muss und sich so im Handeln sukzessive eine latente Sinnstruktur entfaltet, die im subjektiven Bewusstsein nicht eins zu eins repräsentiert ist.

Nun ist als nächstes für unsere Argumentation wichtig, dass uns die objektivhermeneutische Konstitutionstheorie nicht nur ein Modell der Strukturbildung

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

generell anbietet, sondern diese Strukturbildung zudem auch im Kontinuum zwischen Universalität und Historizität bzw. Kontinuität und Diskontinuität dialektisch vermitteln kann, mithin also eine Dialektik von Allgemeinem und Besonderem impliziert (vgl. Oevermann 1991). Dies ist nicht nur wichtig, wenn wir konkrete Interaktionssequenzen interpretieren, sondern auch, wenn es um die Bedeutungsstruktur von bestimmten Praxisformen wie Sport bzw. eben Marathonlaufen geht. Denn genauso wie die besondere Fallstruktur einer konkreten Lebenspraxis das Ergebnis eines dahinterliegenden, individuellen Bildungsprozesses ist, so sind natürlich auch der Sport und das Marathonlaufen historisch gewachsene, besondere Praxisformen. Entsprechend ist man sich auch innerhalb der Sportsoziologie mehr oder weniger darüber einig, dass der moderne Sport im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts – allererst in England – sich ausdifferenziert habe und damit zunächst einmal ein historisch neues Phänomen sei, das es in vormodernen Gesellschaften so nicht gab (vgl. etwa Schöffler 1935; Elias 1984; Eisenberg 1999; Schimank 2005[1988]). Allerdings gibt es in der Sportsoziologie damit verbunden auch die Tendenz, das Historisch-Spezifische am Sport gewissermaßen überzubetonen, das Allgemeine hingegen zu vernachlässigen. So spricht etwa Christian Wopp davon, dass es im Sinne eines »weiten« Sportverständnisses zu einer »Pluralisierung von Spiel- und Bewegungsformen« gekommen sei (2008: 322); Sport, so wird der Schluss nahegelegt, erschöpfe sich nunmehr gleichsam in »Lösungen von Bewegungsaufgaben«, bei denen »unterschiedlichste Ziele verfolgt werden« (ebd.; vgl. ähnlich auch Heinemann 2007[1980]: 56). Damit droht jedoch das, was Sport als besondere Praxisform objektiv kennzeichnet, gewissermaßen verwässert zu werden. Denn so gesehen könnte man sagen, dass Sport, eben, weil er ein historisches Phänomen ist, schlichtweg einem permanenten Wandel unterworfen sei, sodass es im Grunde müßig wäre, nach einer objektiven Struktur sportlicher Praxis zu suchen. Das Problem an einer solchen Position ist nur, dass dadurch Tür und Tor geöffnet wird für grundsätzlich ephemere, axiomatische Definitionen und damit verbunden für tendenziell willkürlich zusammengestellte Merkmalskataloge, was in der Konsequenz zu einem Gegenstandsverlust führen könnte. Aus der Perspektive der Konstitutionstheorie der OH stellt sich die entscheidende Frage daher ganz anders, und zwar *»wie konkrete Gebilde der historischen Wirklichkeit in ihrer Besonderheit erfaßt und dennoch als Allgemeines gelten können«* (Oevermann 1991: 269, Hervh. i.O.).

Wie also können wir Besonderheit und Allgemeinheit, Universalität und Historizität, Kontinuität und Diskontinuität als *simultane* Qualitäten des Sports bestimmen? Die grobe Antwort, die sich an dieser Stelle geben lässt, ist diese: Wie oben schon erwähnt, geht die OH davon aus, dass soziale Strukturen dynamische Strukturen sind; sie entfalten sich unter Bedingungen grundsätzlicher Zukunftsoffenheit stets prozessual, das heißt: konkret historisch. Und dies geschieht, wie ebenfalls schon oben erläutert, dergestalt, dass eine konkrete Lebenspraxis autonom aus

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

objektiven Handlungsoptionen wählt, die durch allgemein geltende Regeln eröffnet wurden. Der an sich immer historische Prozess der Strukturbildung ereignet sich also konstitutionstheoretisch betrachtet immer auf der Folie allgemeiner Strukturen. Das spezifische Selektionsmuster, das als Ergebnis dieser Dialektik in Gestalt einer »fallspezifischen Strukturgesetzlichkeit« (ebd.: 271) sich ausdrückt, ist insofern mehr als ein historisch einzigartiges Ereignis, sondern eine objektive, in der Realität tatsächlich operierende und mit geeigneten Methoden nachweisbare Struktur. Soziale Strukturen lassen sich nach Oevermann insgesamt in drei Hinsichten als allgemeine verstehen (vgl. für die nachfolgenden Ausführungen dazu ebd.: 272 sowie Ders. 2000: 124ff.): *Erstens* kommt ihnen Allgemeinheit im Sinne epistemischer Objektivität zu, weil sie sich auf der Basis allgemein geltender Regeln entfalten, entfaltet haben und als solche methodisch kontrolliert nachweisen lassen. *Zweitens* stellen sie stets auch eine verallgemeinerungsfähige Antwort auf ein allgemeines Handlungsproblem dar. Und *drittens* fließen in diese Antwort etwa auch die spezifischen Strukturen des Milieus, in dem die jeweilige Lebenspraxis agiert sowie niedriger (Organisationen) bzw. höher aggregierter (Werte und Normen, soziale Deutungsmuster, Sozialcharaktere) sozialer Strukturen mit ein; zugleich gehen soziale Strukturen jedoch nie in dieser Allgemeinheit auf, sondern lassen sich immer auch als *besondere* kennzeichnen, sofern ihnen eine eigene Historizität, eine eigene Bildungsgeschichte zugrunde liegt und insbesondere auch, sofern ihr Movens eine mit Autonomiefähigkeit ausgestattete Lebenspraxis ist, auf welchem Aggregierungsniveau auch immer. Auf den Sport bezogen wäre dies etwa die kollektive Lebenspraxis derjenigen Gesellschaftsformationen, in denen sich die Praxis des Sports historisch ausdifferenziert und routinisiert hat. Im Hinblick auf die Struktur vorsportlicher Praktiken lässt sich die Praxis des Sports insofern einerseits als eine historisch neue Struktur kennzeichnen, die eine besondere Charakteristik aufweist. Anderseits und zugleich ist diese historische Struktur in den oben genannten Hinsichten jedoch auch eine allgemeine. Es handelt sich also um eine besondere Praxisform, die gleichwohl nicht bloß historisch im Sinne von ›gewachsen‹ und ›einzigartig‹ ist, sondern eine spezifische Strukturgesetzlichkeit aufweist, die als objektiv bezeichnet werden kann. Als solche materialisiert sie sich in verschiedenartigen ›Texten‹ (im weiteren Sinne verstanden) und lässt sich, sofern ein Protokoll dieses Niederschlags vorliegt, unter Rekurs auf sozialisatorisch erworbene Regelkompetenzen rekonstruieren. Diese Konzeption schließt ausdrücklich ein, dass sich sportliche Praxisformen transformieren können, und es ist dann die Aufgabe einer rekonstruktiven Forschung, solche Neuerungen empirisch dingfest zu machen und mit der bisherigen Strukturlogik zu kontrastieren. Erst dann kann entschieden werden, ob bestimmte als neu erscheinende Phänomene noch der Eigenlogik des Sports folgen oder aber, ob es sich um wirklich neue Phänomene moderner Bewegungskultur handelt, die eine andersartige Strukturgesetzlichkeit aufweisen, wie auch immer man sie dann begrifflich kennzeichnet. Auf diese Weise lässt es sich vermeiden,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stets neue und relativ kontingente Merkmale des Sports zu definieren, die letztlich so weitgefasst werden, dass sie mehr oder minder alle Praxisformen, welche die Alltagspraxis subjektiv unter ›Sport‹ rubriziert, zu inkludieren suchen. Kurzum: *Es gilt nun also eine Konzeption von Sport zu finden bzw. zu entwickeln, die sowohl in der Lage ist, die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis zu explizieren, als auch ihrer Historizität und Pluralität Rechnung zu tragen.* Entsprechend wird als Erstes davon ausgegangen, dass die Struktureigenschaften sportlicher Praxis prinzipiell immer nur historisch-konkret in Gestalt bestimmter Sportarten in Erscheinung treten, denen ihrerseits je eigene objektive Struktureigenschaften, eine je »eigene Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78) zukommt, und zwar je nachdem, wie sie jeweils die sportspezifischen *Handlungsprobleme* zu lösen vermögen.

Mit dem Begriff *Handlungsproblem* ist nun ein weiteres Konzept angesprochen, das neben dem Konzept der konstitutiven Regeln im Rahmen der vorzunehmenden Rekonstruktion sport- und marathonspezifischer Struktureigenschaften ebenfalls eine wichtige Rolle spielen wird. Im Folgenden soll deshalb noch erläutert werden, was darunter verstanden wird.

Wie soziale Regeln gehören auch Handlungsprobleme zu dem, was man als die ›Grundbausteine‹ menschlicher Praxis bezeichnen könnte. Diesbezüglich gehen wir mit Thomas Loer und Dorett Funcke davon aus, dass menschliche Praxis wesentlich »in der regelgeleiteten Lösung von Handlungsproblemen« besteht (2019: 3). ›Problem‹ ist dabei nicht im alltagsweltlichen Sinne zu verstehen, demnach es, grob gesagt, auf besonders schwierige, möglicherweise konflikthafte Situationen verweist, sondern im analytischen: »In diesem Sinne ist jegliches Handeln Lösen eines ihm zugrundeliegenden Problems, Antwort auf eine ihm zugrundeliegende Frage« (Loer 2013: 11, Fn.: 7). Daher kann man sagen, dass Handlungsprobleme gewissermaßen die Quelle der Eigenlogik einer spezifischen Praxisform darstellen. Wie kann man sich das nun genauer vorstellen und in welchem Verhältnis stehen Handlungsprobleme und soziale Regeln zueinander?

Handlungsprobleme, so lässt sich dies mit Bezug auf die Ausführungen von Kai-Olaf Maiwald und Inken Sürig (2018) präzisieren, beziehen sich auf das, worum es in Interaktionen jeweils *der Sache nach* geht, auf das, was man in ihnen *tut* (vgl. dazu ebd.: 165ff.). Sie verweisen kurzum auf die »Sachdimension« (ebd.: 167) sozialen Handelns, welcher eine handlungsstrukturierende Wirkung zukommt. Dabei wird davon ausgegangen, dass soziale Akteure in jeder sozialen Situation mit einem für diese Situation bezeichnenden Handlungsproblem bzw. mit einer Konstellation von Handlungsproblemen konfrontiert sind, die sich aus den sachlichen Anforderungen der Situation ergeben und auf die sich Akteure einstellen müssen, unabhängig davon, ob die Handlungsprobleme subjektiv repräsentiert sind oder nicht. Entsprechend haben situationale Sachzwänge nicht den Charakter von Normen und Regeln, bei denen man im Abweichungsfall mit Sanktionen rechnen muss: »Es sind nicht Irritationen, missbilligende Blicke oder die Polizei, die uns sanktionieren,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sondern Handlungen misslingen, scheitern, erzeugen Frustrationen« (ebd.: 166). Solche sachlichen Gegebenheiten und die mit ihnen verbundenen Handlungsprobleme lassen sich prinzipiell für jede spezifische Praxisform rekonstruieren. Als Beispiele seien hier die systematischen Rekonstruktionen der Handlungsprobleme unternehmerischer Praxis (2006) oder der Praxis des Siedelns (2013) von Thomas Loer genannt.[29]

Die Rekonstruktion von Handlungsproblemen steht indes stets vor der Herausforderung, sie aus ihrem kultur- und historisch-spezifischen Eingebettet-Sein gleichsam herausdestillieren zu müssen, denn sie liegen nie unverhüllt vor (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 166). Damit verbunden kommt man nicht umhin, auch die jeweils geltenden sozialen Regeln zu benennen, denn es sind diese Regeln, entlang derer Handlungsprobleme gewissermaßen ›bearbeitet‹ werden. Anders gesagt: Handlungsprobleme sind immer eingebettet in Systeme konstitutiver und regulativer Regeln. Wenn etwa nach Loer (2006) mitunter ein Handlungsproblem unternehmerischen Handelns im Ausgleich von Angebot und Nachfrage besteht, dann lassen sich bestimmte konstitutive Regeln benennen, die mir als unternehmerischem Akteur dabei einen konkreten Handlungsspielraum eröffnen: So muss ich zum Beispiel überlegen, was nachgefragt wird bzw. nachgefragt werden könnte; ich muss mir überlegen, wie ich es beschaffe, es lagere, aufbereite und anbiete etc. Außerdem muss ich, so banal das klingt, wirtschaftlich handeln, das heißt, ich darf meine Ware nicht einfach überwiegend selbst konsumieren, verschenken oder zu Preisen einkaufen, die über dem liegen, was ich von meinen Kunden und Kundinnen dafür verlange; ich muss sie also so zu verkaufen bemüht sein, dass am Ende ein Gewinn generiert wird, den ich in neue Waren und Produktionsmittel investieren kann, usf. Regulative Regeln wären hier dagegen etwa ethische Maximen unternehmerischen bzw. beruflichen Handelns oder bestimmte Verkaufs- und Produktionsstrategien, begleitet natürlich wiederum von regulativen Regeln größerer Reichweite wie etwa Höflichkeitsnormen usw.

Es sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, dass mit einem solchen Handlungsproblem-Konzept eine deutliche Abgrenzung von Erklärungsfiguren vollzogen wird, die auf den ersten Blick dem hier vorgestellten Modell ähneln und

29 So geht Loer (2013) zum Beispiel davon aus, dass »die Angehörigen der Gattung Mensch darauf angewiesen sind, sich materiell zu reproduzieren«; ›materielle Reproduktion‹ ist also ein universales Handlungsproblem, das Menschen in allen Kulturen und zu allen Zeiten lösen müssen. Dabei, so Loer, gebe es grundsätzlich »drei analytisch unterscheidbare Möglichkeiten: (a) die Weise der Jäger und Sammler, (b) die nomadische und (c) die sesshafte Weise« (ebd.: 11). Die Möglichkeit (c) ist dabei das, was man als Siedeln bezeichnen kann und woraus sich wiederum neue Möglichkeiten ergeben: So kann man beispielsweise in der Form eines Dorfes, eines isolierten Hofes oder einer Stadt siedeln; entscheidend ist, dass alle diese Handlungsweisen auf ein- und dasselbe Handlungsproblem ›materielle Reproduktion‹ antworten, aber eben in je unterschiedlicher Weise (vgl. ebd.: 13, 21).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in der Sportsoziologie des Öfteren in Anschlag gebracht werden. Dies betrifft zum einen den Ansatz von Klaus Heinemann (2007[1980]), der ebenfalls explizit von Handlungsproblemen im Sport spricht. Allerdings sind diese bei ihm anthropologisch bzw. biologisch induziert (er rekurriert dabei auf Plessner und Gehlen), was eine konstitutionstheoretische Verkürzung darstellt und von der Logik des Sports eher wegführt, als dass es sie erschließt (er geht von einem »Bewegungs- und Spielbedürfnis« aus). Denn es gibt auch Handlungsprobleme, die *historisch-spezifisch* sind und im Zuge der Institutionalisierung einer bestimmten sozialen Praxis überhaupt erst geschaffen werden. Und ich gehe davon aus, dass auch das sportspezifische Handlungsproblem derart konstituiert ist. Zum anderen findet eine Abgrenzung von Ansätzen statt, die die Frage nach der Autonomie des Sports zentral über die Bestimmung seiner gesellschaftlichen *Funktion(en)* zu beantworten versuchen (vgl. z.B. Plessner 1985[1956]; Elias/Dunning 2003[1986]; Stichweh 1990; Cachay/Thiel 2000). Denn auch hier wird die Eigenlogik des Sports nicht angemessen herausgearbeitet, weil der Blick zu sehr auf die Frage gerichtet ist, welche Leistungen Sport für die Gesellschaft erbringt, inwieweit er also für die Gesellschaft irgendwie nützlich ist; dementsprechend wird angenommen, dass er essenzielle gesellschaftliche Bedürfnisse befriedigt. Dies ist jedoch problematisch, weil zum einen die Beziehung zwischen Bedürfnissen und Funktionen teleologisch gedacht ist und zum anderen der Fokus sich eben auf Nützlichkeitserwägungen richtet. Niklas Luhmann (1991[1970]) schlägt in diesem Zusammenhang vor, anstelle von Bedürfnissen eher von »Bezugsproblemen« zu sprechen und damit verbunden Funktionen als mögliche Lösungen dieser Probleme zu verstehen, die so, aber auch anders ausfallen können. Diese Perspektive kommt dem hier in Anschlag gebrachten Konzept von Handlungsproblemen bereits sehr nahe.

2.3 Ausblick: Konstitutive Regeln und Handlungsprobleme als Grundbegriffe einer rekonstruktiven Sportsoziologie

Wir haben nun die wesentlichen konstitutionstheoretischen Begriffe zusammen, auf die wir bei der Rekonstruktion der allgemeinen Struktureigenschaften des Sports und des Marathonlaufens in dieser Arbeit verstärkt zurückgreifen werden. Als die beiden entscheidenden grundbegrifflichen Kategorien haben sich dabei konstitutive Regeln und Handlungsprobleme herauskristallisiert. Im Folgenden soll nun exemplarisch ein Ausblick darauf gegeben werden, wie sie für die Rekonstruktion sport- und marathonspezifischer Struktureigenschaften fruchtbar gemacht werden können. Die ausführlichen Rekonstruktionen werden dann, wie schon erwähnt, in den Teilabschnitten »B« und »C« erfolgen, wo auch bereits vorhandene sportsoziologische Ansätze systematisch und kritisch miteinbezogen werden.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Wir haben bereits davon gesprochen, dass Sport eine spezifische *Praxisform* darstellt. Das können wir nun präzisieren, indem wir mit Searle (2018[1995], 2012) sagen, dass Sport ganz grundsätzlich eine *soziale Tatsache* ist, welcher ontologisch ein subjektiver Status zukommt, sofern sie nur in Abhängigkeit von der Existenz von miteinander immer schon in Beziehung stehenden Subjekten existiert. In epistemischer Hinsicht lässt sie sich gleichwohl als eine *objektive* bestimmen, sofern sie *gemäß sozialen Regeln* in *bestimmten sozialen Kontexten* (Gesellschaften, in denen Sport praktiziert wird) als Sport *gilt*. Noch präziserer: Sport als eine spezifische Praxisform, ist eine *soziale Institution*. Als solche ist sie verbunden mit *Systemen konstitutiver Regeln*, welche *institutionelle Tatsachen* (spezifische Sportarten, Siege, Niederlagen, Unentschieden, rote Karten, Olympische Spiele, Rekorde etc.) hervorbringen, perpetuieren und von denen wir als sozialisierte Gesellschaftsmitglieder ein mehr oder minder implizites Wissen haben, das wir wiederum als Ressource nutzen können, um die Konstitutiva sportlicher Praxis zu bestimmen. Zudem ist die sportliche Praxis durch ein spezifisches Handlungsproblem gekennzeichnet.

Wenden wir uns zuerst den konstitutiven Regeln im Sport zu. Dazu müssen wir uns zunächst vor Augen führen, dass dieser Regeltypus einen tendenziell *analytischen Charakter* hat: Konstitutive Regeln formulieren keine Soll-Sätze bzw. konkrete Handlungsanweisungen, wie es regulative Regeln tun, sondern *definieren*, welche allgemeingültige Bedeutung einer konkreten Handlung in einem konkreten Handlungskontext zukommt (vgl. Searle 1997[1969]: 54ff.). Den konkreten Prüfstein dafür, ob man es jeweils mit einer konstitutiven oder regulativen Regel zu tun hat, gibt dann vor allem die Frage ab, inwiefern eine Praxis überhaupt zustande kommen würde, wenn es die jeweilige Regel nicht gäbe (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 57). So stellt Searle selbst (1997[1969]) in Bezug auf alle Wettkampfspiele etwa die Vermutung an, dass eine konstitutive Regel hier darin bestehen könnte, dass die Kontrahent*innen einer Art *Gewinngebot* unterliegen: sie müssen bestrebt sein, zu gewinnen, oder praktisch gewendet: zu konkurrieren (vgl. ebd.: 55, Fn. 11). Würde etwa eine Fußballmannschaft diese Regel nicht befolgen und die gegnerische Mannschaft einfach gewinnen lassen, dann könnte kein ernsthafter Wettkampf zustande kommen. Ergo handelt es sich wahrscheinlich um eine konstitutive Regel. Dies stößt uns auf eine weitere potenziell konstitutive Regel: die Regel, dass der Ausgang des Wettkampfs bis zum Ende der offiziellen Wettkampfzeit offen sein muss. Und schnell wird klar: dies kann nicht alles sein. Denn Konkurrenz und Offenheit des Praxisausgangs sind zum Beispiel auch für (Gesellschafts-)Spiele konstitutiv. Damit eine Praxis als Sport gilt, muss daher noch einiges hinzukommen. Zum Beispiel etwas, was Werron (2010) als »Publikum« bezeichnet. Damit sind nicht etwa nur konkrete Zuschauer*innen gemeint, sondern ganz allgemein »Öffentlichkeit« im Sinne einer »*Ebene öffentlicher kommunikativer Operationen*, die den Möglichkeitsraum sportlicher Leistungen und den Horizont des Sendens, Redens und Schreibens über Sport definiert« (ebd.: 68, Hervh. i.O.). Das, unter anderem, würde zum Beispiel auch ein

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gelegentliches Fußballspiel mit Freunden (gemeinhin ›Bolzen‹ genannt) von Sport unterscheiden: Kaum jemand würde sich dafür als Zuschauer*in interessieren, geschweige denn Statistiken führen und Spielberichte verfassen; und auch die Regelauslegung würde wohl eher ›elastisch‹ gehandhabt. »Man kann«, wie es Alois Hahn (2002: 31, Hervh. i. O.) pointiert ausdrückt, Fußball eben »*spielen* oder ihn als *Sport* betreiben«, was natürlich auch für viele andere Aktivitäten gilt – in gewissem Sinne auch fürs Marathonlaufen.

Denn eine Besonderheit von Marathonwettkämpfen scheint mir darin zu bestehen, dass es *zwei grundlegend verschiedene Praktiken* inkludiert. Während für das *sportliche* Marathonlaufen natürlich weiterhin das Gewinn- bzw. Konkurrenzgebot konstitutiv ist, ist diese Regel im *nicht-sportlichen* Marathonlaufen eher von nachrangiger Bedeutung.[30] Stattdessen gilt hier das, was ich als *Durchhaltegebot* bezeichnen würde. Das *Ziel* dieser spezifischen Praxis ist sozusagen anders gelagert: es ist nicht der sportliche Wettkampf, der im Vordergrund steht, sondern es geht in erster Linie darum, ›irgendwie‹ ins Ziel zu kommen. In der Sprache des Falls ausgedrückt: Es geht ums *Finishen*. Der direkte Wettkampf ist gleichsam optional. Es geht vor allem um die Frage: »Schaffe ich das?«. In gewisser Weise folgt diese Praxis daher einem egalisierenden Gedanken: Alle, die es innerhalb des jeweiligen Zeitlimits ins Ziel schaffen, siegen hier sozusagen ohne zu gewinnen.[31] Und entsprechend bekommen sie auch alle eine Medaille. Zwar laufen sie objektiv natürlich unter Wettkampfbedingungen: Es gibt eine formale Anmeldung, ein offizielles Ranking, Zeitmessung, Zeitlimit etc., aber es ist ansonsten nicht konstitutiv für diese Praxis, dass man dem Gewinngebot folgt und aktiv gegen andere konkurriert. Die Konkurrenz erfolgt vielmehr mit sich selbst; wenn es um die persönliche Bestzeit geht, ist der Referenzpunkt eben die eigene Leistung, nicht die Leistung der anderen. Freilich gibt es auch besonders leistungsorientierte freizeitlich Laufende, die um eine möglichst gute Platzierung – etwa in der Altersklasse oder in einer anderen Wertung – sich bemühen. Und natürlich gibt es auch ›kleine‹ Wettkämpfe ›im Pulk‹, bei denen die Laufenden sich für einen Moment gleichsam in den Wettkampfmodus hineinziehen lassen. Aber niemand würde sie disqualifizieren oder anderweitig sanktionieren, wenn sie dies nicht täten und sich ausschließlich auf die Distanzbewältigung konzentrierten. Hierin liegt sicherlich ein Reiz des nicht-sportlichen Mara-

30 Die Unterscheidung sportlich/nicht-sportlich wird in dieser Arbeit der Unterscheidung professionell/amateurhaft vorgezogen und als die entscheidendere angesehen, da sie sich nämlich auf die unterschiedliche *Strukturlogik* der jeweils bezeichneten Praktiken bezieht, während die zweitere die Differenz lediglich auf der Ebene der Berufsrolle ansetzt. Mehr dazu in Kapitel 2.5.

31 Diese Formulierung ist angelehnt an den instruktiven Titel einer Dokumentation des Amateursportlers Michael Nehls (»Du musst nicht siegen, um zu gewinnen«, 2010), in welcher dieser als Protagonist an dem in Ausdauerkreisen berühmt-berüchtigten »Race Across America« teilnimmt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

thonlaufens, denn einerseits nehmen die Laufenden eben an offiziellen Wettkämpfen teil, laufen dabei sogar mit Profis und solchen, die es werden wollen, zusammen und erhalten am Ende auch eine offizielle Urkunde mit Platzierung im Gesamtfeld und individueller Zeit; andererseits können sie den Wettkampf aber legitimerweise auch jederzeit suspendieren; entscheidend ist, dass sie durchhalten und im Ziel ankommen. Genau das ist es ja im Übrigen auch, was das Publikum bei Marathonläufen so stark honoriert und anerkennt: Auch der letzte Läufer bzw. die letzte Läuferin, der bzw. die es im Rahmen des offiziell vorgegebenen Zeitlimits über die Ziellinie schafft, wird umjubelt und gefeiert. Die Öffentlichkeit ist insofern auch für das nicht-sportliche Marathonlaufen von entscheidender Bedeutung; das Gewinngebot mag hier zwar keine konstitutive Rolle spielen, aber die *öffentliche Teilnahme* an offiziellen Marathon*wettkämpfen* tut dies sehr wohl. Sie ist konstitutiv für den *Status* als Marathonläufer bzw. Marathonläuferin (und die Medaille und Urkunde weisen dies ja auch nach); wenn ich regelmäßig eine exakte Streckenlänge von 42,195 km laufe, dies gleichwohl rein privat tue, dann werde ich mich auch nicht als Marathonläufer bezeichnen können und auch schwerlich von anderen als solcher bezeichnet werden. Und freilich ist es auch gut vorstellbar, dass die Wettkampfteilnahme einen gewissen Reiz für freizeitlich Laufende hat, sofern sie eben mit einem ›Bühnenauftritt‹ verbunden ist.

Wir können daher zusammenfassend konstatieren, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen eine Praxis eigener Art ist und als solche eher einer (künstlichen) »Bewährungsprobe« (Neckel 2000: 141) gleicht als einem genuin sportlichen Wettkampf; es geht in erster Linie um einen *öffentlich* zu erbringenden Nachweis der *individuellen* Leistungsfähigkeit qua Durchhalten. Die Bewährung besteht dabei genau darin, diejenigen Anteile des Selbst, die gleichsam gegen das Weiterlaufen sich richten, zu unterdrücken und sich damit selbst zu unterwerfen. Die eigentliche Leistung ist die Selbstunterwerfung. Gleichwohl darf man nicht vergessen, dass es wichtig ist, dass die Bewährungsprobe zugleich sozusagen parasitär in die Strukturen des sportlichen Wettkampfs eigebettet ist; es muss öffentlich und offiziell sein. Diese Laufpraxis, so kann man daher sagen, ist eine formal-sportliche.[32]

Bei den sportlich Laufenden stellt sich das Ganze natürlich anders dar. Hier gilt das Gewinngebot, was somit die Dynamik des Wettkampfs als Wettkampf absichert. Während das bei den nicht-sportlich Laufenden gerade nicht so ist, wird von den Sportler*innen vonseiten der Zuschauer*innen und Organisator*innen wie selbstverständlich erwartet, dass sie um eine möglichst gute Platzierung und damit *miteinander* konkurrieren. Sicher, auch sie müssen durchhalten, denn die Herausforderung des Marathons liegt im Unterschied zu anderen Laufdisziplinen

32 Die Begriffe formal-sportliches und nicht-sportliches Marathonlaufen werden in dieser Arbeit synonym gebraucht; der Begriff des nicht-sportlichen Marathonlaufens wird gleichwohl bevorzugt, weil er deutlicher den Unterschied zur genuin sportlichen Variante markiert.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eben in der Überwindung einer herausragend langen Distanz. Aber das Durchhalten selbst steht hier nicht im Vordergrund. Ja, ganz im Gegenteil: Hier gilt es sofort aufzuhören, wenn Verletzungsgefahr droht oder es aussichtslos erscheint, weiterzulaufen, weil man keine Chance mehr auf eine relevante Platzierung hat. Oder der Wettkampf wird sozusagen als Vorbereitung für einen anderen, für den jeweiligen Sportler/die jeweilige Sportlerin relevanteren Wettkampf genutzt.

Kommen wir zu den Handlungsproblemen. Wir haben soeben gesagt, dass das Gewinngebot für sportliche Wettkämpfe konstitutiv ist. Nun können wir sagen, dass diese Regel sich auf ein zentrales Handlungsproblem des Sports bezieht, als welches wir in Anlehnung an die sportsoziologische Traditionslinie, in welcher – jedenfalls finden sich in ihren Argumentationen entsprechende Überlegungen – etwa Schimank (2005[1988]), Stichweh (1990) oder Werron (2010) stehen, den *wettkampfförmigen Leistungsvergleich* ausweisen können. Das Gewinngebot *ermöglicht* den Leistungsvergleich und entfacht die Wettbewerbsdynamik. Wie oben bereits angedeutet, wird ja auch im Rahmen anderer sozialer Aktivitäten (Gesellschaftsspiele z.B.) konkurriert, aber nur im Sport steht der Leistungsvergleich im Mittelpunkt, was insofern eben den Vergleich mit anderen impliziert; es geht um die Feststellung der jeweils besten Leistung qua Konkurrenz. In Spielen erhöhen Konkurrenzmechanismen lediglich den Unterhaltungsfaktor, und das zentrale Handlungsproblem besteht entsprechend darin, Unterhaltung bzw. Geselligkeit herzustellen. Im Sport ist es nachgerade umgekehrt: Hier sind Geselligkeit und Unterhaltung ›Nebenprodukte‹ des Leistungsvergleichs, der den zentralen Sachbezug darstellt.

Wenn wir dies wiederum auf das Marathonlaufen applizieren, dann kann man sagen, dass der Leistungsvergleich auch hier ein objektiv gegebenes Handlungsproblem darstellt, denn man läuft, wie gesagt, unter formalisierten Wettkampfbedingungen; es ist in erster Linie ein Wettkampf. Zu diesem allgemeinsportlichen Handlungsproblem kommt nun aber noch ein sportartenspezifisches dazu, was dieser Sportart eine eben besondere Struktur verleiht: Für das Marathonlaufen ist das Handlungsproblem der laufenden Bewältigung einer *herausragend langen Distanz* kennzeichnend. Das ist der zentrale Sachbezug, mit dem alle Marathonlaufenden umgehen müssen. Gleichwohl stellt dieses Problem für nicht-sportlich Laufende oder, wenn man so will, *Bewährungssuchende* gleichsam eine besondere Hürde dar. Umgekehrt steht die bloße Bewältigung der Marathondistanz für sportlich Laufende außer Frage; entscheidend ist, wie gut sie es schaffen. Bei den Bewährungssuchenden hingegen gilt schon diese Bewältigung selbst als anerkennungswürdige Leistung und Ausweis ihrer Bewährung.

Von hier aus ließen sich nun noch eine Reihe weiterer, spezifischerer Handlungsprobleme und konstitutiver Regeln sowohl für die sportliche Praxis im Allgemeinen als auch für die Praxis des nicht-sportlichen Marathonlaufens im Speziellen identifizieren. Im Grunde, das dürfte sich bereits angedeutet haben, haben wir es

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

stets mit Konstellationen von verschiedenen, miteinander in (hierarchischen) Beziehungen stehenden Handlungsproblemen zu tun, die im Verbund mit Systemen von konstitutiven und regulativen Regeln die Sinnstruktur des Sports, mithin des (nicht-sportlichen) Marathonlaufens ausmachen. Wir wollen es an dieser Stelle bei diesen ausblickhaften Bestimmungen belassen und nicht weiter ins Detail gehen; die Stoßrichtung der Argumentation, die in den nächsten Teilkapiteln nun systematischer entwickelt wird, dürfte deutlich geworden sein.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

B. Allgemeiner Teil: Sport rekonstruktiv bestimmen

Der nachfolgende Teil des Theoriekapitels gliedert sich in zwei Unterkapitel. Da ein Fokus der zu leistenden theoretischen Arbeit darin besteht, Sport als eigenlogische Struktur zu bestimmen, soll es in einem ersten Schritt (Kap. 2.4) darum gehen, einige typische Reduktionismen in den Blick zu nehmen, die vielen bisher vorgelegten sportsoziologischen Ansätzen unterlaufen und es diesen – selbst bei explizit gegenteiliger Absicht – verunmöglichen, die Eigenlogik des Sports adäquat zu erfassen. Dabei wird die bereits erwähnte sportsoziologische Arbeit von Tobias Werron (2010) eine zentrale Argumentationsstütze bzw. Orientierung abgeben. In einem zweiten Schritt (Kap. 2.5) wird mithilfe der in Teil A entwickelten Heuristik ein eigener, wiederum heuristischer Bestimmungsversuch der Struktureigenschaften sportlicher Praxis unternommen, indem eine Taxonomie der Handlungsprobleme im Sport entworfen wird und die konstitutiven Regeln sportlicher Praxis ausbuchstabiert werden. Da es in dieser Arbeit nicht darum geht, eine »Einführung in die Sportsoziologie« zu schreiben, können keineswegs alle bereits vorgelegten sportsoziologische Ansätze in diesem Kapitel einzeln gewürdigt bzw. erschöpfend behandelt werden. Vielmehr werden zentrale Argumente respektive Argumentationslinien der bisherigen Sportsoziologie herausgegriffen, kritisiert, aber auch systematisch für die hier verfolgte eigene Argumentation berücksichtigt. Ziel ist es dabei, bereits vorgelegte Bestimmungsversuche von Sport und damit verbundene zentrale Einsichten in dieser Arbeit gewissermaßen zu integrieren und – auf Basis einer rekonstruktiven Bestimmung freilich – grundbegrifflich zu präzisieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2.4 Reduktionistische Fehlschlüsse der klassischen Sportsoziologie

> »Wer ist der Beste, um den Widerstand der Dinge zu übersteigen, die Unbeweglichkeit der Natur? Wer ist der Beste, um die Welt zu bearbeiten, sie den Menschen … allen Menschen … zu geben? Das ist es, was der Sport zu sagen hat. Manchmal möchte man ihn andere Dinge sagen lassen. Aber dafür ist der Sport nicht gemacht.«
> *(Barthes 2005: 48)*

Sportsoziologische Ansätze lassen sich grob danach sortieren, ob und inwieweit sie die sportliche Praxis als eine eigenlogisch strukturierte begreifen. Auf der einen Seite steht dabei die – im Folgenden mit KST abgekürzte – »Kritische Sporttheorie« (Krüger 2004). Diese geht wie selbstverständlich davon aus, dass Sport im Kern arbeitsförmig strukturiert, aufs Engste mit (industrie-)kapitalistischen Ideologemen verwoben und damit letztlich keine eigenlogische Praxis sei (vgl. etwa Habermas 1967[1958]; Rigauer 1969, 1979; Vinnai 1970; Prokop 1971; Wagner 1973; Güldenpfennig 1974; Adorno 2003[1977]). Das Hauptproblem dieser Konzeptionen lässt sich darauf herunterbrechen, dass sie Merkmale wie Leistungsbezug oder Wettbewerb auf der einen sowie das Spielmoment bzw. das Zweckfreie auf der anderen Seite nicht *gleichzeitig* als konstitutiv für sportliche Praxis denken können. Vielmehr schließen sie beide Seiten wechselseitig aus: Sobald es um Leistung und Wettkampf geht, wird der Sport als immer schon warenstrukturell unterwandert und zweckbezogen gedeutet; solcherlei Bezüge erscheinen also kategorisch als ideologieverdächtig. Hingegen bewege sich ›echter‹ Sport gleichsam jenseits von Leistung und Arbeit; entsprechend wird er im Bereich des Spielerischen verortet. Wenn aber das Spielerische im Vordergrund steht, dann sind kehrseitig Leistung und Wettbewerb als sportspezifische Strukturmerkmale kategorisch ausgeschlossen. Kurz: Es gibt ein Problem, den Sport als Untersuchungsgegenstand ernst zu nehmen; er wird nicht als das analysiert, was er als sozial konstituierte Praxis de facto *ist*, sondern als das, was er nach Maßgabe eigener (theoretischer und alltagsweltlich-normativer) Vorannahmen sein *soll* (vgl. zu dieser Kritiklinie schon Krockow 1972 o. Guttmann 2004[1978]).

Auf der anderen Seite stehen Ansätze, die den Sport – teilweise ausdrücklich in Abgrenzung zur KST – explizit als eigenlogisch strukturierte Praxis in den Blick zu nehmen versuchen (vgl. z.B. wiederum Krockow 1972; Guttmann 2004[1978]; darüber hinaus: Franke 1978; Elias/Dunning 2003[1986]; Stichweh 1990; Alkemeyer 1997; Cachay/Thiel 2000; Bette 2010). Sie unterscheiden sich insbesondere dahingehend, wie genau und inwieweit sie das tun. Das Begriffsspektrum jedenfalls reicht hier von »relativer Autonomie« (Elias/Dunning 2003[1986]) bis hin zum »Reich der Freiheit«

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(Guttmann 2004[1978]: 76).[33] Doch trotz dieser geteilten Intention, den Sport als eine autonome Praxis zu bestimmen, gelingt dies den meisten Ansätzen höchstens partiell, während sie ansonsten eine Reihe an Widersprüchen und Vereinseitigungen aufweisen, die eine gegenstandsadäquate Weiterentwicklung der Sportsoziologie ins Stocken geraten lassen. Und wie schon bei der KST liegen auch hier die Gründe dafür ganz wesentlich in bestimmten Axiomen (z.B.: Sport ist wie Spiel, Sport ist im Wesentlichen körperliche Leistung u.v.m.), die die Bestimmungsversuche fehlleiten oder deren Erklärungskraft doch zumindest begrenzen, die es letztlich aber zu vermeiden gilt, sofern der Sport als *eine soziale Praxis sui generis* beschrieben und erklärt werden soll.

Im Folgenden wollen wir jene Axiome deshalb zunächst kritisch reflektieren. Wie angekündigt werden wir uns dabei wesentlich auf Ausführungen von Tobias Werron (2010) stützen, der in diesem Kontext von »Fehlschlüssen« spricht, die mehr oder minder in allen bis dato vorgelegten sportsoziologischen Ansätzen enthalten sind. Diese Fehlschlüsse bzw. Reduktionismen stehen gewissermaßen quer zu unterschiedlichen Theorietraditionen und treten mitunter auch gleichzeitig auf – wenn auch stets in einem je etwas anderen Verhältnis.

Beginnen wir mit den »autotelische[n] Fehlschlüsse[n]« (ebd.: 38ff.). Ansätze, die diesem Reduktionsmuster aufsitzen, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie vor allem nach Parallelen zwischen Sport und Spiel suchen bzw. Sport tendenziell auf Spiel reduzieren (vgl. z.B. Krockow 1972; Guttmann 2004[1978]; Franke 1978; Schimank 2005[1988]; Bette 2010). Werron (2010) unterscheidet dabei zwei Strömungen: Die erste, modernisierungstheoretische Strömung betont, dass Sport wie Spiele einen Eigenweltcharakter habe. Von diesem eher diffusen Verweis auf das Spielerische bzw. Zweckfreie des Sports abgesehen, bleibt es ansonsten aber erklärungsbedürftig, wodurch und wie genau dieses ›Eigene‹ gestiftet ist. Unterstellt wird damit auch, dass andere, zweckorientierte Aktivitäten keinen ›Eigenweltcharakter‹ hätten, sofern sie der Sphäre des ›ernsten Lebens‹ angehörten. Um das Eigene des Sports zu spezifizieren, werden dann lediglich – als solche überwiegend plausibel erscheinende – Merkmale wie Regeln, Wettkampf, Rationalisierung oder Rekordstreben aufgeführt (vgl. hierzu paradigmatisch Guttmann 2004[1978]). Aber auch dann bleibt es letztlich unklar, was genau deren Zusammenhang begründet bzw., warum es denn ausgerechnet *diese* Merkmalskombinationen sind, die das Charakteristische des Sports konstituieren sollen (vgl. zu dieser Kritik bereits

33 Vgl. kritisch zu den innerhalb der Sportsoziologie (aber auch allgemeinsoziologisch) verwendeten Autonomiebegriffen und der Notwendigkeit, den Autonomiebegriff soziologisch präzise zu fassen: Werron 2010: 426ff. Autonomie kann demnach nicht einfach nur »als »Unabhängigkeit von« (ebd.: 430, Hervh. i.O.) verstanden werden, sondern muss strukturlogisch als immanenter Teil von Sozialität konzipiert werden. Siehe dazu auch die Ausführungen zur Autonomie der Lebenspraxis in Kap. 2.2.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Werron 2010: 39). An diesem Punkt setzt nun die zweite, eher systemtheoretisch orientierte Strömung an (vgl. ebd.: 40ff.). Entsprechend wird nun nicht mehr von ›Eigenweltlichkeit‹, sondern von ›Autonomie‹ gesprochen, und das Augenmerk liegt natürlich darauf, diese zu erklären. Aufgrund des autotelischen Trugschlusses gelingt dies jedoch auch hier nicht: Da der Sport tendenziell mit Spiel gleichgesetzt wird, bleibt die Suche nach seiner gesellschaftlichen Funktion vergeblich, bestenfalls offen, sodass die Autoren letztlich nur noch die Möglichkeit sehen, seine Autonomie durch seine Abhängigkeit von anderen Teilsystemen zu erklären, was im logischen Widerspruch mündet und daher gleichsam behelfsmäßig ›zurechtgebogen‹ werden muss: »Wer von vielen Herren abhängig ist, kann diese auch gegeneinander ausspielen«, lautet etwa die Begründung bei Uwe Schimank (2005[1988]: 130; vgl. ähnlich argumentierend auch Cachay/Thiel 2000: 115). De facto führt dies jedoch zu einem Gegenstandsverlust, weil nicht klar wird, worin die Logik des Sports denn nun eigentlich genau besteht und wodurch sie sui generis konstituiert ist. »Die Ratlosigkeit der Theorie«, so Werron, »die sich dem Zwang zur Suche nach einer gesellschaftlichen Funktion verdankt, mündet in der Schwäche ihres Gegenstandes und in der Vorstellung einer Art parasitär aufgerüsteten Spiels, das am Tropf seiner Nachbarsysteme hängt« (2010: 41).

Entsprechend ist Werron auch zuzustimmen, wenn er abschließend dafür plädiert, bei der Analyse des Sports weniger seine Ähnlichkeiten zum Spielerischen zu betrachten, als vielmehr die Differenzen zum Spiel auszubuchstabieren und damit seine ›Eigenweltlichkeit‹ als einen *innerlogischen* Strukturzusammenhang zu bestimmen (vgl. ebd.). Bemerkenswert ist, dass durch den Fokus auf das Spielerische und die Suche nach einer gesellschaftlichen Funktion eine Nähe zu Ansätzen der KST entsteht, die den ›echten‹ Sport ja ebenfalls als etwas primär Spielerisches denken und seine Abhängigkeit – insbesondere von ökonomischen Strukturen – betonen. Auch gibt es Parallelen zu Helmut Plessners (1985[1956]) Sportdeutung, der im Sport grundsätzlich eine »Ausgleichsreaktion« auf die industrielle Arbeitswelt sieht und damit ebenfalls nach einer gesellschaftlichen Funktion des Sports sucht und ihn auch als etwas Spielerisches begreift (ebd.: 153–154). Sein Ansatz lässt sich indes nicht vollständig der KST (und auch nicht dem autotelischen Fehlschluss) zurechnen, weil er dem Sport durchaus etwas Eigenständiges zuzuerkennen scheint, wenn auch es letztlich unklar bleibt, inwieweit sich Sport von Arbeit unterscheidet und damit verbunden, inwieweit das Spielerische lediglich ideologischen Charakter hat oder dem Sport strukturimmanent ist.

Die Suche nach gesellschaftlichen Funktionen des Sports, ohne zuvor ein sportspezifisches Handlungs- bzw. Bezugsproblem rekonstruiert zu haben, hängt – darauf wurde in Kapitel 2.2 bereits hingewiesen – also gewissermaßen in der Luft, wobei es für das Sportsystem dann auch nicht mehr identitätsbedeutsam ist, welche äußere gesellschaftliche Funktion ihm möglicherweise zukommt; strukturlogisch ist diese Frage von nachrangiger Bedeutung (vgl. Werron 2010: 56, Fn. 29). Aber auch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ansätze, die explizit von Bezugsproblemen sprechen, sind wohlgemerkt nicht davor gefeit, bei der Rekonstruktion dieser im Handlungsfeld des Sports aufgrund von bestimmten alltagsweltlichen und theoretischen Vorurteilen fehlzugehen – so etwa der Fall bei Cachay und Thiel (2000), die die Ausdifferenzierung des sportspezifischen Bezugsproblems fälschlicherweise initial in den Leibesübungen bzw. medizinischen und erzieherischen Kontexten verorten und Sport damit nicht nur vor allem mit körperlicher Anstrengung gleichsetzen, sondern ihn auch noch in die Nähe zweckorientierten Handelns bringen (vgl. ebd.: 74f.).

Das Stabilhalten des Untersuchungsgegenstandes fällt des Weiteren auch solchen Ansätzen schwer, die *analogisch* argumentieren und damit »analogische Fehlschlüsse« vollziehen (Werron 2010: 42ff.). Versuche, das Besondere sportlicher Praxis ausfindig zu machen, belaufen sich dann primär darauf, Analogien zu anderen Sozialsystemen bzw. sozialen Praktiken festzustellen. Prominent vertreten sind hier die bereits erwähnten Ansätze der KST, die den modernen Sport vor allem analog zur Arbeit und den ›wahren‹ Sport wiederum eher autotelisch als Spiel bzw. als ›das andere‹ der Arbeit denken (so etwa Rigauer 1969, 1979). ›Echter‹ Sport, so könnte man diese Argumentation zuspitzen, ist keiner. Dies muss im Umkehrschluss natürlich keineswegs bedeuten, dass es prinzipiell keine Entfremdungs- bzw. Entdifferenzierungstendenzen im Sport geben kann und er gleichsam kategorisch ins »Reich der Freiheit« (Guttmann 2004[1978]: 76) gehöre. Entscheidend ist vielmehr, dass man die relevanten Analyseebenen streng auseinanderhält: Ob eine Sportpraxis – sei es eine kollektive oder individuelle – entfremdet ist, indem sie zum Beispiel ökonomisch und politisch durchkorrumpiert ist oder der Bearbeitung persönlicher Krisen dient, oder aber, ob sie *nicht* entfremdet ist und gleichsam um ihrer selbst willen betrieben wird, weil allein der Leistungsvergleich im Fokus steht, bezieht sich eben immer auf die Ebene einer konkreten Lebenspraxis mit ihrer spezifischen *latenten* Motivationsstruktur und einer dahinter stehenden Bildungsgeschichte, mit welcher ihre Sportpraxis charakteristisch verwoben ist. Entsprechend muss diese Ebene immer erst systematisch rekonstruiert werden, bevor sich valide Aussagen über etwaige Entfremdungstendenzen tätigen lassen. Und dazu gehört denn auch, dass man diese lebenspraktische Ebene wiederum strikt von der Ebene der objektiven Bedeutungsstruktur sportlicher Praxis differenziert, auf deren Folie etwaige Entfremdungstendenzen überhaupt erst sichtbar werden können. Die Frage, wie und ob Sport gleichsam instrumentell benutzt wird, muss daher der Bestimmung der Sportpraxis als einer sozialen Realität sui generis, mithin der Bestimmung des Gegenstandsbereichs jeglicher Sportforschung systematisch nachgelagert sein.

In der sportsoziologischen Literatur beziehen sich analogische Fehlschlüsse jedoch nicht ausschließlich auf Arbeit bzw. Wirtschaft. Vielmehr werden Analogien zu vielen verschiedenen Praxisbereichen gebildet. So zieht Guttmann (2004[1978])

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nicht nur eine Parallele zwischen Sport und Spiel (vgl. auch Rigauer 2017),[34] sondern auch zwischen Sport und Wissenschaft; andere wiederum vergleichen Sport mit Religion (Gugutzer/Böttcher 2012) oder mit Kunst (Güldenpfennig 1996: 53ff.; Franke 1978; z.T. auch Alkemeyer 1997). Dabei ist zum einen natürlich nicht von der Hand zu weisen, dass es etwaige Ähnlichkeiten zwischen Sport und anderen Handlungsbereichen gibt; ansonsten wären die Analogien ja auch schwerlich bemüht worden. Der entscheidende Punkt ist allerdings, dass Analogisierung keine besonders fruchtbare Technik darstellt, um die Struktureigenschaften des Sports aufzuschließen. Mehr noch: Theoriearchitektonisch ist sie auch gar nicht notwendig, weil uns die moderne Soziologie und Sprachwissenschaft mittlerweile einen grundbegrifflichen Apparat bereitstellen, mit dem sich die Eigenlogik sportlichen Handelns nicht erst über den vermeintlichen Alternativweg der Analogisierung mit anderen Praxisfeldern, sondern aus der Analyse konkreter sportlicher Handlungen selbst – und das auch entscheidend präziser als bei analogischen Vergleichen – erschließen lässt. Analogische Reduktionismen gehen hingegen mit eher ungenauen Sportbestimmungen einher und immunisieren sich so auch gegenüber Kritik, indem sie lediglich eine »Verkettung nie ganz falscher und nie ganz richtiger Vergleiche« (Werron 2010: 45) anbieten. Was Werron im Hinblick auf die autotelisch argumentierenden Ansätze sagt, gilt also auch hier: Es wäre für die Sportforschung fruchtbarer, nicht nach Gemeinsamkeiten, sondern nach *Differenzen* des Sports zu anderen Praxisbereichen zu suchen – und diese strukturlogisch zu begründen.

Als Drittes unterscheidet Werron die »kompensatorische[n] Fehlschlüsse« (ebd.: 46ff.). Ansätze, die diesen reproduzieren, sehen im Sport, wie oben schon nach Plessner zitiert, zuvorderst eine »Ausgleichsreaktion« auf unterschiedliche Folgen des kapitalistisch dynamisierten Modernisierungsprozesses. Sie unterscheiden sich entsprechend vor allem danach, welche Folgen sie jeweils diagnostizieren und was sie damit für kompensationsbedürftig halten. Das Kernmuster der Argumentation ist Werron zufolge dabei immer dasselbe: »Stets geht es um die Vorstellung, dass den Menschen in der Moderne etwas vorenthalten werde (Spannung, Erregung, Aggression, Leistungsgerechtigkeit etc.), was ihnen zum Ausgleich dann in moderner, zivilisierter Form vom Sport dargeboten werde« (ebd.: 47). Während zum Beispiel laut Helmuth Plessner (1985[1956]) und Jürgen Habermas (1967[1958]) industriekapitalistisch bedingte Sinnlosigkeit, Entkörperlichung,

34 Man kann Rigauer also grundsätzlich nicht ausschließlich als einen Vertreter der KST ansehen; vielmehr hat er im Laufe der Zeit vermehrt auch handlungstheoretische, ethnomethodologische (vgl. hierzu Rigauer 1982) und in jüngster Zeit vor allem systemtheoretische Standpunkte in seine Sportsoziologie miteinzubeziehen versucht, wobei interessant ist, dass sein grundsätzlich axiomatischer Still der Modellbildung durchweg konstant bleibt: stets wird der Sport unter eine bestimmte Theorie subsumiert.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zunehmende Abstraktheit von Leistung oder gestaute Aggressionen ausglichen würden, sind es bei Norbert Elias und Eric Dunning (2003[1986]) grundsätzlicher die normativen Zwänge der Vergesellschaftung, die die Affektregulation moderner Menschen immer rigider werden lassen und so kehrseitig einen diffusen Bedarf nach Spannungserleben evozieren. Eine Weiterentwicklung hat die Kompensationshypothese vor allem durch die Arbeiten Karl-Heinrich Bettes (2004, 2010) erfahren, der die verschiedenen Kompensationstheoreme gewissermaßen bündelt – dies gleichwohl mit einer deutlich stärkeren Betonung der Autonomie des Sports. Inwieweit kompensatorisch reduzierende Ansätze dem Sport Autonomie überhaupt zugestehen, fällt daher je nach Ansatz sehr unterschiedlich aus und reicht von im Grunde gar keiner bei Habermas und einer nur marginalen bei Plessner über relative Autonomie bei Elias und Dunning bis hin eben zu einem vollgültig autonomen Sozialsystem bei Bette.

Entscheidend gleichwohl ist, dass zum einen alle zum kompensatorischen Reduktionsmuster gehörenden Ansätze den Sport – auch dort, wo ihm Autonomie zugestanden wird – letztlich nicht systematisch als eine Praxis sui generis rekonstruieren können; zu sehr überwiegt wiederum eine funktionale Perspektive, die ihn primär im Hinblick auf seine Leistungen für andere Sozialsysteme bzw. das Sozialsystem ›Gesellschaft‹ betrachtet. Zum anderen ist problematisch, dass diese Leistungen und der anthropologisch bedingte Bedarf an Spannungserleben, Erregung usw. einfach unterstellt werden. Letztlich mündet dies in einen Psychologismus, der vor allem die psychischen Wirkungen des Sports auf die modernisierungsbedingt monotonisierten Subjekte fokussiert, nicht aber die Strukturen des Sports selbst (vgl. Werron 2010: 49ff.). Letztere werden dagegen wiederum meistens auf eine mehr oder weniger lose gekoppelte Aneinanderreihung von Merkmalen reduziert (körperlicher Wettkampf, Regeln etc.). Bestenfalls geht dies noch mit der Suche nach einer binären Codierung einher. Entsprechend fragil sind dann auch die jeweiligen Gegenwartsdiagnosen: So thematisiert Bette (2004) in seiner Studie »X-treme« Aktivitäten wie »sich mit Fallschirmen von Hochhäusern [stürzen]«, das Umrunden der »Kontinente als Extremradfahrer«, das Absolvieren von »Wüstenmarathons«, »sich am Wochenende als Bungeespringer in Richtung Asphalt fallen oder in extremen Achterbahnen zentrifugieren« lassen (ebd.: 7), wie selbstverständlich schon als Formen des modernen Sports, ohne im Einzelfall zu prüfen, ob es sich nicht vielleicht um eine Aktivität mit einer nochmals eigenen, im Kern völlig anderen Sinnstruktur als der genuin sportlichen handelt. Für die Plausibilität seines Arguments wäre dies jedoch essenziell. Denn inwiefern sind Extremradfahren oder Wüstenmarathonlaufen von ihrer Sinnstruktur her überhaupt dazu geeignet, »der gesellschaftlich erzeugten Routine und Langeweile gezielt eine vitalisierende Spannungsofferte« entgegenzusetzen (ebd.: 12)? Sind sie abgesehen davon, dass sie in durchaus nicht-alltäglichen Settings stattfinden, nicht selbst schon durch und durch routinisiert und monoton? Wie viel ›Abenteuer‹ ist dort zu erwarten, wenn es doch letzt-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lich nur zwei Alternativen gibt: bewältigen/nicht-bewältigen? Inwiefern ist es überhaupt plausibel, dass »Routinisierung« und »Bürokratisierung« Ausgleich in einem formal organisierten, kontinuierlichen Wettkampfbetrieb« – im Sport im Allgemeinen also – finden (Werron 2010: 50, Hervh. i. O.)? Und ist – ganz grundsätzlich – die Moderne, die ja mit einer gegenüber dem vormodernen Zeitalter enormen Zunahme an Entscheidungsoptionen und damit verbunden Unsicherheiten einhergeht, nicht bereits spannungsvoll genug und Routinisierung damit nicht auch entlastend (vgl. ebd.: 49)? Es verhält sich hiermit also ähnlich wie mit der oben bereits thematisierten Frage, ob bzw. inwieweit der Sport entfremdet sei oder entfremdend wirke: Es ist eine empirische Frage, inwieweit Kompensationsmotive in modernen Sportpraktiken eine Rolle spielen (bzw. bei der Genese des Sports auch schon gespielt haben mögen) und wie sie sozialstrukturell eingebettet sind. Kompensationsargumente liegen also *auf der Ebene fallspezifischer Motivationsstrukturen bzw. Sportpraktiken* und sind für die Bestimmung der sportlichen Eigenlogik somit eher nebensächlich.[35] Viel wichtiger ist es, dass noch bevor etwaige Kompensationsthesen überprüft werden, eine soziologische Rekonstruktion des Sports als einer Praxis eigener Art erfolgt. Wie sonst sollte man wissen, ob das, was man analysiert, überhaupt Sport ist? Eine Vernachlässigung dieses Umstandes kann, wie bei Bette, dazu führen, dass der sportsoziologische Gegenstand gleichsam verflüssigt und mit Aktivitäten vermischt wird, die bei genauer Betrachtung nur wenig mit Sport zu tun haben, und das bringt die jeweiligen Diagnosen freilich in Schieflage.

35 Die Kompensationshypothese wurde ihrerzeit im sportsoziologischen Diskurs durchaus kontrovers diskutiert. Bis heute werden in diesem Zusammenhang häufig insbesondere die Untersuchungen von Linde (1967) und in erweiterter Fassung von Linde und Heinemann (1974) angeführt, die die Kompensationsthese, wie sie insbesondere von Plessner und Habermas vertreten wurde, empirisch strittig gemacht haben sollen/wollen (vgl. etwa Heinemann 2007[1980]: 40; Rigauer 2017: 17ff.). Meines Erachtens ist dieser Überprüfungsversuch jedoch als problematisch einzustufen. Zum einen ist die Unterscheidung zwischen »personengeforderten« und »anonym geforderten« Beschäftigten, die befragt wurden, problematisch, weil sie die erste Gruppe wie selbstverständlich als eher autonom und die zweite als entfremdet einstuft. Und außerdem gehen Plessner und Habermas ja nachgerade davon aus, dass in der industriellen Arbeitswelt *alle* Arbeitenden tendenziell entfremdet und daher – in welchem Umfang und welcher Form auch immer – kompensationsbedürftig seien (vgl. dazu auch Rittner 1976: 24ff.). Zum anderen wurden de facto bloß Sportaktivität bzw. Sportkonsum abgefragt, nicht aber die Motivation. Dass die »anonym geforderten« weniger Sport trieben als die andere Gruppe, sagt also nichts über die Gültigkeit der Kompensationshypothese aus, zumal Plessner und Habermas doch deutlich darauf verwiesen haben, dass das Kompensationsmedium sehr vielfältig, also auch nicht-sportlich sein kann. Im Grunde wurde bei Linde bzw. Linde/Heinemann also eine ganz andere Fragestellung untersucht als die intentional ausgewiesene, sodass ihre der Kompensationshypothese entgegengestellte »Selektionshypothese« letztlich in der Luft hängt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ein weiteres Problem kompensatorischer Ansätze, die insbesondere mit dem Gegensatzpaar Monotonie/Spannungserleben arbeiten, besteht schließlich darin, dass nicht eindeutig geklärt wird, *wer* kompensiert. Im Falle des Publikums zum Beispiel ist dies noch am ehesten nachvollziehbar, wobei man sich auch vorstellen kann, dass das eine oder andere Spiel selbst für einen Fan – und auch für einen Trainer bzw. eine Trainerin – sicherlich auch mal etwas weniger Spannung vertragen dürfte. Im Falle der Sporttreibenden muss dies dagegen differenzierter betrachtet werden. Zum einen ist die Frage, wie spannungsvoll eine konkrete Sportart überhaupt sein kann; ein Fußballspiel hat offenkundig ein deutlich höheres Spannungspotenzial als ein Marathonlauf, bei dem man bloß mehrere Stunden lang einen Fuß vor den anderen setzt. Zum anderen scheint es auch naheliegend, dass das Spannungserleben beim Sporttreiben selbst sich in Grenzen hält, sofern die Spielenden sich konzentrieren und ihre Emotionen zurückhalten müssen, um zu gewinnen. Es ist also nicht unproblematisch, die These von der Spannungskompensation auf den Sport anzuwenden und bedarf einer differenzierteren Analyse.

Kommen wir zu den »somatische[n] Fehlschlüsse[n] (Werron 2010: 51ff.). Bei dieser Art von Reduktionismen wird der Körperbezug als eines der zentralen Charakteristika des Sports ausgewiesen. Dies, so Werron, werde jedoch oftmals kaum begründet und diene deshalb dazu, bestimmte Wettkampfformen von vornherein als ›nicht-sportlich‹ auszuschließen (z.B. Schach oder die eSports, vgl. zur Diskussion um die letzteren Schürmann 2019) (vgl. Werron 2010: 52). Und selbst dort, wo man dieses Axiom einmal zu begründen versuche, werde weniger erklärt, warum Sport unzertrennlich mit körperlicher Leistung verbunden sein soll als vielmehr bloß, wie man eine körperliche von einer geistigen Leistung unterscheiden kann – um dann geistige Leistungen als nicht-sportlich zu klassifizieren. Tatsächlich ist es erstaunlich, dass nahezu alle sportsoziologischen Ansätze wie selbstverständlich davon ausgehen, dass Sport vor allem etwas mit *körperlicher* Leistung zu tun hat, weshalb sich hier spezifischere Quellenverweise erübrigen. Diese Prominenz des somatischen Fehlschlusses hängt laut Werron eng damit zusammen, dass viele Arbeiten ihre Rekonstruktionen zur Genese des modernen Sports wie selbstverständlich bei den Leibesübungen ansetzen, was dann dazu führt, dass schließlich auch alles das als Sport angesehen wird, was genau genommen eher in den Bereich Erziehung und Gesundheit gehört (paradigmatisch für diese Vermischung s. Cachay/Thiel 2000) (vgl. Werron 2010: 54). In die jeweiligen Rekonstruktionen der Ursprünge des Sports fließt also unkontrolliert bereits ein bestimmtes Vorverständnis von Sport ein, das entsprechend auch als Maßstab für die Auswahl des historischen Datenmaterials dient. Das Problem scheint also eher zu sein, dass dieses Vorverständnis nicht rekonstruktiv reflektiert wird; man rekonstruiert sozusagen, was man stillschweigend voraussetzt.

Dabei hat schon Christian Krockow (1972) seinerzeit darauf hingewiesen, dass es problematisch ist, den Sport primär im Hinblick auf etwaige »Ausgleichs- und

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bildungsfunktionen« bzw. eine »medizinisch-therapeutische Funktion« (ebd.: 79) zu untersuchen. Dem freizeitlich betriebenen Sport wurden solche Nützlichkeitsversprechen seitens Politik, Medizin und Medien im Grunde schon von Beginn an immer wieder angehängt (man denke etwa an »Olympia nach Feierabend«, »Trimm Dich!«, »Ausgleich«) und vernebeln auch in der Sportsoziologie seit jeher den Blick auf die Struktur genuin sportlicher Praxisformen. Man formuliert dann, wie erwähnt, weite Sportverständnisse bzw. verschiedene Sportmodelle und neigt generell dazu, alles das als Sport gelten zu lassen, was die Akteure selbst darunter verstehen (vgl. Wopp 2008; Heinemann 2007[1980]; Gugutzer 2017: 305). Dazu werden dann das gelegentliche Joggen, der Yoga-Kurs oder die werktägliche Fahrradfahrt zur Arbeit genauso gezählt wie Fußballspielen oder Marathonlaufen. Die Rede davon, dass man »zum Sport« gehe oder »heute noch nicht beim Sport war«, wobei es sich eigentlich bloß um einen Fitnessstudiobesuch handelt und damit nicht um Sport, sondern eben um »Fitness« – also um eine primär gesundheitsbezogene bzw. körperoptimierungsorientierte Aktivität –, hat sich im Alltagssprachgebrauch entsprechend verfestigt.[36] Dass dabei dennoch von ›Sport‹ gesprochen wird, hat meines Erachtens damit zu tun, dass auch hier allein die Tatsache der körperlichen Bewegung schon als Ausweis für die Sportlichkeit einer Aktivität genügt; wenn man sich bewegt, ›macht man halt Sport‹, so das Deutungsmuster. Zugleich partizipiert man so gleichsam parasitär auch an der Logik des Sports als einer leistungsbezogenen Aktivität und wertet sich damit ein Stück weit auf – es hört sich offenkundig besser an und ist wenig begründungsbedürftig, wenn man sagt, dass man »beim Sport« war, während man faktisch eigentlich nur eine dreiviertel Stunde ein paar Fitnessmaschinen bedient hat und dabei womöglich noch nicht einmal ins Schwitzen gekommen ist. Analytisch gesehen ist es jedenfalls nicht entscheidend, wie die Akteure ihre Praxis selbst deuten, sondern wie diese Praxis faktisch, das heißt: handlungslogisch strukturiert ist. Ich würde daher mit Krockow und auch mit Werron dafür plädieren, gesundheits- und erziehungsbezogene sowie auf Körperoptimierung gerichtete Aktivitäten strikt von Sport zu unterscheiden. Damit soll natürlich keineswegs bestritten werden, dass Sport auch durchaus gesundheitsförderliche Eigenschaften haben kann. Dies sind jedoch ›Kollateralwirkungen‹ und nicht das, worum es beim Sport im Kern geht. Vielmehr kann Sport aufgrund von einseitigen Belastungen und Verletzungen häufig ganz im Gegenteil der Gesundheit gar abträglich sein, was dann wiederum durch gesundheitsbezogene Aktivitäten (Physiotherapie, Gymnastik, Kräftigungs- und Stabilitätsübungen etc.) ausgeglichen werden muss. Um dies mit Krockow zusammenzufassen:

36 Dabei verweist schon das Wort ›Fitnessstudio‹, bei dem man bei genauerem Lesen unweigerlich an Friseursalons, Nagelstudios oder Tattoo-Studios denken muss, darauf, dass es dabei um etwas anderes als um Sport geht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> »In einer gesundheitsfördernden und -erhaltenden Lebensführung, mag es sich nun um sinnvolle Ernährung handeln, um Meidung des Nikotins, um die Einrichtung und Nutzung von Kinderspielplätzen oder Badegelegenheiten, um Morgengymnastik, Spazierengehen, sogar um den ›Heimtrainer‹ oder was sonst immer nützlich sein mag: zu alledem *bedarf* es nicht des Sports.« (1972: 81, Hervh. i.O.)

Die Unterbestimmtheit des Gegenstandes bzw. seine einseitige Reduzierung auf Körperlichkeit führt also dazu, dass Sport tendenziell zu reiner ›Definitionssache‹ wird, die dann letztlich natürlich vor allem von den an die Definition herangetragenen Vorannahmen der Definierenden und nicht von der Struktur der definierten Sache selbst abhängt. Einer rekonstruktiven Sportsoziologie muss es aber darum gehen, trotz oder gerade aufgrund der angeblich großen Vielfalt an sportlichen Erscheinungsformen eine objektive Sinnstruktur sportlicher Praxis zu bestimmen, die all diesen Formen als Kerncharakteristikum zugrunde liegt und sie von bloß sportähnlichen bzw. nicht-sportlichen Aktivitäten präzise zu unterscheiden ermöglicht. Nur so lässt sich der sportsoziologische Untersuchungsgegenstand auch unter systematischer Berücksichtigung der Möglichkeit sozialen Wandels stabilisieren. Im Übrigen führt diese Gegenstandsdiffusität auch in der quantitativen Erfassung sportlicher Aktivitäten zu verzerrten Messungen, weil auch hier alle möglichen Bewegungsformen mehr oder weniger willkürlich zur Kategorie ›sportliche Aktivität‹ zusammengefasst werden (vgl. z.B. die Übersicht bei Alfs 2014: 123ff.; Haut/Emrich 2011; Haut 2021).

Schließlich muss man bei der Diskussion um den Stellenwert des Körpers im Sport auch die dabei relevanten unterschiedlichen Analyseebenen berücksichtigen bzw. systematisch differenzieren. Auf der *konstitutionstheoretischen* Ebene hat der Körper für die sportliche Praxis keine herausragende strukturlogische Bedeutung; sportliche Aktivitäten können (und sind es in vielen Fällen natürlich auch), müssen aber nicht besonders ›körperlastig‹ im Sinne besonderer *physischer* Anstrengung sein; der Körper ist aus dieser Perspektive für den Sport nicht wesentlicher als für das humane Leben überhaupt; das Somatische ist konstitutiv für Lebenspraxis, und nur in *dieser* Hinsicht ist es konstitutiv auch für den Sport im Allgemeinen. Strukturell – darin ist Werron zuzustimmen – ist eine herausgehobene körperliche Aktivität für sportliche Praxis jedoch nicht entscheidend. Das sieht man nicht nur daran, dass es eben auch Sportarten wie Darts, Billard oder Schach gibt, sondern auch daran, dass selbst in den Leichtathletikdisziplinen, die unterstelltermaßen wohl jeder und jede ohne weiteres als genuin sportlich deuten würde, der Körper je nach Unterdisziplin sehr unterschiedlich und vor allem auch unterschiedlich stark gefordert wird (wenige Sekunden beim Diskuswurf, rund zwei Stunden

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

beim Marathonlauf).[37] Aber selbst dann, wenn körperliche Anstrengung in einer bestimmten Sportart eine große Rolle einnimmt, ist nicht sie es, die sie zu einer sportlichen macht. Nicht ›Körperlichkeit‹ bzw. die hinter der jeweils erbrachten sportlichen Leistung situativ stehende körperliche Anstrengung sind entscheidend, wenn es um die Frage geht, ob eine Praxis als Sport gelten kann, sondern die Bedingung, dass menschliche Leistungen, die durch irgendeine Form von Anstrengung erbracht wurden, im Rahmen eines Wettkampfs miteinander verglichen und in eine hierarchische Beziehung zueinander gesetzt werden. Entscheidend ist kurzum, dass eine *besondere Anstrengung* erbracht wird, sei diese eine körperliche oder geistige.

Methodologisch gesehen verhält es sich dagegen etwas anders (s. dazu auch den Exkurs in Kap. 2.2). Denn sportliche Praktiken sind, wie ›körperlastig‹ sie im Einzelnen auch immer sein mögen, in der Regel *nicht-sprachlich* verfasst. Sicher spielt verbale Kommunikation im Sport immer auch eine wichtige Rolle; grundsätzlich aber lassen sich sportliche Aktivitäten weitgehend sprachfrei ausführen. Entscheidend ist nun, dass auch auf der Ebene der Ausdrucksmaterialität nicht-sprachlich verfasste Praktiken *sinnstrukturiert* sind und diese Sinnstrukturiertheit, so haben wir dabei im Rekurs auf Searle argumentiert, wiederum sprachlich induziert ist, sofern man Sprache nicht bloß als ein mögliches Ausdrucksmedium unter vielen, sondern vor allem auch als Regelsystem versteht, welches es uns überhaupt ermöglicht, Bedeutungen zu generieren. Bemerkungen wie die in diesem Zusammenhang bereits nach Alkemeyer (2008) zitierte, dass sportliche Praktiken nämlich »nicht auf die Modelle der Sprache und des Textes reduziert werden« (ebd.: 225) könnten, dürfen also nicht dazu verleiten, darüber hinwegzusehen, dass eine soziologische Analyse des Sports eben keine sinnlich wahrnehmbaren Gegenstände, sondern immer abstrakte Sinnstrukturen zu fokussieren hat, die hermeneutisch interpretiert werden müssen, auch wenn die jeweilige Praxis von ihrer Ausdrucksmaterialität her ansonsten nicht-sprachlich verfasst ist. Insofern könnte man vielleicht auch sagen, dass es so etwas wie eine praxeologische Version des somatischen Fehlschlusses gibt, die der Tendenz nach die abstrakte Sinnstrukturiertheit sportlicher Handlungen unterschlägt und sich in der Konsequenz zu sehr auf die Körperlichkeit bzw. Materialität sportlicher Praktiken fokussiert. Das soll, um dies zu betonen, nicht bedeuten, dass man den Körper im Sport nicht soziologisch fruchtbar analysieren kann und soll; aber entscheidend ist eben, dass es dabei in erster Linie um Sinnstrukturen geht, die es zu interpretieren gilt. Und konkret methodologisch kommt es dann vor allem darauf an, dass man geeignete Protokolle sportlicher Praxis zur Verfügung hat, um sie methodisch kontrolliert überhaupt analysieren zu können. Es geht also darum, Protokolle von den nicht-sprachlichen Ausdrucksformen des Sports zu erstel-

37 Und wie könnte anderenfalls überhaupt ein begründetes Kriterium dafür aussehen, ab wie viel ›Körperlichkeit‹ bzw. physischer Anstrengung eine Aktivität zu einer sportlichen wird?

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

len bzw. zu sichern. Dieses Primat der Sinnstrukturiertheit des Sports vor dessen Ausdrucksmaterialität hat Roland Barthes (2005) an einer Stelle in seiner kleinen Essay-Sammlung zum Sport wie folgt formuliert: »Nein, die Muskeln machen nicht den Sport: das ist es, was die Tour de France uns sagt. Der Muskel, so wertvoll er auch sein mag, ist nie mehr als eine erste Materie: nicht er ist es, der siegt. Es ist eine bestimmte Idee des Menschen und der Welt, des Menschen in der Welt, die siegt« (ebd.: 35).

Wir wollen die kritische Auseinandersetzung mit den gängigen sportsoziologischen Argumentationen hiermit abschließen. Das Ziel war es hierbei nicht, die bisherige sportsoziologische Literatur umfassend zu würdigen, sondern einige zentrale Probleme, die verbreiteten Argumenten zugrunde liegen, gleichsam gebündelt aufzuzeigen. Diese Probleme kommen, wie mit Bezug auf Werron argumentiert und dargestellt wurde, in bestimmten Reduktionismen zum Ausdruck, denen allen gemeinsam ist, dass sie die Sportpraxis nicht als eine Praxis sui generis würdigen (können). Selbst dort, wo explizit bestimmte Merkmale des Sports formuliert werden, fehlt es an einer Aufschließung ihres strukturlogischen Zusammenhangs. Genau das soll nun im nächsten Kapitel versucht werden. Dabei werden wichtige Erkenntnisse bisheriger sportsoziologischer Ansätze systematisch berücksichtigt. Einen zentralen Bezugspunkt werden hier erneut die Ausführungen von Tobias Werron bilden, dessen Sporttheorie, die er in seiner Publikation »Der Weltsport und sein Publikum« (2010) entfaltet und sich dabei insbesondere auf die Genese der Autonomie des Sports im Kontext der Herausbildung einer darauf bezogenen Öffentlichkeit fokussiert, ich für die gegenwärtig elaborierteste halte und die, was die Art der zugrunde gelegten Modellbildung angeht, im Kern bereits einem ›rekonstruktiven Geist‹ folgt. Gleichwohl soll Werrons Argumentation hier mithilfe der bereits vorgestellten Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln präzisiert und ergänzt werden. Ein Unterschied, das sei bereits vorausgeschickt, liegt dabei vor allem in der Auffassung davon, worin genau das zentrale Handlungsproblem sportlicher Praxis bestehen soll.

2.5 Struktureigenschaften sportlicher Praxis

Wie im letzten Kapitelvielleicht schon deutlich geworden ist, finden sich in allen prominenten sportsoziologischen Ansätzen – unabhängig davon, ob bzw. wie viel Autonomie sie dem Sport letztlich zugestehen – bestimmte Merkmale, die dem Sport – sei es als eigene oder als gleichsam systemfremde (KST) – zugeschrieben werden. Freilich unterscheiden sich die konkreten Merkmalszusammensetzungen je nach Ansatz etwas. Ein Kernbündel von Merkmalen, dem das Gros der Sportsoziologinnen und -soziologen im Sinne eines Minimalkonsenses wohl schnell zustimmen könnte, lässt sich interessanterweise aber trotzdem herausfiltern. Eine Minimaldefinition des Sports könnte dann in etwa so lauten: Sport ist ein

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

öffentlicher Wettkampf, in dem es um einen *regelgeleiteten Vergleich* von (häufig körperlichen) *Leistungen* geht, die *als solche zweckfrei* sind. Es ist also bemerkenswert, dass gleichsam quer zu unterschiedlichen Theoriehintergründen und Forschungstraditionen die Kernmerkmale des Sports am Ende doch recht ähnlich ausfallen und konstant bleiben. Warum sind es aber ausgerechnet *diese* Merkmale, die als plausibel erscheinen?

Die grundsätzliche Antwort darauf lautet: Es muss dem Gegenstand ›Sport‹ etwas *immanent* sein, das zu der Annahme der genannten Kernmerkmale berechtigt. Es kann sich bei den Merkmalen also nicht bloß um Konstruktionen handeln,[38] die je nach Alltagserfahrung und Theoriehintergrund der jeweiligen Forschenden oder in Abhängigkeit von der Perspektive der Sporttreibenden – im Grunde beliebig – variieren. Vielmehr müssen sich die Merkmale auf etwas beziehen, dass in der Struktur des Untersuchungsgegenstandes selbst angesiedelt ist und allen sportlichen Erscheinungsformen, so unterschiedlich sie auf der Oberfläche auch sein mögen, zugrunde liegt. Und das bedeutet, dass sich der innerlogische Zusammenhang jener Merkmale nur dann erschließt, wenn man den analytischen Fokus weniger auf die Erscheinungsformen des Sports im Sinne einer äußeren, oberflächlichen Beschreibung der verschiedenen als ›Sport‹ bezeichneten Aktivitäten oder auf etwaige Konstruktionsprozesse legt als vielmehr auf die *Strukturlogik* sportlichen Handelns selbst.

Genau dies wollen wir im Folgenden tun. Dazu werden wir uns im Sinne einer Heuristik der eingangs vorgestellten konstitutionstheoretischen Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln bedienen. Wir gehen damit verbunden davon aus, dass sportliche Praxis im Allgemeinen durch ein sportspezifisches Handlungsproblem gekennzeichnet ist, das den Autonomiekern dieser Praxis bildet und das je nach Sportart auf eine je unterschiedliche Art und Weise gelöst wird, wobei es dann noch weitere, sport*arten*spezifische Handlungsprobleme gibt und die Lösung von Handlungsproblemen sich generell immer entlang allgemein geltender konstitutiver und regulativer Regeln vollzieht, die sich hinsichtlich ihrer Reichweite jedoch unterscheiden können: Manche gelten für den Sport insgesamt, andere wiederum nur für bestimmte Sportarten oder sportartenspezifische Disziplinen. Eine solche Konzeption erlaubt es nicht zuletzt auch, den Wandel von Bewegungs- und Sportkulturen adäquat zu untersuchen, indem sie emergierende

38 In diese Richtung geht die Argumentation von Elk Franke (1978), der lediglich von »Konstruktions-Indikatoren« spricht, die zwar so etwas wie Merkmale sportlicher Handlungen darstellen sollen, die er aber »nicht als spezifische Merkmale, die als Eigenschaften der Handlung zu dieser selbst gehören« (ebd.: 92), verstanden wissen will. Ob eine Handlung eine sportliche ist, hängt seiner Auffassung nach also nicht davon ab, dass es aus den ihr immanenten Struktureigenschaften hervorgeht, sondern lediglich davon, ob sie mithilfe der genannten Indikatoren so konstruiert wird. Diese Auffassung, das sei schon einmal betont, wird hier nicht geteilt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bewegungs- und Wettkampfpraktiken eben nicht vorschnell als Sport oder Nicht-Sport einstuft, weil etwa die beteiligten Akteure sie entsprechend bezeichnen, sondern die Analyse darauf verpflichtet, *handlungslogisch* zeigen zu müssen, um was für eine Praxis es sich dabei handelt.

Wir wollen nachfolgend mit der Rekonstruktion der Handlungsprobleme im Sport beginnen und dabei eine Taxonomie ausarbeiten. Um die sportspezifischen Regeln wird es anschließend gehen. Die Ausführungen werden sich zunächst auf den Sport im Allgemeinen konzentrieren, während wir uns mit dem Marathonlaufen dann im Teil »C« des Theoriekapitels noch ausführlich beschäftigen werden. Weil es hier nicht um die Ausarbeitung einer allgemeinen Sportsoziologie geht, sondern darum, aufzuzeigen, wie ein genuin rekonstruktiver Zugang zum Gegenstand Sport prinzipiell aussehen kann, wird sich der Detaillierungsgrad der nachfolgenden Rekonstruktion der strukturellen Handlungsprobleme und Regeln im Sport in Grenzen halten. Die sportlichen Struktureigenschaften sollen dabei nur insoweit konturiert werden, dass Sport als eine eigenlogisch strukturierte Praxis fassbar wird und wir auf dieser Grundlage Überlegungen zur besonderen Sinnstruktur des freizeitlichen Marathonlaufens und dessen potenziellen Bezügen zu anderen Handlungsbereichen anstellen können.

2.5.1 Handlungsprobleme im Sport: Eine Systematisierung

Wie in Kapitel 2.2 dargelegt, gehen wir davon aus, dass menschliche Praxis auf der konstitutionstheoretischen Ebene grundsätzlich »in der regelgeleiteten Lösung von Handlungsproblemen« besteht (Funcke/Loer 2019: 3). Seien es ein geselliger Abend, ein Konzert, berufliche Praxis, Erziehung, Bildung, Gesundheit oder eben Sport – überall haben wir es mit für die jeweilige Praxis spezifischen strukturellen Handlungsproblemen zu tun, die auf die »Sachdimension« (Maiwald/Sürig 2018: 167) der jeweiligen sozialen Praxis verweisen. Man kann sagen, dass Handlungsprobleme gleichsam die Quelle der Eigenlogik eines Sozialsystems bzw. dessen Strukturkern darstellen, um den herum sich systemspezifische Strukturen erst ausbilden. Entsprechend hängt die Bestimmung der Eigenlogik einer sozialen Praxis aufs Engste mit der Bestimmung des jeweils zentralen Handlungsproblems bzw. der jeweils charakteristischen Konstellation von Handlungsproblemen zusammen. Die Suche nach Funktionen oder die Beschreibung äußerlicher Merkmale ist dagegen aus genannten Gründen nicht dafür geeignet. Innerhalb der Sportsoziologie haben aus einer systemtheoretischen Perspektive etwa auch schon Cachay und Thiel (2000) ähnlich argumentiert und betont, dass »die Betrachtung und Aufzählung der jeweiligen Organisationen« für »die Analyse der Entstehung eines Systems« nicht ausreiche und »vielmehr fundamentaler, nämlich an den in diesem System zu lösenden Problemen angesetzt werden« müsse (ebd.: 40). Auch Werron hebt die Wichtigkeit der Rekonstruktion des sportspezifischen Bezugsproblems hervor (2010: 57). Gleichwohl vertritt er eine andere Auffassung davon, was das Bezugsproblem des

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sports sei als Cachay und Thiel. Und hier wiederum wird diesbezüglich eine andere Auffassung vertreten als bei Werron sowie bei Cachay und Thiel. Dazu kommen wir aber weiter unten noch.

An dieser Stelle ist es hingegen zunächst wichtig, nochmal zu betonen, dass das von uns in Anschlag gebrachte *soziologische* Handlungsproblemkonzept strikt von einem *anthropologischen*, wie es in der Sportsoziologie etwa bei Heinemann (2007[1980]: 17ff.) bemüht wird, zu unterscheiden gilt. Denn das für Sport konstitutive Handlungsproblem ist eben kein universelles, sondern ein historisch-spezifisches.[39] Sport ist demnach eine soziale Institution (im Sinne Searles), die derjenigen ›Sorte‹ von Institutionen angehört, welche »Handlungsprobleme überhaupt erst begründen, das heißt, analytisch betrachtet sind die Probleme ohne Institutionen gar nicht denkbar« (Maiwald/Sürig 2018: 51).[40] Man kann daher sagen: Das sporttypische Handlungsproblem entsteht erst dann, wenn der Sport als Institution entsteht. Und es besteht so lange, wie die Institution des Sports besteht.

Um unsere Argumentation ›schlank‹ zu halten, werden wir in dieser Arbeit allerdings nicht gesondert auf Fragen der Genese des sportspezifischen Handlungsproblems bzw. die Ausdifferenzierung des Sportsystems eingehen (vgl. stattdessen folgende einschlägige Arbeiten: Schöffler 1935; Elias 1984; Eisenberg 1999; Werron 2010). Fragen der Genese von Handlungsproblemen sind differenzierungstheoretisch zwar sehr interessant, für deren Rekonstruktion jedoch grundsätzlich nicht notwendig. Vielmehr verhält es sich, so haben wir weiter oben auch schon argumentiert, nachgerade umgekehrt: Noch bevor man sich mit Fragen der Genese von Handlungsproblemen beschäftigt, muss man sie systematisch bestimmt haben, um nicht bloß das zu rekonstruieren, was man stillschweigend vorausgesetzt hat (so verfährt im Grunde auch Werron in seiner Studie). Methodologisch gesehen ist dies unproblematisch, denn wir benötigen nicht zwingend historisches Datenmaterial, um das sportspezifische Handlungsproblem herauszuarbeiten, sondern können

39 Womit nicht gesagt sein soll, dass es keine universellen Handlungsprobleme gibt. Beispiele hierfür wären etwa das Handlungsproblem ›materielle Reproduktion‹, welches nach Loer (2013) durch die Praxis des Siedelns gelöst werden kann oder der »Zwang zur Erziehung«, den Kai-Olaf Maiwald (2020) als ein Handlungsproblem thematisiert, mit dem Eltern immer schon auf die eine oder andere Art umgehen müssen.

40 Thomas Loer (2006: 22ff.) illustriert solche Handlungsprobleme u.a. am Beispiel des Gewürzhandels und des Kartoffelanbaus: Solange nicht mit Gewürzen gehandelt wurde, stellte auch das Würzen von Speisen kein Handlungsproblem dar. Das Handlungsproblem ›Würzen‹ ist erst durch die Entdeckung von und den Handel mit Gewürzen zugleich geschaffen und gelöst worden. Ebenso verhält es sich mit dem Kartoffelanbau: Solange die Kartoffelzucht nicht kultiviert wurde, stellte die Bodenbeschaffenheit in dieser Hinsicht kein Handlungsproblem dar (obwohl es sie empirisch natürlich gab); erst die Entdeckung der Möglichkeit Kartoffeln anzubauen, machte die Bodenbeschaffenheit zu einem Handlungsproblem, das gelöst werden musste, wenn man sich dem Kartoffelanbau widmen wollte (z.B. mithilfe von Dünger).

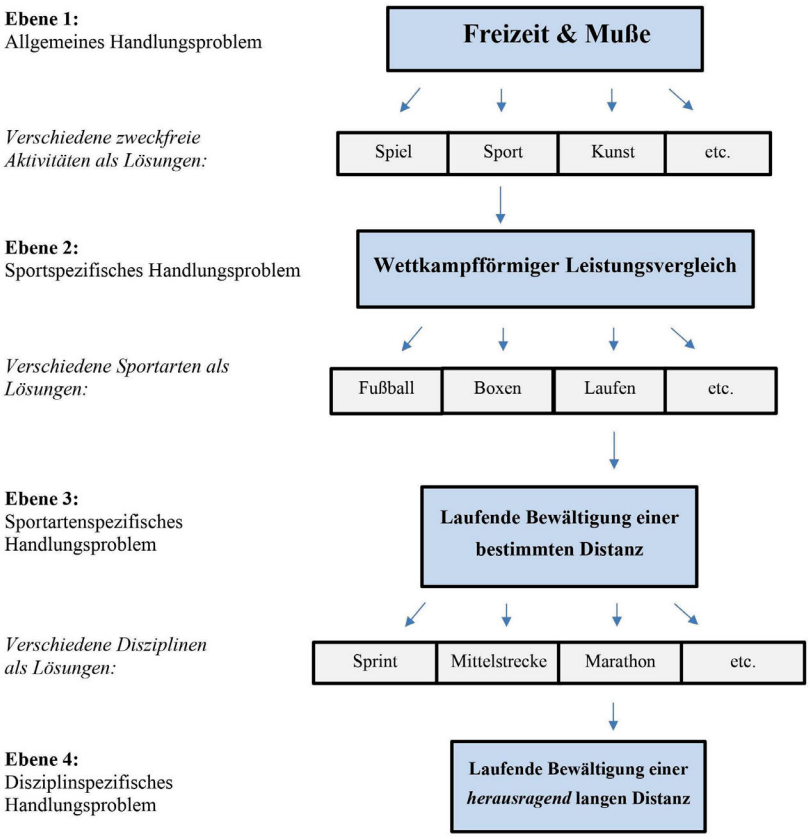
https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

uns prinzipiell jede aktuell etablierte Sportpraxis anschauen. Aber auch dann müssten wir uns ja vorher schon – ganz im Sinne des rekonstruktiven Vorgehens – darüber klar werden, was unter Sport zu verstehen ist, um geeignetes Datenmaterial erheben zu können. Und der entscheidende Punkt ist, dass wir dies auch können, weil wir ein sozialisatorisch erworbenes Regelwissen von Sport haben, auf das wir uns in unserer heuristischen Gegenstandsbestimmung beziehen können, indem wir es gedankenexperimentell zur Anwendung bringen. Gedankenexperimente sind insofern im Grunde genommen nichts anderes als Daten, die wir im Rekurs auf unser Regelwissen kontrolliert erzeugen und analysieren können. Die nachfolgende Rekonstruktion ist also keine willkürliche, axiomatische Setzung einer ›ausgedachten‹ Sportdefinition, sondern bezieht sich auf die reale Sinnstrukturiertheit des Untersuchungsgegenstandes, die in unserem Regelwissen repräsentiert ist und sich gedankenexperimentell ›heben‹ lässt.

Aus darstellungstechnischen Gründen wollen wir nun so beginnen, dass wir eine Übersicht der hierarchischen Beziehungen von Handlungsproblemen im Sport schon vorab einführen und damit das Ergebnis der Rekonstruktion sozusagen vorwegnehmen. Die Rekonstruktion wird sich dann entlang dieser Übersicht ›von oben nach unten‹ vollziehen. Hier ist die Übersicht:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Abbildung 1: Hierarchie der Handlungsprobleme im Sport. Eigene Darstellung.



Auf der obersten Ebene der Ableitung steht ein Handlungsproblem gleichsam höherer Ordnung, das an sich kein sportspezifisches ist, aber dennoch mit diesem insofern verwoben ist, als dass man sich die Genese des sportspezifischen Handlungsproblems nur schwerlich anders vorstellen kann. Denn damit sich im Kern zweckfreie Praktiken wie Sport oder Kunst als eigenlogische und allen Gesellschaftsmitgliedern prinzipiell zugängliche Systeme institutionalisieren können, bedarf es einer Gesellschaftsformation, in der ein anderes, universelles Handlungsproblem, das Problem der materiellen Reproduktion, nicht mehr so drängend ist, dass auf dessen Bearbeitung im Grunde die gesamte Lebenszeit verwendet werden muss (inkl. Erholung usw.). So zeigen sporthistorische Untersuchungen auch, dass zum einen ein Zugewinn an Freizeit im Sinne von individueller Zeitautonomie und zum anderen auch gesetzliche Feiertagsregelungen die Institutionalisierung des Sports als schichtübergreifende Freizeitaktivität maßgeblich dynamisierten (vgl.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

z.B. Eisenberg 1999: 44ff.). Entsprechend war der Sport in seiner Anfangszeit »eine recht exklusive Praxis« (Haut 2021: 241; vgl. auch Veblen 2015[1899]; Schöffler 1935). Damit sich das Sportsystem also überhaupt ausdifferenzieren konnte, brauchte es eine Gesellschaftsformation mit *struktureller Freizeit und Muße*.

Wird Freizeit zu einem Handlungsproblem, indem sie sich als eigenständige Handlungssphäre institutionalisiert, dann kann Sport als eine besondere Lösung für dieses Problem in Erscheinung treten. Freilich ist die Ausdifferenzierung einer strukturellen Freizeit zwar notwendig, allein jedoch nicht hinreichend, damit so etwas wie eine »Sportgesellschaft« (Bette 2010: 5) entstehen kann, denn ein auf den Vergleich von Leistungen spezialisiertes System ist in einer Gesellschaft ohne *Leistungsorientierung* kaum vorstellbar. Insofern geht die Genese des Sports mit der Etablierung des Leistungsprinzips als »Fundamentalnorm« (Dröge/Mars/Menz 2008: 7) der Status- und Privilegienverteilung in modernen Gesellschaften einher. Nicht zufällig institutionalisiert sich der Sport als System entsprechend erst im 18. und 19. Jahrhundert. Wichtig für unseren Zusammenhang ist jedoch zunächst die Feststellung, dass der Sport mit dem Freizeit- und Mußeproblem insofern verwoben ist, als dass er eine mögliche Lösung dafür darstellt. Und wir können nun des Weiteren sagen, dass dies sowohl für die aktiv Teilnehmenden als auch für das Publikum bzw. die Sportrezipierenden gilt. Selbst dafür, dass es Sport als Beruf geben kann, ist eine strukturell eingerichtete Freizeitsphäre unabdingbar, da anderenfalls natürlich kein Publikum entstehen könnte, das sich in seiner Freizeit für die Leistungsvergleiche der Berufssportler*innen interessiert.

Wichtig ist ferner, dass der Sport eine besondere ›Sorte‹ von Freizeittätigkeiten repräsentiert, und zwar solche »Freizeitbeschäftigungen, die den Charakter von Muße haben« (Elias/Dunning 2003[1986]: 132). Wie Norbert Elias und Eric Dunning in ihrem Aufsatz »Die Suche nach Erregung in der Freizeit« ausführen, gibt es ja auch Freizeitaktivitäten, die strukturell ganz anders verfasst sind als die müßigen Tätigkeiten. So fallen die Befriedigung biologischer Bedürfnisse, die Organisation des Familienlebens und damit auch Kochen, Aufräumen oder reproduktionsrelevante Gartenarbeit ebenfalls in die Sphäre der Freizeit, ohne dass man in diesen Fällen von müßigen Aktivitäten sprechen würde; Freizeit kann eben auch »[p]rivate Arbeit« sein (ebd.: 130ff.), das heißt: aus Tätigkeiten bestehen, die auf das Problem der materiellen Reproduktion bezogen und damit zweckgeleitet sind. Im Sport ist dies anders, denn er ist *in sich zweckfrei* (vgl. dazu z.B. Guttmann 2004[1978]: 12). Auf diesen Punkt kommen wir im nächsten Kapitel noch genauer zu sprechen, weil ›Zweckfreiheit‹ genau genommen eine konstitutive Regel ist.

Der Sport als müßige, zweckfreie Aktivität kann also in einem ersten Schritt als eine mögliche Lösung eines Handlungsproblems höherer Ordnung verstanden werden: des Problems der müßigen Gestaltung von materieller Reproduktion bzw. von privater Arbeit *befreiter* Zeit. Und es liegt auf der Hand, dass die Lösung, die der Sport dafür anbietet, eine in Relation zu anderen Optionen – Fernsehen, Computer-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

spielen, Musikhören/-machen, Spazierengehen, Gesellschaftsspiele spielen usw. – *spezifische* ist, was natürlich mit dem *sportspezifischen Handlungsproblem* zu tun hat.

Was Letzteres angeht, so können wir mit einer Formulierung von Werron zunächst allgemein sagen, dass Sport eine Struktur ist, »die Leistungsvergleiche ermöglicht« (2010: 56). Mit anderen Worten: Das sportspezifische Handlungsproblem ist der *Leistungsvergleich*. Dass Leistungsvergleiche bzw. Wettkampf und Konkurrenz eine für den Sport wichtige Rolle spielen, ist in der Sportsoziologie schon verschiedentlich angemerkt worden und dürfte zu denjenigen Merkmalen des Sports gehören, auf die sich das Gros der Sportsoziologinnen und Soziologen – zumindest derjenigen, die den Sport ›eng‹ definieren – wohl schnell einigen könnte. Selbst autotelisch argumentierende Ansätze, welche nach Parallelen zwischen Sport und Spiel suchen, gehen in der Regel davon aus, dass dem Sport eine kompetitive Struktur inhärent ist (Guttmann bspw. spricht von »›playful‹ physical contests« [2004[1978]: 7, Hervh. i. O.]).

Ein Ansatz, der den Leistungsvergleich erstmals *systematisch* ins Zentrum der Analyse der Autonomie des Sports gestellt hat, ist der von Rudolph Stichweh (1990). Laut Stichweh bestehe die Besonderheit des Sports gegenüber anderen Praxiszusammenhängen genau darin, »*daß nur in ihm die Produktion und Kommunikation von Leistungen als Identitätsbestimmung*« fungiere (ebd.: 381, Hervh. i. O.). Entsprechend sei das »Auf-Dauer-Stellen des Leistungsvergleichs« im Kontext der Ausdifferenzierung des Sportsystems »eine wesentliche Bedingung der Autonomie des modernen Sports« gewesen (ebd.: 385).

Wichtig ist nun allerdings, und das sieht Stichweh nicht so deutlich,[41] dass es sich im Sport um einen *wettkampfförmigen* Leistungsvergleich handelt. Denn Leistungen können natürlich auch in nicht-sportlichen Kontexten verglichen werden, was ja auch vorkommt. Man kann zum Beispiel einen sogenannten »Fitnesstracker« benutzen und jeden Tag bestimmte Werte wie getätigte Schritte, geschlafene Stunden oder verbrannte Kalorien messen; man kann auch schulische Leistungen vergleichen oder wissenschaftliche; und schließlich gibt es offenkundig auch in arbeits-

41 So argumentiert er, dass es auch sportliche Leistungsvergleiche geben kann, die ohne »irgendeine implizierte Wettkampfabsicht« betrieben werden. Dazu bringt er folgendes Beispiel: »Man könnte an den Läufer denken, der sich zweimal in der Woche allein auf die Laufbahn begibt, um seine 1500-m-Zeit zu testen; oder an den Bereich der Leibesübungen, also eine systematische Übung des eigenen Körpers am Barren oder Reck« (ebd.: 387). Es liegt nahe, dass diese Überdehnung des sportlichen Leistungsvergleichs auf nicht-sportliche, da eher der Selbstoptimierung und -disziplinierung dienende Aktivitäten Stichweh vor allem deshalb unterläuft, weil er am Ende ebenfalls den somatischen Fehlschluss reproduziert und das Vorliegen körperlicher Anstrengung als Indiz für sportliches Handeln überbewertet, weshalb er den Leistungsvergleich letztlich individualisiert und damit im Grunde entsportlicht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

weltlichen Kontexten bzw. im Praxisfeld der Wirtschaft Leistungsvergleiche.[42] Doch klarerweise handelt es sich in allen genannten Fällen letztlich nicht um Sport. Denn weder werden dort die Leistungen in öffentlich ausgetragenen Wettkämpfen relationiert, noch steht der Leistungsvergleich als solcher im Zentrum. So geht es in der Wirtschaft eben nicht primär um die Erbringung und den Vergleich von Leistungen, sondern darum, nachgefragte Lösungen für Handlungsprobleme der materiellen Reproduktion anzubieten bzw. eine entsprechende Nachfrage zu schaffen. Natürlich konkurrieren Unternehmen untereinander, aber da geht es nicht um Leistungen und Leistungsvergleiche als solche, sondern um die beste Problemlösung sowie um Marktanteile, Umsätze und Gewinne. In der Schule wiederum geht es offenkundig um Bildung und in der Wissenschaft um eine systematische Entdeckung von Neuem. Und selbst beim Fitness-Tracking geht es ja bei näherem Hinsehen nicht primär um Leistungen und Leistungsvergleiche, sondern um Kontrolle und Disziplin im Hinblick auf gesundheits- bzw. selbstoptimierungsbezogene Aspekte. Umgekehrt sind viele (Gesellschafts-)Spiele durchaus wettkampfförmig strukturiert, und trotzdem würde man auch sie nicht als Sport bezeichnen. Und zwar wiederum deshalb, weil eben auch hier Leistungen und Leistungsvergleiche nicht im Fokus stehen (und oftmals ja auch Glück mit im Spiel ist), sondern es vielmehr um ganz andere Handlungsprobleme geht – vor allem um das zweckfreie Miteinander bzw. um Geselligkeit, und bekanntlich ist es ja auch so, dass kompetitive (Gesellschafts-)Spiele oftmals genau daran scheitern, dass einige Teilnehmende das Kompetitive zum eigentlichen Handlungsproblem erheben, das Spiel also *zu ernst* nehmen und sich damit eben der eigentlichen Logik dieser Praxis verweigern. Der »Spielverderber«, so heißt es bei Johan Huizinga (2019[1938]: 20), nimmt »dem Spiel die Illusion«. Der Sport hingegen ist keine Illusion, sondern, paradox ausgedrückt, zweckfreier Ernst; im Sport ist der Leistungsvergleich Selbstzweck und können die Leistungen individuell exakt zugerechnet werden; dieses System ist auf Leistungsvergleiche spezialisiert. Demgegenüber erweisen sich Leistungen und Leistungsvergleiche in den genannten Beispielen immer nur als Mittel zum Zweck.

Als ›clear cases‹ sportlicher Praxis lassen sich zum Beispiel die olympischen Disziplinen anführen. Dass es sich beim Zehnkampf, Stabhoch- und Weitsprungsprung, beim Boxen und Ringen, beim Laufen oder Diskuswerfen um Sport handelt, ist gemäß der auf unserem Regelwissen aufruhenden Intuition völlig klar. Zwar sind alle genannten Sportarten zugleich eindeutig ›körperlastig‹, aber es ist eben nicht in erster Linie die körperliche Anstrengung, die sie zum Sport macht. Das liegt, wie gesagt, allein schon deshalb nahe, weil die körperliche Anstrengung von Disziplin zu Disziplin stark variiert: Beim Diskuswurf etwa beschränkt sie sich auf wenige Sekunden, vielleicht auf eine Minute, und ist bei weitem nicht so erschöpfend wie

42 Und natürlich hat es Leistungsvergleiche auch historisch immer schon gegeben, aber sie waren eben nicht Selbstzweck (vgl. dazu Elias 1984).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

beim Marathonlauf, wo sie über einen Zeitraum von – je nach Leistungsklasse – zwei bis fünf Stunden durchgehalten werden muss. Auch beim Stabhoch- oder Weitsprung sind die körperlichen Anforderungen – und Folgen – offensichtlich ganz andere als beim Boxen oder Ringen. Umgekehrt kann Bergwandern wiederum körperlich sehr anstrengend sein, aber man würde es nicht unter Sport verbuchen, weil es nicht als Wettkampf organisiert ist. Ebenso würde man das körperlich sehr fordernde Herumschleppen von sogenannten ›Natursteinen‹ im eigenen Garten zum Zwecke der Gartengestaltung nicht als Sport ansehen, solange es sich wie bei den Scottish Highland Games wiederum nicht um einen sportlichen Wettkampf handelt. Entscheidend ist also, dass es einen öffentlichen, wettkampfförmigen Leistungsvergleich gibt. Vor diesem Hintergrund ist es gänzlich unproblematisch, auch vergleichsweise ›körperentlastete‹ Aktivitäten wie Schach, Golf, Autorennen oder Darts als Sport gelten zu lassen.[43] Und wir können damit verbunden mit Werron (2010) nun feststellen, dass sobald das sportspezifische Handlungsproblem einmal eingerichtet ist, der sportliche Leistungsvergleich sich in räumlicher, sachlicher, zeitlicher und sozialer Hinsicht tendenziell entgrenzt, weshalb er heute ja auch nicht mehr auf die klassischen olympischen Disziplinen beschränkt ist:

43 So ist Schach in Deutschland eine anerkannte Sportart. Entsprechend konstatiert der Deutsche Schachbund auf seiner Homepage lapidar: »Schach ist Sport«. Vgl. online unter: https://www.schachbund.de/leitbild.html, [Letzter Zugriff: 15.11.2021]. Schach wird auch vom Internationalen Olympischen Komitee als Sportart anerkannt. Vgl. dazu Deutsche Schachjugend: https://www.deutsche-schachjugend.de/sport/, [Letzter Zugriff: 17.11.2021].
Im Übrigen sieht man hieran auch, dass die offizielle Anerkennung einer Aktivität als Sport immer auf Kämpfen um Anerkennung beruht. Daher kann es eben auch sein, dass eine Aktivität von offiziellen Institutionen zwar nicht als Sportart anerkannt ist, gleichwohl ihrer Handlungslogik nach sehr wohl als Sport gelten *könnte*. Insofern muss man bei solchen Diskussionen immer im Blick haben, dass die offiziellen sportverbandlichen Definitionen von Sport immer Deutungen faktischer Sportpraxis darstellen – und als solche können sie diese mehr oder weniger gut erfassen bzw. eben auch ideologisch verengen. Gut nachvollziehen lässt sich dieser Kampf – vor allem die Tatsache, dass es tatsächlich ein ›Machtkampf‹ ist – in der Stellungnahme des Deutschen Olympischen Sportbundes zum eSport, in der als zentrale Kriterien für die Frage, ob eSport als Sport einzustufen ist, vor allem »motorische Fähigkeiten« und »gesundheitsförderliche Wirkungen«, nicht jedoch die Frage nach dem Stellenwert des Leistungsvergleichs herangezogen werden. In der Folge wird eSport nicht als Sport anerkannt, mit der weiteren explizit festgehaltenen Konsequenz, dass aus dieser Nichtanerkennung auch folge, dass »wettkampfmäßige Video- und Computerspiele […] nicht als Gegenstand einer institutionalisierten sportwissenschaftlichen Forschungsförderung sein können.« Bezeichnenderweise gehören zu den Unterzeichner*innen dieser Erklärung mitunter ausgerechnet auch diejenigen Sportsoziologen, die den Stellenwert des Körpers im Sport als besonders hoch ansehen – so bspw. Karl-Heinrich Bette, Klaus Cachay oder Elk Franke. Vgl. online unter: https://cdn.dosb.de/UEber_uns/eSport/Stellungnahme-zum-eSport.pdf, [Letzter Zugriff: 17.11.2021].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> »[D]ie Welt des Vergleiches wird in all diesen Hinsichten universal, und wo immer faktische Grenzen der Ausweitung bleiben, sind sie jedenfalls im Prinzip nicht mehr vorgesehen. […] So beschrieben, folgt die Autonomie des Sports aus der *Verselbstständigung des Leistungsvergleiches über einzelne Wettkämpfe hinaus*, und die ›Globalisierung‹ des Sports erscheint nicht lediglich als Effekt der weltweiten Diffusion von Regeln, Techniken/Taktiken etc., sondern als genuines Modernitätsmerkmal, das räumliche Aspekte eines gerade nicht nur räumliche Aspekte betreffenden Universalitätsanspruches bezeichnet.« (ebd.: 58, Hervh. i. O.)

Die Spezialisierung auf den Leistungsvergleich ist also nur dann möglich, wenn sich eine auf Dauer gestellte Wettkampfstruktur etabliert und es nicht bei einzelnen Wettkampfereignissen bleibt; die Ermöglichungsbedingung eines prinzipiell universalisierten und standardisierten Leistungsvergleichs ist ein kontinuierlicher »Wettkampfbetrieb« (ebd.: 62), welcher, so eine weitere Annahme Werrons, *öffentlich* sein muss. Werron schreibt der Öffentlichkeit überhaupt eine konstitutive Rolle für die Genese und Reproduktion des Sportsystems zu. Da es sich dabei aber ebenfalls wie bei der Zweckfreiheit um eine *konstitutive Regel* handelt, kommen wir darauf im nächsten Kapitel noch genauer zu sprechen. So wichtig Öffentlichkeit für die Struktur sportlicher Praxis jedenfalls ist: Man darf indes nicht übersehen, dass das zentrale Handlungsproblem des Sports immer noch der Leistungsvergleich ist. Denn obschon Werron den Leistungsvergleich dezidiert als eine Quelle der Autonomie des Sportsystems markiert, setzt er bei der Beschreibung des Bezugsproblems des modernen Sports sozusagen einen anderen Akzent: Es besteht für ihn in der »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen« (ebd.: 57). Werron fragt sich also *grundlegend*, was es braucht, damit ein *Interesse an sportlicher Praxis* entstehen und ein Sportsystem sich ausdifferenzieren kann. Dabei geht er von einer »Unwahrscheinlichkeitsschwelle« (ebd.: 105) im Hinblick auf das Interesse am Sport aus, die gleichsam erst durchbrochen werden will, damit sportliche Strukturen sich etablieren können:

> »Das Interesse des Publikums – einschließlich *potenziell* aktiv Sporttreibender – am Leistungsvergleich, das ›involvement‹ ins Sportsystem, versteht sich nicht von selbst, sondern *will erst geschaffen und auf Dauer gestellt sein.* Diese Unwahrscheinlichkeit des Interesses Dritter setze ich im Folgenden als das grundlegende Problem voraus, welches eine Sportart immer mitlösen muss, wenn sie sich über lokale Vergleichskontexte hinaus zur ›Weltsportart‹ entwickeln will.« (ebd., Hervh. i. O.)

Gleichwohl betont Werron, dass es ihm beim Erlebnisbegriff »um *soziale Attributionsprozesse* und nicht um psychisches Erleben« gehe (ebd.: 107). Erleben im Sport beziehe sich damit nicht primär auf sportfremde Aspekte wie etwaige zivilisationsbedingte Verlusterfahrungen – so etwa bei Elias und Dunning oder bei Bette

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

der Fall –, sondern auf die sportlichen Leistungsvergleiche und damit auf die Logik des Sports selbst. Entsprechend umfasse es »nicht nur *zuschauendes*, sondern auch *schreibendes* und *lesendes* Erleben« und erschöpfe sich nicht in subjektiven Motiven (ebd.: 108–109). Dies scheint grundsätzlich plausibel. Eine Frage, die hier nur ›gestreift‹ und nicht weiter eruiert werden kann, ist jedoch, inwieweit der Erlebensbegriff generell dazu geeignet ist, das zu beschreiben, worauf Werron abzuzielen scheint, nämlich auf die Ebene der Rezeptionspraxis von und Partizipationspraxis an sportlichen Kommunikationen. Denn ›erleben‹ stellt nicht nur als soziologischer Begriff im Kontext der phänomenologischen Tradition, sondern auch von seiner allgemeinen Bedeutungsstruktur her auf die innerpsychische, subjektive Verarbeitungsdimension von Ereignissen ab. Geht es darum, sich gerade von diesem Verständnis zu distanzieren, so scheint es mir sinnvoller, eher den Praxisbegriff zu bemühen.

Entscheidender für unsere Argumentation ist allerdings der Stellenwert dessen, was Werron mit der »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen« (ebd.: 57) markiert hat. Es scheint mir völlig unstrittig, dass es für die Ausdifferenzierung, den Fortbestand und die Globalisierung des Sportsystems wichtig war und ist, dass Menschen sich für Leistungsvergleiche interessieren und motiviert sind, aktiv oder passiv daran zu partizipieren; und im Grunde gilt das ja für jeden Praxiszusammenhang: Ein solcher besteht nur deshalb und solange, wie er in konkreten Interaktionen von konkreten Akteuren reproduziert wird. Aber das, was einer jeweiligen sozialen Praxis ihre Charakteristik, ihre Eigenlogik verleiht, ist meines Erachtens nicht das Interesse oder die Motivation als solche, sondern es sind die spezifischen Handlungsprobleme und konstitutiven Regeln, die ihr zugrunde liegen. So betrachtet ist das zentrale sportspezifische Handlungsproblem nicht die »Motivation zum Erleben von Wettkampfleistungen«, sondern schlichtweg der Leistungsvergleich selbst. Man kann das vielleicht so synthetisieren: *Ein aufkommendes Interesse am öffentlichen, wettkampfförmigen Leistungsvergleich ›macht‹ diesen zwar erst zum Handlungsproblem, aber es ist dieses spezifische Handlungsproblem und nicht das Interesse, das dem Sport seine eigenlogische Charakteristik verleiht und ihn von anderen sozialen Praktiken unterscheidet.* Die Auf-Dauer-Stellung des Interesses bzw. der Motivation am Leistungsvergleich könnte man dann als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung begreifen, welches vor allem die Sportorganisation im Sinne einer Inklusionsbemühung um neue passive und aktive Teilnehmer*innen irgendwie lösen muss, damit das Sportsystem fortbestehen kann – und es ist ja auch faktisch so, dass das Interesse an Sportarten je nach Sportart sehr unterschiedlich verteilt ist.[44]

44 Dies führt offenkundig zu einer weiteren sportsoziologisch hoch interessanten Frage, wovon die sportartenspezifische Attraktivität eigentlich abhängt, wie sie also mit der Strukturlogik der jeweiligen Sportart und dem kulturellen Kontext wechselwirkt, in den diese eingebettet ist (vgl. zu diesen Fragen etwa Elias/Dunning 2003[1966]; Guttmann 2004[1978]).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hat man das allgemeine Handlungsproblem des Sports so umrissen wie hier geschehen, lässt sich ziemlich genau zwischen genuin sportlichen und nicht-sportlichen Aktivitäten unterscheiden, ohne dabei in einen Determinismus zu kippen. Man kann eher umgekehrt sagen, dass erst auf dieser Folie Prozesse sozialen Wandels im Sport adäquat erfasst und sichtbar gemacht werden können. Es kommt damit verbunden nun nicht mehr darauf an, alternative Begriffe wie Freizeit-, Abenteuer-, Risiko- oder Teilnehmersport zu prägen oder alternative Sportmodelle zu formulieren, sondern darauf, neu aufkommende Aktivitäten immer erst daraufhin zu prüfen, welches Handlungsproblem sie zentral bearbeiten und ausgehend hiervon dann zu entscheiden, ob sich um genuinen Sport handelt oder um sich gleichsam bloß ›parasitär‹ an ihn heranschmiegende Praktiken. Und es kommt eben auch nicht mehr darauf an, ob es primär körperliche oder geistige Anstrengungen sind: Sofern ein öffentlicher wettkampfförmiger Leistungsvergleich im Zentrum des Geschehens steht, handelt es sich um Sport. So gesehen können im Prinzip alle Aktivitäten versportlicht werden, sofern sie denn in die beschriebene Strukturlogik des sportlichen Leistungsvergleichs sich überführen lassen, was mitunter auch voraussetzt, dass sie eindeutige individuelle Leistungszuschreibungen ermöglichen können müssen.[45] Der Sport, einmal ausdifferenziert, tendiert eben zur Entgrenzung und Grenzziehung zugleich und lässt sich somit problemlos in der in Kapitel 2.2 bereits erläuterten Dialektik von Universalität und Historizität verorten.

Mit der Dialektik von Universalität und Historizität kommen wir nun zur nächsten Ableitungsebene sportspezifischer Handlungsprobleme: zur Ebene der sport*artens*pezifischen Handlungsprobleme. Denn das allgemeine Handlungsproblem sportlicher Praxis kommt nie gleichsam ›nackt‹ vor, sondern ist immer eingebettet in den Kontext historisch-konkreter *Sportarten*, von denen es in je unterschiedlicher Weise bearbeitet wird und denen wiederum ein je eigenes Handlungsproblem zugrunde liegt. Und das kann auch kaum anders sein, wenn man die These von der tendenziellen Entgrenzung und Universalisierung des Leistungsvergleichs ernst nimmt. Sportartenspezifische Handlungsprobleme sind daher zwar historisch und kulturell variabel – Sportarten ›kommen und gehen‹ (wobei das so schnell nun auch wieder nicht vonstattengeht), und sie unterscheiden sich je nach kulturellem (wobei es natürlich auch interkulturelle Wechselwirkungen gibt) und historischem Kontext (Boxen z.B. sieht heute anders aus als vor 50 oder 100 Jahren). Aber allen gemeinsam ist, dass sie in ihrer Sachdimension auf den

45 Entsprechend sind einige Spiele eher dazu geeignet, versportlicht zu werden als andere. Man könnte pauschal sagen, dass alle Spiele, bei denen die spielentscheidenden Ressourcen eher nach dem Zufallsprinzip verteilt werden (Bingo, diverse Kartenspiele), nicht versportlicht werden können, weil sich die erzielten Ergebnisse nicht eindeutig individuellen Leistungen zurechnen lassen. Deshalb ist es z.B. auch strittig, inwiefern Poker als Sport gelten kann.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wettkampfförmigen, öffentlichen Leistungsvergleich abstellen und rückbezogen sind.

Dies gilt im Übrigen, hier sei ein kurzer Exkurs erlaubt, auch unabhängig davon, ob eine Sportart amateur- oder profimäßig betrieben wird. Die Grundannahme ist, dass die Handlungslogik hier wie dort dieselbe bleibt; der Unterschied liegt lediglich darin, ob sie im Rahmen einer Berufsrolle oder neben dem Beruf – also als Hobby, Leidenschaft usw. – ausgeübt wird. Uwe Schimank (2005[1988]: 132ff.) hat in diesem Zusammenhang entsprechend dafür plädiert, dass man die Unterscheidung Amateure/Profis nicht mit der Unterscheidung Breitensport/Leistungssport gleichsetzen dürfe, weil damit unterstellt würde, dass nur Profisportler*innen leistungsmäßigen Sport betreiben bzw. alle Leistungssportler*innen automatisch Profis seien. Tatsächlich gelte dies jedoch auch für Amateure. Allerdings hält Schimank an der Unterscheidung Breiten-/Leistungssport grundsätzlich fest, wobei er die zentrale Differenz lediglich an unterschiedlichen Leistungsniveaus ansetzt (vgl. ebd.: 141); als Leistungssport kann demnach eine sportliche Praxis bezeichnet werden, bei der überdurchschnittliche Leistungen erbracht werden – bis hin zum Spitzensport; im Breitensport hingegen ist das Leistungsniveau geringer. Entsprechend kann man sagen, dass auf der Ebene der konkreten Praxis Leistungssport derselben Logik wie der Breitensport folgt. Die entscheidende Differenzierung ist also die zwischen *sportlichen* und *nicht-sportlichen* Aktivitäten. Und ob die sportlichen berufs- oder amateurmäßig betrieben werden und wie sie sich in unterschiedliche Leistungsklassen differenzieren, ist dann zwar eine durchaus relevante, für die Handlungslogik sportlicher Praxis letztlich aber nicht entscheidende Frage. Auch für das, was gemeinhin als »Freizeitsport« bezeichnet wird, wäre die entscheidende Frage somit stets, ob es sich um Aktivitäten handelt, die der Logik des Sportlichen folgen oder ob es sich um Aktivitäten handelt, die andere Handlungsprobleme bearbeiten (Gesundheit, Unterhaltung, Geselligkeit etc.).

Kommen wir zu unserem eigentlichen Punkt zurück: sportartenspezifische Handlungsprobleme. Konkrete Sportarten sind also derart konstituiert, dass sie zusätzlich zum allgemeinsportlichen Handlungsproblem – wettkampfförmiger Leistungsvergleich – ein sport*arten*spezifisches Handlungsproblem bearbeiten. Und es sind diese Handlungsprobleme, die den einzelnen Sportarten ihre spezifische »Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78), ihre besondere Charakteristik verleihen. So geht es im Fußball darum, einen Ball ohne die Benutzung der Hände ins Tor der gegnerischen Mannschaft zu bekommen, während es zugleich Gegentore zu verhindern gilt. Beim Boxen hingegen geht es darum, den Gegner/die Gegnerin nur mit den Fäusten zu schlagen und dabei bestenfalls einen K.O., zumindest aber einen Punktsieg zu erzielen. Wiederum gilt es auch hier, sich zugleich zu verteidigen und Angriffe abzuwehren. Und beim Laufen schließlich besteht das Handlungsproblem in der laufenden Bewältigung einer bestimmten Distanz mit dem Fokus, dies ebenso schnell wie möglich zu tun. Je nach Sportart gibt es nun unterschiedliche

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Optionen, das jeweilige sportartenspezifische Handlungsproblem zu bearbeiten: Es gibt typische Angriffsweisen, Taktiken, Aufstellungen, ›Philosophien‹ etc. Und je nachdem, wie die jeweiligen Akteure im Rahmen ihrer individuellen und/oder kollektiven Möglichkeiten damit konkret umgehen, inwieweit sie solche Vorgaben adaptieren oder – indem sie neue Möglichkeiten entdecken – modifizieren, ergibt sich, objektiv-hermeneutisch gesprochen, eine Fallspezifik: Der besondere Stil eines Boxers etwa oder die besondere Spielweise einer Fußballspielerin bzw. einer Mannschaft, wobei diese Spezifika wiederum zu einem Typus werden können, der prinzipiell übernommen werden kann (»der Straßenschläger«, »die Ballkünstlerin«, »Tiki-Taka-Fußball«).

Um die jeweiligen sportartenspezifischen Handlungsprobleme aber überhaupt bearbeiten zu können, müssen Sportler*innen natürlich allererst dazu in der Lage sein, dies nach den jeweils geltenden Bestimmungen zu tun. Sie müssen also die jeweils erforderlichen technisch-motorischen, konditionellen und kognitiven Fähigkeiten erwerben und perpetuieren, und das heißt vor allem: sie müssen trainieren und üben. Das Training gehört in allen Sportarten dazu und ist auf die handlungspraktischen Bedürfnisse der jeweiligen Sportarten zugeschnitten. Man kann daher sagen, dass im Training im Grunde ein Handlungsproblem eigener Art bearbeitet wird: Es geht darum, alles das zu erlernen, was es zur Ausübung einer jeweiligen Sportart braucht und dieses Können so gut es geht zu erhalten und zu verbessern, um im Wettkampf bestmöglich abschneiden zu können. Entsprechend kann das Training je nach Sportart und Sportler*innentypus umfangslogisch und inhaltlich sehr unterschiedlich ausfallen, aber es gibt natürlich auch Überschneidungen. Das Training wäre insofern – ganz so wie die Perpetuierung des Interesses Dritter am Leistungsvergleich – als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung zu klassifizieren. Zugleich ist es wichtig zu sehen, dass auch Training, obwohl es natürlich Arbeit ist und ein bestimmtes Ziel verfolgt, von der Handlungslogik her eine zweckfreie Praxis ist. Denn die konkreten Übungen machen unter dem Gesichtspunkt der alltagsweltlichen Nutzenorientierung keinen Sinn; es sind vielmehr hochgradig spezifizierte, auf die jeweilige Sportart zugeschnittene und repetitive Aktivitäten, die nur im Kontext der jeweiligen Sportart bzw. des Sports im Allgemeinen sinnvoll sind, ganz so wie die Fingerübungen einer Gitarrenspielerin oder eines Gitarrenspielers.

Die Hierarchie der sportspezifischen Handlungsprobleme kann nun auf einer vierten Ebene weiter differenziert werden. Denn das sport*arten*spezifische Handlungsproblem wird auf der Ebene von Disziplinen weiterbearbeitet, indem zugleich ein neues, *disziplin*spezifisches Handlungsproblem hinzukommt, dessen Spezifik qua Variation der sachlichen Begebenheiten des übergeordneten Handlungsproblems sich ergibt. So muss beim Sprint wie beim Marathon eine festgelegte Distanz laufend bewältigt werden; davon ab gibt es aber offenkundige Unterschiede hinsichtlich der spezifischen Anforderungen: Während es beim Sprint darauf ankommt, über eine vergleichsweise sehr kurze Distanz hinweg gleichsam mit

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

›Vollgas‹ zu *rennen*, gilt es beim Marathon eine herausragend lange Distanz zu bewältigen und sich dabei die Kräfte einzuteilen. Auch auf dieser Ebene kann man das nun von Sportart zu Sportart weiter durchspielen: So sind die sachlichen Anforderungen beim Hallenfußball etwas andere als beim ›klassischen‹ Turnierfußball, beim Dressurreiten andere als beim Springen, beim Zeitfahren im Radsport andere als bei einem gewöhnlichen Straßenrennen und bei der Formel 1 andere als bei einem 24-Stunden-Rennen usf.

Wir wollen unsere Ableitung hiermit beschließen und werden sie, wenn es im Teil »C« ums Marathonlaufen geht, wieder aufgreifen. Wichtig bis hierhin war es, das Konzept struktureller Handlungsprobleme für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen. Es sollte dabei deutlich werden, dass dieses Konzept die Möglichkeit eröffnet, die eigengesetzliche Strukturlogik sportlicher Praxis in der Logik dieser Praxis selbst zu verorten, ohne zugleich in einen Determinismus zu verfallen; tatsächlich lässt sich sozialer Wandel im Sport mit diesem Modell sogar adäquater beschreiben. Der Fokus auf Handlungsprobleme erlaubt es zudem, die oft definierten und aufgezählten Merkmale des Sports auf einen gemeinsamen Fluchtpunkt hin zu beziehen, sie systematisch in Zusammenhang zu setzen und daraufhin zu prüfen, inwieweit sie der Sportpraxis tatsächlich immanent oder lediglich auf Vorurteile zurückzuführen sind. Bei der vorgenommenen Rekonstruktion habe ich mich außerdem wesentlich an den Ausführungen von Werron orientiert. Nun lässt sich sagen, dass sich diese mithilfe des Handlungsproblemkonzepts erweitern und präzisieren lassen: Zum einen ist es eben der wettkampfförmige Leistungsvergleich selbst, der das zentrale Handlungsproblem des Sports abgibt und nicht das Interesse bzw. die Motivation zum Leistungserleben; diese kann präziser als ein Handlungsproblem zweiter Ordnung begriffen werden, mit dem sich die Sportorganisation zu beschäftigen hat und das wie das Training nicht im engeren Sinne zur Sportpraxis selbst gehört. Zum anderen bietet das Handlungsproblemkonzept den Vorteil, den Sport stärker genuin soziologisch zu bestimmen, nämlich als eine *soziale Praxis*, also von der Handlungsebene her, ohne sich damit die Nachteile der klassischen Handlungstheorie ›einzukaufen‹. Dadurch können letztlich auch grundlagentheoretisch für die Soziologie eher weniger gut geeignete phänomenologische Begriffe wie der Begriff des Erlebens vermieden werden.

2.5.2 Konstitutive Regeln

Wie wir in den Kapiteln 2.2 und 2.3 vor allem in Anlehnung an John Searle (1997[1969]) bereits argumentiert haben, sind soziale Institutionen wie der Sport als Bestandteile sozialer Praxis nicht nur mit Handlungsproblemen bzw. Konstellationen von Handlungsproblemen verbunden, sondern immer auch mit Systemen konstitutiver Regeln, die die Bearbeitung jener kontextspezifischen Handlungsprobleme überhaupt erst ermöglichen. Mit diesen Regeln bzw. diesem Regeltypus

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wollen wir uns in diesem Kapitel nun etwas ausführlicher befassen und ihn vor allem für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen versuchen.

Mehr noch als bei den Merkmalen ›Wettkampf‹ und ›Leistung‹ findet sich in der Sportsoziologie ein breiter Konsens darüber, dass *Regeln* im und für den Sport ›irgendwie‹ wichtig sind; sie fehlen in kaum einem Merkmalskatalog. Was gleichwohl durchweg fehlt, ist eine präzise Unterscheidung von Regeltypen, mithin insbesondere ein Rekurs auf *konstitutive* Regeln. Wir haben konstitutive Regeln mit Searle so bestimmt, dass dieser Regeltypus eine soziale Praxis nicht nur reguliert, sondern überhaupt erst ermöglicht. Konstitutive Regeln eröffnen also Handlungsoptionen und haben einen definitorisch-analytischen Charakter. Und es sind diese Regeln, die einer sozialen Praxis ihre epistemische Objektivität verleihen. Regulative Regeln hingegen formulieren konkrete Handlungsanweisungen für eine Praxis, die bereits eingerichtet ist (Verkehrsregeln z.B.). Dazu Searle (1997[1969]):

> »Regulative Regeln lassen sich dadurch charakterisieren, daß sie die Form ›Tue X‹ oder ›Wenn Y, tue X‹ haben oder sich leicht in einer solchen paraphrasieren lassen. In Systemen konstitutiver Regeln sind einige ebenfalls von dieser Form, andere haben die Form ›X gilt als Y‹ oder ›X gilt als Y im Kontext C‹.« (ebd.: 56, Hervh. i.O.)

Diese Differenzierung ist nicht nur für die Sportsoziologie, sondern für die Soziologie im Allgemeinen von entscheidender Bedeutung, erlaubt sie es doch, soziale Praxis zugleich als regelgeleitet und nicht-determiniert zu begreifen. Welche Handlungsoptionen gewählt *werden*, entscheidet eine jeweilige Lebenspraxis; welche Handlungsoptionen hingegen überhaupt gewählt werden *können* und was die konkrete Wahl bedeutet, entscheiden die konstitutiven Regeln, die ihr in einem spezifischen Kontext zugrunde liegen und Geltung beanspruchen. So gilt ein hoher Querpass von einer der beiden Seitenlinien aus dem oberen Viertel des Spielfeldes in den gegnerischen Strafraum (X) im Kontext des Fußballspiels (K) als Flanke (Y). Eine Flanke eröffnet mir die Option, eine Torgefahr für die gegnerische Mannschaft zu erzeugen, ohne mich in eine direkte Auseinandersetzung mit den Gegenspielerinnen bzw. -spielern begeben bzw. eine Torgefahr erzeugen zu müssen, obschon die direkte Auseinandersetzung in der jeweiligen Situation schlicht keine sinnvolle Option darstellt, weil die gegnerische Mannschaft etwa in der Überzahl ist. Meinen Mitspieler*innen hingegen ermöglicht die Flanke, gleichsam aus dem Hinterhalt zu kommen und gegebenenfalls auch ein Kopfballtor zu erzielen; sie stellt somit eine Möglichkeit dar, kopfballstarke Spieler*innen effektiv einzubeziehen. Ob respektive wann und wie ich eine Flanke jedoch ausführe, bleibt meine situative Entscheidung; die ihr zugrundeliegende konstitutive Regel sagt lediglich, was eine Flanke strukturell bedeutet und welche Handlungsoptionen sie eröffnet, aber sie sagt nicht, dass man flanken soll – es sei denn, es gibt eine taktische (regulative)

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Regel, die vorschreibt, in bestimmten Spielkonstellationen immer zu flanken. Aber auch dann könnte ich es prinzipiell lassen.

In der Sportsoziologie wurde eine solche Differenzierung von Regeltypen bislang nicht bzw. nicht eindeutig vorgenommen.[46] Man verweist dann zwar darauf, dass ein »[s]portartenspezifisches Regelwerk« (Heinemann 2007[1980]: 56) bzw. die »Regelvereinheitlichung« (Werron 2010: 142) für den Sport irgendwie wichtig seien. Und einige Autoren sprechen auch durchaus mal explizit von *konstitutiven* Regeln (z.B. Heinemann 2007[1980]: 69; Franke 1978: 67). Allerdings erscheinen die Regeln dabei – wie auch immer sie jeweils begrifflich gefasst werden – stets nur als ein für die sportliche Praxis wichtiger Faktor *unter mehreren*, aus dem man für die Bestimmung der objektiven Sinnstruktur sportlichen Handelns nichts weiter zieht.[47] Man ist sich sicher, dass es Sport ohne Regeln nicht geben kann, setzt sich aber nicht weiter mit dem Regel*status* auseinander. Mit Searle können wir jedoch argumentieren, dass konstitutive Regeln das *entscheidende Element* darstellen, welches den wettkampfförmigen Leistungsvergleich überhaupt erst ermöglicht. Hingegen sind *regulative* Regeln wie Taktiken, Strategien, Kleiderordnungen, Größe des Spielfelds oder Maximen nicht für das Zustandekommen sportlicher Praxis entscheidend: Man könnte sie problemlos variieren und die jeweilige Praxis würde dennoch prinzipiell zustande kommen können. So könnte ich einen Marathon prinzipiell auch in Jeans laufen oder Fußball in Jeans spielen; und man könnte dies barfuß, in Socken oder Wanderschuhen tun. Es ist auch nicht entscheidend, ob das Spielfeld beim Fußball 20 cm länger, kürzer, schmaler oder breiter ist oder ob das Spiel 90, 85 oder 95 Minuten dauert – in jedem Fall würde man trotzdem Fußball spielen können.[48] Selbstverständlich ist es für die Auf-Dauer-Stellung des Leistungsvergleichs wichtig, dass diese Regularien vereinheitlicht sind und allgemeine Geltung beanspruchen können, da ja ansonsten keine einheitlichen Vergleichs-

46 In der Sportphilosophie kommt gleichwohl Bernard Suits (1973) in seinen »Elements of Sport« (1973) dem hier skizzierten Regelverständnis schon sehr nahe, indem er »constitutive rules« (ebd.: 51) und die »rules of skill« (ebd.: 52) unterscheidet und das Verhältnis zwischen diesen Regelarten folgendermaßen bestimmt: »To break a rule of skill is usually to fail, at least to that extent, to play the game well, but to break a constitutive rule is to fail to play the game at all« (ebd.).

47 Franke (1978) zum Beispiel spricht zwar explizit von konstitutiven Regeln – und verweist auch auf Searle und Suits (1973) –, deutet das Konzept aber gleichsam konstruktivistisch um: Demnach *gilt* eine Handlung nicht *objektiv* als eine sportliche, weil ihr bestimmte konstitutive Regeln zugrunde liegen, sondern sie wird mithilfe der Regeln nur so *gedeutet*. Auch Guttmann (2004[1978]: 5) verweist auf Suits, beschäftigt sich aber nicht weiter mit Regeln im Sport.

48 Auch die olympische Marathondistanz betrug zunächst knapp 40 Kilometer (wobei zunächst 48 ausgeschrieben waren), und dennoch änderte dies nichts daran, dass es von der Strukturlogik her bereits Marathon war – also eine Laufdisziplin, bei der es um die Bewältigung einer herausragend langen Distanz geht (vgl. Lennartz 2005: 3ff.; Marxen/Müller 2016).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bedingungen vorlägen.[49] Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass sie eben auch anders vereinheitlicht sein könnten, während dies für die konstitutiven Regeln so nicht gilt. Konstitutive Regeln kann man nicht so variieren, ohne dass dies für die jeweilige Praxis *strukturell* folgenlos bliebe: Führt man etwa die Regel ein, dass der Ball nunmehr mit Händen anstatt mit Füßen gespielt werden darf, dann ändern sich nicht einfach nur die Vergleichsbedingungen, sondern die Praxis ändert sich *grundlegend* – aus Fußball wird etwa Hand- oder Basketball. Man kann daher sagen, dass regulative Regeln eher für das äußere Erscheinungsbild und die effektive Organisation einer Sportpraxis ausschlaggebend sind, was auf konstitutive Regeln eben genau *nicht* zutrifft (vgl. Maiwald/Sürig 2018: 57ff.). Allgemeinsportlich gesprochen: Sport kann man in diesem Sinne nicht ›richtig‹ oder ›falsch‹ machen; es ist vielmehr so, dass man entweder Sport macht oder etwas anderes, und was das dann jeweils ist, das entscheiden die konstitutiven Regeln.

Bei einigen Autoren hat die Unklarheit hinsichtlich des Status von Regeln im Sport zu einem grundsätzlichen Erklärungsproblem geführt, nämlich, wie man die Nicht-Determiniertheit bzw. Offenheit und Dynamik sportlicher Ereignisse erklären kann, wo diese doch zugleich hochgradig reguliert sind. So heißt es etwa bei Elias und Dunning (2003[1966]), die den Regelbegriff als erste überhaupt in die Sportsoziologie eingebracht haben, dass Regeln eine »Mischung aus Festigkeit und Elastizität« aufweisen bzw. »elastisch und variabel« sein müssen, um die Dynamik von Wettkämpfen zu erhalten (ebd.: 340). Seien die »Beziehungen zwischen den Spielern« hingegen »zu straff oder zu lose an Regeln gebunden«, so würde »das Spiel darunter leiden« (ebd.). Ähnlich konstatiert auch Heinemann (2007[1980]: 73), dass es im Sport ein »Spannungsverhältnis zwischen formalisiertem Regelwerk und situativen Ausführungsmustern« gebe. Der Starrheit der Regel stünden dann die »Persönlichkeit der Sportler« und »die konkreten Situationen im Wettkampf« gleichsam gegenüber (ebd.: 74). Man kommt also offensichtlich hier wie dort nicht ohne den Regelbegriff aus, versteht darunter aber vor allem etwas *Restriktives*, das dann entweder nur durch situative Faktoren oder durch die Individualität der Sporttreibenden und damit durch einen ›dosierten Regelbruch‹ gleichsam in seiner Wirkungsmacht gedehnt und zur Dynamisierung des Spiels beitragen kann. Autonomes sportliches Handeln kann hier also bloß jenseits der Regelgeleitetheit als *Abweichung*, die es ansonsten im Sport natürlich immer auch gibt, gedacht werden. Regeln, die nicht-deterministisch sind und das Spiel überhaupt erst ermöglichen, kann man sich dagegen noch nicht vorstellen. Hingegen meint das Konzept der konstitutiven Regeln nach Searle genau das: Die Regeln selbst erzeugen Offenheit, indem sie Handlungsspielräume eröffnen, durch die die Beteiligten überhaupt erst die Möglichkeit bekommen, kreativ und autonom zu handeln. Das heißt nicht, dass Regeln bzw. deren

49 Auch Werron scheint es vor allem um diesen Punkt zu gehen, wenn er von »Regelvereinheitlichung« spricht (2010: 142ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

konkrete Ausgestaltung die Dynamik von Sportspielen nicht beeinträchtigen können. So ist die Abseitsregel im Fußball über die Jahre mehrmals geändert worden, um gerade die Dynamik des Spiels zu fördern; waren ursprünglich zum Beispiel nur Pässe nach hinten erlaubt, so änderte man dies aufgrund des dadurch gestörten Spielflusses in die Bestimmung um, dass nunmehr auch noch vorne gepasst werden dürfe, dabei jedoch stets mindestens drei Verteidigende zwischen angreifender Person und Torlinie positioniert sein sollten. Heute wiederum reicht es aus, wenn nur ein Verteidiger/eine Verteidigerin sich dazwischen befindet. Entscheidend ist allerdings, dass die Abseitsregel, wie immer auch sie konkret ausgestaltet sein mag, für das Zustandekommen des Fußballspiels unerlässlich und damit eine eben *konstitutive* Regel ist. Der Leistungsvergleich wäre ohne sie nicht wirklich möglich, weil es zur Rudelbildung im Strafraum der jeweils gegnerischen Mannschaft kommen würde. Ist der Leistungsvergleich hingegen durch konstitutive Regeln erst ermöglicht worden, dann können die regulativen Regeln gleichsam zu regulieren beginnen. Diese Ermöglichungsdimension von Regeln ist in der Sportsoziologie bislang weitgehend vernachlässigt worden, mit der Konsequenz, dass man die epistemische Objektivität des Sports sowohl konstitutionstheoretisch nicht hinreichend explizieren als auch methodologisch nicht begründen konnte, wie man qua Regelwissen zur kontrollierten Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Sports gelangen könnte.

Neben der Vernachlässigung dieser elementaren Rolle konstitutiver Regeln im Sport wird in der Sportsoziologie im Zusammenhang mit dem Regelbegriff aber auch noch ein anderer Punkt außer Acht gelassen: Es gibt Regeln mit *unterschiedlicher Reichweite der Geltung*. Dabei begreifen die mir bekannten sportsoziologischen Autorinnen und Autoren Regeln immer als etwas primär Sportartenspezifisches.[50] Doch so wichtig diese Regeln auch sind, um einheitliche Vergleichsbedingungen herzustellen und zu perpetuieren: es gibt auch konstitutive Regeln, *die für den Sport insgesamt gelten* und ohne die man sich einen sportlichen Leistungsvergleich grundsätzlich nicht vorstellen kann. Auf diese Regeln wollen wir uns im Folgenden konzentrieren.[51]

So haben wir in Kapitel 2.3 – wiederum im Anschluss an Searle – bereits davon gesprochen, dass eine konstitutive Regel hier darin bestehen könnte, dass die Kontrahenten einem *Gewinn- bzw. Konkurrenzgebot* unterliegen. Damit ein Leistungsvergleich überhaupt zustande kommt, *müssen* sie konkurrieren. Dieses ›Konkurrieren-

50 So z.B. Heinemann (2007[1980]: 68ff.) der, wie angemerkt, ebenfalls explizit von konstitutiven Regeln spricht, diese jedoch lediglich als identitätsrelevant für konkrete Sportarten und nicht für sportliche Praxis insgesamt begreift. Im Übrigen sagt er auch nichts darüber, woher er den Begriff hat und welcher konstitutionstheoretische Status (= Ermöglichung sozialer Praxis) ihm zukommt.

51 Darüber hinaus gelten im Sport aber auch noch allgemeinere Regeln, die auch in nichtsportlichen Interaktionen gelten, z.B. die Regeln der Sequenzialität (vgl. dazu Maiwald/Sürig 2018).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

müssen‹ ist durchaus wörtlich zu verstehen: Es ist nicht dem Belieben der einzelnen Sporttreibenden anheimgestellt, dies zu tun oder zu lassen, sondern der Zwang ergibt sich aus der Logik des Sportgeschehens selbst, an dem sie partizipieren. Natürlich können sie sich diesem faktisch verweigern, aber dann kommt eben kein Sportgeschehen zustande.[52] Es handelt sich um einen ›zwanglosen Zwang‹.[53] Aus dem Gewinngebot ergibt sich schließlich auch eine entscheidende Konsequenz für die Dynamik von Sportpraktiken: Sie gehen mit einer gewissen Dramatik einher (vgl. dazu etwa Hortleder/Gebauer 1986), und es ist sicherlich auch dieses Merkmal, das Elias und Dunning (2003[1986]) zum Anlass für ihr Argument nehmen, dem zufolge Sport etwaige Spannungsdefizite kompensiere.

In diesem Zusammenhang noch ein Punkt zur im Rahmen der systemtheoretisch orientierten Sportsoziologie geführten Debatte um die sogenannte *Leitorientierung* des Sportsystems (vgl. etwa Schimank 2005[1988]; Stichweh 1990; Bette 2010): Meines Erachtens gehen die dabei diskutierten Codes wie Sieg/Niederlage oder Leisten/Nicht-leisten schon ziemlich in dieselbe Richtung wie das, was wir mit der konstitutiven Regel des Gewinngebots angesprochen haben. Denn sie verweisen ja darauf, dass es um *Konkurrenz* geht. Der Begriff der konstitutiven Regel scheint mir nichtsdestotrotz besser geeignet, weil er das, worum es dabei geht (soziale Regeln), zum einen konstitutionstheoretisch adäquater verortet und betont, dass das Gewinngebot eine *Ermöglichungsbedingung* für den sportlichen Leistungsvergleich darstellt. Und zum anderen lässt er zugleich den ›Beitrag‹ der beteiligten Akteure deutlich werden, die ja aus den durch die Regeln eröffneten Handlungsoptionen *wählen* müssen. Hingegen machen die genannten Codes als Handlungsorientierungen der Akteure nur begrenzt Sinn, weil die Frage ja nicht ist, ob man sich etwa am Siegen oder Verlieren bzw. am Leisten oder Nicht-Leisten orientiert, sondern ob man sich auf das *Konkurrieren* einlässt oder nicht; und wenn man sich drauf einlässt, dann stellt die bestmögliche Leistung bzw. der Sieg die Leitorientierung dar und nicht das Verlieren bzw. Nicht-Leisten. Deswegen, so scheint es mir, spricht etwa Bette auch wahlweise vom Sieg/Niederlage-Code *oder* eben vom »Siegescode« (Bette 2010: 90; auch Schimank 2005[1988]). Zudem lassen binäre Codierungen offenkundig keine Abstufungen zu (Unentschieden, verschiedene Platzierungen/Zeiten), die es im Sport ja faktisch gibt. Daher erklärt es sich,

52 In einigen Sportarten gibt es entsprechend die Möglichkeit, Spieler*innen wegen ›Passivität‹ zu sanktionieren. Im Boxen und Fechten etwa kann dies mittels Punktabzug oder gar Disqualifikation geschehen.

53 Darauf scheint mir auch Bernard Suits abzustellen, wenn er von einer »lusory attitude« (1973: 49) spricht: von einer Art sportspezifischen Haltung, welche die »game-players qua game-players« wie selbstverständlich einnehmen, wenn sie an einem Sportereignis partizipieren, eine Haltung »without which it is not possible to play a game« (ebd.). Diese Haltung gilt im Grunde für das Gesamt an konstitutiven Regeln im Sport: wenn man *Sport* treibt, dann nimmt man die »lusory attitude« ein und agiert nach den entsprechenden konstitutiven Regeln.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

warum wiederum Bette (2010) alternativ auch von »*überlegener und unterlegener Leistung*« spricht (ebd., Hervh. i. O.). Eine »Gradualisierung« des Sport-Codes, wie sie hier anklingt und wie sie Schimank (2005[1988]: 114) erstmals vorgeschlagen hat, kann das Problem letztlich aber auch nicht wirklich lösen, weil dies den Sinn der binären Codierung unterlaufen würde, der ja nachgerade darin besteht, eindeutig binär zu sein (vgl. zu dieser Debatte auch Stichweh 1990). Orientiert man sich hingegen an der konstitutiven Regel des Gewinngebots, dann ist nicht nur impliziert, dass es im Sport selbstverständlich auch um die Vermeidung von Niederlagen bzw. schlechten Leistungen geht, sondern die Gradualisierungsproblematik löst sich schlichtweg auf.

Verschiedentlich wird in der Sportsoziologie indes auch von einem Rekordstreben im Sport gesprochen bzw. davon, dass Rekorde einen besonderen Stellenwert im Sport einnähmen (vgl. etwa Krockow 1972; Guttmann 2004[1978]; Schimank 2005[1988]). Hier muss man allerdings zwei Dinge unterscheiden: Zum einen sind Rekorde im Sport im Wortsinn essenziell: Sofern nämlich »to record« zunächst schlicht »aufzeichnen« bzw. »protokollieren« bedeutet, ist es offensichtlich, dass Rekorde in dieser Hinsicht für den Sport konstitutiv sind, denn wie sonst sollten ein objektiver Leistungsvergleich und die Sicherung eines dauerhaften Interesses daran überhaupt möglich sein. Zum anderen bezeichnet ›Rekord‹ aber auch eine Höchstleistung, die im prinzipiell universellen Maßstab vergleichbar ist. Das ist nun eine zwingende Folge des Ins-Zentrum-Stellens des Leistungsvergleichs und des darauf bezogenen Gewinngebots. Denn ein System, das auf kontinuierlichen, systematischen Vergleich von Leistungen spezialisiert ist und in dem es um Gewinnen geht, geht natürlich unweigerlich mit einer »Tendenz zur *Höchstleistung*« (Krockow 1972: 16, Hervh. i.O.) einher. Die Akteure in diesem System müssen bestrebt sein, die bestmögliche Leistung zu erzielen, auch wenn es nicht immer gleich ein ›Weltrekord‹ sein muss, die Reichweite von Rekorden also gleichsam variieren kann (z.B. weltweit, national, vereinsmäßig, individuell). In dieser Hinsicht scheint mir der »quest for records« (Guttmann 2004[1978]: 16) schlicht eine Konsequenz aus dem Gewinngebot zu sein und lässt sich insofern in diesem spezifischen Sinne freilich auch als konstitutiv für den Sport betrachten. Habe ich die deutsche Fußballmeisterschaft einmal gewonnen, so kann ich mich natürlich nicht darauf ausruhen, sondern möchte sie quasi strukturell bedingt auch ein zweites, drittes, viertes, x-tes Mal gewinnen. Daraus folgt gleichwohl nicht, dass jedes Sportereignis immer zur Aufstellung eines Rekords führt oder zwingt. Sportliche Praxis kann problemlos stattfinden, ohne dass permanent Rekorde erzielt würden; insofern reicht es eben manchmal auch aus, einfach zu gewinnen, und manchmal »gewinnen die anderen«, wie Otto Rehhagel mal gesagt haben soll.

Eine weitere allgemeinsportliche konstitutive Regel ist, dass der Ausgang des sportlichen Wettkampfs bis zum Ende der offiziellen Wettkampfzeit offen sein muss. Anderenfalls wäre ein veritabler Leistungsvergleich genauso wenig möglich,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

wie wenn es kein Gewinngebot gäbe. Gleichzeitig muss jedoch am Ende ein präzises Ergebnis feststehen, was sich entsprechend auch eindeutig messen lassen muss und wofür es eben standardisierte, kodifizierte Vergleichsbedingungen braucht.[54] Christian Krockow hat diesen Zusammenhang auf die knappe Formel gebracht, dass der Sport »Entscheidungsoffenheit und Entscheidungspräzision« (1972: 16) verbinde. Auch das ist ein für die Dynamik und Spannung von sportlichen Wettkämpfen zentrales Element: Man weiß eben nicht, wie ein Wettkampf ausgeht, bis er entschieden ist – prinzipiell bis zur letzten Wettkampfsekunde. Entsprechend nimmt die Spannung ab und ist es der Dynamik eines Wettkampfs nicht zuträglich, wenn die Leistungsbilanz schon früh besonders deutlich zugunsten einer der Wettkampfparteien ausfällt bzw. die Leistungsunterschiede zwischen den Parteien so groß sind, dass der Wettkampf weit vor Ablauf der Wettkampfzeit ›so gut wie entschieden‹ ist; gewährleistet wäre der Leistungsvergleich allerdings auch dann. Es scheint mir daher nicht für den Sport konstitutiv zu sein, dass die jeweiligen Wettkampfparteien ein ähnliches Leistungsniveau aufweisen. Der Leistungsvergleich würde ja dennoch zustande kommen, auch wenn etwa eine Bundesligamannschaft gegen einen Amateurverein spielte. Gut möglich, dass das Spiel dann weniger spannungsvoll wäre, zwingend ist es allerdings nicht, wie man aus zahlreichen einschlägigen DFB-Pokal-Begegnungen weiß.

Kommen wir zur nächsten allgemeinsportlichen Regel: der Regel, dass sportliche Leistungsvergleiche *öffentlich* sein müssen. Darauf haben wir im Anschluss an Werron im letzten Kapitel bereits hingewiesen. Laut Werron (2010) ist die Öffentlichkeit bzw. das »Publikum«, wie er es nennt, konstitutiv für die Genese und Reproduktion des sportlichen Leistungsvergleichs. Der entscheidende und sportsoziologisch originelle Punkt bei Werron ist hier, dass mit »Publikum« nicht nur konkrete Akteure bzw. Rollen (Fans, Journalistinnen und Journalisten, Zuschauer*innen etc.) bezeichnet sind, sondern im *abstrakten* Sinne ein »öffentliches Gedächtnis« (ebd.: 62). Zu verstehen ist darunter »eine *Ebene öffentlicher kommunikativer Operationen,* die den Möglichkeitsraum sportlicher Leistungen und den Horizont des Sendens, Redens und Schreibens über Sport definiert« (ebd.: 68, Hervh. i. O.). Sportliche Wettkämpfe sind also genau in dem Sinne öffentlich, dass die in ihnen erbrachten Leistungen strukturell immer schon an ein abstraktes Publikum adressiert sind, das sich für sie interessiert, sie dokumentiert, einordnet und deren Messung und Zustandekommen kritisch beäugt. Der sportliche Leistungsvergleich impliziert, dass man sich dieser abstrakten Öffentlichkeit gegenüber exponiert, sich also nicht bloß

54 Dies ist in Sportarten wie dem Eiskunstlauf oder teilweise auch im Boxen problematisch, weil die Objektivität und Eindeutigkeit des Ergebnisses durch die Subjektivität der Juroren und Jurorinnen beeinträchtigt sein kann bzw. Möglichkeiten der Manipulation sich eröffnen. Ebenfalls problematisch können aber auch ungleiche Wettkampfbedingungen infolge von Umwelteinflüssen wie etwa Wind sein – so zum Beispiel im Ski-Springen oder im Biathlon.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

privat mit sich selbst vergleicht, sofern der ›Witz‹ einer Praxis, die den Leistungsvergleich zum zentralen Handlungsproblem erhebt, schließlich ja nachgerade darin besteht, dass man sich mit und von anderen messen lassen muss; es gilt, in einem prinzipiell universellen Maßstab intersubjektiv überprüfbar die beste Leistung zu ermitteln. Und sofern man das Publikum dabei *als Abstraktum* versteht, setzt dies weder zwingend einen direkten Wettkampf (man denke etwa nur an Zeitfahren oder Ski-Springen) noch eine direkte Beobachtung seitens anwesender Zuschauer*innen voraus; tatsächlich bekommt man ja in manchen Sportarten die Sportler*innen nur für einen relativ kurzen Augenblick zu Gesicht (beim Marathonlaufen ebenso wie bei Rad- und Autorennen z. B.); und an ›Geisterspiele‹ hatte man sich in der Corona-Zeit ebenfalls recht gut adaptiert. Entscheidend ist also, dass die Leistungsvergleiche, in welcher Form auch immer, *veröffentlicht* werden und damit von einer diffusen Öffentlichkeit rezipiert, geprüft, dokumentiert und gewichtet werden können.[55] Und dies wäre prinzipiell auch schon dann der Fall, wenn ein Spieler oder eine Spielerin nach einem Fußballspiel etwa selbst einen Spielbericht verfassen und diesen veröffentlichen oder ein Interview geben würde (vgl. ebd.: 68). Insofern steht dieses Verständnis von Öffentlichkeit in einer Strukturverwandtschaft zur wissenschaftlichen oder politischen Öffentlichkeit. Das Publikum des Sports ist eine Art ›sportific community‹, die sich für Leistungsvergleiche interessiert.

Mit der Institutionalisierung des Leistungsvergleichs zu einem darauf spezialisierten Sozialsystem, das wir als ›Sport‹ bezeichnen, geht die Öffentlichkeitsbedingung im Grunde also zwingend einher. Denn wenn es um ein systematisches Sich-Messen geht, kann dies gar nicht anders sein, als dass man sich exponiert, den Wettkampfverlauf und das Wettkampfergebnis dokumentiert und auf diese Weise das Wettkampfgeschehen öffentlich relevant setzt. Das Publikum ist insofern auch das

55 Vor diesem Hintergrund könnte man dazu verleitet werden, anzunehmen, die heutzutage gängige Praxis, dass Freizeitlaufende ihre Trainingsläufe per Smartphone-App aufzeichnen (Zeit, Streckenlänge, verbrannte Kalorien) und diese Daten via soziale Netzwerke posten, würde die eigentlich gesundheits- und selbstoptimierungsorientierten Laufaktivitäten zu Sport werden lassen, weil mit der Veröffentlichung ja so etwas wie ein Publikum gegeben wäre, das die Konkurrenz der Laufenden mit sich selbst beobachtet. Dies wäre meiner Ansicht nach jedoch unzutreffend. Denn zum einen gibt es keinen Wettkampfbetrieb und keine Organisation, die einheitliche Wettkampfbedingungen festlegen würde. Und zum anderen scheint auch das Interesse des Publikums letztlich ein eher ›voyeuristisches‹ zu sein, weil ja keine Berichte oder Statistiken über die erbrachten Leistungen angefertigt werden. Die Daten werden bloß publiziert und von einer diffusen Beobachter*innenmasse rezipiert, aber es gibt keinen »Vergleichshorizont« im Sinne Werrons. Die Kommentare beschränken sich im Wesentlichen auf Beglückwünschungen, Ermutigungen oder Empfehlungen. Meine These wäre also, dass es sich bei solchen Veröffentlichungspraktiken aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um sportliche Leistungsvergleiche handelt; es wäre interessant, dem empirisch weiter nachzugehen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

verbindende Element zwischen räumlich, sachlich und zeitlich distanzierten Wettkampfereignissen. Es »stellt Vergleichskriterien und einen evaluativen *Vergleichshorizont* bereit, der die Erfassung *einzelner* Wettkämpfe mit der Relationierung und Evaluation *vieler* Wettkämpfe verbindet« (ebd.: 65, Hervh. i.O.). Daraus folgt, dass sportliche Leistungsvergleiche immer auch in einen kontinuierlichen »Wettkampfbetrieb« (ebd.: 62) eingebettet sein müssen. Denn natürlich kann man sich auch Wettkämpfe vorstellen, die lediglich an einer singulären Raum-Zeit-Stelle stattfinden, wie es im Rahmen von Spielen zum Beispiel der Fall ist. Aber damit sie zu Sport werden, bedarf es einer Sequentialisierung vereinzelter Wettkampfereignisse und damit eines öffentlichen Interesses und einheitlicher Vergleichsbedingungen. Um dies mit Werron zusammenzufassen: »Sportler in diesem Sinne wird man nicht schon dadurch, dass man ein Spiel mit wissenschaftlich anmutender Präzision analysiert und mit leidenschaftlicher Hingabe betreibt, sondern erst dadurch, *dass man sich auf das kontinuierliche Verglichenwerden in Wettkämpfen einlässt*« (ebd.: 64, Hervh. i. O.).

Man muss sich indes die Beziehungen zwischen den hier vorgestellten Elementen (in unserer Terminologie: konstitutiven Regeln) des Sports »nicht als hierarchisch, sondern als zirkulär miteinander verbunden« vorstellen (ebd.). Es ist eben ein *System* konstitutiver Regeln, die sich wechselseitig aufeinander beziehen und deren gemeinsamer Fluchtpunkt wiederum im Handlungsproblem des wettkampfförmigen Leistungsvergleichs liegt.

Schließlich wollen wir eine letzte konstitutive Regel des Sports besprechen (was nicht heißt, es gäbe nicht vielleicht noch andere), und zwar die Regel, dass sportliche Wettkämpfe *handlungslogisch zweckfrei* sein müssen. Sport, so haben wir im vorherigen Kapitel mit Elias und Dunning bereits festgestellt, gehört zu denjenigen Freizeitaktivitäten, die den »Charakter von Muße haben« (2003[1986]: 132). Entsprechend heißt es etwa auch bei Heinemann (2007[1980]: 68): »Das Ergebnis eines sportlichen Wettkampfs ist völlig nutzlos, es besitzt vor allem für andere Daseinsbereiche keinerlei Gebrauchswert.« Und Schimank (2005[1988]: 120) schreibt: »Sportliches Handeln hat, als ein Typus spielerischen Handelns, keinen Zweck außerhalb seiner selbst – etwa ein Produkt oder eine Entscheidung, die dann in anderen Kontexten weiterverwendet würden.«[56] Eine Radrennfahrerin zum Beispiel fährt nicht 150 Kilometer, um von A nach B zu kommen; sie fährt – im Gegensatz wiederum zu einer Taxifahrerin – nicht, weil sie ein Mobilitätsproblem zu lösen

56 Auch in der Aufnahmeordnung des Deutschen Olympischen Sportbundes heißt es unter Punkt zwei: »Die Ausübung der eigenmotorischen Aktivitäten muss Selbstzweck der Betätigung sein. Dieser Selbstzweck liegt insbesondere nicht vor bei Arbeits- und Alltagsverrichtungen und rein physiologischen Zustandsveränderungen des Menschen.« Online unter: https://cdn.dosb.de/user_upload/www.dosb.de/uber_uns/Satzungen_und_Ordnungen/aktuell_Aufnahmeordnung_2018_.pdf, [Letzter Zugriff: 22.04.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

hat, sondern weil es einfach zu den Regeln des Straßenradsports gehört, dass man Rennen in Form relativ langer Strecken auf gewöhnlichen Verkehrsstraßen, die entsprechend abgesichert werden, fährt. Und wenn sie bei diesem Rennen vor allen anderen ins Ziel kommt, dann hat das für ihr reales Leben keine direkten Konsequenzen (indirekte natürlich schon: ggf. hohe Prämien, Werbeverträge, hoher materieller Lebensstandard etc.), und zwar in dem Sinne, dass sie diesen Sieg weder essen noch trinken noch sonst wie praktisch verwerten kann; sie kann für etwaige Verstöße gegen sportliche Regeln auch nicht vor zivilen Gerichten strafrechtlich verfolgt und belangt werden (Stichwort: Sportgerichte). Auch ein Boxkampf, um ein weiteres Beispiel zu bemühen, wird freilich nicht deshalb ausgetragen, weil die beteiligen Parteien einen persönlichen Konflikt miteinander zu klären und sich hierzu für das Setting des Boxkampfes entschieden haben – ja, erstaunlicherweise fallen sie sich, nachdem sie sich ›grün und blau‹ geprügelt haben, in aller Regel gar noch in die Arme und überbieten sich mit wechselseitigen Komplimenten und können im echten Leben die besten Freunde sein. Dass der Sport zweckfrei ist bzw. der Leistungsvergleich dessen abstrakter Zweck ist, sieht man ferner auch daran, dass eben im Grunde alle Aktivitäten prinzipiell versportlicht werden können, sofern sie entweder schon aus sich selbst heraus zweckfrei sind (die verschiedenen Ballsportarten zum Beispiel) oder sofern sie gleichsam vom Lebensernst befreit werden (eben Radfahren um seiner selbst und nicht der Mobilität willen). Entsprechend kann man in der Rekonstruktion des Versportlichungsprozesses vieler Aktivitäten, die heute als Sport gelten, zeigen, dass ein wesentlicher Teil der Versportlichung nachgerade darin bestand, dass die Aktivitäten, sofern sie nicht ohnehin schon aus spielerischen Kontexten stammten, aus funktionalen Zusammenhängen herausgelöst wurden (vgl. etwa für Boxen und Fechten Schöffler 1935; für das Laufen Oettermann 1984). Entscheidend ist also, dass der lebenspraktische *Gebrauchswert* einer Aktivität getilgt wird; es darf ihn nicht mehr geben. Ein *Tauschwert* hingegen kann zweckfreien Aktivitäten durch Kommerzialisierungsprozesse natürlich zugeschrieben werden, was ja auch getan wird (und auch Kunstwerke werden ja gehandelt, ohne dass die Kunst damit zwingend zweckgeleitet würde). Die Zweckfreiheit des Sports erklärt letztlich auch, warum Elias und Dunning ihn in eine Reihe mit Theater, Musik, Malerei, Glücksspiel oder Tanz stellen und sie erklärt vielleicht auch, warum die in Kapitel 2.4 behandelten Reduktionismen des Sports auf Spiel oder seine Analogisierung mit Kunst oder Religion der Sportsoziologie unterlaufen.

Gut dokumentiert ist entsprechend auch die puritanische Sportfeindlichkeit, die ja im Kern eben darin begründet ist, dass der Sport in lebenspraktischer Hinsicht völlig nutzlos ist und sich durch eine »Ausgrenzung aus der Welt des Ernstes« (Krockow 1972: 33), durch eine *außer-*, anstatt *inner*weltliche Askese auszeichnet. Umgekehrt »hört der Sport«, wie es Krockow treffend formuliert, genau an dem Punkt, wo er mit »Nützlichkeitserwägungen« alliiert wird, indem man ihn etwa nur

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

betreibt, um »fit« zu werden, zu bleiben oder um etwaigen Schönheitsnormen zu entsprechen und »an dem sich der Puritaner eventuell mit dem Sport versöhnen« könnte, »als Sport auf« (ebd.: 34–35). Nicht zufällig, so Krockow weiter, »trifft der Fluch des Puritaners so unterschiedliche Gestalten wie den Mönch und den Heiligen, den Vagabunden und den Bettler, den Feinschmecker, den Don Juan, den Athleten und den Spieler« (ebd.: 35).

Für Heinemann, Schimank sowie Elias und Dunning ist gleichwohl nur der Amateursport zweckfrei. Hier dagegen wird argumentiert, dass wenn man den Blick streng auf die Ebene der Praxis richtet, der Sport, sei es professioneller oder amateurmäßiger, *strukturlogisch zweckfrei* ist (ähnlich scheint auch Guttmann zu argumentieren, vgl. 2004[1978]: 12; vgl. auch Bourdieu 1986: 95). Ob man für den FCR Bramsche oder den FC Bayern München spielt – die konkrete Sportpraxis auf dem Spielfeld bleibt ja dieselbe, folgt denselben Regeln und ist damit auch genauso zweckfrei. Hier wie dort lassen sich die erbrachten Leistungen lebenspraktisch nicht direkt verwerten. Ein Tor kann für einen Fan emotional »alles« bedeuten und es kann für einen Spieler einen Karrieresprung verursachen, und dennoch löst es *als solches* lebenspraktisch gar nichts. Natürlich besteht in der modernen Gesellschaft immer auch die Möglichkeit, verschiedene Tätigkeiten im Rahmen eines Berufes auszuüben und seinen Lebensunterhalt damit zu bestreiten. Dies bedeutet dann auch, dass man sich mitunter in bürokratischen Strukturen bewegen sowie an vertraglich festgelegte Leistungen und Gegenleistungen binden muss. Zweifelsohne gilt dies auch für die Berufs- bzw. Profisportler*innen. Mit ihrer Tätigkeit verdienen sie Geld und sind Teil einer Unterhaltungsindustrie, die von Jahr zu Jahr große Umsätze und Gewinne generiert. Damit ist natürlich auch klar, dass die Berufssportler*innen an Wettkämpfen bzw. Turnieren nicht einfach aus Spaß teilnehmen, sondern weil es eben ihre Arbeit und damit Bestandteil einer vertraglich geregelten Leistungsbeziehung ist. Doch um all das geht es nicht, wenn es um die Zweckfreiheit des Sports geht. Denn diese bezieht sich streng auf die Praxisebene, genauer: die Ebene sportspezifischer Interaktionen.[57] Dass die Regel der Zweckfreiheit des Sports – ob berufs- oder amateurmäßig betrieben – gilt, sieht man nicht zuletzt auch daran, dass sie durchaus auch gebrochen werden kann bzw. wird. Wenn beispielsweise ein Boxer seinem Gegner ein Stück vom Ohr abbeißt, ein Formel-1-Fahrer einen Widersacher absichtlich von der Strecke befördert oder ein Fußballspieler einem anderen absichtlich einen Kopfstoß versetzt, dann ist die Grenze der Zweckfreiheit in Richtung des ernsten Lebens überschritten und die Basis für eine regelgeleitete, kooperative Wettkampfpraxis zerstört. Entsprechend werden solche Verhaltensweisen in der Regel auch mit maximaler Härte sanktioniert. Man kann daher auch sagen, dass der Kern aller Fair-Play-Regeln

57 Entsprechend ist auch wissenschaftliches oder künstlerisches Handeln in sich zweckfrei, auch wenn man das offenkundig im Rahmen einer Berufsrolle ausüben kann.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich nachgerade aus dem Sachverhalt speist, dass Sport zweckfrei ist; lebenspraktisch geht es um nichts, entsprechend kann das Gewinngebot unter bestimmten Umständen auch mal hintangestellt werden.

Wie oben schon mal angedeutet, ist schließlich noch zu betonen, dass letztlich nicht nur die jeweilige sportliche Praxis zweckfrei ist, sondern auch der Leistungsvergleich. So geht es nicht – wie etwa beim Hochschulranking, in Unternehmen oder in der Schule – um eine Wertung bzw. einen Leistungsvergleich, die bzw. der funktional für die Durchführung eines konkreten praktischen Zwecks ist, sondern es geht schlichtweg um den Leistungsvergleich um seiner selbst willen.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen. Es ist gut möglich, dass es noch weitere konstitutive Regeln im Sport gibt. Und ganz sicher gibt es die natürlich auf der Ebene der einzelnen Sportarten. Gleichwohl ging es in diesem Kapitel nicht um Vollständigkeit, sondern darum, das Konzept der konstitutiven Regeln für die Sportsoziologie fruchtbar zu machen. Der Vorteil und Beitrag des damit in Anschlag gebrachten Regelverständnisses für die Sportsoziologie besteht darin, dass man nun nicht mehr bloß von ›Merkmalen‹ oder ›Elementen‹ zu sprechen braucht, die für den Sport irgendwie konstitutiv sind, sondern diese Strukturaspekte konstitutionstheoretisch präzise als konstitutive *Regeln* bestimmen und eben auch erklären kann, worin genau das Konstitutive an ihnen besteht und wie sie als System zusammenhängen. Entscheidend, so haben wir gesagt, ist dabei die Idee, dass konstitutive Regeln die Praxis, die sie regulieren, zugleich überhaupt erst erschaffen und Handlungsoptionen eröffnen. Auf diese Weise wird es nicht nur möglich, die Sportpraxis als eine epistemisch objektive Struktur zu kennzeichnen, die sich deutlich von anderen, möglicherweise ähnlich erscheinenden Praktiken unterscheidet, sondern auch autonomes bzw. kreatives Handeln im Sport auf der Handlungsebene selbst zu verorten, anstatt es auf die Ebene der Persönlichkeit, Situation oder des Zufalls zu suspendieren.

2.5.3 Interaktion als der ›Ort‹ von Strukturreproduktion und -transformation

Die Rekonstruktion der Struktureigenschaften sportlicher Praxis kann nun als für die hier verfolgten Zwecke hinreichend gesättigt gelten. Ein wichtiger Punkt muss abschließend aber, wenn auch nur kursorisch, noch angesprochen werden. Es geht um die Frage nach dem ›Ort‹, an dem sich sportspezifische Strukturen reproduzieren bzw. transformieren. Ich will diesbezüglich der Argumentation von Kai-Olaf Maiwald und Inken Sürig folgen (2018) und als diesen ›Ort‹ die Interaktion, die sportliche Interaktion ausweisen. Die zentrale Annahme des Interaktionskonzepts von Maiwald und Sürig ist, dass soziale Strukturen sich grundsätzlich in Interaktionen bilden, das heißt: sich reproduzieren und transformieren, es zugleich aber kein gleichsam selbstläufiger Prozess ist, sondern von den Interagierenden reproduzierend oder transformierend gestaltet wird. Die wesentlichen Annahmen und Begrifflichkeiten, die notwendig sind, um diesen allgemeinen Prozess der

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Strukturbildung in Interaktionen zu beschreiben, wurden in Kapitel 2.2 bereits erläutert, sodass wir sie im Folgenden nur noch auf sportliche Interaktionen zu übertragen brauchen. Dabei können wir aus Platzgründen gleichwohl nicht ins Detail gehen, denn die Frage nach dem Stellenwert von Interaktionen im Sport könnte prinzipiell schon eine eigene Arbeit füllen.[58] Deshalb soll an dieser Stelle nur skizziert werden, wie man sich die Strukturbildung in Sportinteraktionen auf Basis des hier in Anschlag gebrachten Begriffsinstrumentariums vorstellen kann. Dies wird dann im nächsten Kapitel noch etwas ausführlicher am Beispiel des freizeitlichen Marathonlaufens veranschaulicht.

Als erstes können wir feststellen, dass sportliche Interaktionen – wie alle sozialen Interaktionen – räumliche und/oder zeitliche Kopräsenz[59] erfordern und sich grundsätzlich sequenziell vollziehen. Dazu gehört entsprechend, dass sie einen klar definierten Anfang und ein klar definiertes Ende haben; sie müssen eröffnet und beschlossen werden. Der Sachbezug einer jeden Sportinteraktion ist der Leistungsvergleich, zu dem ein sportartenspezifisches Handlungsproblem hinzukommt. An einer jeden Sequenzstelle einer Sportinteraktion eröffnen nun die konstitutiven Regeln des Sports, von denen einige zentrale im letzten Kapitel ja besprochen wurden, einen Möglichkeitsraum, aus dem die jeweiligen Sportakteure auswählen können und auswählen müssen. Dies ist je nach Sportart natürlich sehr unterschiedlich und vor allem unterschiedlich dynamisch. Im Fußball etwa vollzieht sich das Interaktionsgeschehen vergleichsweise schnell und ist entscheidungsintensiv, während beim Marathonlaufen weitaus weniger direkt interagiert werden muss und die Beteiligten in der Regel eher weniger unter Entscheidungsdruck stehen. Man sieht daran auch, dass je nach Sportart unterschiedliche Interaktionsformate bzw. -modi zusammenwirken. Dies lässt sich mit Bezug auf Goffman (1983) präzisieren: Während alle Sportereignisse im von Goffman so bezeichneten »platform format« stattfinden, weil sie gleichsam auf einer *Bühne* bzw. vor einem diffusen Publikum sich vollziehen und dies den Fokus der Interaktion darstellt, sind je nach Sportart aber auch andere Interaktionsformate relevant. So vollzieht sich das Fußballspiel etwa nach dem Muster der weitgehend nicht-sprachlichen »conversational encounters«, das heißt: in selbstgesteuerter, direkter Interaktion. Dagegen kann man beim Marathonlaufen natürlich auch direkt interagieren, wenn man etwa auf der Zielgeraden mit einem/einer direkten Kontrahenten/Kontrahentin um den Sieg sprintet; in

58 Im Bereich der praxeologischen Sportsoziologie hat sich zum Beispiel Marion Müller (2014) mit der Bedeutung von Interaktionen im Sport beschäftigt.

59 So kann man sich durchaus vorstellen, dass ein Wettkampf im Rahmen einer eSportart auch online ausgetragen wird und die Beteiligten entsprechend nur zeitlich kopräsent bzw. räumlich distant sind. Dies würde dann strukturell einer Interaktion am Telefon oder per Videochat ähneln.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Regel jedoch entspricht der Interaktionsmodus der Marathonlaufenden untereinander eher dem, was Goffman »ambulatory units« nennt: Man konzentriert sich darauf, den anderen nicht in die Quere zu kommen, sie stillschweigend zu überholen bzw. ihnen auszuweichen. Hin und wieder gibt es auch mal einen Blickkontakt oder einen kurzen Wortwechsel.

Wie in der Auseinandersetzung mit der praxeologisch orientierten Sportsoziologie und den somatischen Reduktionismen bereits erläutert, vollziehen sich sportspezifische Interaktionen weitgehend nicht-sprachlich. Sicherlich wird dort auch mal miteinander gesprochen, prinzipiell jedoch ist Sprechen für den Vollzug sportlicher Praxis nicht erforderlich, weil man sozusagen mit dem Körper bzw. mit den jeweiligen Sportgeräten ›spricht‹. Und die Verstehensgrundlage bilden dabei die konstitutiven Regeln des Sports und der jeweiligen Sportart. Es reicht etwa, zu *sehen*, dass ein Tor erzielt wurde, um zu wissen, *dass* ein »Tor« erzielt wurde und dieses exakt einen Punkt einbringt, wenn man die Regeln des Fußballs kennt. Und ebenso kann man visuell erkennen, dass jemand schachmatt gesetzt worden ist, weil diesem Ergebnis eine entsprechend eindeutige Figurenkonstellation auf dem Schachbrett entspricht, die man ohne Verbalisierung verstehen kann. Daher könnte man bei der Fernsehübertragung eines Sportspiels auch den Ton ausschalten und würde das nunmehr bloß visuell rezipierte Geschehen dennoch problemlos verstehen können (die Funktion von Kommentatorinnen und Kommentatoren verweist ja entsprechend darauf, dass ein ansonsten *eigenständiges* Geschehen kommentiert wird). Im Sport sind also die Körperbewegungen und Artefakte Ausdrucksmaterialitäten, die material zwar nicht-sprachlich verfasst sind, als bedeutungstragende Einheiten jedoch zugleich wie Sprache funktionieren, was man sich anhand der Searle'schen oben schon mehrfach zitierten Formel »X gilt als Y im Kontext C«, deutlich machen kann: Jedem konkreten Vollzug einer Bewegung bzw. einer Sequenz von Bewegungen, oder grundsätzlicher: jedem materialen Ausdruck eines bestimmten Sportgeschehens (X) kommt qua konstitutiven Regeln, die im Kontext dieses Geschehens gelten (C), ein eindeutiger Bedeutungsgehalt zu (Y), der sich eindeutig verstehen und in terms des sprachlichen Begriffsinventars dieser Sportart verbal- oder schriftsprachlich ausdrücken lässt. Jeder Vollzug eines Passes, einer Flanke, einer Grätsche oder eines Tores im Fußball funktioniert also strukturell gesehen *wie ein Sprechakt*, der immer wieder zum Ausdruck bringt, dass eine bestimmte Bewegung bzw. eine bestimmte Sequenz von Bewegungen als »Pass«, »Flanke«, »Grätsche« oder als »Tor« *gilt*.

Mit jedem Akt bzw. jeder Interaktion im Kontext einer bestimmten Sportart werden folglich bestimmte sport- und sportartenspezifische Bedeutungsgehalte zum Ausdruck gebracht und somit reproduziert. Sport- und sportartenspezifische Strukturen bestätigen sich sozusagen mit jedem gültig vollzogenen Sportakt aufs Neue. Aber diese Strukturen reproduzieren sich weder automatisch, noch sind sie gleichsam wandlungsresistent. Sie reproduzieren sich eben so lange, wie sie

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

von konkreten Akteuren in sportbezogenen Interaktionen (d.h. auch vonseiten der Sportorganisation, wenn es etwa um Regeländerungen geht) relevant gesetzt oder transformiert werden. Und genau in dem Sinne »kann man Interaktion auch allgemein als Ort der ›Ratifizierung‹ von institutionellen Tatsachen bezeichnen« (Maiwald/Sürig 2018: 217, Hervh. i. O.). Denn im Prinzip stellt sich an jeder Sequenzstelle in einer sportbezogenen Interaktion immer wieder die Frage, inwieweit und welche konkreten sport- bzw. sportartenspezifischen Strukturen sich reproduzieren oder transformieren. Und sowohl das eine wie auch das andere muss methodologisch gesehen in der Analyse konkreter Interaktionen dingfest gemacht werden können.

Noch ein letzter Punkt: Insbesondere in der praxeologisch orientierten Sportsoziologie wird die Sportpraxis (aber nicht nur die Sportpraxis) als ein im Grunde vollständig routinisiert ablaufender Prozess verstanden, bei dem die Subjektivität der Beteiligten weitgehend ausgeschaltet ist. So heißt es etwa bei Müller:

> »So basieren sowohl der Umgang mit Ball als auch das Klavierspielen offenbar auf einem nicht explizierbaren inkorporierten Wissen, das die Bewegung anleitet und das erst durch jahrelanges Training erworben werden muss. Im Fußballjargon wird diese Form des ›tacit knowledge‹ häufig als ›Torinstinkt‹ oder ›Spielintelligenz‹ beschrieben. Bewegungsabläufe und die Erfassung der Spielsituation scheinen tatsächlich ohne jeden Umweg über abstraktes Denken abzulaufen und unmittelbar vom Körper angeleitet zu werden« (2014: 201, Hervh. i. O.). Und etwas weiter heißt es: »Sportliche Bewegungen wie das Fußballspielen lassen sich überzeugend als soziale Praktiken beschreiben: Als präreflexiv ablaufende Tätigkeiten, die auf praktischem gegenseitigen Verstehen basieren und das Produkt einverleibter Erwartungserwartungen sind.« (ebd.: 207)

Versteht man unter dem im Zitat Gesagten, dass sportartenspezifische Fertigkeiten wiederum wie Sprache funktionieren, indem sie als eine Art Grammatik einsozialisiert und praktisch ohne Nachdenken ausagiert werden, dann habe ich an dieser Stelle keinen Kritikpunkt. Dann geht es nämlich lediglich um die ›Bordmittel‹, die man im Laufe der Sportsozialisation erwirbt und die einen überhaupt erst dazu befähigen, überhaupt am Sportgeschehen zu partizipieren; man lernt schlichtweg die ›Sprache‹ des Sports. Versteht man das Gesagte jedoch dahingehend, und das klingt meines Erachtens vor allem im zweiten Teil des obigen Zitats an (»präreflexiv ablaufende Tätigkeiten«, »Produkt einverleibter Erwartungserwartungen«), dass das Entscheiden zwischen Handlungsalternativen in einer sportlichen Interaktion sozusagen gänzlich mechanisiert ist bzw. wie automatisch abläuft, dann stellt dies eine Reduktion dar bzw. verleitet zu einem Missverständnis. Denn die Dynamik des Sportgeschehens lebt ja gerade davon, dass dessen faktischer Verlauf hochgradig kontingent und zugleich Ergebnis individueller Leistungsbeiträge und damit Entschei-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

dungen ist, die sich *nicht* bloß auf das routinisierte Abspulen von einstudierten Abläufen beschränken. Anderenfalls fragt es sich nämlich auch, wie Wettkampfergebnisse dann überhaupt als Leistungen zugerechnet werden könnten (man müsste sie dann z.B. als Produkte der Leistungen im Training deuten). Mit dem oben knapp skizzierten Verständnis sportspezifischer Interaktionen können wir hingegen auch die autonomen Beiträge von Sportakteuren genau bestimmen.

Demnach *müssen* Sporttreibende prinzipiell an jeder Sequenzstelle eines Wettkampfverlaufs zwischen den durch konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen *wählen*. Dabei müssen sie natürlich auch auf ihre einsozialisierten und eingeübten Fertigkeiten zurückgreifen, wobei der Grad der Beherrschung von und das individuelle Reichtum an sportartenspezifischen Technikressourcen die Handlungsoptionen freilich erweitert: Wer bestimmte ›Tricks‹ und Techniken beherrscht, kann eine bestimmte Wettkampfsituation möglicherweise anders und besser lösen als jemand, der/die diese nicht in seinem/ihrem Repertoire hat. Und diese Ressourcen müssen natürlich jederzeit abrufbar sein und auf Anhieb funktionieren, weswegen man sie ja auch kontinuierlich trainieren muss. Diese, wenn man so will, mechanischen Fertigkeiten lassen sich tatsächlich als Routinen verstehen. Der entscheidende Punkt bleibt gleichwohl der, dass man jenseits dessen in jeder konkreten sportlichen Situation dennoch aus Handlungsoptionen wählen muss; man muss sich entscheiden, ob man den Ball wieder zurückpasst oder ob man den Alleingang wagt; man muss sich entscheiden, ob man flach oder hoch passt oder antäuscht, muss sich entscheiden, ob man in Führung geht und versucht einen Vorsprung zu erlaufen usw. Dabei kann man sich freilich wiederum an bestimmten routineförmigen Maximen (›gebe den Pass im Zweifel flach rein, weil das eher den Ballbesitz sichert‹) oder taktischen Vorgaben (›so viele hohe Bälle in den Strafraum wie möglich, weil wir kopfballstark sind und die nicht‹) orientieren; aber man kann sich eben auch anders entscheiden, was den Einsatz von Subjektivität erfordert. Entsprechend zeichnen sich virtuose Sportakteure nachgerade dadurch aus, dass sie in jeder Wettkampfsituation gleichsam spielerisch mit dem Gesamt der ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsoptionen und Vorgaben umgehen und damit verbunden auch Optionen entdecken und wählen können, die neu bzw. überraschend sind. Doch auch dann, wenn Sportakteure routinisiert handeln – so weit jedenfalls, wie das im Sport überhaupt möglich ist –, muss man dies analytisch gesehen als Entscheiden werten – als eine Entscheidung eben, einer selbsterzeugten oder vorgegebenen Routine bzw. Anweisung zu folgen. Anderenfalls würde man autonomes Handeln grundsätzlich nicht erklären können.

Wenn wir nun noch die in Kapitel 2.2 vorgenommene Unterscheidung von Sinnebenen hinzuziehen, dann können wir sagen, dass in jedem sportlichen Wettkampf nicht nur die allgemeine Sinnstruktur des Sports sowie die besondere Sinnstruktur der jeweiligen Sportart sich reproduzieren, sondern auch eine *interaktive Sinnstruktur* entsteht, indem die beteiligten Akteure permanent aus den ihnen durch sport-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und sportartenspezifische konstitutive Regeln eröffneten Handlungsoptionen wählen. Entsprechend beziehen sich solche geläufigen Beschreibungen von Sportereignissen wie, dass ein Wettkampf »langweilig« oder »spannend« bzw. ein »Krimi« gewesen sei, genau auf jenen interaktiven Sinn, der sich in konkreten Sportinteraktionen bildet. Und natürlich sind auch die konkreten Ergebnisse sportlicher Wettkämpfe gewissermaßen interaktiv ›erzeugt‹.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

C. Gegenstandsspezifischer Teil: Die Praxis des Marathonlaufens

Nachdem zunächst konstitutionstheoretische Aspekte des Gegenstandsbereichs der Sozialwissenschaften thematisiert und die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis rekonstruiert wurden und nachdem schließlich die Interaktion als der ›Ort‹ bestimmt wurde, an dem jene Strukturen sich reproduzieren bzw. transformieren, soll es im nun folgenden Kapitel darum gehen, den Fokus gegenstandsspezifisch weiter zu verdichten, das heißt: ihn auf das Marathonlaufen einzustellen. Die Struktur des Kapitels basiert dabei auf der für die Konstitutionstheorie der OH mitunter wesentlichen Überlegung, dass Allgemeinheit und Besonderheit in einem dialektischen Verhältnis zu einander stehen. So ist der Sport zwar ein historisch gewachsenes Gebilde und damit eine im Vergleich zu vorsportlichen Praxisformen neue, *besondere* Struktur; zugleich ist er aber auch durch *allgemeine* Struktureigenschaften gekennzeichnet, wie sie oben rekonstruiert wurden und die auch mit grundlegenderen bzw. höheraggregierten sozialen Strukturen zusammenhängen (Handlungsprobleme, soziale Regeln, normative Standards etc.). Gleichwohl kommen die allgemeinsportlichen Struktureigenschaften historisch nur in Gestalt konkreter Sportarten vor. Und auch hier zieht sich die Dialektik von Besonderem und Allgemeinem durch: Besonders sind die einzelnen Sportarten, weil sie »ihre eigene Physiognomie« (Elias 2003[1986]: 78) haben; zugleich sind sie aber auch allgemein, sofern sie nicht nur die allgemeinen Struktureigenschaften sportlicher Praxis reproduzieren, sondern ihre je eigene Physiognomie zum einen sich auch als eine objektive Struktur kennzeichnen lässt; und zum anderen drücken sich in ihr immer auch übergeordnete historisch-spezifische Strukturen wie der jeweils gültige Zeitgeist und andere Kulturspezifika aus. Und wenn im Folgenden die besondere Physiognomie des Marathonlaufens rekonstruiert werden soll, dann soll es im Grunde um alles das gehen.

Dabei wird so vorgegangen, dass in einem ersten Schritt (Kap. 2.6) einige historische Entwicklungslinien des Laufsports skizziert und vor dem Hintergrund des bisher Erarbeiteten reflektiert werden. Begleitend werden statistische Daten in Bezug auf sozialstrukturelle Aspekte des Laufens bzw. Marathonlaufens einbezogen. Anschließend wird der Fokus auf die *Praxis* des Marathonlaufens eingestellt und wird die spezifische Strukturiertheit dieser Laufdisziplin herausgearbeitet (Kap. 2.7). Eng damit verknüpft wird es um sportsoziologische bzw. soziologische Erklärungsversuche des Laufens und Marathonlaufens gehen, die vor dem Hintergrund der Rekonstruktion der Struktureigenschaften des Marathonlaufens auf Plausibilität geprüft werden sollen. Außerdem gilt es, offengebliebene Fragen zu identifizieren sowie nach alternativen Erklärungsmöglichkeiten Ausschau zu halten. Abschließend (Kap. 2.8) werden die bisherigen Ergebnisse zusammengefasst und wird das Erkenntnisinteresse im Hinblick auf die Fallanalysen präzisiert.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2.6 Soziohistorische Entwicklung und sozialstrukturelle Aspekte des Laufsports

Bevor das Laufen zum Sport wurde, war es lange Zeit vor allem ein gleichsam natürliches Mittel zur Raumüberwindung und damit in funktionale bzw. zweckgeleitete lebenspraktische Kontexte eingebettet. Es war keine Sport-, sondern eine Fortbewegungsart. Und dazu gehörte auch, dass lange Strecken zurückgelegt wurden – so, wenn es etwa um die Nahrungsbeschaffung (Ermüdungsjagd) ging (vgl. Jung 1984: 15f.). Mit der Sesshaftwerdung des Menschen wurde diese Funktion natürlich schnell obsolet, und das Laufen wurde in neue funktionale Zusammenhänge integriert. So berichtet Stefan Oettermann (1984: 7) in seiner kulturgeschichtlichen Rekonstruktion des Laufens etwa von »laufenden Boten«, die mehrere Hundert Kilometer zurücklegten, um Nachrichten zu überbringen und so nicht nur lange Zeit fester Bestandteil des Nachrichtenwesens in vielen Kulturen waren, sondern im 16. Jahrhundert in Mitteleuropa sogar zu einem eigenständigen Berufsstand avancierten. Mit der Einführung und dem Ausbau der kaiserlichen Thurn und Taxis'schen Post zu Beginn des 18. Jahrhunderts verlor das Laufen dann aber auch diese Funktion. Zugleich tat sich ein neuer funktionaler Zusammenhang auf: Sogenannte »herrschaftliche Laufer« bzw. »Vorläufer« (ebd.: 31) stellten sich in den Dienst gut betuchter Herrschaften, deren Kutschen sie laufend vorauseilten, um Wege auf Befahrbarkeit zu überprüfen, auszuleuchten sowie die Ankunft der Herrschaften an den jeweiligen Destinationen anzukündigen. Doch im Zuge des Infrastrukturausbaus verloren die Läufer letztlich auch diese Funktion und ›regredierten‹ zu reinen Statussymbolen der herrschenden Schichten. Es wurde ›modisch‹, sich einen Läufer zu ›halten‹: »So wie die Bevorzugung bestimmter Pferderassen der Mode unterworfen war, galt es um 1800 in Wien als besonders *schick*, italienische Läufer zu beschäftigen, während man in Frankreich mehr von den läuferischen Qualitäten der Basken überzeugt war« (Oettermann 1984: 40)

In diesem Zuge entwickelte sich um 1800 auch die sogenannte »Wienerische Laufkultur« (ebd.: 51), in deren Kontext die Herrschaften ihre distinguierten Läufer bei Wettrennen im Prater gegeneinander antreten ließen. Man könnte diese Wettkämpfe bereits als Vorläufer des Laufsports betrachten, weil man nunmehr offensichtlich immer deutlicher auf den zweckfreien Leistungsvergleich abstellte und es auch schon so etwas wie einen Wettkampfbetrieb gab. Gleichwohl ist es wichtig zu sehen, dass das Laufen hier trotzdem noch kein Sport war. Denn auch ungeachtet dessen, dass es sogar schon ein großes Publikum gab, welches sich für diese Ereignisse interessierte, lässt sich nicht davon sprechen, dass der Leistungsvergleich selbst schon im Vordergrund stand; er war noch nicht als eigenständiges Handlungsproblem etabliert. Stattdessen war es das Spektakel, das das Publikum anzog, während die läuferischen Leistungen nicht gewürdigt wurden, sodass es auch noch kein »öffentliches Gedächtnis« im Sinne Werrons (2010) gab, das sich für das Laufen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

als Sport interessierte. Das Wiener Publikum war noch kein *Sport*publikum, und die Wettkämpfe waren keine Sportwettkämpfe, sondern »feudale Späße« (ebd.: 69), im Rahmen derer die Laufenden mitunter auch gegen Pferde antreten mussten, wobei viele an Erschöpfung starben, zusammenbrachen oder sich verletzten. Entsprechend erhoben sich um die Revolutionszeit zur Mitte des Jahrhunderts auch zunehmend kritische Stimmen gegen diese Praxis, bis sie schließlich eingestellt wurde – jedenfalls in dieser Form.

Denn obschon sich die überkommenen Herrschaftsverhältnisse auflösten, ging das Spektakel nunmehr selbstorganisiert weiter. Dazu veranstalteten die Läufer »Schauläufe« (ebd.: 79), bei denen sie wiederum gegen Pferde antraten, extreme Strecken auf Stelzen zurücklegten oder bei Wettbewerben rückwärts liefen und Ähnliches mehr. In der Folge entstand ein neuer Beruf: der Beruf des »Kunstläufers« (ebd.: 90). Zugleich begann das Publikum sich nun immer stärker für die Laufwettbewerbe *als läuferische Leistungsvergleiche* zu interessieren. Es kam zur Vereinheitlichung von Regeln, und neue Technologien im Bereich der Zeitmessung schufen neue Vergleichs- und Dokumentationsmöglichkeiten von Laufleistungen, die das Publikum nun immer mehr »im Verhältnis von Zeit zu Strecke zu begreifen« begann (ebd.: 136).

Anhand dieser historischen Entwicklung lässt sich insofern ganz gut zeigen, wie Läufer und Publikum in einem wechselseitigen, dialektischen Prozess den Leistungsvergleich allmählich ins Zentrum der sich entsprechend neuformierenden Praxisform stellten, ihn also zum eigentlichen Handlungsproblem machten, sodass zum Fin de Siècle die Institutionalisierung des Laufens als eigenständiger Sportart letztlich zum Abschluss kam. Ein Meilenstein in dieser Hinsicht war sicher auch die Anerkennung des Marathonlaufs als olympische Disziplin sowie seine Aufnahme ins Wettkampfprogramm der 1896 ausgetragenen ersten Olympischen Spiele der Neuzeit in Athen (vgl. zum Hintergrund dieser Aufnahme Marxen/Müller 2016). Und 1897 schon stieg in Boston der erste veritable Stadtmarathon (vgl. Lennartz 2005: 10), der seither jährlich ausgetragen wird und bisher nur ein einziges Mal – im Jahr 2020 aufgrund der Covid-19-Pandemie – vollständig abgesagt wurde (im Jahr 1918 fand er weltkriegsbedingt bloß als Staffellauf statt [vgl. ebd.]).

Fortan existierte das Laufen also zwar als anerkannte olympische Sportart, jedoch noch nicht als selbstorganisiert betriebene Bewegungskultur bzw. Freizeitpraxis. Stattdessen war es organisational eingebettet, das heißt: Man war in der Regel Club- bzw. Vereinsmitglied, und gelaufen wurde ausschließlich auf Aschenbahnen bzw. Spezialstrecken; zu laufen bedeutete daher vor allem auch, dass man Wettkämpfen teilnehmen musste, und entsprechend hoch war das Leistungsniveau. Dass Laufende *einfach so* auf der Straße, dem Bürgersteig, im Park oder im Wald joggten, galt als merkwürdig bzw. war begründungsbedürftig (vgl. Scheerder et al. 2015). Dies änderte sich erst ab den 1960er Jahren, als das Laufen – zunächst in den US-amerikanischen Großstädten – zu einer massenhaften Freizeitbewegung

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich zu entfalten begann. Wie Scheerder et al. konstatieren, habe sich das »achievement running« zunehmend zum »recreational running« gewandelt (ebd.: 2). Die Laufpraxis verlagerte sich immer mehr von der Aschenbahn auf die Straße, und die Club- bzw. Vereinsmitgliedschaft als prototypisches Setting des Sporttreibens wurde durch selbstorganisierte Formen wie Lauftreffs, private Laufgruppen oder das Einzeltraining ergänzt. Entsprechend wurde das Laufen nun auch von Laufenden unterschiedlichster Leistungsniveaus praktiziert. Wie Scheerder et al. in Anspielung an Allen Guttmann argumentieren, ging es dieser neu emergierenden ›ersten Welle‹ der Laufbewegung (»first running boom«) nunmehr weniger um Wettkampf und Leistung als vielmehr darum, das Laufen als eine »less structured, less rationalized, less quantified, less competitive and less bureaucratised activity« zu betreiben (ebd.). Der Aufstieg des Laufens als Massenbewegung, so die Autoren weiter, könne daher auch als prominenter Ausdruck der Counterculture der 1960er und 70er Jahre gelesen werden.

Gleichwohl muss man bereits an diesem Punkt eine wichtige Differenzierung einfügen, die bei Scheerder et al. wie in vielen anderen Darstellungen der historischen Entwicklung des Breitensports nicht vorgenommen wird. Und zwar die Unterscheidung von genuin sportlichen und lediglich gesundheits- oder selbstoptimierungsbezogenen Praktiken. So steht es auf der einen Seite außer Frage, dass es etwas Neues war, dass das Laufen im Zuge des »running booms« nun auch als (weitgehend) selbstorganisierter Sport außerhalb eines Vereins ausgeübt werden konnte. Dies hing vor allem mit dem Aufkommen sogenannter *Volksläufe* zusammen.[60] Denn hierdurch blieb das Laufen zwar weiterhin in die Struktur sportlicher Wettkämpfe eingebettet, war also faktisch gesehen immer noch Sport, konnte zugleich aber eben auch stärker individuell strukturiert werden, was dann entsprechend auch bedeutete, dass man es weniger leistungsorientiert betreiben konnte. Mit anderen Worten: Mit den Volksläufen war ein *neuer Rahmen* geschaffen worden, welcher es erlaubte, in formaler Hinsicht an der Struktur des sportlichen Leistungsvergleichs zu partizipieren, ohne jedoch im engeren Sinne mit anderen konkurrieren zu müssen. Damit rückte zugleich die Bewältigung der Strecke als eigenständiges Handlungsproblem stärker in den Fokus. Während es für besonders leistungsorientierte Laufende außerfrage stehen dürfte, dass sie die Strecke bewältigen können und es ihnen vor allem um eine gute Zeit und eine gute Platzierung

60 1963 stiegt in Bobingen der erste Volkslauf in Deutschland, an dem 1.654 Laufende teilnahmen (vgl. Lutz 1989: 17). 1981 fanden schon über 1.000 Veranstaltungen mit rund 600.000 Teilnehmenden statt. Und 2019 waren es knapp 3.500 Veranstaltungen mit rund 2,2, Millionen Teilnehmenden (DLV 2022). Generell zählt Laufen neben Radfahren und Schwimmen schon seit Jahren konstant zu den beliebtesten Bewegungspraktiken bzw. Sportarten in Deutschland (vgl. Preuß/Alfs/Ahlert 2012; Alfs 2014; BMWi/BISp 2019).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geht, stellt für viele weniger leistungsorientierte Laufende schon die Streckenbewältigung selbst eine Hürde dar, die es zu überwinden gilt. Im Zuge der Steigerung der eigenen Leistungsfähigkeit kann die Messlatte dann prinzipiell immer höher gelegt werden – bis hin eben zum Marathon und Ultramarathonlauf – oder kann sich der Fokus auf die Erzielung besserer Zeiten bzw. Platzierungen einstellen. Diese Struktur ist also sicherlich eine Besonderheit des amateurmäßig betriebenen Laufens, aber man darf dabei eben nicht vergessen, dass sie zugleich immer noch in die übergreifende Struktur des sportlichen Leistungsvergleichs eingebettet ist. Wir kommen im nächsten Kapitel noch darauf zurück.

Auf der anderen Seite muss man von dieser Entwicklung jedoch systematisch die Emergenz von Bewegungspraktiken unterscheiden, die mit *sportlichem Leistungsvergleich* – abgesehen vielleicht von einigen rein äußerlichen Ähnlichkeiten – nichts zu tun haben, sofern sie vielmehr funktional auf Gesundheit und/oder Selbstoptimierung bezogen und damit entweder zweckgeleitet sind oder zumindest im Dienste eines gänzlich anderen Handlungsproblems als des sportlichen stehen. Man darf also die in den 1960er Jahren entstandenen neuen Laufformen mit den gänzlich anders strukturierten, aber ebenfalls in diesem Zeitraum emergierten, wenn auch äußerlich vielleicht ähnlich erscheinenden Bewegungspraktiken nicht gleichsetzen. Während erstere genuine Phänomene der Ausdifferenzierung des *Sport*systems darstellten, waren letztere eher Phänomene der »fitness revolution« (ebd.: 3) – man denke hier bspw. ans Joggen, Aerobic oder das nicht-wettkampfförmige Bodybuilding – und sind daher eher im Kontext der Ausdifferenzierung des Gesundheits- und Erziehungssystems zu verorten. Dass diese zwei strukturell verschiedenen Praktiken dennoch immer wieder vermengt werden, hängt letztlich wohl mit dem reduktionistischen Schluss zusammen, dass Sport primär etwas mit körperlicher Anstrengung zu tun habe (vgl. Kap. 2.4).

Die soeben vollzogene Differenzierung ist natürlich auch für die Analyse der Laufbewegung folgenreich. Denn die »Jogging-Welle«, die damals aus den USA »nach Europa überschwappte« (Lutz 1989: 21), stellte mitnichten eine ›homogene Masse‹ dar, die ausschließlich aus Laufenden bestand, die das Laufen allesamt *als Sport* betrieben. Vielmehr können wir vor dem Hintergrund des oben Gesagten mit Dieter Jütting (2004: 50ff.) nunmehr zwischen zwei verschiedenen Bewegungspraktiken differenzieren: den gesundheitsorientierten, nicht an Wettkämpfen partizipierenden »Joggern« einerseits sowie den stärker leistungsorientierten, an Wettkämpfen teilnehmenden »Runnern« auf der anderen Seite. Joggen ist demnach eine an gesundheitlichen Aspekten orientierte, *nicht*-zweckfreie Praxis und daher nach dem hier in Anschlag gebrachten Verständnis kein Sport. Sicher ist es von seiner äußeren Erscheinungsform bzw. von seinem Bewegungsablauf her zunächst einmal grundsätzlich kaum vom Laufen als Sport zu unterscheiden – am ehesten ginge es wohl über die Geschwindigkeit, indem man das Joggen als ein »easy running at a very slow pace« – als eine Art Traben – bestimmt (ebd.: 50) oder über die

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kleidung und das Setting. Legt man den Fokus hingegen auf die *Handlungsebene*, dann sieht man, dass hier schlichtweg ein anderes Handlungsproblem bearbeitet wird als im Sport; der Sachbezug ist ein anderer.[61]

In den ersten beiden Teilen des Theoriekapitels ist entsprechend bereits kritisiert worden, dass im Zuge des Wandels der Freizeitsphäre und damit der Emergenz neuer Bewegungsformen und -kulturen auch der Sportbegriff – gleichsam proportional dazu – häufig immer weiter definiert wurde, bis hin zu einem derart breiten Sportverständnis, demnach jegliche »Lösungen von Bewegungsaufgaben«, bei denen »unterschiedlichste Ziele verfolgt werden«, bereits als Sport bezeichnet werden (Wopp 2008: 322; Heinemann 2007[1980]: 57ff.). In diesem Zusammenhang wird in der Sport- und Freizeitforschung auch oft davon gesprochen, dass »sich der Sportbegriff selbst wandelt« (Haut 2021: 242). Entsprechend wird suggeriert, dass die neuen Bewegungsformen alle irgendwie unter ›Sport‹ verbucht werden können, wenn man den Sportbegriff bloß anpasst bzw. dieser durch die jeweiligen Akteure selbst ›angepasst‹ wird, was dann zu solchen Buchtiteln wie »Sport in der Freizeit. Mehr Lust als Leistung« (Opaschowski 1987) geführt hat. Dabei ist natürlich an sich überhaupt nichts Problematisches daran, Formen von Freizeitbeschäftigungen zu untersuchen, die am Lustprinzip orientiert sind und/oder um der Erholung, Gesundheit und was sonst noch willen betrieben werden. Und es ist ja auch nicht so, dass die Unterschiede zwischen Letzteren und Sport in der Sportsoziologie überhaupt nicht gesehen würden. Im Gegenteil: Es werden ja eben bereits unterschiedliche Sportverständnisse und -modelle formuliert und wird ja zwischen Wettkampfsport im engeren und Freizeit- bzw. Breitensport im weiteren Sinne unterschieden (vgl. ebenfalls Wopp 2008). Sportsoziologisch ergänzungsbedürftig und entscheidend ist allerdings, dass man jene nicht-wettkampfförmigen Bewegungsformen nicht unter ›Sport‹ rubriziert und damit den falschen Eindruck erweckt, *der Sport als solches* würde sich vom wettkampfförmigen Leistungsvergleich wegbewegen und allmählich ein gleichsam *neuer, anderer Sport* werden. Denn wäre dem so, dann wäre dies tatsächlich faktisch gleichbedeutend mit der Auflösung des Sportsystems, was Uwe Schimank (2005) sodann auch zu der Diagnose veranlasst hat, dass die Autonomie des Sportsystems angesichts der zunehmenden ›Aufweichung‹ des Sieg/Niederlage-Codes durch die vermehrte

61 In dieser Hinsicht ist das Begriffspaar »achievement running« vs. »recreational running« von Scheerder et al. (2015) zumindest missverständlich, denn zum einen setzt natürlich jedwede Form des Laufen ein gewisses Maß an Leistungsorientierung bzw. Leistungsbereitschaft voraus. Ob man nun an Wettkämpfen teilnimmt oder nicht, laufen muss man, und damit muss man bereit sein, ein gewisses Maß an Anstrengung zu investieren und somit natürlich auch etwas zu leisten. Zum anderen und vor allem ist das Begriffspaar aber eben auch dahingehend missverständlich, dass es unterstellt, die neue »recreational« Laufbewegung der 1960er Jahre wäre eine ›homogene Masse‹ freizeitlich Laufender gewesen, ohne dabei zwischen sportlich Laufenden und lediglich gesundheitsorientiert Joggenden zu differenzieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Inklusion nicht-wettkampfförmiger Bewegungsformen gefährdet sei. Dabei steht es natürlich außer Frage, dass der wettkampfförmige Leistungsvergleich nach wie vor im Rahmen vieler Sportarten als zentrales Handlungsproblem bearbeitet wird und unter anderem mit den eSports auch neue Anwärter auf die Inklusion ins Sportsystem bereits ›in der Warteschlange‹ stehen (auch wenn entsprechende Bestrebungen von der Sportorganisation gegenwärtig noch abgewehrt werden), sodass von einer Auflösung des Sportsystems bzw. von einer Gefährdung seiner Autonomie faktisch nicht die Rede sein kann. Es ist nur so, dass neben dem Sport zahlreiche andere Freizeitpraktiken emergieren, die eben stärker auf Gesundheit, Selbstoptimierung und Wohlbefinden abstellen und die man entsprechend auch gesondert untersuchen und begrifflich anders fassen muss.[62]

Eine Vernachlässigung dieser Differenz kann indes auch zu einer verzerrten Forschung im Bereich der Sportaktivität bzw. sozialen Ungleichheit im Sport führen. So konstatiert Jan Haut (2021) in seiner Übersicht zur sportbezogenen Ungleichheitsforschung, dass schichtspezifische bzw. »vertikale« Ungleichheiten im Sport seit den 1960er Jahren relativ stabil geblieben seien (= je weniger Einkommen und niedriger die formale Bildung, desto geringer die Sportaktivität), wogegen »horizontale« Ungleichheitsmerkmale wie Alter oder Geschlecht nunmehr abgenommen hätten (vgl. ebd.: 244). Beispielsweise sei der Anteil der Sport treibenden Frauen mittlerweile genauso hoch wie der Anteil der Männer, während bis in die 1970er Jahre der Anteil der Männer ansonsten um zehn bis 20 Prozent höher gelegen habe. Interessant ist nun Hauts Erklärungsvorschlag: Die tendenzielle Nivellierung der horizontalen Unterschiede dürfe ihm zufolge mit einem »gewandelten Sportverständnis zusammenhängen: […] inzwischen gelten auch andere, insbesondere auf Fitness und Ausdauer zielende körperliche Aktivitäten ohne Wettkampf- und Leistungsorientierung selbstverständlich als Sport« (ebd.). Und in diesen seien eben mehr Frauen vertreten als Männer; ansonsten wären aber *im Wettkampfsport* nach wie vor mehr Männer als Frauen engagiert. Sofern man also von einem weiten Sportverständnis ausgeht, sieht es so aus, als hätten die Differenzen zwischen den Geschlechtern im Sport sich tendenziell verflüchtigt. Fasst man unter Sport hingegen nur diejenigen Aktivitäten, bei denen der Leistungsvergleich im Fokus steht, so kann von einer Nivellierung der geschlechtsspezifischen Differenzen in Bezug auf die Sportaktivität nicht ohne weiteres die Rede sein (vgl. kritisch dazu auch Haut/Emrich 2011).[63]

62 Und die genannten allgemein geläufigen Unterscheidungen von Wettkampf-, Freizeit-, Breiten- oder Gesundheitssport eignen sich meines Erachtens nicht wirklich gut, um die entscheidende strukturelle Differenz zwischen den dahinterliegenden Praktiken herauszustellen, weil sie, da sie alle weiterhin auf die Kategorie ›Sport‹ rekurrieren, unterstellen, dass die so bezeichneten Praktiken eben immer noch ›irgendwie‹ Sport seien.

63 Diese Problematik drückt sich in Surveys zur sportlichen Aktivität, wie etwa dem EU-Barometer (vgl. Europäische Kommission 2014), dann auch so aus, dass gar nicht mehr enger de-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Unsere Argumentation, dass hinter dem, was oftmals vereinheitlichend mit der Laufbewegung der 1960er und 70er Jahre assoziiert wird, im Grunde zwei strukturell verschiedene Praxisformen stehen, wird im Übrigen keineswegs dadurch entkräftet, dass der Strukturwandel von Arbeit und Freizeit, in dessen Kontext jene Praxisformen emergierten, gleichsam von Beginn an von funktionalen bzw. gesundheitsbezogenen Semantiken begleitet wurde. So war die ›erste Welle‹ der Laufbewegung nach Scheerder et al. (2015: 3) nämlich zugleich eine Art Sternstunde der Lauf- und Gesundheitsgurus.[64] Entsprechend sei es in den Vereinigten Staaten auch schnell zur Lieblingsbeschäftigung der sogenannten »yuppies« (young urban professionals) geworden, die durch ihre Partizipation an einem der Gesundheit, Fitness und Work-Life-Balance frönenden Lebensstil ihren sozialen Status als Angehörige der oberen Mittelschicht haben markieren können (vgl. ebd.: 4). Und auch in Deutschland war die Laufbewegung mit solchen Semantiken alliiert. So wurde 1959 vom Deutschen Sportbund (DSB) der sogenannte »Zweite Weg« für den bundesdeutschen Sport ausgerufen – eine Kampagne, die nach eigenen Angaben darauf abzielte, den negativen Folgen der Bewegungsarmut entgegenzuwirken sowie der Zunahme an Freizeit Rechnung zu tragen, die mit dem Wandel der Arbeitswelt von einer Industrie- zu einer Dienstleistungsgesellschaft sowie mit einer generellen Verbesserung der Arbeitsbedingungen infolge gewerkschaftlichen bzw. sozialpolitischen Engagements einhergingen. Man warb dabei mit Slogans wie »Olympia nach Feierabend« oder »Sport für alle« und übernahm eben auch den aus den USA kommenden Fitness-Begriff. In den 1970er Jahren folgte eine weitere Kampagne, die sogenannte »Trimm-Dich-Aktion«, in deren Kontext solche Slogans wie »Lauf mal wieder!« oder »Spiel mal wieder!« geprägt wurden (vgl. zu diesen Kampagnen Lutz 1989: 18ff.). Dass solche Funktionalitätssemantiken dabei nicht nur im Kontext jener

finiert wird, was unter Sport zu verstehen ist, sondern schlichtweg einfach nach »Sport und körperlicher Aktivität« (ebd.) gefragt wird, womit man genuin sportliche Aktivitäten mit jeglichen Bewegungsformen einerseits willkürlich zusammenzieht, andererseits aber zugleich auch anzeigt, dass eine Differenzierung eigentlich nötig wäre. Andere Erhebungen definieren zwar den Sportbegriff, lassen ihn aber ebenfalls sehr offen bzw. setzen ihn einfach axiomatisch fest. So z.B. bei Alfs (2014): »Da keine allseits anerkannte und brauchbare Realdefinition des Konstrukts »Sport« existiert, wird Sport hier im Sinne einer Nominaldefinition als freiwillig ausgeübte, der subjektiven Einschätzung unterliegende Betätigung […] verstanden. In Anlehnung an die Definition der Europäischen Sportcharta aus dem Jahr 1992 […] bezieht sich diese Definition auf jegliche Form der körperlichen Ertüchtigung, die innerhalb und außerhalb von Vereinen ausgeübt wird, um die körperliche und seelische Verfassung zu verbessern, zwischenmenschliche Beziehungen zu entwickeln oder ergebnisorientierte Wettkämpfe zu bestreiten« (ebd.: 5, Hervh. i. O.).

64 Vgl. z.B. nur Buchtitel wie »Sportliches Langlaufen. Der erfolgreiche Weg zur Gesundheit« (Jung 1984), »Programmiert für 100 Lebensjahre. Wege zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit« (van Aaken 1974) oder »Gesundheit und Wohlbefinden durch regelmäßiges Laufen« (Weber 1984).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tatsächlich auf Gesundheit und Selbstoptimierung fokussierten Praktiken, sondern auch im Bereich des Sports und erst recht des Laufsports Verwendung und Anklang fanden, ist gleichwohl weniger ein Argument dafür, dass die Laufbewegung eben doch homogen gewesen sei und von vornherein insgesamt mehr auf Gesundheit, Selbstoptimierung und Wohlbefinden abstellte als auf den Leistungsvergleich, sondern lässt vor dem Hintergrund unserer Argumentation im Gegenteil vielmehr fragen: Wieso nimmt jemand, dem oder der es lediglich um Gesundheit, Fitness und Wohlbefinden geht, ausgerechnet an *Wettkämpfen* teil, obwohl dies allein für die Erhaltung oder Herstellung von Gesundheit eigentlich nicht notwendig wäre (vgl. dazu die einschlägigen Argumente aus Kap. 2.4 u. 2.5)?

Im Hinblick auf die Laufpraxis konkreter Akteure, die an Wettkämpfen teilnehmen, erzeugen Funktionalitätssemantiken also mehr Fragen, als sie eigentlich beantworten, und man muss sich diese Praxis genauer anschauen, um diese Fragen zu klären (was wir später machen werden). Die Bedienung von Funktionalitätssemantiken aufseiten der Politik hingegen lässt sich gut damit erklären, dass man sich davon womöglich eine Kostenreduktion im Gesundheitssektor verspricht. Und auch die Sportorganisation dürfte die Bedienung solcher Semantiken eher strategisch einsetzen, um bei der Beschaffung von Fördergeldern für die sportliche Infrastruktur erfolgreicher zu sein, denn der Erfolg von Förderanträgen dürfte natürlich umso höher ausfallen, je besser man den Sport als gemeinschaftlich nützlich plausibilisieren kann (neben wiederum positiven gesundheitlichen Effekten wird hier auch oftmals auf die integrative und sozialisierende ›Kraft‹ des Sports oder auf seine Prestigepotenziale auf internationaler Bühne rekurriert) (vgl. dazu Krockow 1972: 79). Insofern muss man letztlich eben auch gar nicht bestreiten, dass Funktionalitäts- und Nützlichkeitssemantiken durchaus ein gewichtiger, das heißt: dynamisierender Faktor für die massive Ausweitung von sowohl genuin sportlichen als auch fitnessbezogenen Freizeitaktivitäten in den 1960ern und 70ern gewesen sein mögen. Und ebenso wenig ist es empirisch ausgeschlossen, dass auch Sporttreibende Funktionalitätssemantiken bedienen, wenn sie über ihr Sportengagement berichten und es zu begründen versuchen; solche Semantiken stehen den Gesellschaftsmitgliedern nun einmal als Begründungsschablonen zur Verfügung und können leicht adaptiert werden. Entscheidend ist nur, dass man bei der soziologischen Analyse die Ebene der faktischen Praxis dabei nicht aus dem Blick verliert und vor dem Hintergrunddessen, dass es beim Sport nicht primär um Gesundheit, Aussehen oder Stressbewältigung, sondern um Leistungsvergleiche geht, entsprechend skeptisch wird, wenn solche Semantiken von den Handelnden

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selbst in Anschlag gebracht werden.[65] Darauf kommen wir an späterer Stelle noch zurück.

Wenn wir uns nun dem Übergang von den Volksläufen zum Marathon zuwenden, dann erscheinen etwaige Funktionalitätssemantiken natürlich noch erklärungsbedürftiger, weil es sich nunmehr auch noch um einen Wettkampf handelt, bei dem eine herausragend lange Strecke bewältigt werden muss. Und dies primär mit Gesundheitsargumenten zu erklären, scheint freilich noch unplausibler als bei den Volksläufen. Schauen wir uns aber zunächst an, wie es überhaupt zur Entstehung der Marathonbewegung gekommen ist und wie sie sich sozialstrukturell zusammensetzt.

Das Aufkommen von Stadtmarathons stellte zunächst einmal nicht nur eine Erweiterung der für freizeitlich Laufende zugänglichen Disziplinenauswahl dar, sodass man sich unter nunmehr variierten Laufwettkampfbedingungen mit anderen bzw. mit sich selbst messen konnte, sondern natürlich auch eine Erweiterung des potenziellen Bewährungsspielraums: Für wen fünf oder zehn Kilometer keine Herausforderung mehr waren, der oder die konnte sich nun am Halbmarathon bzw. dem Marathon versuchen und somit gleichsam einen neuen Bewährungsstatus erlangen – als jemand, der oder die in der Lage ist, laufend besonders lange Distanzen zu bewältigen. Auch hier blieb folglich die für den freizeitlich betriebenen Laufsport charakteristische Besonderheit erhalten, dass man an einem sportlichen Wettkampf teilnehmen konnte, ohne jedoch direkt mit anderen konkurrieren zu müssen.

Obwohl es die ersten Citymarathons in Europa bereits Anfang der 1960er Jahre gab (Budapest 1961, Prag 1963, Rom 1965), wurde das Marathonlaufen erst im Laufe der 1970er Jahre gleichsam alltagstauglich (vgl. Scheerder et al. 2015: 5). Generell sind verlässliche und aktuelle Zahlen zum Marathonlaufen rar. Dies scheint zum einen

65 Vor diesem Hintergrund wäre auch zu hinterfragen, inwieweit die Laufbewegung der ›ersten Welle‹ tatsächlich als Ausdruck der »counterculture« (Scheerder et al. 2015; ähnlich auch Bale 2004: 14) der 1960er und 70er Jahre gewertet werden kann. Auf der Ebene subjektiver Begründungen des Laufens mögen gesellschaftskritische Motive durchaus vorhanden gewesen sein (eine belletristische Darstellung dieses Motivs findet sich z.B. in Allen Sillitoe's »Die Einsamkeit des Langstreckenläufers«, 1959). Zugleich steht dem die disziplinierende und selbstunterwerfende Komponente des Laufens aber auch eigentümlich entgegen, gerade dann, wenn es ums Langlaufen geht und darum, es gleichsam zu einem Lebensstil auszubauen, dem man sich dann subsumiert. Dies verstärkt sich freilich noch, sobald das Laufen dann auch explizit in etwaige Funktionalitätssemantiken eingehüllt wird. Insofern sind auch einige Vertreter der KST, wenn sie sich ausdrücklich für den »zweiten Weg« aussprechen und dies als das eigentlich adäquate Sportmodell ansehen (vgl. Rigauer 1969), näher an der Reproduktion ideologischer Strukturen dran, als ihnen lieb gewesen sein wird, weil sie damit eben jene von der Sportorganisation und Politik kolportierten Funktionalitätssemantiken aufgreifen, die mit zweckfreiem sportlichen Leistungsvergleich, wie gezeigt, nichts zu tun haben.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

daran zu liegen, dass es schlichtweg wenige – vor allem kaum soziologische – Untersuchungen dazu gibt,[66] wobei diejenigen, die es gibt, auch schon länger zurückliegen (vgl. etwa Rümmele 1987; Kreitz 1996). Zum anderen sind die Daten häufig auf überschaubare Grundgesamtheiten begrenzt und/oder auf der Basis von Privatinitiativen entstanden.[67] Ganz besonders betrifft die dünne Datenlage soziodemographische Daten zum Marathonlaufen.

Wenn wir uns zunächst die Entwicklung der Finishenden- und Veranstaltungszahlen im Marathonlauf anschauen, so lässt sich mit Scheerder et al. (2015: 8f.) feststellen,[68] dass die Anzahl der Finisher*innen zwischen 1974 und 1984 weltweit fast um das 18-fache gestiegen ist, während die Veranstaltungszahl sich mehr als verdoppelt hat. Dieser erste ›Marathon-Boom‹ stagnierte dann in den 1990er Jahren, wurde zum Ende der Dekade sogar leicht rückläufig. Allerdings kehrte sich dieser Negativtrend um 1998 herum schon wieder um und ein zweiter ›Marathon-Boom‹ setzte ein. Eine ähnliche Entwicklung scheint im Übrigen der gesamte freizeitlich organisierte Laufsektor genommen zu haben, sodass man sagen kann, dass um die Jahrtausendwende generell eine neue Expansionsstufe der Laufbewegung begann. Scheerder et al. sprechen insofern von der »*second wave of running*« (ebd.: 6, Hervh. i. O.). Dabei stieg im Bereich des Marathonlaufens zwischen 1998 und 2013 sowohl die Finishenden- als auch die Veranstaltungszahl weltweit um mehr als das Vierfache; so wurden in 2013 weltweit rund 3.900 Marathonveranstaltungen organisiert, bei denen rund 1,6 Millionen Marathonlaufende ins Ziel kamen (vgl. ebd.: 8–9). Interessanterweise zeigt sich, dass im Durchschnitt gesehen die Zahl der Marathonveranstaltungen seit Mitte der 1970er Jahre zwar stark gestiegen (1975: ein Marathon pro Tag; 2013: 11), die Zahl der Finisher*innen seit ca. Mitte der 2000er Jahre jedoch rückläufig ist, was nach Scheerder et al. darauf hindeutet, dass es generell immer mehr kleinere Marathonveranstaltungen gibt (vgl. ebd.: 9). Zugleich argumentieren

66 Die meisten Untersuchungen, auch zum Laufen generell, sind eher sportökonomisch und -psychologisch ausgerichtet bzw. im Bereich der Sportmanagementforschung angesiedelt.

67 Dies gilt etwa für Statistiken, die man auf den unter Laufenden recht bekannten Internetseiten ›marathonstatistik.com‹ und ›marathon-ergebnis.de‹ (auch bekannt als die »Marathon-Bestenliste«) finden kann. Diese privaten Initiativen muten zwar grundsätzlich recht professionell an, aber es ist dennoch schwierig, die Qualität der dort angebotenen Daten sowie ihre Vergleichbarkeit einzuschätzen. In der Regel werden hier alle offiziellen Marathonergebnisse und -statistiken erfasst, die im Internet veröffentlicht werden bzw. zugänglich sind; es gibt aber auch die Möglichkeit des Selbsteintrags seitens Laufender, sodass sich nicht vollständig überprüfen lässt, inwieweit die Daten stimmen. Zur groben Orientierung sind die Daten aber dennoch interessant und relevant.

68 Scheerder et al. beziehen sich hier auf Daten der »Association of Road Racing Statisticians«, einer unabhängigen, nicht profitorientierten Privatinitiative, die sich dem weltweiten Sammeln und Analysieren von Daten rund ums Laufen, speziell ums Langstreckenlaufen, verschrieben hat. Zu finden unter: https://www.arrs.run/.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Autorinnen und Autoren, dass sich zum Zeitpunkt der Anfertigung ihrer Studie (um 2013 herum) in der gesamten *Laufbewegung* jedoch kein genereller Rückwärtstrend abzeichne; in manchen Publikationen würde im Gegenteil sogar bereits eine dritte Welle der Laufbewegung vermutet, mit der Besonderheit, dass nunmehr vermehrt auch jüngere Laufende involviert seien, während die ersten beiden Wellen vor allem von Laufenden im mittleren Alter angetrieben wurden (vgl. ebd.: 11). Dies wäre also noch zu prüfen, vor allem auch im Zusammenhang mit dem Aufkommen neuer Wettbewerbsformate und Laufdisziplinen wie Trailrunning, Off-Road- und Hindernisrennen oder Ultramarathon. Auch wäre es interessant zu wissen, ob speziell im Marathon mittlerweile ebenfalls mehr jüngere Teilnehmende sich wiederfinden.

Laut den Angaben der Internetseite www.marathon-ergebnis.de, die nach eigener Auskunft alle Marathonläufe in Deutschland mit mindestens zehn Teilnehmenden erfasst, waren zwischen 2010 und 2019 jedes Jahr im Durchschnitt ca. 64.000 Marathonlaufende aktiv, genauer: haben einen Marathon erfolgreich beendet (Mehrfachstartende herausgerechnet).[69] Dies würde – Stand 2019 – rund 0,09 Prozent der deutschen Bevölkerung über 20 Jahren entsprechen (ca. 68.196.940 Mio.).[70] Und nimmt man ferner an, dass es in Deutschland im selben Zeitraum im Durchschnitt rund 2,1 Millionen Wettkampflaufende pro Jahr (Mehrfachstartende nicht herausgerechnet) gab (vgl. DLV 2022), dann würde der Anteil der Marathonlaufenden hier bei ca. drei Prozent liegen. Das ist natürlich nur eine sehr grobe Schätzung, die gleichwohl als Orientierung hilfreich ist, weil sie nahelegt, dass der Anteil der Marathonlaufenden – selbst bei größeren Abweichungen der in Anschlag gebrachten Zahlen – sagen wir, wenn die Zahl der Marathonlaufenden doppelt oder auch fünf Mal so hoch wäre – in Relation zur Gesamtbevölkerung und zum Anteil der wettkampfförmig Laufenden insgesamt doch eher gering scheint, als dass es gerechtfertigt wäre, von einer *Massen*bewegung zu sprechen. Aber wie sieht es im Verhältnis zu anderen Freizeitaktivitäten aus? Eine exakte Vergleichbarkeit ist zwar auch hier nicht gegeben, aber nimmt man zum Beispiel an, dass nach Alfs (2014: 123ff.) um 2010/11 ca. 1.680.000 Millionen Menschen in Deutschland über 16 Jahre etwa dem Reiten nachgingen und dies in Relation zur gesamtdeutschen Einwohnerzahl (über 18 Jahre) in 2011 (67.184.94 Mio.[71]) rund 2,5 Prozent waren, dann hat man zumindest eine sehr grobe Orientierung, wie das Verhältnis zum Marathonlaufen sein könnte. Beim Boxen wären das nach den Zahlen von Alfs und

69 Vgl. online unter: www.marathon-ergebnis.de/LaeuferDeutschland.html, [Letzter Zugriff: 04.05.2022].

70 Vgl. dazu den Datenreport des Statistischen Bundesamtes 2021. Online unter: https://www.destatis.de/DE/Service/Statistik-Campus/Datenreport/Downloads/datenreport-2021-kap-1.pdf?__blob=publicationFile, [Letzter Zugriff 04.05.2022].

71 Vgl. online unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/liste-altersgruppen.html#249808, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

derselben Einwohnerzahl 1,25 Prozent, beim Triathlon 0,21 Prozent, beim Wandern hingegen knapp 28 Prozent. Und nimmt man, um einen letzten Vergleich zu bemühen, etwa die Anzahl der Besucher*innen von Konzerthäusern in Deutschland (aus dem ›E-Musik‹-Bereich) in der Spielzeit 2016/2017,[72] so ergibt sich ein Anteil in Relation zur Bevölkerungszahl in 2016[73] von rund 0,52 Prozent. Selbst wenn man also in Rechnung stellt, dass die Zahlen für die genannten Aktivitäten real niedriger sind, wäre zu vermuten, dass das Marathonlaufen jedenfalls zahlenmäßig letztlich immer noch eher eine Freizeitnische ist.

Ein weiteres statistisches Detail im Bereich des freizeitlich betriebenen Marathonlaufens ist interessant: In den vergangenen rund zehn Jahren scheint es einen signifikanten Anstieg unterdurchschnittlicher Laufzeiten gegeben zu haben. Das bedeutet, dass immer mehr Laufende inkludiert werden, deren Leistungsniveau vergleichsweise niedrig ist. Verlässt man sich etwa auf die Zahlen der Website www.marathon-ergebnis.de, dann ist die Anzahl der Marathonlaufenden, die bei offiziellen Marathonwettbewerben in Deutschland Zeiten zwischen 3:40 und 4:40 Stunden (Leistungen, die man als durchschnittlich bezeichnen kann) erzielt haben, um knapp zehn Prozent gesunken. Auch die Anzahl der ambitionierten Marathonlaufenden (Finishzeiten zwischen drei und 3:40 Stunden) sank um rund sechs Prozent. Dagegen ist die Anzahl der Finisher*innen mit Zeiten zwischen 4:40 und sechs Stunden um knapp zehn Prozent gestiegen.[74] Und da die Zeitlimits bei den meisten Marathonveranstaltungen irgendwo zwischen 5:30 und sieben Stunden liegen,[75] spricht dies für die These, dass das Marathonlaufen für viele Laufende eher eine Bewährungsprobe darstellt und sich diese wohl zunehmend verstärkt, weil es für immer mehr Laufende eben nicht nur um die Frage geht, ob man in der Lage ist, die lange Strecke zu bewältigen, sondern vor allem auch um die Frage, ob man das Zeitlimit wird einhalten können.

Hinsichtlich der soziodemographischen Merkmale von Marathonlaufenden gibt es, wie gesagt, nur wenige Daten. Gleichwohl scheinen sich die wesentlichen Strukturen hier über die Jahrzehnte auch kaum verändert zu haben. So stellte Susanne Kreitz (1996) in einer 1992 von ihr im Rahmen des Hamburg-Marathons

72 Vgl. online unter: https://miz.org/de/statistiken/besuchszahlen-der-konzerthaeuser?filter%5Bresource%5D%5B0%5D=Statistik&rows=1000&widget%5Bdescription%5D%5Btid%5D=15490&context=musikleben&position=91, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

73 Vgl. online unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Bevoelkerung/Bevoelkerungsstand/Tabellen/liste-altersgruppen.html#249808, [Letzter Zugriff: 19.06.2023].

74 Vgl. online unter: www.marathon-ergebnis.de/LaufzeitCluster.html, Letzter Zugriff: 21.01.2022]. Ganz ähnliche Ergebnisse lassen sich mit Zahlen von der Website www.marathonstatistik.com auch für viele große Marathonwettbewerbe separat nachweisen.

75 Vgl. online unter: https://www.hdsports.de/marathon/marathon-zeitlimit-wie-hoch-ist-das-zeitlimit-bei-den-marathonlaeufen, [Letzter Zugriff: 29.04.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

durchgeführten Erhebung fest, dass rund 80 Prozent der Marathonlaufenden Beamten- oder Angestelltenpositionen bekleideten, während zwölf Prozent Arbeiter und rund acht Prozent Selbstständige waren (vgl. ebd.: 152). Die Mehrheit der Marathonlaufenden, so Kreitz, rekrutiere sich somit aus dem Dienstleistungsbereich und übe »weniger körperliche als geistige Tätigkeiten auf einem überdurchschnittlichen Bildungsniveau« aus (ebd.: 158; vgl. aktueller auch Hallmann/Wicker 2012). Obschon es des Weiteren Anzeichen dafür zu geben scheint, dass der Anteil der Frauen im Marathonlaufen steigt, während er beim nicht-wettkampfförmig betriebenen Laufen gleich bzw. in manchen Ländern sogar höher sein soll als der der Männer (vgl. dazu Breedveld et al. (2015), lässt sich zumindest im europäischen und vor allem deutschsprachigen Raum nach wie vor eine Dominanz von Männern feststellen – Hallmann et al. (2015: 131) etwa geben deren Anteil mit 72 Prozent an (vgl. auch Hallmann/Wicker 2012: 181). Grundsätzlich partizipierten bis in die 1970er Jahre nur wenige Frauen an Laufwettbewerben, von Langstreckenläufen nicht zu reden. Der olympische Marathon der Frauen etwa ist erst 1984 eingeführt worden (vgl. Scheerder et al. 2015: 7). Dies hing freilich mit solchen Ideologemen zusammen wie etwa, dass Frauen entweder grundsätzlich physiologisch nicht in der Lage seien, lange Strecken zu laufen oder dass dies zumindest ungesund bzw. gefährlich für sie sei (vgl. ebd.).

Wie angedeutet scheinen sich die dargestellten Muster nicht nur im Marathonlaufen, sondern im gesamten freizeitlich organisierten Sport- und Gesundheitsbereich zu reproduzieren. So treiben rund 50 Prozent der Angehörigen der unteren Schicht, 30 Prozent aus der Mittelschicht und 20 Prozent aus der Oberschicht *keinen* Sport im weiteren Sinne bzw. gehen keiner Bewegungspraxis nach, sodass davon auszugehen ist, dass Bildung und Einkommen konstante Einflussfaktoren des Sport- bzw. Bewegungsverhaltens sind (vgl. Haut 2021: 243).[76] Entsprechend

76 Die wesentlichen allgemeinen Differenzen hinsichtlich der Sportaktivität bzw. Bewegungspraxis, die zwar auf Daten für den europäischen Raum basieren, international aber ähnlich zu sein scheinen, fasst Charlotte van Tuyckom wie folgt zusammen: »These social differences can be summarised as follows: (1) more men than women take part in sport, (2) sport participation is proportional related to age – increasing age, decreasing sport participation, (3) there is a higher percentage of sport participants in groups with a higher socio-economic status (education, profession, income level), and (4) individuals living in (large) towns take part more in sport than those living in villages« (2011: 118). Mit Heinemann (2007[1980]: 245) lässt sich dies um die Beobachtung ergänzen, dass der soziale Status von Sporttreibenden bzw. Aktiven umso höher auszufallen scheint, je größer die Bedeutung individueller Leistung in einer Sportart bzw. Bewegungspraxis ist. Hinsichtlich der Reduktion der Sportaktivität bzw. körperlichen Betätigung mit zunehmendem Lebensalter argumentieren Klein und Becker (2008), dass hierfür nicht nur das Lebensalter als solches, als vielmehr auch Kohorten- und Habituseinflüsse eine Rolle zu spielen scheinen: Wer sportlich aktiv sozialisiert worden ist, treibt meistens auch im Alter noch Sport, während sportlich inaktiv Sozialisierte zumeist auch im Alter inaktiv bleiben. Dafür spricht auch, dass zumindest im Bereich des

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

sind auch Laufen und Joggen seit der ersten Welle der Laufbewegung im Wesentlichen Freizeitaktivitäten der (oberen) Mittelschichten geblieben (vgl. Scheerder et al. 2015: 15). Und das bedeutet letztlich auch, dass deren relativ konstante Expansion kaum vertikal, sondern vor allem horizontal, das heißt: schichtintern stattfindet (vgl. ebd.). Auffällig dabei ist gleichwohl, dass Laufen eigentlich eine sehr kostengünstige und überaus voraussetzungslose Aktivität ist. Einstieg und Vollzug scheinen bei keiner anderen Sport- bzw. Bewegungspraxis so einfach zu sein. Insofern liegt es nahe, dass am ausschlaggebendsten vor allem Bildung sowie Milieu- und Herkunftseinflüsse sind (vgl. Breedveld et al. 2015: 249). Schließlich korrespondiert aber auch die Geschlechterverteilung im Marathonlauf mit dem oben bereits angesprochenen allgemeinsportlichen Befund, dass im Wettkampfsport mehr Männer als Frauen vertreten sind und Frauen wiederum mehr als Männer eher gesundheitsorientierten Bewegungsformen nachgehen (vgl. Haut 2021). Fokussiert man also nur den Wettkampfsport, dann scheinen geschlechtsspezifische Stereotype weiterhin recht strukturprägend zu sein.

Was hingegen die Altersstruktur im Marathonlaufen anbelangt, so stellt diese einen Sonderfall im Sport dar. Während die Sportaktivität in vielen Sportarten mit höherem Alter eher abnimmt (auch wenn es wohl generell die Tendenz gibt, Sport immer länger auszuüben [vgl. Haut 2021]), werden Laufaktivitäten typischerweise zum einen erst später im Leben aufgenommen und zum anderen auch länger perpetuiert, sodass die meisten Laufenden – sowohl wettkampf- als auch gesundheitsorientierte – zwischen 20 und 49 Jahre alt sind (Breedveld et al. 2015: 249). Für das Marathonlaufen stellte Kreitz 1992 noch ein Durchschnittsalter von rund 39 Jahren fest (1996). Hallmann et al. (2015: 131) gehen von 42 Jahren aus, was auf einen leichten Anstieg verweist. Auch die Daten der Website www.marathonstatistik.com legen einen moderaten Anstieg von 40 Jahren in 1999 auf 42 Jahre in 2016 nahe. Das durchschnittliche Marathon*einstiegsalter* lag nach Kreitz (1996) bei 32,3 Jahren. Aktuellere Zahlen lassen sich hierzu leider nicht finden.

Will man abschließend die soziodemographische Struktur der Marathonlaufenden prägnant zusammenfassen, so lässt sich in Anlehnung an Hallmann und Wicker (2012: 181) festhalten, dass gemäß den verfügbaren Daten Marathonlaufende eher männlich und im mittleren Lebensalter sind, tendenziell über eine hohe formale Bildung und schließlich auch über ein überdurchschnittlich gutes Einkommen verfügen. Und dieses übergreifende Muster scheint sich, wie gesagt, seit den Anfängen der Marathonbewegung zumindest nicht grundlegend verändert zu haben. Zudem sei nochmal betont, dass es für den Bereich des freizeitlich betriebenen Marathonlaufens an aktuellen und verlässlichen Daten mangelt. Nicht nur wäre es auch inter-

---

Langstreckenlaufs rein physiologisch ein signifikanter (aber auch dann noch geringer) Rückgang der Leistungsfähigkeit erst ab dem 54. Lebensjahr zu verzeichnen ist (vgl. Leyk/Rüther/Wunderlich et al. 2010a, b).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

essant, mehr über die Entwicklung des Einstiegsalters zu erfahren, sondern auch über die beruflichen Tätigkeiten der Marathonlaufenden.

Nach diesem Durchgang durch die historische Entwicklung des Laufens zum Freizeitsport, den wir ausdrücklich vom Laufen bzw. Joggen als gesundheitsorientierten Praktiken abgegrenzt haben sowie einer sozialstrukturellen Einordnung der Laufbewegung, ergibt sich nun eine erste Spur im Hinblick auf die Forschungsfrage der vorliegenden Untersuchung, die mit der referierten Beobachtung zu tun hat, dass Laufende vom Lebensalter her typischerweise erst gegen Anfang-Mitte-Dreißig zum Marathon kommen, denn das ist erklärungsbedürftig: Warum ausgerechnet in diesem Alter?

Um dieser Frage nachzugehen, muss man sich anschauen, was Anfang-Mitte-Dreißig im Leben eines Mitglieds moderner Gesellschaften gemäß geltenden sozialen Konventionen bzw. im Hinblick auf typische biographische Verläufe eigentlich so ›ansteht‹. Hierzu lässt sich sagen, dass der Eintritt in die lebensgeschichtlichen 30er Jahre vor allem für diejenigen, die zuvor ein Studium abgeschlossen bzw. generell ein verlängertes Moratorium genossen haben, eine Lebensphase markiert, in der man auf das Ende der Adoleszenzphase hinsteuert bzw. dort angelangt ist. Mit anderen Worten: Anfang-Mitte-Dreißig steht der Übergang zum und die Etablierung im Leben *als Erwachsene(r)* an. Laut Oevermann kann diese Phase als abgeschlossen gelten, wenn man sich zu »drei basalen Karrieren« positioniert hat: den Karrieren »Elternschaft und Sozialisation«, »Leistung und Beruf« und »Staatsbürgerschaft« (2004a: 171ff.). Die »Probezeit« (Oevermann 2009: 41) der Adoleszenzphase kommt also zum Abschluss, wenn – mit Boris Zizek (2020) gesprochen – »die/der Adoleszente eine auf eine Gemeinschaft bezogene, bindende Bewährungsposition einnimmt« (ebd.: 161) und damit die »Bewährungszeit« (Oevermann 2009: 41) anbricht, und man muss sagen: »unerbittlich« anbricht, sofern jedenfalls der Sozialisationsprozess relativ gelungen verlaufen ist, da anderenfalls Autonomieeinschränkungen – etwa durch die Inanspruchnahme von Fürsorge – in Kauf genommen werden müssen (ebd.: 43). Die Bewährungszeit ist damit auf Dauer gestellt, denn es ist angesichts der strukturellen Zukunftsoffenheit des Lebens bis zum Tod im Grunde nicht sicher, ob man sich wird bewähren können; wer sich für endgültig bewährt hält, so Oevermann sinngemäß, bringt damit so ziemlich das Gegenteil zum Ausdruck (vgl. Ders. 2003b: 342). Wenn Anfang-Mitte-Dreißig also die Etablierung als Erwachsener ansteht, so scheint die Überlegung nicht abwegig, dass der Einstieg ins Marathonlaufen bzw. das Marathonlaufen als solches etwas mit Fragen im Zusammenhang mit Bewährung, vor allem mit Bewährung über Leistung bzw. im Berufsleben zu tun hat.

Dieser Frage wird im Laufe des nächsten Kapitels weiter nachgegangen. Dazu werden zunächst typische Motive bzw. Motivkomplexe, welche in der Literatur zum Marathonlaufen für gewöhnlich genannt werden, referiert und kritisch betrachtet. Daran anschließend wird ein umfassenderer Erklärungsversuch zum Laufen nach

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ronald Lutz (1989) vorgestellt, auf das Marathonlaufen appliziert und im Anschluss an einen Essay von Sighard Neckel (2000) zum Marathonlaufen ergänzt. Zwischendrin wird in zwei Exkursen die besondere Sinnstruktur des Marathonlaufens rekonstruiert und werden die bisherigen Forschungsergebnisse und Erklärungsversuche darauf bezogen. Abschließend soll das Marathonlaufen im Lichte der sportsoziologischen Kompensationsthese diskutiert werden.

2.7 Forschungsstand zum Marathonlaufen im Lichte seiner »Physiognomie« (Elias)

Wie die Sportforschung insgesamt ist auch die Forschung zum (Marathon-)Laufen ein tendenziell interdisziplinär ausgerichtetes Feld. Sobald es jedoch um Motive der Sporttreibenden geht, zeigt sich eine deutliche Dominanz der Sportpsychologie, die dann zwar immer mal auch soziologische Fragen mitthematisiert (vgl. etwa Marlovits 2006: 163ff.), gleichwohl vorwiegend auf der Ebene des Erlebens, der subjektiven Einschätzungen und der Wirkungen von Sport und Bewegung auf die Psyche verharrt und zu standardisierten Forschungsmethoden neigt. Des Weiteren existiert generell sowohl innerhalb der Sportpsychologie als auch der -soziologie nur wenig – vor allem wenig neuere – *marathonspezifische* Literatur. Deshalb werden wir nachfolgend auch Literatur mit einbeziehen, die nicht ausschließlich Marathonlaufende, sondern Laufende im Allgemeinen fokussiert.[77] Hinsichtlich der Motive von (Marathon-)Laufenden zeichnet sich in der Literatur jedoch insgesamt ein recht einheitliches Bild ab.

So scheint in der Motivforschung zum Laufen und Marathonlaufen schon von Beginn der Evaluation der Laufbewegung an Einigkeit darüber zu bestehen, dass das *Gesundheitsmotiv* das zentrale Einstiegsmotiv ins Laufen sei (vgl. Weber 1984; Rümmele 1985, 1987; Lutz 1989; Kreitz 1996; Marlovits 2006). Das impliziert freilich, dass Laufmotive sich mit der Zeit verändern. Entsprechend hat Edgar Rümmele (1985, 1987) darauf hingewiesen, dass die Laufmotivforschung es im Grunde immer mit »Karrieren«, das heißt: mit lebensgeschichtlichen Prozessen zu tun hat. Und diese Prozesse betreffen eben auch die Motiventwicklung. Auch diesbezüglich herrscht in der laufbezogenen Motivforschung weitgehender Konsens, dass mit fortschreitendem Laufengagement das Gesundheitsmotiv allmählich an Bedeutung verliert und vor allem das Motiv *seelisches Wohlbefinden* an Dominanz gewinnt (was sich aber natürlich auch als ein Gesundheitsmotiv lesen lässt). Leicht abweichend sind die Ergebnisse von Stoll, Würth und Ogles (2000), die zwar ebenfalls feststellen, dass es mit steigendem Alter eine Motivveränderung gibt – in Richtung des Motivs »Sinngebung« nämlich –, zugleich aber im Unterschied zu den genannten Studien eine Persistenz der Gesundheitsorientierung beobachten. Als weitere Laufmotive

77 Diesem Umstand ist auch die Schreibweise »(Marathon-)Laufende« geschuldet.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

werden in der aufgeführten Literatur generell noch Fitness, Gewichtsreduktion, Ausgleich, Spaß, Geselligkeit, Anerkennung oder, wie Jansen und Lehmann (2010) feststellen, auch »persönliche Zielerreichung« und »Selbstwert« genannt.

Auffällig ist, dass in allen Studien das Wettkampfmotiv für (Marathon-)Laufende von eher geringerer Bedeutung ist, obwohl das Gros der Befragten faktisch an Wettkämpfen teilnimmt. So gaben in der Befragung von Lutz nur vier Prozent der von ihm befragten (nicht nur Marathon-)Laufenden an, dass sie ihr Lauftraining fortführen, weil sie an Wettkämpfen interessiert sind; zugleich waren 90 Prozent der Befragten jedoch wettkampfmäßig aktiv (vgl. 1989: 215). Passend dazu stellte auch Rümmele fest, dass speziell Marathonlaufende mit zunehmender Dauer ihrer Laufkarriere »dem Langlauf selbst eine persönliche Wertschätzung« (1987: 191) entgegenbringen würden; entsprechend würden sie auch »das Training nicht nur als Mittel zum Zweck« sehen (ebd.). Ebenso konstatieren Ogles und Masters (2003), dass »competitive and social motives« in Relation zu Motiven wie Gesundheit, persönliche Leistung oder Steigerung des Selbstwertgefühls für Marathonlaufende eher nachrangig seien (ebd.: 82).[78]

Diese allgemeinen Tendenzen in den subjektiven Motivlagen der Marathonlaufenden zeichnen sich auch unabhängig davon ab, ob Motivkomplexe untersucht (vgl. Stoll, Würth und Ogles 2000) bzw. Gruppierungsversuche unternommen werden

78 Mit Fragen der Sportsucht wird sich hier nicht gesondert beschäftigt (vgl. stattdessen etwa Bette/Gugutzer 2012; Stoll/Ziemainz 2012). Denn es scheint generell so, dass primäres sportsüchtiges Verhalten (Sport = primäres Suchtmedium) doch recht selten ist (in der Literatur wird davon ausgegangen, dass drei bis vier Prozent der Bevölkerung sportsucht*gefährdet* seien); und zur sekundären Sportsucht (süchtiges Verhalten im Sport = Ausdruck einer übergeordneten Pathologie) gibt es schlichtweg zu wenige Daten. Dies wird wohl auch damit zusammenhängen, dass es schwer ist, zwischen genuin sportsüchtigem Verhalten und einer bloß starken Sportbindung zu unterscheiden, die gerade im Marathonlauf aufgrund des hohen Trainings- und Motivationsbedarfs natürlich vorhanden sein muss (vgl. zur Sportbindung: Schack 2000). Emrich und Gassmann (2016) argumentieren im Hinblick auf das Marathonlaufen mittels eines ökonomischen Rational-Choice-Ansatzes, dass dieses eine »rationale Sucht« darstelle (ebd.: 70). Das scheint mir jedoch nicht nur hinsichtlich der unterstellten Rationalität, die beim typischen Laufeinstieg ohnehin gar nicht besonders ausgeprägt zur Geltung zu kommen scheint (vgl. Lutz 1989), problematisch, sondern weil eben auch mit dem Suchtbegriff zu leichtfertig umgegangen wird, da Sucht nachgerade ja darin sich manifestiert, keine Kontrolle zu haben bzw. diese zu verlieren. Ebenso wenig wird hier auf die sogenannte Endorphin-Hypothese (»Runner's High«) eingegangen, die mitunter auch zur Erklärung der Laufsucht herangezogen wurde – von wissenschaftlicher Seite vor allem in den 1970er Jahren. Heute wird sie hingegen höchstens von den Laufenden selbst noch in Anschlag gebracht, gilt aber ansonsten als nicht haltbar (vgl. Schack 2000; Marlovits 2006). Und schließlich erklären Rauschzustände soziologisch wenig, weil die Frage ja ist, *warum* jemand so etwas ausgerechnet im Marathonlaufen sucht und erlebt, womit klar ist, dass man sich zunächst mit der lebensgeschichtlichen Einbettung dieser Praxis und ihrer Sinnstruktur beschäftigen muss.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(vgl. Ogles/Masters 2003), bei denen es darum geht, verschiedene Kombinationen aus dominanten Motiven zusammenzustellen und die Marathonlaufenden in entsprechende Cluster zu sortieren.[79] Es scheint also schlicht grundsätzlich so zu sein, dass gesundheits-, sinn- und ausgleichsbezogene Motive von Befragten als am wichtigsten eingeschätzt werden, unabhängig davon, welche Motive man noch operationalisiert und wie man sie auffächert und kombiniert; das Wettkampfmotiv ist hingegen stets eher niedriggehängt bzw. besteht oft eher in einem esoterischen Wettkampf mit sich selbst (»persönliche Zielerreichung«) als in einem sportlichen Leistungsvergleich mit anderen.

Es liegt nahe, die genannten Motive und Motivkomplexe mit C. W. Mills (1940) als »vocabularies of motive« zu bezeichnen: als sozial akzeptierte Rechtfertigungen des eigenen Handelns, als Begründungsschablonen, die den Handelnden gleichsam zur Verfügung stehen. Solche Motive lassen sich darüber hinaus als Derivate von Funktionalitätssemantiken bzw. sozialen Deutungsmustern im Spannungsfeld von Freizeit und Beruf verstehen, die wir oben ebenfalls schon angesprochen haben und die mit freizeitlich betriebenem Sport, mithin dem Laufen und Marathonlaufen von Beginn an verbunden sind.[80] Diese reichen dann von der Vorstellung, dass Freizeit ein ›Ort des Spaßes‹ (»Erlebnisgesellschaft« [Schulze 1993]) und Gegenpol zum Beruflichen sei oder dass Sport und Bewegung einen Ausgleich für einseitige Belastungen böten, die im Kontext der beruflichen Tätigkeit entstünden, bis hin zu typischen Argumentationsmustern des Selbstoptimierungskomplexes, mit denen Sport bzw. Bewegung und Freizeit funktional aufeinander bezogen werden. Solche Argumentationszusammenhänge *erzeugen* gleichsam die manifesten Motive bzw. beeinflussen deren Operationalisierung im Rahmen der standardisierten Motivforschung. Da allerdings laut den referierten Studien im Laufen und Marathonlaufen Motive wie Gesundheit, Selbstwert, Wohlbefinden und persönliche Zielerreichung dominant sind, scheint dahinter vor allem der Gedanke zu stehen, dass sportliche Aktivität bzw. Freizeit immer irgendwie funktional bzw. nützlich sein müssen – sei es für die jeweilige Person, sei es für die Arbeit, sei es für das gesellschaftliche Ganze. Entsprechend häufig wird das Laufen zu einer Art »Heilmittel« (Lutz 1989: 31) für alle möglichen Problemlagen oder werden die Laufenden zu »insgesamt vollendete[n] Persönlichkeiten« (ebd.: 32) verklärt;[81] heute scheint auch stärker eine *berufs-*

79 So unterscheiden Ogles und Masters (2003) fünf Marathontypen: »running enthusiasts« (16 % ihres Samples), »lifestyle managers« (25 %), »personal goal achievers« (12 %), »personal accomplishers« (28 %) und »competitive achievers« (17 %).

80 Zum Konzept sozialer Deutungsmuster vgl. Oevermann 2001. Es wäre noch genauer zu prüfen, inwieweit die Funktionalitätssemantiken gegenstandstheoretisch sozialen Deutungsmustern entsprechen und, da dies für das Oevermann'sche Konzept zentral ist, auf welche Handlungsprobleme sie eigentlich genau bezogen sind.

81 Paradigmatisch für diese Haltung scheint mit eine Aussage der Eheleute Thiemer zu sein, die ihre Erfahrungen als freizeitlich Laufende ›der ersten Stunde‹ in Buchform unter dem Titel

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bezogene Funktionalität unterstellt zu werden, der zufolge Sport bzw. Laufen vor allem für den Beruf funktional sein sollen.[82] Die Deutungen unterliegen also einem Wandel.[83] Rein von der Argumentation her passt dieser Grundtenor des Funktionalen natürlich gut zu den zentralen leistungsethischen Maximen, und er passt auch gut zum Komplex der Subjektivierung und Entgrenzung von Arbeit (vgl. dazu etwa Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007; Hochschild 2001). Da die Laufenden jedoch de facto an *zweckfreien* Wettkämpfen teilnehmen, zeigt sich natürlich ein Widerspruch, der darauf verweist, dass jenseits der subjektiven Motive und der sie speisenden Deutungsmuster eine andere, latente Motivationsstruktur vorhanden sein muss, die die Laufenden eigentlich antreibt. Denn wie wir schon mehrfach argumentiert haben: Für all die genannten Motive von Gesundheit und Wohlbefinden bis hin zur Sinngebung oder persönlicher Zielerreichung ist eigentlich kein sportlicher Leistungsvergleich, geschweige denn Marathonlaufen erforderlich.[84] Gesundheit und Wohlbefinden kann man auch durch Yoga, Joggen, Spazierengehen, Wandern oder Wellness erreichen;[85] und selbstoptimieren kann man sich im Fitnessstudio, zumal es sich im Falle des Marathonlaufens sowieso fragt, welchen konkreten Beitrag die Fähigkeit lange zu Laufen ausgerechnet für solche Berufe leisten soll, welche doch weitgehend sitzend ausgeführt werden und auf geistige Arbeit fokussiert sind. Wäre es vor diesem Hintergrund nicht sinnvoller, etwa Sudoku zu spielen? Persönliche Ziele wiederum lassen sich – wenn es denn schon das Laufen sein muss – auch ›privat‹ verfolgen, ganz so wie in jenem Beispiel von Stichweh, dessen Läufer sich »zwei-

---

»Langlauf ist unser Leben« veröffentlicht und wie folgt zusammenfasst haben: »Uns hat der Langlauf, und dazu gehören auch diese langen Strecken [gemeint sind Ultramarathonläufe, R.F.], zu glücklichen und zufriedenen Menschen gemacht. Wir wissen heute, wozu wir fähig sind, wissen, uns aus uns selbst heraus Glück zu verschaffen, ohne ein vermeintliches Glück konsumieren zu müssen« (Thiemer 1985: 43).

82 So heißt es etwa in einem unter Laufenden beliebten Marathontrainingsbuch: »Wer die Anstrengungen und Strapazen eines Marathon-Trainings und des abschließenden Wettkampfs erfolgreich überwunden hat, besitzt sehr viel Willensstärke. Deshalb erreicht ein Marathoni vieles, was er sich realistisch vornimmt und systematisch angeht. Sowohl privat, beruflich als auch sportlich« (Beck 2016: 18).

83 Was jeweils im Vordergrund steht, hängt dabei auch vom Zeitgeist bzw. den historisch konkreten Normalitätsvorstellungen ab, den die jeweiligen Deutungsmuster immer adaptieren müssen, sofern sie situationsübergreifend funktionieren sollen (vgl. Oevermann 2001: 38).

84 Aus einer gesundheitlich orientierten Perspektive betrachtet, erscheint das Marathonlaufen geradezu irrational. Denn obschon es aus sportmedizinischer Sicht nicht grundsätzlich ungesund ist bzw. auch gesundheitsfördernd sein kann (vgl. Mayer et al. 2011; Scharhag et al. 2011), nimmt man damit dennoch ein vergleichsweise hohes gesundheitliches Risiko in Kauf, was unnötig scheint, wenn es lediglich um Gesundheitserlangung gehen soll.

85 Die Empfehlung der WHO (2010), um Gesundheit zu erhalten, lautet für Erwachsene: 150 Minuten moderat-intensiver körperlicher Aktivität pro Woche, wobei dazu nicht nur gezielte freizeitliche Bewegungsaktivitäten zählen (auch Sport), sondern jegliche Bewegung im Alltag (z.B. der Radweg zur Arbeit).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

mal in der Woche allein auf die Laufbahn begibt, um seine 1500-m-Zeit zu testen« (1990: 387). Und Sinn schließlich können auch künstlerische Aktivitäten wie Musik oder Malerei ›spenden‹. Warum also sportlicher Wettkampf und warum ausgerechnet Marathon?

Insgesamt lässt sich für die Motivforschung zum Laufen bzw. Marathonlaufen daher sagen, dass sie letztlich mehr Fragen aufwirft, als sie beantwortet. Die Erhebung subjektiver Dispositionen und die Betrachtung jener Funktionalitätssemantiken greift zu kurz. Natürlich – sind solche Begründungskomplexe erst einmal in der Welt, dann ›bedienen‹ sich die Akteurinnen und Akteure ihrer auch, denn wer will schließlich nicht gesund, sinnerfüllt, leistungsfähig, zielstrebig und ausgeglichen sein? Die Widersprüche jedoch, die sich ergeben, wenn man solche Motive und Motivkomplexe auf die faktische Struktur sportlicher und marathonläuferischer Praxis bezieht, lassen sich damit allenfalls benennen, aber nicht aufklären. Daher muss man, um genau das zu leisten, zum einen die fallspezifische lebensgeschichtliche Einbettung des Laufens – die »Karriere« (Rümmele 1987) – rekonstruieren. So bleibt in den genannten Studien weitgehend unklar, wie genau jene Motivverschiebungen sich konkret vollziehen und wodurch sie letztlich selbst motiviert sind; es fehlt an Längsschnittanalysen und vor allem an nicht-standardisierten Untersuchungen (vgl. kritisch dazu auch Lutz 1989: 38). Zum anderen fehlt es aber eben auch an einer Rekonstruktion der Sinnstruktur des Marathonlaufens und des Sports generell, auf die die Motive und Motivkomplexe dann systematisch bezogen würden. Weder dürfen also die subjektiven Deutungen der Laufenden selbst noch die dabei bedienten sozialen Deutungsmuster mit der faktischen Praxis verwechselt werden. Damit verbunden ist auch zu fragen, warum ausgerechnet das Laufen bzw. Marathonlaufen für die vielfältigen »Heilserwartungen« (Marlovits 2006: 32) und Nützlichkeitserwägungen so anschlussfähig ist. Schließlich sei es doch »seltsam«, wie Marlovits im Hinblick auf das freizeitliche Laufen insgesamt treffend bemerkt, »dass anderen Sportarten, wie beispielsweise Fußball, Volleyball oder Eisstockschießen, Reiten, Schifahren oder Speerwerfen solche Heilserwartungen viel seltener oder überhaupt nicht entgegengebracht werden« (ebd.).

Einen Versuch, das freizeitliche Laufen stärker in seiner lebensgeschichtlichen Einbettung zu betrachten, hat Ronald Lutz (1989) in seinem Buch »Laufen und Läuferleben« unternommen. Dabei hat er neben einer standardisierten Befragung, aus der wir oben bereits zitiert haben, vor allem narrative Interviews mit Laufenden geführt, die in Vereinen und/oder Lauftreffs organisiert waren und war im Rahmen einer ethnographischen Feldforschung auch selbst mehrere Jahre Teil des Laufmilieus. Das Marathonlaufen stand in seiner Studie zwar nicht im Vordergrund, wurde als etablierter Bestandteil der freizeitlichen Laufbewegung aber auch berücksichtigt. Entscheidend war es für ihn, Strukturen eines gleichsam typischen »Läuferlebens« zu rekonstruieren, die sich bei allen Laufenden zeigen lassen und auch unabhängig davon, welche konkreten Laufdisziplinen jeweils vorwiegend

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

praktiziert werden und wie viel Lauferfahrung die einzelnen Laufenden haben, Geltung beanspruchen können.

So stellt Lutz fest, dass am Beginn eines typischen Lauflebens ein diffuses körperliches »Unwohlsein« (ebd.: 84) steht, das in der Regel kaum konkretisiert werden kann und sich entsprechend häufig im oben genannten Motiv der Gesundheit niederschlägt. Mit anderen Worten: Der Laufeinstieg fällt mit einer *Krise* zusammen, stellt eine Lösung für diese dar. Entsprechend schildern viele Interviewten ihre Einstiegssituation wie folgt:

> »Das reicht von der Erkenntnis, zu dick zu sein, beim Treppengehen zu schnaufen, zu beruflichen Problemen und sozialen Krisen, wie Ehekrisen, umzugsbedingte, vorübergehende soziale Isolation, die zur Kontaktsuche führte, und einer ›kulturellen Langeweile‹, die den Wunsch aufkeimen ließ, sich auf ›irgendeine Art und Weise‹ zu betätigen.« (ebd.: 171, Hervh. i.O.)

Interessant ist dabei, wie vielfältig die Krisenarten sind: gesundheitliche Krisen, Beziehungskrisen, berufliche Krisen, Sinnkrisen. Und die entscheidende Frage ist natürlich, was genau daran jeweils krisenhaft war und warum ausgerechnet das Laufen als Lösung herangezogen wurde. Bezüglich der Lösung stellt Lutz fest, dass das Laufen eine Gelegenheitsstruktur war, ein »Angebot des Raumes« (ebd.: 171) darstellte, das die Laufenden wahrnahmen, weil sie entweder in der Vergangenheit bereits Sporterfahrungen gemacht hatten oder weil es ihnen durch Appelle von Freunden, Bekannten, Ärztinnen und Ärzten oder Arbeitskolleginnen und -kollegen sozusagen nahegebracht wurde (vgl. ebd.: 84ff.). Die Entscheidung zum Laufen ist in den meisten Fällen also gewissermaßen *vorreflexiv* gefällt worden. Dazu passt denn auch, dass die Krisenhaftigkeit von den Handelnden selbst anscheinend nicht näher bestimmt werden konnte und sie manifest vor allem auf das Gesundheitsmotiv abstellten, was natürlich insofern an die Struktur von Krise anschließt, als dass es gleichzeitig subjektiver Ausdruck des Leidensdrucks und der Bemühung um eine Minderung desselben ist. Mit dem Motiv ›Wohlbefinden‹, das ja ebenfalls oft angegeben wird, verhält es sich genauso, und hier wie dort bleibt das Krisenhafte letztlich verdeckt.

Lutz beobachtet nun, wie oben auch bereits festgestellt wurde, dass es mit der Zeit zu einer Fokusverschiebung kommt: das Gesundheitsmotiv verliert etwas an Relevanz und Motive wie »Spaß, Freude oder Wohlbefinden« (ebd.: 139) werden wichtiger. Auf der Ebene der Laufpraxis hingegen ist diese Phase oftmals durch den Einstieg ins Wettkampfgeschehen gekennzeichnet:

> »Die Folge des Laufeinstiegs ist oftmals der sportliche Vergleich im Wettkampf. Daraus erwächst der Ehrgeiz, die Hoffnung auf Leistungssteigerung. Der Spaß an der neu erworbenen Fähigkeit, lang und ausdauernd zu laufen, kommt auf,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> drängt sich in den Vordergrund. Im Verlauf eines Läuferlebens wird aus dem Laufeinstieg ein regelmäßiges Lauftraining, das völlig anderen Zwecken und Bedeutungen dient, sich aus anderen Motiven [als dem der Gesundheitserlangung, R.F.] nährt« (ebd.: 89). Und an einer anderen Stelle heißt es: »Präsentierte Motive, die zweifellos in der öffentlichen Diskussion einen höheren Stellenwert einnehmen […], überdecken die grundlegenden Ziele: Leistungsfähigkeit, Wettkämpfe, Trainingskilometer und Selbstaufwertung.« (ebd.: 162)

Korrelativ dazu kommt es zu einer Veralltäglichung der Trainingspraxis und zur Steigerung der Trainings- und Wettkampfaktivitäten – auch bis hin zur Marathonteilnahme. Dies wird zugleich von einer identitätsmäßigen Verfestigung des Laufens begleitet, was typischerweise mit der Übernahme eines gewissen elitären Denkens und einem darauf bezogenen Bekehrungseifer einhergeht: es wird nur noch vom Laufen geredet, Nicht-Laufende werden tendenziell denunziert (vgl. ebd.: 100). In Anlehnung an Wacquant, der vom »boxerischen Habitus« (2017[2001]: 21) spricht, könnte man insofern sagen, dass sich in dieser Phase gleichsam ein *läuferischer Habitus* ausbildet, zu dem es eben dazugehört, dass milieutypische Deutungsmuster, Einstellungen und Verhaltensweisen übernommen und gerade in der Anfangsphase verstärkt zum Ausdruck gebracht werden, um sich als Teil des Milieus zu etablieren und gegenüber Nichtmitgliedern abzugrenzen. Viele Laufende berichten im Zuge dieser Statuspassage auch von einer Steigerung des Selbstbewusstseins; der nunmehr trainierte und als solcher für Dritte deutlich sichtbare Körper, so Lutz, fungiere zunehmend als Distinktionsmittel gegenüber Altersgleichen und Nichtaktiven, wodurch sich die Laufenden selbst aufwerteten (vgl. 1989: 129).

Spätestens mit den Wettkampfteilnahmen zeigt sich also eine deutliche Diskrepanz zwischen den manifest genannten Motiven und der faktischen Laufpraxis der von Lutz Interviewten, woraus die Frage erwächst, welche Funktion die Wettkämpfe für die Laufenden dann übernehmen. Lutz deutet die Wettkampfteilnahmen als eine gleichsam »logische Konsequenz eines Laufeinstiegs« (ebd.: 132):

> »Es ist schließlich Bestandteil des Sports, daß man in einer organisierten Konkurrenz sich mit anderen vergleicht, um das eigene Können einschätzen zu können, aber auch um schlicht sich bestätigt zu fühlen. Zur Dynamik und zur inneren Logik der Laufkarrieren gehört, daß sich über das Erlebnis der Leistungsoptimierung eine Erhöhung der Kapazität und der Intensität einstellt, die zugleich den Gedanken einer Wettkampfteilnahme zur Überprüfung und zum Vergleich mit anderen immer näherrücken läßt.« (ebd.)

Die Wettkampteilnahmen würden außerdem auch eine motivatorische Kraft auf die Laufenden ausüben, weiter am Ball zu bleiben, würden den (Lauf-)Alltag strukturieren und in Laufendenkreisen nicht zuletzt auch zum Mitreden befähigen (vgl. ebd. 133ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gleichwohl geht Lutz nicht näher darauf ein, welche besondere Bedeutung den Wettkämpfen *als Wettkämpfe* auf der Ebene der Motivationsstruktur zukommt, was einen Wettkampf also strukturell ausmacht. Es wird aber deutlich, dass die Eigendynamik, die das Laufen mit zunehmender Dauer der Laufkarriere entfaltet, etwas mit den ursprünglichen Krisensituationen zu tun haben muss. Die Laufkarriere, so Lutz, habe insgesamt den Charakter einer »Flucht« vor jenem initialen Unwohlsein (ebd.: 143). Der so konstituierten Laufpraxis haftet stets etwas Fragiles an, das unsichtbar bleibt, solange weitergelaufen und an Wettkämpfen teilgenommen wird. Insofern schließt Lutz, dass das Laufen primär ein »Versuch subjektiver Problembewältigung« (ebd.: 157; vgl. ganz ähnlich auch Reischer 2001) sei und die Bewältigung darin bestehe, es als eine »narzißtische Selbstaufwertung« (ebd.: 168) zu nutzen. Das verweist natürlich in Richtung eines Kompensationsmechanismus, was Lutz auch andeutet:

> »Wer Räumen und Zwängen zu fliehen vermag, der war vorher in sie eingebunden, litt gar darunter; werden Gegenbilder zur Eintönigkeit des Berufs und zur Konsumgesellschaft möglich, was das immer konkret sein mag, so ergaben sich vordem Konflikte und Belastungen; hat der einzelne ein Ventil für seine Sorgen gefunden, das ihn sie vorübergehend vergessen läßt, dann muß er bisher darunter gelitten haben, nicht abschalten zu können; ist man lebendiger, aktiver, lebenslustiger, fühlt sich körperlich und seelisch befreiter, erfährt ein Gefühl von Abenteuer, dann muß dies zuvor nicht möglich gewesen sein.« (ebd.: 146)

Mir scheint jedenfalls, dass das Laufen als Krisenbewältigungsstrategie im Kern auf eine *Autonomie- bzw. Bewährungsproblematik* verweist. Darauf stößt man nicht nur deshalb, weil »narzisstische Selbstaufwertung« kehrseitig immer schon Selbstabwertung impliziert, sondern weil es auch eine *Unfähigkeit oder Unmöglichkeit* zum Ausdruck bringt, die genannten Krisen im *echten* Leben zu bewältigen. Und weil die Autonomie einer Lebenspraxis aber eben genau darin sich ausdrückt, dass sie in der Lage ist, Krisen selbstständig zu lösen (und zu erzeugen) und sich daher gerade in einer Krise als autonomes Subjekt erfährt sowie im Falle einer gelungenen Krisenbewältigung als solches – freilich bis auf Weiteres – auch bewährt (vgl. Oevermann 2008: 13, 2004a), liegt es nahe, dass viele freizeitlich Laufende mit dem Laufen Probleme im Zusammenhang mit dem Autonomie-Bewährungs-Komplex bearbeiten. Mit anderen Worten: *Wenn die Bewährung als autonomes Subjekt im Alltag scheitert, kann dies im Laufen scheinbar kompensiert werden*.[86] Man könnte natürlich fragen, ob nicht

86 Dass das freizeitliche Marathonlaufen einen kompensativen Problembewältigungsversuch darstellt, ist auch im Alltag durchaus präsent, was Buchtitel wie »Mein langer Lauf zu mir selbst« (Joschka Fischer) oder »Vom Junkie zum Ironman« (Andreas Niedrig) aus sich heraus schon nahelegen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schon die Wahl des Laufens als Krisenlösung als autonome Krisenbewältigung verstanden werden könne; immerhin ist es ja ein Lösungsversuch, man tut schließlich etwas. Doch auch dann verbliebe die Lösung ja ein *Surrogat*, ein ›Platzhalter‹ für eine echte Krisenbearbeitung. Tatsächlich scheint sich ja schon hinsichtlich der Entscheidung zum Laufeinstieg bei vielen Laufenden die Autonomie ›in Grenzen‹ zu halten, wenn doch, wie es die Ergebnisse von Lutz nahelegen, dabei entweder bloß auf in der Vergangenheit ausgebildete Routinen zurückgegriffen oder lediglich Appellen und Empfehlungen gefolgt wird.[87]

Vor diesem Hintergrund machen die Wettkampfteilnahmen natürlich insofern Sinn, als dass sie eine Bewährungsmöglichkeit als autonomes Subjekt zu eröffnen scheinen, über die man im Alltag nicht verfügt und die sich einem auch dann nicht bietet, wenn man bloß ›privat‹ läuft. Erst die Teilnahme an Wettbewerben scheint den Laufenden, weil sie coram publico erfolgt und damit einen offiziellen Charakter hat, eine echte Bewährungserfahrung zu verschaffen, die zugleich aber auch künstlich bzw. simuliert verbleibt, weil sie eben keine Bewährung im ›wirklichen‹ Leben, keine echte Auseinandersetzung mit den krisenhaften Strukturen ist. Laufveranstaltungen, und hier vor allem Marathonläufe, an denen auch freizeitlich Laufende zugelassen sind, scheinen hierfür eine Ermöglichungsstruktur anzubieten, die im nachfolgenden Zwischenschritt nun systematischer bestimmt werden soll, indem dabei wiederum auf die bereits entfalteten Konzepte von Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln Bezug genommen wird.

Exkurs 1: Handlungsprobleme und konstitutive Regeln im Marathonlauf

Wenn wir uns an die oben eingeführte Systematik der Handlungsprobleme im Sport erinnern, so bestand das sportspezifische Handlungsproblem im wettkampfförmigen Leistungsvergleich, der zudem als Wettkampf*betrieb* organisiert sein und öffentlich stattfinden muss. Beim Marathonlaufen ist all dies – und das wurde in der bisherigen Darstellung ja bereits durchweg unterstellt – offensichtlich gegeben; es ist demnach *strukturlogisch* eine genuin sportliche Praxis, für die insofern auch die konstitutiven Regeln gelten, wie sie in Kapitel 2.5.2 thematisiert wurden. Die ›Muttersportart‹ ist dabei natürlich der Laufsport, und das damit verbundene laufsportspezifische Handlungsproblem ist die *laufende Bewältigung bestimmter Distanzen*, die in den Regeln des internationalen Verbandes »World Athletics« (WA) sowie der nationalen Verbände festgelegt sind. In Deutschland ist dies der Deutsche Leichtathletik Verband (DLV) mit den jeweiligen Landesverbänden. Mit 42,195 Kilometern – seit

87 Dazu passt auch jenes elitäre Denken, von dem Lutz spricht. Es verweist darauf, dass es offenbar einen gewissen Bedarf gibt, sich selbst und anderen gegenüber versichern zu müssen, dass man das ›bessere‹ bzw. ›richtigere‹ Leben lebt, was kehrseitig bedeutet, dass es tatsächlich so sicher eben gar nicht ist. Diese Unsicherheit würde ich als Ausdruck der Ahnung ob des eigenen Autonomiedefizits interpretieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

1924 die offizielle Marathondistanz (zuvor: 40 Kilometer) – stellt der Marathonlauf dabei die längste olympische Laufdisziplin dar und wird als Straßenlauf ausgetragen. Das disziplinspezifische Handlungsproblem im Marathonlauf ist daher *die Bewältigung einer herausragend langen Distanz*. Das Marathonlaufen befindet sich damit ›an der Schwelle‹ zu tendenziell extremsportlichen Aktivitäten, denn alles jenseits dieser Distanz ist *Ultra*marathon. Für unter 20-Jährige ist die Teilnahme an Marathonwettkämpfen laut dem »Book of Rules« – dem Regelwerk der WA – verboten.[88] Die medizinische Empfehlung liegt bei einem Mindestalter von 18 Jahren (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001; dies entspricht auch der Richtlinie des DLV[89]).

Wichtig ist nun, wie gesagt, dass die Länge der Strecke beim Marathonlauf im Vergleich zu anderen Laufdisziplinen stärker in den Fokus rückt; sie wird zu einer *besonderen Herausforderung*. Entsprechend muss man einen Marathon anders laufen als einen Halbmarathon, einen 400-, 3000- oder selbst einen 10000-Meter-Lauf, und zwar nicht nur, was die Geschwindigkeit angeht, sondern auch im Hinblick die Verpflegung im Wettkampf, der beim Marathonlauf verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, weil anderenfalls ein Leistungseinbruch droht. Mit dieser besonderen Herausforderung im Zusammenhang mit der Streckenlänge müssen natürlich sowohl Profi- als auch Amateurlaufende umgehen, und es ist eben auch eine Besonderheit von Marathonveranstaltungen, dass beide Gruppen mehr oder weniger an derselben Veranstaltung teilnehmen – etwas, was ansonsten nur noch bei Radrennen oder im Triathlon so der Fall ist. Faktisch nehmen sie natürlich nur formal am gleichen Wettbewerb teil, weil sie in der Regel in unterschiedlichen, zeitlich verzögerten Blöcken starten, damit es zu keiner Beeinträchtigung der ersteren durch die letzteren kommt.[90] Dennoch kann man in dieser Besonderheit eine gewisse Aufwertung der amateurmäßig Laufenden sehen, die sich auch darin reproduziert, dass Meisterschaften im Marathonlauf im Rahmen gewöhnlicher Stadtmarathons ausgetragen werden (so wurde die Deutsche Marathon-Meisterschaft im Jahr 2022 im Rahmen des Hannover-Marathons ausgetragen); jedenfalls kennt man so etwas aus dem Fußball oder Tennis nicht, wo die Profi- und Amateurbetriebe räumlich wie zeitlich doch weitgehend unabhängig voneinander ablaufen, was zum Teil aber sicher mit organisatorischen Dingen zu tun haben wird.

88 Vgl. online unter: https://worldathletics.org/about-iaaf/documents/book-of-rules, hierin Book C, Abschnitt 1.2: World Athletic Series Regulation, S. 4., [Letzter Zugriff 08.05.2022].

89 Vgl. online unter: https://www.leichtathletik.de/fileadmin/user_upload/12_Service/Wettkampforganisation/01_Bestimmungen_Satzung_Vordrucke/DLV-Satzungen_Ordn/Deutsche_Leichtathletik-Ordnung.pdf, [Letzter Zugriff 08.05.2022].

90 So findet der Start der Profis und Altersklassenathlet*innen beim Berlin-Marathon mehr als eine Stunde früher statt als der Start derjenigen, die ihren ersten Marathon laufen (das muss man bei der Anmeldung angeben). Vgl. online unter: https://www.bmw-berlin-marathon.com/dein-rennen/start/, [Letzter Zugriff: 08.05.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Für unsere Argumentation entscheidend ist nun eine weitere strukturelle Eigentümlichkeit von Marathonveranstaltungen, die darin besteht, *dass sie zwei grundlegend verschiedene Handlungslogiken inkludieren und miteinander vereinbaren*: Während der Handlungsfokus der genuin sportlichen Logik auf dem Leistungsvergleich mit anderen liegt und es damit verbunden darum geht, die Marathonstrecke so schnell wie möglich zu bewältigen und möglichst viele Kontrahentinnen und Kontrahenten hinter sich zu lassen, liegt der Fokus der anderen Logik auf der »Bewältigung der Strecke selbst« (Neckel 2000: 136) bzw. dem »Finishen«, wie es im milieutypischen Jargon heißt. Ganz ähnlich, wie es Alois Hahn (2002) in Bezug auf Fußball formuliert hat, lässt sich daher sagen, dass man Marathonlaufen entweder als Sport betreiben oder es eben als individuelle »Bewährungsprobe« (Neckel 2000: 137) nutzen kann, bei der es um die *öffentliche Unterbeweisstellung des individuellen Durchhaltevermögens unter künstlichen Bedingungen und nicht um den Vergleich mit anderen* geht. Im Rahmen von Marathonwettkämpfen ist beides möglich. Daher griffe es auch zu kurz, zu sagen, dass Marathon als Sport ausschließlich die Domäne der professionell bzw. beruflich Laufenden sei – wenn auch alle Profis Marathon zweifelsohne als Sport betreiben –, denn natürlich können prinzipiell auch amateurmäßig bzw. freizeitlich Laufende in ihrer Praxis der Logik des Sportlichen folgen, sofern sie am Vergleich *mit anderen* orientiert sind; entscheidend ist, so haben wir schon in Kapitel 2.5.1 argumentiert, eben nicht die Differenz Profi/Amateur*in, sondern Sportler*in/Nicht-Sportler*in.

Und um was für eine Praxis es sich jeweils objektiv handelt, hängt nun nicht von den subjektiven Motiven der Beteiligten ab, sondern von den konstitutiven Regeln, die der jeweiligen Praxis zugrunde liegen und die man sich natürlich im Einzelfall genau anschauen muss. Gleichwohl können subjektive Motive sozusagen indikativ dafür sein, ob jemand das Marathonlaufen als Sport betreibt oder es als Bewährungsprobe nutzt. So haben wir ja auch bereits festgestellt, dass das Gros der freizeitlich Marathonlaufenden vor allem Gesundheit und Wohlbefinden als Hauptmotive angibt, während das Wettkampfmotiv eher niedrig gewichtet wird. Ogles und Masters (2003: 81) geben, wie schon erwähnt, konkret an, dass der Anteil der Laufenden, die ausdrücklich am Leistungsvergleich *mit anderen* interessiert waren, in ihrem – wenn auch nicht repräsentativen – Sample bei ungefähr 17 Prozent lag. Es ist daher zu vermuten, dass es die Tendenz, das Marathonlaufen als individuelle Leistungsprüfung zu nutzen, zwar im Amateurbereich verstärkt gibt, dies jedoch sicherlich nicht auf *alle* Amateurinnen und Amateure zutrifft und es durchaus auch sportlich Laufende unter ihnen gibt. Entscheidend ist jedenfalls, dass wir auf der Praxisebene *zwei grundlegend verschiedene Logiken* unterscheiden müssen und beide in denselben formalen Rahmen des Marathonwettkampfs integriert sind. Wie diese hingegen unter den amateurmäßig Laufenden gleichsam quantitativ verteilt sind, ist eine nachrangige und vor allem empirische Frage. Im Folgenden soll die Differenz zwischen den beiden Handlungslogiken nun weiter ausbuchstabiert werden.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Maßstab hierfür sind die unterschiedlichen konstitutiven Regeln, denen jeweils gefolgt wird.

Es dürfte, wie bemerkt, außer Frage stehen, dass professionell Marathonlaufende Marathon als Sport praktizieren. Denn das zentrale Handlungsproblem, das sie bearbeiten, ist der wettkampfförmige Leistungsvergleich, was insbesondere *den Vergleich mit anderen* impliziert. Das bedeutet natürlich nicht, dass das marathonspezifische Handlungsproblem der Bewältigung einer herausragend langen Strecke sie nicht betrifft; natürlich müssen auch sie die Strecke bewältigen, was wiederum mit Folgeproblemen wie dem Problem der Verpflegung oder des Pacings verknüpft ist, die möglichst optimal gelöst werden müssen, um Leistungseinbrüche im Wettkampf zu vermeiden; auch ist die herausragende Streckenlänge – gerade im Profibereich, wo Geschwindigkeiten von bis zu 20 km/h über rund zwei Stunden durchgehalten werden müssen – mit erheblichen körperlichen Belastungen – seien es Stoßeinwirkungen[91] oder Witterungseinflüsse – verbunden. Kein Zweifel also, dass die herausragend lange Distanz auch für professionell Laufende ein zu bewältigendes Handlungsproblem darstellt. Der springende Punkt ist allerdings, dass die Bewältigung der Strecke hier andererseits aber auch nicht grundsätzlich infrage steht. Die zentrale Frage ist nicht: »Schaffe ich das überhaupt?«, sondern: »Wie kann ich eine bestmögliche Platzierung erreichen?« bzw. »Kann ich gewinnen?«.[92]

Entsprechend folgen sportlich Laufende grundsätzlich der für sportliche Praxis konstitutiven Regel des *Gewinngebots*. Damit ein Marathonwettkampf als eine genuine *Sport*veranstaltung gelten und stattfinden kann, müssen sie konkurrieren, müssen sie jene »lusory attitude« einnehmen, von der Suits spricht (1973: 49). Das sichert die Dynamik des Marathonlaufs als Wettkampf ab und wird von allen Beteiligten wie selbstverständlich erwartet. Umgekehrt erscheint es kontraintuitiv, von Sport zu sprechen, wenn es diesen überindividuellen Leistungsvergleich nicht gibt und es für alle Teilnehmenden nur um die Frage schaffen/nicht schaffen geht.

---

91 Die Belastung, die mit jedem Laufschritt auf den Körper einwirkt, beträgt das Drei- bis Sechsfache des jeweiligen Körpergewichts – je nachdem, auf welchem Terrain gelaufen wird. Die meisten Verletzungen bei Marathonlaufenden sind daher das Resultat von Überbeanspruchung (vgl. International Marathon Medical Directors Association 2001).

92 Dem korrespondiert auch, dass viele Profis gewissermaßen ›flüssig‹ zwischen den verschiedenen olympischen Distanzen wechseln. So war etwa der äthiopische Langstreckenläufer Haile Gebrselassie mehrfacher Olympiasieger und Weltmeister auf den Distanzen zwischen 3.000 und 10.000 Metern und zugleich vier Jahre lang Weltrekordhalter beim Marathon. Auch die deutschen Läuferinnen Sabrina Mockenhaupt oder Lisa und Anna Hahner bedienen mehrere olympische Distanzen. Das heißt natürlich nicht, dass der Wechsel auf die Marathondisziplin wie bei Gebrselassie immer von Erfolg gekrönt ist; der Fall Dieter Baumann kann hierfür als Beispiel gelten. Aber die Bewältigung der Distanz allein bleibt hier nicht das Hauptproblem.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Messtechnisch wird der Leistungsvergleich im Marathon in zwei Dimensionen gleichzeitig erfasst: zum einen zeitlich, zum anderen qua Platzierung. Die zeitliche Erfassung erlaubt dabei nicht nur einen präzisieren bzw. detaillierteren Vergleich der Athletinnen und Athleten innerhalb desselben Wettbewerbs, sondern auch einen das individuelle Wettkampfereignis übergreifenden Vergleich. So lässt es sich beispielsweise nachvollziehen, wie sich die Bestzeiten beim Berlin-Marathon in den vergangenen dreißig Jahren entwickelt haben oder wie ein bestimmter Athlet bzw. eine bestimmte Athletin sich im Vergleich zu früheren Teilnahmen im gleichen Wettbewerb entwickelt hat. Laufzeiten zu vergleichen, die auf unterschiedlichen Strecken erzielt wurden, ist hingegen stets problematisch. Zwar legen der WA und die nationalen Verbände durchaus allgemeine Vorgaben hinsichtlich der Streckenlänge, -führung und -beschaffenheit vor; gleichwohl gibt es immer Abweichungstoleranzen (zum Beispiel darf das Gefälle zwischen Start und Ziel bis zu einem Prozent der Streckenlänge betragen); die Marathonstrecken unterscheiden sich also weltweit, sodass bestimmte Strecken auch nicht als Weltrekordstrecken zugelassen sind (so z.B. die Strecke des Boston-Marathons). Prinzipiell könnte man sich auch Marathonwettbewerbe vorstellen, bei denen der Leistungsvergleich ausschließlich qua Zeitmessung erfolgt; gleichwohl wäre dies nicht nur organisatorisch schwieriger, sondern würde auch die Dynamik und die Spannung herausnehmen, die mit direkten Wettkampfinteraktionen im Modus der »conversational encounters« (Goffman 1983) verbunden ist.

In der Handlungslogik des Marathonlaufs als individuelle Bewährungsprobe hingegen wird einer anderen konstitutiven Regel gefolgt und kehrt sich die Hierarchie der Handlungsprobleme gleichsam um: Hier ist der wettkampfförmige Leistungsvergleich nachrangig, während die Streckenbewältigung als solche zur zentralen Hürde und das Gewinngebot gegen das, was ich das *Durchhaltegebot* nennen würde, ›eingetauscht‹ wird. Die spezifische Struktur des Marathonwettbewerbs eröffnet den Teilnehmenden die Möglichkeit, sich allein auf die Bewältigung der Distanz zu fokussieren und das Ganze eher als eine *individuelle Bewährungsprobe* anzugehen, als mit anderen zu konkurrieren bzw. gegen andere zu laufen. So heißt es in einer treffenden Formulierung bei Lutz (1989):

> »Bei all diesen Stadtmarathons läßt sich ähnliches beobachten: An der Spitze laufen einige hervorragende Läufer mit zum Teil international hochwertigem Leistungsvermögen, ihnen folgt die Masse der ›Namenlosen‹, die sich aus der Laufbewegung rekrutieren und denen der Ausgang des Rennens an der Spitze wenig bedeutet, die sich mehr am ›eigenen Durchkommen‹, am Erreichen ›ihres persönlichen Ziels‹ orientieren.« (ebd.: 21, Hervh. i. O.)

Den »Namenlosen« oder, wie man sie auch nennen könnte, »Bewährungssuchenden« geht es handlungslogisch eben ums Finishen, ums »eigene[…] Durchkom-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

men«, wie Lutz sagt. Persönliche Ziele wie etwa eine persönliche Bestzeit mögen dann zwar auch eine Rolle spielen, gleichwohl bleibt das allgemeine Handlungsziel sozusagen selbstreferenziell: Zentral bleibt die *Konkurrenz mit sich selbst*; Vergleichsmaßstab sind die *persönlichen* Leistungen, nicht die Leistungen *der anderen*. Diese Form von Konkurrenz könnte man, wie erwähnt, prinzipiell natürlich auch rein privat haben, dann bliebe sie allerdings auch »Privatsache« (Plessner 1985[1956]: 154); sie würde nicht gesehen und entsprechend auch nicht gewürdigt werden können. Insofern darf man nicht aus den Augen verlieren, dass auch die Bewährungssuchenden faktisch unter offiziellen, öffentlichen Wettkampfbedingungen laufen; ihre Platzierungen und Zeiten werden offiziell gemessen; zudem gibt es ein Zeitlimit. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass der sportliche Leistungsvergleich dabei nicht als zentrales Handlungsproblem bearbeitet wird, weil im Kern einer anderen Regel gefolgt wird. Anderenfalls müsste es um den Vergleich *mit anderen* gehen, damit eben die *beste* Leistung festgestellt werden kann. Wenn man sich hingegen die statistische Erfassung der individuellen Leistungen gleichsam wegdenkt und sich vorstellt, es gäbe nur noch das Zeitlimit, dann wird klar, dass so kein sportlicher Leistungsvergleich zustande käme: Der Vergleichshorizont verliefe lediglich entlang der Demarkationslinie schaffen/nicht-schaffen, während die beste Leistung nicht ermittelt werden könnte; die Laufenden würden sozusagen lediglich in zwei Gruppen geteilt. Die Anerkennung des Leistungsvergleichs als zentrales Handlungsproblem bedeutet jedoch, dass man ihn tendenziell entgrenzt, und zwar in dem Sinne, dass es darum gehen muss, unter allen Teilnehmenden die Besten zu ermitteln, die Höchstleistung festzustellen. Wie gesagt: Formal betrachtet sind freilich auch die Bewährungssuchenden in einen sportlichen Wettkampf integriert, aber ihre Leitorientierung ist die am Durchhalten, wodurch der Leistungsvergleich mit anderen nicht mehr im Mittelpunkt steht und somit, ungeachtet dessen, dass er statistisch ex post möglich ist, gleichsam auch *nicht als authentisch* gelten kann, weil er von vornherein nicht im Fokus stand. Im Übrigen interessiert sich ja auch das Publikum nicht für die statistisch erfassten Leistungen der von Lutz insofern zurecht als *namenlos* Bezeichneten, sondern es interessiert sich eher für deren *situativen Kampf mit sich selbst*. Man kann daher resümieren, dass Marathonlaufen als Bewährungsprobe *formal-sportlich* ist.

Dies ist eine besondere Struktur, die, wie gesagt, ansonsten nur noch im Radsport oder im Triathlon so möglich ist, und es scheint ja auch kein Zufall zu sein, dass es sich um Aktivitäten handelt, die quasi naturwüchsig auf Ausdauer und individuelle Leistung abstellen und sich daher als Settings für individuelle Bewährungsversuche geradezu anbieten. Man kann nicht wettkampfmäßig Fußball oder Tennis spielen und sich dabei nur auf das Durchhalten konzentrieren, denn es würde

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schlichtweg kein Wettkampf zustande kommen.[93] Beim Marathon jedoch kann man sich jederzeit legitimerweise auf die Streckenbewältigung zurückziehen, ohne dafür negativ sanktioniert zu werden, sofern man unter dem Zeitlimit bleibt (prinzipiell könnte man die Strecke daher auch lediglich gehend bewältigen). Hingegen kann passives Verhalten im Boxen oder Fechten mit einer Disqualifikation bestraft werden. Und auch im Fußball gibt es die Möglichkeit, eine offensichtliche Zeitverzögerung mit einer gelben Karte zu ahnden. Im Marathon ist es nahezu umgekehrt: Man kann gleichsam verzögern, so viel man möchte und bekommt am Ende – vorausgesetzt das Zeitlimit wurde eingehalten – sogar noch eine Medaille und/oder eine Urkunde, womit eben schon die Streckenbewältigung als solche als Leistung gewürdigt wird. Und auch die gängige Praxis, sich beim Marathonwettkampf möglichst absurd zu verkleiden, verweist auf die Nachrangigkeit des sportlichen Leistungsvergleichs; zum einen natürlich schon deshalb, weil es überhaupt erlaubt ist, dies zu tun (man denke nur an die recht strengen Kleidungsvorschriften im Fußball); zum anderen aber auch, weil sich darin eine ironische Distanzierung bzw. eine Bagatellisierung der Strecke ausdrückt sowie der Eventcharakter der Veranstaltung betont wird. Aus sportlicher Sicht stellt die Verkleidung beim Laufen hingegen schlichtweg ein Handicap dar, das sich niemand freiwillig auferlegen würde, der oder die an einer bestmöglichen Leistung orientiert wäre. Sportlich Laufende bemühen sich daher umgekehrt darum, so wenig Kleidung wie möglich zu tragen, um Gewicht und Reibung einzusparen und ungehindert laufen zu können.

Man sieht also: Die Marathonwettbewerbe sind von Beginn an darauf ausgerichtet, die Logik individueller Bewährung mitzubedienen bzw. sie zu ermöglichen. Das ist wiederum etwa bei der Tour de France anders, weil dort quasi nur die Radsportelite zugelassen ist und es dort niemanden gibt, der/die nicht an der Konkurrenz mit den anderen orientiert ist. Selbst diejenigen, die ganz hinten im Feld fahren, versuchen die bestmögliche Platzierung herauszufahren, anderenfalls würden sie schwerlich das nächste Mal wieder zugelassen bzw. weiter von ihrem Team nominiert werden. Im Bereich des Marathonlaufens gibt es etwas Ähnliches etwa beim Boston-Marathon, für den man sich auch als Amateur*in im Rahmen anderer Wettkämpfe erst qualifizieren muss. Und beim olympischen Marathon ist, wie bei der Tour de France, überhaupt nur die Laufelite zugelassen. Olympischer Marathon ist indes ein gutes Stichwort, weil hierbei der Unterschied zwischen der genuin sportlichen Handlungslogik und der Logik des Finishens besonders deutlich hervorgehoben wird, was sich an einem prominenten Beispiel zeigen lässt.

93 Man kann sich gedankenexperimentell dazu auch vorstellen, wie es wäre, wenn man zum Beispiel Tennis spielen würde und den Fokus darauf legte, den Ball bloß möglichst oft hin und her zu spielen, ohne dass er ins Aus ginge, wobei die Spielzeit und die Punkte dennoch offiziell erfasst würden. Es ist klar, dass es dann zwar immer noch ›irgendwie‹ Tennis, aber doch kein sportlicher Wettkampf mehr wäre.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Rede ist vom Hand-in-Hand-Zieleinlauf der deutschen Profiläuferinnen und Zwillingsschwestern Lisa und Anna Hahner im Rahmen des olympischen Marathons in Rio de Janeiro im Jahr 2016. Zwar wurden den beiden von vornherein keine Medaillenchancen zugerechnet, ihr gemeinsamer Zieleinlauf – weit abgeschlagen auf den Plätzen 81 und 82, händchenhaltend – wurde jedoch von vielen Sportbeobachterinnen und -beobachtern – u.a. auch vom Deutschen Leichtathletik-Verband – scharf kritisiert. Die sinngemäße Begründung: Die Läuferinnen hätten den Wettkampfwillen vermissen lassen und die internationale Bühne lediglich für Selbstvermarktung genutzt. Vor dem Hintergrund des oben Gesagten kann man das auch so ausdrücken: Die Zwillingsschwestern haben sich als *Amateurinnen* inszeniert, denen es einfach nur ums Finishen ging. Das haben sie natürlich nur deshalb machen können, weil es diese Logik bei den breitensportlichen Marathonveranstaltungen gibt, weshalb sie sich womöglich etwaige Sympathien von Laufenden erhofft haben, die den Wettkampfgedanken ebenfalls niedrighängen. Der olympische Marathon hingegen ist eine genuin sportliche Veranstaltung, in der die Logik individueller Bewährung über das Finishen keinen Platz hat, und genau deshalb ist es entsprechend zu einer Empörungswelle gekommen. Dies ist im Übrigen auch dahingehend interessant, weil es vermuten lässt, dass sich für den olympischen Marathon eben vor allem die genuin sportlich Laufenden bzw. genuin *Sport*interessierte interessiert haben. Das angeblich durch Pierre de Coubertin geprägte olympische Credo »Teilnehmen ist wichtiger als Siegen«, das in der Alltagssprache zu »dabei sein ist alles« wurde, bezieht sich insofern auf den herausgehobenen Status, den die Olympischen Spiele für jeden Leichtathleten und jede Leichtathletin haben (wenn man dabei ist, gehört man bereits zu den Besten), bedeutet aber keineswegs eine Abkehr von der Logik des Sportlichen.[94]

Im Übrigen wäre auf der Seite der professionell bzw. sportlich Laufenden auch eine Haltung eines Durchhaltens-um-jeden-Preis, wie man sie im Amateurbereich häufig vorfindet, absurd. Während der Zieleinlauf von vielen, denen es nur um Streckenbewältigung geht, so aussieht, dass sie sich stark schwankend, mitunter kriechend oder sich gar übergebend über die Ziellinie ›retten‹, ist es bei den Profis umgekehrt nachgerade geboten, bei der kleinsten Verletzungsgefahr oder für den Fall, dass keine Aussicht mehr auf eine relevante Platzierung besteht, umgehend auszusteigen und gerade nicht bis zum Schluss durchzuhalten. Natürlich gibt es auch immer wieder Fälle, in denen dies trotzdem getan wird (s. das soeben bemühte Beispiel); dann geht es aber eben eher darum, eine Symbolwirkung zu erzielen und sich selbst zu inszenieren, weil es, wie gesagt, aus sportlicher Perspektive eigentlich keine rationalen Gründe fürs Durchhalten gibt. Wiederum bringt das Ehepaar Thie-

94 Vgl. zum Eklat um die Hahner-Zwillinge: https://www.sueddeutsche.de/sport/olympia-hand-in-hand-geht-man-spazieren-aber-nicht-den-olympischen-marathon-1.3122043, [Letzter Zugriff: 01.07.2021].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mer, das wir oben bereits zitiert haben, diesen Aspekt des formal- bzw. nicht-sportlichen Langstreckenlaufens (in ihrem Fall im Bereich des Ultramarathons) gut zum Ausdruck, indem es dem Durchhalten eine eigene Qualität zuschreibt und genau daraus – im dezidierten Vergleich mit den Profis – auch einen besonderen Pay-off zu ziehen scheint:

> »Von unseren zahlreichen Ultras seien deswegen noch ein paar kurz angerissen, allerdings mit dem Hinweis, daß es uns bei all diesen Läufen weniger um die Zeit ging, als viel mehr darum, die Strecken wirklich zu bewältigen. Vielleicht unterscheidet uns dies von den Stars dieser Strecken, die, wenn sie merken, daß sie keine für sie ansprechende Zeit mehr laufen können oder aber abgeschlagen im Mittelfeld landen werden, die Läufe vorzeitig abbrechen.« (Thiemer 1985: 40)

Der Übergang zwischen den beiden Logiken scheint gewissermaßen flüssig, weil es prinzipiell möglich ist, auch während des Wettkampfes gleichsam von der einen auf die andere zu wechseln. Entscheidend scheint mir gleichwohl zu sein, an welcher Regel man sich letztendlich *zentral* orientiert. So gibt es natürlich auch ›kleine Wettkämpfe im Pulk‹, und es mag auch auf den hinteren Rängen Schlussspurts geben, bei denen die Laufenden doch mal für eine kurze Zeit in den Wettkampfmodus wechseln. Wenn sie aber im Großen und Ganzen am Finishen orientiert waren, dann ändert dies an der Gestalt ihrer faktischen Laufpraxis nichts, dann haben die kurzen Wettkampfeinlagen lediglich einen spielerischen Charakter; man partizipiert kurzzeitig an der Logik des Sportlichen, fokussiert sich aber im Wesentlichen auf das Durchkommen. Umgekehrt können sportlich Laufende im Verlauf des Rennens auch in den Bewährungs- bzw. Finishingmodus wechseln, wenn sie etwa einen schlechten Tag erwischt und keine Aussichten mehr auf eine gute Zeit bzw. eine gute Platzierung haben; dafür bietet der breitensportliche Marathon eine Gelegenheit, auch wenn aus sportlicher Perspektive der Ausstieg eben näherliegt. Entscheidend ist jedenfalls, *dass für die sportliche Laufpraxis ein Interesse am Vergleich mit anderen konstitutiv ist*. Es reicht somit nicht aus, sich nur auf die *persönliche Bestzeit* zu fokussieren, sondern es muss um *die bestmögliche Platzierung im Feld* gehen, wofür für Amateure und Amateurinnen, sofern es sich nicht um Spitzensportler*innen handelt, natürlich zuvorderst die Altersklassenwertungen den naheliegendsten Vergleichshorizont darstellen. Aber auch Sonderwertungen kommen infrage.

Abschließend noch ein Punkt zur Überlegung, dass das Marathonlaufen, sofern nicht genuin sportlich praktiziert, eine individuelle Bewährungsprobe darstellt. Denn es stellt sich damit verbunden die Frage, ob ein Wettkampf nicht grundsätzlich auch für sportlich Laufende eine Bewährungsprobe bedeutet, da sich schließlich *alle* Teilnehmenden öffentlich beweisen müssen. Ich würde es so sehen, dass Wettkampfpraktiken zunächst generell immer implizieren, dass es darum geht, sich zu bewähren. Der entscheidende Unterschied zum formal- bzw. nicht-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sportlichen Marathonlaufen besteht eher darin, dass sportlich Laufende sich über ihre wiederum *sportliche* Leistung und damit als *Sportlerinnen und Sportler* bewähren. Damit bewähren sie sich im *echten* Leben über *echte* Leistungen *im Beruf*, auch wenn die Praxis, der sie dabei nachgehen, als solche natürlich trotzdem zweckfrei bleibt. Das ist bei formal-sportlich Laufenden anders: Sie bewähren sich nicht über sportliche Leistungen und nicht als Berufssportler*innen, sondern über die ›bloße‹ Bewältigung der Marathonstrecke im Rahmen einer insofern *künstlichen* Bewährungsprobe. Freilich hat diese Praxis eine echte Seite insofern, als dass es, wie gesagt, um offizielle, öffentliche Wettkämpfe sich handelt. Aber letztlich bleiben es Bewährungsversuche *außerhalb* des wirklichen Lebens.[95]

Exkurs Ende

Wenn wir nunwieder zu unserer Suche nach Erklärungen für das freizeitlich betriebene Marathonlaufen zurückkehren und den Gedanken wieder aufgreifen, dass diese Praxis für viele Laufenden etwas Kompensatorisches und der Kompensationsbedarf etwas mit Bewährungsfragen zu tun haben könnte, dann können wir nun zunächst festhalten, dass das Marathonlaufen von seiner objektiven Sinnstruktur her dafür auch einen Raum eröffnet bzw. in dieser Hinsicht anschlussfähig ist. Es bietet strukturell die Möglichkeit, es eben auch als eine Art Bewährungsprobe zu nutzen, bei gleichzeitigem formalem Eingebettet-Sein in die Strukturen des sportlichen Leistungsvergleichs. Durch die Partizipation an der formalen Wettkampfstruktur kann die Bewährungsprobe in der Öffentlichkeit stattfinden, was Anerkennungschancen eröffnet und der Bewährung den Anschein verleiht, echt, also nicht ersatzförmig, zu sein. Der Raum, den Marathonwettkämpfe für nichtsportliches Laufen eröffnen, erklärt denn auch, warum Gesundheitsmotive und Funktionalitätssemantiken in diesem Bereich so prävalent Wettkampfmotive hingegen eher nachrangig sind: Der Wettkampf wird nicht gesucht, um sich *sportlich* mit anderen zu vergleichen, sondern weil er den Laufenden eine *Bühne für den Bewährungskampf* bietet, was diesem Kampf den Anschein einer echten Bewährung verleiht. Faktisch jedoch verbleibt die Bewährung eine lediglich simulierte, weil sie in einer *außeralltäglichen* Situation stattfindet und, wie wir bei Lutz gesehen haben,

95 Es sei an dieser Stelle nur markiert, dass sich in dieser Arbeit nicht näher mit der Frage beschäftigt wird, was den Marathon als *Event* ausmacht, da dies ein eigenständiges, gleichwohl soziologisch in mehreren Hinsichten sehr interessantes Thema ist. So haben Marathonveranstaltungen zum Beispiel in etwa in derselben Zeitspanne als Massenevents zu florieren begonnen, als auch große Musikfestivals Normalität wurden. Interessant ist dabei, dass Musikfestivals (man denke nur an Woodstock) offenkundig eine ganz andere, *hedonistische* Haltung auszudrücken scheinen als das Marathonlaufen, das demgegenüber eher asketisch, an Disziplin orientiert ist. Beide Phänomene scheinen also eine je unterschiedliche Antwort auf die sozialstrukturellen Umbrüche der damaligen Zeit zu repräsentieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

eine echte Auseinandersetzung mit den Krisen, die den Kompensationsbedarf überhaupt erzeugen, dadurch eher gemieden wird; *die Krisenbewältigung besteht im Rückgriff auf ein Surrogat, wodurch die Notwendigkeit sich ergibt, die Bewährungsprobe relativ regelmäßig zu perpetuieren*. Dies erklärt vielleicht auch die ›Eskalationsdynamik‹, die hinter Laufkarrieren zu stecken scheint, sofern diese in der Regel doch ohne einen Wettkampfbezug beginnen, dann zunächst zur Teilnahme an kurzstreckigen Wettbewerben (5–10 km) führen und schließlich im Marathon münden und womöglich sogar noch darüber hinausgehen. Denn prinzipiell bieten eben auch die kürzeren Laufdistanzen Bewährungsmöglichkeiten, aber im Zuge der Leistungssteigerung, die vor allem zu Beginn der Laufkarriere recht schnell vonstattengeht, verlieren sie ihren Reiz bzw. stellen schnell keine Herausforderung mehr dar, sodass der Wechsel auf die nächsthöhere Distanz interessant wird. Vielleicht kann man deshalb in Anlehnung an Jütting (2004) sagen, dass solche Laufveranstaltungen zu einem Großteil im Grunde eben bloß aus *Joggerinnen* und *Joggern* bestehen, denen schlichtweg eine Bühne zur Verfügung gestellt wird, auf der sie ihre Bewährungsbemühungen exponieren und sich als leistungsfähig usw. inszenieren können.

Die Idee, dass das Marathonlaufen eine *Inszenierung* sei, finden wir bereits bei Sighard Neckel (2000), von dem wir hier auch den Gedanken übernommen haben, Marathonwettkämpfe als »Bewährungsproben« zu betrachten. Für ihn ist der Marathon zuvorderst eine »distinktive Praxis« der Mittelschichten bzw. ein »Hort des Kleinbürgertums«, wie er es in Anlehnung an Bourdieu formuliert (ebd.: 134). Nicht nur beruhe er »auf dem Prinzip des Individualismus« (ebd.: 136), sondern verkörpere auch für die urbane Mittelschicht typische persönliche Tugenden und Werte: »Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten, Glaube an Zukunft und Vernunft sowie ein Drang zur rücksichtslosen Selbstverbesserung« (ebd.: 133). Und die Stadt biete dazu die ideale Kulisse, vor deren Hintergrund jene Eigenschaften sich ›standesgemäß‹ präsentieren lassen. Der Marathonlauf, so Neckel, symbolisiere nämlich »die innerstädtische Konkurrenz heutiger ›Leistungsträger‹« (ebd.: 136, Hervh. i. O.), sei, wie schon in der Einleitung zitiert, ein »Volkssport der vernünftigen Leute« (ebd.: 133).

Der Umstand, dass, wie wir oben bemerkt haben, nur ein kleiner Teil der Gesamtbevölkerung und damit der Mittelschicht tatsächlich am Marathonlauf zu partizipieren scheint und dass der Stadt-Marathon den Laufenden eine Bühne für die Inszenierung bzw. Darstellung ihrer Leistungsfähigkeit bietet, lässt es jedenfalls plausibel erscheinen, dass diese Praxis zu Distinktionszwecken verwendet wird – in horizontaler wie auch in vertikaler Richtung. Dazu passt auch jenes von Lutz angesprochene elitäre Denken, das sich mit dem Erwerb des läuferischen Habitus bei vielen Laufenden einstellen soll. Gleichwohl darf man dabei nicht übersehen, dass Distinktion bzw. Inszenierung nicht minder auf Kompensationsmechanismen verweisen, was bei Neckel nur am Rande thematisiert wird. Denn sofern es einen Bedarf gibt, etwaige Persönlichkeitseigenschaften, Werte und Haltungen im Mara-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

thonlauf zu inszenieren, muss man kehrseitig davon ausgehen, dass dies im Alltag nicht möglich ist. Und natürlich stellt sich auch die Frage, warum die Distinktion ausgerechnet über das Marathonlaufen erfolgt und inwieweit es von seiner Sinnstruktur her tatsächlich zu den Werten und Tugenden der Mittelschichten passt. Neckel spricht in diesem Zusammenhang zwar von einer »Opferhandlung«, die im Zentrum des Geschehens stehe (ebd.: 139), führt aber nicht aus, was dies sowohl für die Sinnstruktur des Marathonlaufens als auch die Motivationsstruktur der Laufenden bedeutet. Denn was für eine Art sich zu bewähren ist es eigentlich, wenn man sich völlig freiwillig und ohne Gewinnambitionen an einen Punkt bringt, an dem eigentlich alles fürs Aufhören spricht, man dann aber trotzdem weiterläuft? Wie viel des ›modernen Ichs‹ ist dafür eigentlich nötig bzw. was für ein Ich ist es eigentlich, das sich hier Ausdruck verschafft? »Ich liebe meinen Körper, sonst würde ich nicht laufen«, zitiert Neckel das Schreiben eines Läufers in der Zeitschrift »Sports« (ebd.: 135). Aber kann man das »liebe« vor dem Hintergrund dessen, was man seinem Körper beim Marathonlauf antut, nicht auch genauso gut in ein »hasse« verwandeln? Wie passt das zu den »vernünftigen Leuten«? Es fragt sich damit verbunden auch, inwieweit die Bewährungsprobe im freizeitlichen Marathonlauf überhaupt echten Raum für Selbstermächtigungen und -aufwertungen bietet, von denen in der Laufliteratur immer wieder gesprochen wird, wenn es doch vor allem ums Durchhalten und um Selbstdisziplin geht.

Bevor wir uns genauer mit der Frage beschäftigen werden, was für Krisen möglicherweise das Laufen kompensiert und wie diese mit sozialen Strukturen zusammenhängen könnten, wollen wir in einem weiteren Zwischenschritt noch bei der Frage nach der spezifischen Sinnstruktur des nicht- bzw. formal-sportlichen Marathonlaufens bleiben und uns nun der Frage zuwenden: *Was für eine Art von Bewährung wird im nicht-sportlichen Marathonlaufen eigentlich ermöglicht bzw. abverlangt und welche Bedeutung kommt dabei dem Durchhalten zu? Kurzum: Was heißt es, ›durchzuhalten‹?*

Exkurs 2: »Der Mann mit dem Hammer« – Zur Struktur der Bewährung im nicht-sportlichen Marathonlauf

Wenn freizeitlich Marathonlaufende von ihren Wettkampfteilnahmen erzählen, dauert es in der Regel nicht lange, bis die für Außenstehende recht ominös anmutende Metapher vom »Mann mit dem Hammer« rezitiert wird. Bezug genommen wird damit auf einen relativ plötzlich eintretenden Leistungseinbruch während eines Wettkampfs, wie er in Ausdauersportarten und hier vor allem bei Langdistanzen häufiger vorkommt. In der Regel wird ein solcher Leistungseinbruch rein physiologisch erklärt, nämlich, dass er die Folge eines Kohlehydratmangels sei (Radsportler*innen sprechen deshalb auch vom »Hungerast«). Interessant ist jedoch, dass mit dieser physiologischen Krise auch eine psychische bzw. praktische Krise einhergeht, die eine eigene Dynamik hat und insofern zur besonderen Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens dazugehört, mithin seine Physiognomie

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wesentlich prägt. Das Durchhalten, das für das nicht-sportliche Marathonlaufen konstitutiv ist, hängt ganz eng mit dieser Krise zusammen. Im Folgenden soll nun auf Basis einer kontextfreien Interpretation der Metapher vom »Mann mit dem Hammer« bestimmt werden, um was für eine Krise es sich dabei genau handelt. Die These ist, dass diese Metapher auf die marathonspezifische Krisenstruktur verweist und auf diese bezogen werden muss, damit sich ihr vollständiger Sinngehalt erschließt.[96]

Wenn man sich der Metapher kontextfrei nähert, muss man natürlich die einzelnen inhaltlichen Bestandteile etwas variieren, da ansonsten nur Laufkontexte infrage kämen. So könnte man zum einen an den Titel eines (Kriminal-)Romans oder (Horror-)Films denken: »Der Mann mit der entstellten Lippe«, »Der Mann mit der eisernen Maske« etc. Eine etwas andere Lesart wäre die Bezeichnung einer Kinderschreckfigur: »Der Schneider mit der Schere«. Weitere Lesarten fallen mir nicht ein. In beiden Fällen sieht man zunächst, dass es nicht etwa um eine bloße Beschreibung aus der Außenperspektive geht, so wie man beispielsweise eine Bild- oder Filmaufnahme beschreiben würde: »Der Mann mit dem Hut wirkt teilnahmslos und gelangweilt«. Des Weiteren erscheint das Satzsubjekt hier wie dort als bedrohlich, was nicht nur damit zu tun hat, dass es jeweils eine männliche Figur ist, sondern auch mit dessen Anonymität zusammenhängt und sodann ganz wesentlich auch mit der Eigenschaft, die ihr jeweils als einziger Identitätsmarker zugeschrieben wird. Dass es nur *eine* Eigenschaft ist, steigert die Bedrohung gleichsam, weil die Eigenschaft somit in den Fokus rückt und man sich natürlich sofort fragt, warum die Figur ausgerechnet über sie verfügt bzw. (im Falle der Kinderschreckfigur), was sie damit wohl anstellt.

Bei näherer Betrachtung muss man allerdings sagen, dass der Kontext der Kinderschreckfigur mit dem tatsächlichen Text am ehesten zu korrespondieren scheint, weil zum einen die Eigenschaft jeweils ein Gegenstand ist, der offensichtlich nicht so verwendet werden soll, wie es seiner objektiven Funktion entspricht und zum anderen, weil man im Marathonkontext auch davon spricht, dass der »Mann mit dem Hammer« – in der Regel bei Kilometer 30 – »kommt« und zuschlägt, ganz so, wie eben auch der »Schneider mit der Schere« kommt und die Daumen abschneidet oder der »Sandmann« den Sand in die Augen streut.[97] Kinderschreckfiguren sind generell ein soziologisch interessantes Phänomen, weil es dabei offensichtlich nicht nur um die Vermittlung und Internalisierung von Normen geht, sondern auch um Fragen der *Art und Weise der Vermittlung* normativer

96 Zum methodischen Vorgehen, an dem sich hierbei orientiert wird, siehe die Ausführungen in Kapitel 3.1.

97 Jedenfalls stellte der Sandmann, bevor er in einer Fernsehsendung zum »Sandmännchen« wurde, eine Schreckfigur dar.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Orientierungen. So kann man zum Beispiel sagen, dass Schreckfiguren grundsätzlich eine autoritäre Erziehungshaltung ausdrücken, weil die Normvermittlung nicht etwa argumentativ bzw. demokratisch erfolgt, sondern mit dem Mittel der Angst arbeitet und die Normbegründung gleichsam in die Welt des Mythologisch-Religiösen suspendiert. Darüber hinaus ›verkörpert‹ eine jeweilige Schreckfigur stets bestimmte Sanktionen für bestimmtes abweichendes Verhalten, wobei es sowohl Schreckfiguren gibt, die gleichsam nur für eine einzelne Norm (Sandmann = Schlafenszeit) Pate stehen als auch solche – Knecht Ruprecht zum Beispiel –, die gewissermaßen das Gesamt einer jeweils geltenden normativen Ordnung repräsentieren. In jedem Fall kann man sagen, dass mit einer Schreckfigur eine Drohung verbunden ist, welche disziplinierend wirken soll.[98] Dabei geht es immer um die Androhung von Gewalt, wobei der Grad der Gewalt je unterschiedlich ist: Während das Streuen von Sand in die Augen noch vergleichsweise harmlos erscheint, stellen das Daumenabscheiden, der Einsatz der Rute sowie die Entführung offenkundig massivste Angriffe auf die psycho-physische Integrität dar und sind daher objektiv grausam. Man kann mit anderen Worten sagen, dass eine solche Art der Vermittlung normativer Orientierungen subjektivitätsfeindlich ist: Autonomie soll nicht anerkannt, sondern gleichsam kategorisch ausgeschaltet werden.

Folglich kann man zunächst sagen, dass mit der Metapher vom Mann mit dem Hammer das Marathonlaufen und jene Krisensituation, auf die damit verwiesen wird, in den Kontext von *Sanktion und Abweichung* gestellt werden. Und man fragt sich natürlich nun, um welches ›Vergehen‹ es sich dabei handeln könnte. Um dies zu bestimmten, muss man die Situation genauer rekonstruieren, in der die Metapher typischerweise benutzt bzw. auf die sie typischerweise bezogen wird.

Wie eingangs bereits erwähnt, handelt es sich zunächst um eine für das nichtsportliche Marathonlaufen typische Krisensituation, die sich zunächst als körperliche Erschöpfung ankündigt. Will man nun ans Ziel kommen, muss man diese Erschöpfung ignorieren und durchhalten; man steht eben vor einem Bewährungsproblem. Die eigentliche Krise ist damit keine physiologische, sondern eine psychische. Der Sportpsychologe Andreas Marlovits spricht in diesem Zusammenhang von einer »Krise mit sich selbst« (2006: 154), in die die Laufenden hineingeraten und die sich primär im Selbstzweifel manifestiert: »Was mache ich hier eigentlich?«, »Warum tue ich mir das eigentlich an?« Es scheint, als würde gleichsam die Künstlichkeit der Situation im Bewusstsein der Laufenden aufflackern: Das gesamte Vorhaben erscheint schlichtweg unvernünftig und sinnlos; das Selbstbild, um dessen Er-

98 Die Lesart, dass solche Schreckfiguren die Kinder bloß irgendwie unterhalten sollen, ist hier meines Erachtens wenig stichhaltig, weil dies voraussetzen würde, dass die Kinder bereits kognitiv in der Lage sind, die Schreckfiguren gleichsam auf Distanz zu bringen, was die Schreckfiguren wiederum ihrer Funktion berauben würde. Unterhaltend sind vielleicht Gruselgeschichten, aber nicht Schreckfiguren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

halt die Laufenden bemüht scheinen, ›bröckelt‹: »Das anfängliche selbstbewusste Läufer-Ich«, so Marlovits, »hat sich über die zurückgelegte Laufdistanz immer stärker aufgerieben und ist psychologisch gesprochen auch nicht mehr existent« (ebd.: 155). Dabei zeigt die englischsprachige Version der Metapher »hitting the wall« noch deutlicher, dass es sich bei dieser Situation um eine veritable Krise handelt, denn eine Krise kennzeichnet im Allgemeinen, dass ganz praktisch nicht mehr weitergemacht werden kann, bis eine (vielleicht neue) Lösung gefunden ist.

An diesem Punkt eröffnen sich nun zwei Optionen der Krisenlösung: Entweder man hört auf oder man läuft weiter, und die Bewährung besteht freilich darin, die Erschöpfung zu ignorieren und trotzdem weiterzulaufen; unter Bewährungsgesichtspunkten stellt das Aufhören sozusagen keine ernst zu nehmende Option dar. Die Krise wird insofern gelöst, indem die Exit-Option *innerlich* suspendiert wird. Damit dies möglich wird, müssen die Laufenden sich selbst gleichsam aufgeben und »einer größeren, außerhalb des Selbst liegenden Wirkmacht« (ebd.: 157) überlassen, die etwa durch Gedanken an Partner*innen, Verwandte, Freunde und Bekannte repräsentiert wird, aber auch durch das an der Laufstrecke positionierte Publikum, das die Laufenden anfeuert. Schaffen sie dies, kann ihr »Läufer-Ich« wieder wachsen.

Diese Krisenkonstellation und -lösung lässt sich unter Rückgriff auf George Herbert Meads I-Me-Relationship präzisieren bzw. differenzierter betrachten. Mead (1973[1934]) unterscheidet bekanntlich zwei dynamisch miteinander wechselwirkende Komponenten des Selbst: das »I« und das »Me«. Dabei steht dem »Me«, das die Seite der internalisierten gesellschaftlichen Strukturvorgaben markiert, das »I« als Spontaneitätsinstanz, die sich zu diesen Vorgaben verhält und somit im eigentlichen Sinne handelt, gegenüber. Beteiligt ist das »I« auch dann, wenn gesellschaftlichen Vorgaben entsprochen wird; allerdings tritt es dabei gewissermaßen nicht als »I« in Erscheinung; es handelt dann routinisiert bzw. so, wie es eben erwartet wird, aber es trifft keine wirklich autonome Entscheidung in dem Sinne, dass es eine neue Option wählt bzw. mit den Erwartungen bricht. Daher stellt sich prinzipiell an jeder Sequenzstelle eines Handlungsvollzuges die Frage, wie das jeweilige Handlungszentrum seine Entscheidungen trifft – ob es eigene Routinen reproduziert oder transformiert, ob es normativen Vorgaben folgt oder diese kritisiert usw. Und seine Besonderheit bemisst sich somit genau daran, in welcher Weise es als »I« auf der Folie allgemeiner Strukturen handelt.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Krise im Marathonwettkampf soziologisch adäquater deuten, als dies Marlovits mit dem Begriff des »Läufer-Ich« tut. Denn darin verschwimmt die entscheidende Differenz zwischen dem »I« und dem »Me«. Stellt man diese jedoch in Rechnung, dann sieht man, dass das Läufer-Ich nur das »Me« sein kann. Denn es ist die Instanz, die einen zum Handeln auffordert und in der eben auch das Selbstbild der Laufenden repräsentiert ist: als jemand der/die die Marathondistanz bewältigen kann, bewältigen will, bewältigen soll. Es ist da-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

her instruktiv, dass Marlovits in diesem Kontext die Worte Jesu zitiert: »Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?« (2006: 155), denn sie verweisen eben darauf, dass das Läufer-Ich ein gleichsam idealisiertes Selbstbild ist, das die Laufenden zu erreichen versuchen. Mit zunehmender körperlicher Erschöpfung wird dieses Selbstbild erschüttert, es kommen *Selbst*zweifel auf. Man kann auch sagen: Die marathonspezifische Krise entsteht dadurch, dass die Exit-Option ins Wahrnehmungsfeld des »I« rückt und dieses sich dazu verhalten muss. So gesehen stellt sich die Krise des Selbst im Marathonlauf im Kern – wie grundsätzlich bei allen Krisen der Fall – als eine Krise des »I« dar. Die Exit-Option innerlich abzuwehren, bedeutet also im Grunde, das autonome »I« abzuwehren und es dem im »Me« repräsentierten Selbstbild zu unterwerfen. Natürlich trifft letztlich auch diese Entscheidung das »I«. Aber es ist eben ein unterwürfiges, konformistisches »I«, das darin zum Ausdruck kommt. Um an Marlovits Jesus-Zitat anzuknüpfen: Nicht-sportlich Marathonlaufende sind Märtyrer. Nicht zufällig sind es daher eben die Zuschauenden und die in Erinnerung gerufenen Menschen aus dem persönlichen Nahbereich, die Marlovits zufolge viele Laufende im Krisenmoment zum Durchhalten motivieren. Das Weitermachen, das nach Marlovits zum Wiederaufbau des Läufer-Ich führt, ist also mit Blick auf das »I« ein Regress: Das »I« tritt nicht als autonomes in Erscheinung, sondern subsumiert sich unter die sich auf diese Weise zu eigen gemachte allgemeine Erwartungshaltung, dass man bis zum Ziel durchhält, was eben auch in der Rede vom »Sich-Überlassen« an eine höhere »Wirkmacht« oder alltagssprachlich gewendet: in der Rede von der *Selbst*überwindung sich niederschlägt. Hierin ist entsprechend der Kern der Dynamik der *Konkurrenz mit sich selbst*, wie sie für das nicht-sportliche Marathonlaufen konstitutiv ist, begründet.

Man kann also sagen: Die marathonspezifische Krise wird durch eine *Unterwerfungsleistung* gelöst. In diesem Zusammenhang ist das, was Marlovits ein »glückloses Finish« nennt (2006: 159), instruktiv und bestätigt die vorausgegangene Interpretation. Werden sich Laufende nämlich dieses Mechanismus bewusst, können sie sich ihres Zieleinlaufs bezeichnenderweise nicht mehr erfreuen: »Sie fühlten sich vielmehr verbissen und unglücklich, und wollten den Schauplatz des Geschehens so zügig wie möglich verlassen. Manche berichteten von einer nachwirkenden quälenden Leere in den nächsten Tagen« (ebd.). Das lässt sich mit Mead auch so ausdrücken: Die bewusst gewordene Selbstunterwerfung kann bei einem glücklosen Finish nicht im Sinne einer herausragenden Leistung positiv in das »Me« integriert werden; die Künstlichkeit der Situation, die Zweckfreiheit bzw. der Selbstzweck der Unterwerfungsleistung ist den Laufenden in einer solchen Situation beim Zieleinlauf bewusst, weshalb sie sich die Unterwerfung eben nicht als eine autonome Leistung zurechnen können, wie sie es im Rahmen einer echten Bewährungssituation wie selbstverständlich tun könnten. Diejenigen Laufenden hingegen, denen diese Zusammenhänge verborgen bleiben bzw. sie diese einfach nicht sehen wollen, erle-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ben ein glückliches Finish und können sich die Unterwerfung als autonome Leistung zurechnen.

Bringen wir diese Interpretation der marathonspezifischen Krise nun mit unserer Interpretation der Hammer-Mann-Metapher zusammen, ergibt sich Folgendes: Wir haben eingangs argumentiert, dass diese Metapher auf den Komplex von Sanktion und Abweichung verweist, womit sich die Frage stellte, worin im Falle des Marathonlaufens die Abweichung bestehen könnte. Wenn wir die Metapher nun auf die faktische Krisensituation im Marathon beziehen, dann müssen wir davon ausgehen, dass die Bestrafung nur dem autonomen »I« gelten kann. Denn sofern die Metapher auf diese Krisensituation verweist und die Krise eben dadurch entsteht, dass das »I« aufgrund der physischen Erschöpfung die Künstlichkeit der Situation zu erkennen beginnt, in der Folge die Exit-Option in sein Wahrnehmungsfeld rückt und Zweifel an jenem Selbstbild, am »Läufer-Ich« entstehen, kann die Abweichung auch nur darin bestehen und kann die Sanktion nur dem autonomen Ich gelten. Was sich folglich in der Pragmatik von Kinderschreckfiguren ausdrückt – eine autoritäre, autonomiefeindliche Haltung –, findet sich auch in der Metapher vom Mann mit dem Hammer sowie der Situation, auf die mit ihr verwiesen wird, wieder und wird hier nachgerade verwirklicht: Während etwa der »Schneider mit der Schere« nur eine Drohung verbleibt, ›kommt‹ der Mann mit dem Hammer sozusagen tatsächlich, die Bestrafung findet *wirklich* statt, mit dem Unterschied nur, dass die Laufenden sich gleichsam selbst bestrafen; die ›Männer und Frauen mit den Hämmern‹ sind sie selbst, und als solche vertreten sie eine Haltung, der zufolge das autonome Ich nicht sein darf, ja nachgerade zerstört werden muss.

Das ist also nachgerade der ›Witz‹, ist nachgerade die Essenz des Marathonlaufens als Bewährungsprobe: Die Laufenden begeben sich *freiwillig* in eine simulierte Bewährungssituation, die sie in eine Krise mit sich selbst stürzt und von ihnen dadurch gelöst wird, dass sie das autonome Selbst zum Schweigen zu bringen lernen; die autonome Leistung besteht in der Ausschaltung der wirklich autonomen Ich-Anteile und läuft damit letztlich auf eine *regressive Form von Autonomie* hinaus. Der Autor Haruki Marukami legt diese Struktur bemerkenswert offen, wenn er in seinem autobiographischen Buch »Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede« schreibt:

> »Wenn ich unberechtigten Vorwürfen ausgesetzt bin […] oder wenn jemand, von dem ich erwarte, dass er mich akzeptiert, es nicht tut, laufe ich immer eine längere Strecke als sonst, um den Teil in mir, der sich unbehaglich fühlt, physisch zu erschöpfen. Dabei erkenne ich, wie begrenzt meine Fähigkeiten sind und wie schwach ich bin. Ich erfahre meine Beschränkungen. Zugleich gewinne ich durch diese längeren Läufe an Körperkraft. Wenn ich wütend bin, richte ich die Wut gegen mich selbst. Wenn ich etwas bereue, gibt mir das Laufen das Gefühl, mich zu verbessern. So habe ich immer gelebt.« (Marukami 2010.: 25)

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hierin zeigt sich entsprechend auch, dass es eine grundsätzliche Autonomieproblematik gibt, die die Lebenspraxis als Ganze betrifft und die mit dem Laufen insofern kompensiert wird, als dass die autonomen Ich-Anteile schlichtweg zum Schweigen gebracht werden, anstatt sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Gerade bei »unberechtigten Vorwürfen« läge es doch nahe, sich zu wehren, sich diesen entgegenzustellen. Marukami hingegen suggeriert, auf die ›Angriffe‹ lediglich mit Selbstdestruktion zu antworten.

Im Übrigen zeigt sich die Struktur der Selbstunterwerfung und regressiven Autonomie ebenfalls in der Rede vom *inneren Schweinehund*, die im Zusammenhang mit dem Marathonlaufen bzw. generell mit freizeitsportlichen Aktivitäten ebenso des Öfteren Verwendung findet. Kennzeichnend ist für die pragmatische Wohlgeformtheit dieser Äußerung, dass es auch hier immer um *zweckfreie* Situationen sich handelt. Man kann zwar sagen, dass man keine Lust zu arbeiten habe, aber man würde in diesem Kontext nicht davon sprechen, dass man den inneren Schweinehund überwinden müsse, denn so oder so: man muss zur Arbeit; die Frage, ob man das macht oder nicht, stellt sich nicht. Sie stellt sich nur, wenn es um eine fakultative Aktivität geht. Entsprechend wird auf den inneren Schweinehund typischerweise in Situationen verwiesen, in denen man sich zu zwingen versucht, etwas zu tun, was man eigentlich weder tun will noch muss. Entscheidend dabei ist, dass man sich ausdrücklich *ohne Not* (= ohne medizinische Indikation z.B.) einem bestimmten, idealisierten Selbstbild unterwirft. Die Not wird künstlich erzeugt und zur Tugend verklärt: Wer seinen inneren Schweinehund im Griff hat, gilt als willensstark; das zu können, gilt als etwas Positives. Faktisch jedoch wird damit zum Ausdruck gebracht, dass das autonome Ich ein grundsätzliches Problem darstellt und gleichsam bekämpft werden muss. Ja, im Grunde kann man sagen, dass es durch die Kennzeichnung als innerer *Schweinehund* nachgerade diffamiert wird; es sei etwas Schlechtes, Abstoßendes und daher zu Überwindendes, so die Implikation des ursprünglich eben tatsächlich als grobes Schimpfwort gebrauchten Ausdrucks, welcher nicht zufällig auch im Soldaten-Jargon der Wehrmacht verbreitet war.

Vor diesem Hintergrund lässt sich nun feststellen, dass das nicht-sportliche Marathon- bzw. Langstreckenlaufen damit in die Nähe masochistischen Handelns rückt. Was aber kann darunter verstanden werden? Masochistisches Handeln ist zunächst einmal ein Handeln, dass sich gegen das Selbst richtet – sei es durch Unterwerfung unter eine Autorität oder autodestruktiv. Entscheidend ist die Maxime, dass das Ich nicht sein darf. »Masochismus«, so Erich Fromm (1989[1947]) treffend, »ist der Versuch, sein individuelles Selbst loszuwerden« (ebd.: 71). Der klinische oder pathologische Masochismus wird in der psychoanalytischen Diskussion – auf die wir hier nicht weiter eingehen können – entsprechend in den allgemeinsten Grundzügen so definiert, dass es dabei um ein Handeln geht, das der Unterwerfung und des Schmerzes willen vollzogen wird sowie zwanghaft und unbewusst ist und bei dem aus der Unterwerfung Lust und Befriedigung geschöpft werden, was auch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Form masochistischer Perversion annehmen kann (vgl. Wurmser 1998: 38ff.). Davon wird ein normales bzw. nicht pathologisches masochistisches Handeln unterschieden, das lediglich im Dienste eines bewussten und rationalen Zwecks steht (Training, Zahnarztbesuch, Unterwerfungsleistungen im Kontext sozialer Beziehungen etc.). Die Muster masochistischen Handelns selbst, so Wurmser, seien »universell«, die Pathologie liege vor allem in der Zwanghaftigkeit (ebd.: 41).

Auch Fromm (1936) macht in seiner gleichsam klassischen Definition des autoritären Charakters die Unterscheidung zwischen pathologischen und nicht pathologischen Formen des Masochismus, wenn es heißt, dass masochistische Strebungen darauf abzielten,

> »unter Preisgabe der Individualität der eigenen Persönlichkeit und unter Verzicht auf eigenes Glück das Individuum an die Macht hinzugeben, sich in ihr gleichsam aufzulösen und in dieser Hingabe, die in den pathologischen Fällen bis zum Erleiden körperlicher Schmerzen geht, Lust und Befriedigung zu finden.« (ebd. 1936: 115)

Ihm zufolge besteht das zentrale Unterscheidungskriterium jedoch nicht, wie bei Wurmser, darin, ob die Praxis zwanghaft und unbewusst ist, sondern ob körperliche Schmerzen angestrebt werden, wobei auch Fromm zwischen einer zweckrational motivierten Unterwerfung und einer zweckfreien bzw. irrationalen differenziert (vgl. ebd.: 108ff.). Die Unterwerfung und die Bedingung, dass an dieser sowohl gelitten als auch Lust aus dieser geschöpft wird, sind für ihn ansonsten aber auch bei den nichtpathologisch-masochistischen Fällen zentral. Wichtig ist zudem – wobei dieser Gedanke bei Fromm noch eher den Status einer Vermutung bei Wurmser (1998: 41) hingegen schon den einer Feststellung hat –, dass das Leiden sowohl in den pathologischen als auch nicht pathologischen Fällen nicht selbst angestrebt wird bzw. das Ziel ist, » sondern als stärkster Ausdruck des völligen Unterworfenseins« (Fromm 1936: 122) fungiert; es verbürgt gleichsam das Unterworfensein, manifestiert es, aber die eigentliche Lust resultiert aus der Unterwerfung, nicht aus dem Leid; die Lust stellt sich gleichsam ein, wenn und weil das Ich ausgelöscht worden ist; das Lustvolle ist der Ich-Verlust. Als weiteres Unterscheidungsmerkmal zwischen pathologischem und nicht pathologischem Masochismus fügt Fromm in einer Fußnote außerdem hinzu, dass in den pathologischen Fällen den Betroffenen »die Fähigkeit zu jener Aktivität« fehlt, die der nicht pathologische Typus demgegenüber sehr wohl hat, was bedeutet: er ist grundsätzlich handlungsfähig, was für kranke Masochistinnen und Masochisten nicht gilt (ebd.: 121, Fn. 1). Gleichwohl meint Fromm mit »Aktivität« hier Handlungen, die sich *qualitativ* fundamental von nicht-masochistischer Aktivität unterscheiden:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

> »Aktivität heißt für den masochistischen Charakter, unter ehrfürchtiger Unterordnung unter das historisch schicksalhaft Gegebene und den Auftrag einer höheren Macht das Bestmögliche zu tun. Das Mass an Aktivität des autoritär-masochistischen Charakters muss an sich nicht geringer sein als das des nicht autoritären. Die Qualität ist anders: es haftet ihr immer der masochistische Zug der Neigung zur Unterwerfung an.« (ebd.: 120)

In Bezug auf das Laufen bzw. Marathonlaufen wird in der Lauf- bzw. Marathonliteratur eher davon abgesehen, es als masochistisch zu sehen. So spricht Reischer (2001: 29) etwa von einem »purposeful suffering« und meint damit im Kern einen nicht pathologischen, gleichsam zweckrationalen Masochismus: Die Unterwerfung und potenzielle Schmerzen werden nur in Kauf genommen, um sportliche Ziele zu erreichen (vgl. allgemein zum Thema Laufen bzw. Sport und Schmerz etwa Bale 2006 o. Roderick 2006). Dies ist im Falle *sportlichen* (Marathon-)Laufens freilich einleuchtend. Bei *nicht-sportlichen* Laufaktivitäten hingegen nicht. Denn hier ist ja, wie oben argumentiert wurde, die Selbstunterwerfung nachgerade das Ziel; sie ist zweckfrei bzw. selbstzweckhaft. Anderenfalls würde die Bewährungsprobe auch nicht funktionieren. Zugleich wird genau das aber auch als befriedigend erlebt: Das glückliche Finish erleben eben diejenigen, die sich die Selbstunterwerfung als Leistung zurechnen und sich daran erfreuen können. Insofern scheint es mir – vor allem mit Bezug auf Fromms Definition – gerechtfertigt, davon zu sprechen, dass die Grundstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens zumindest im *nicht pathologischen*, *strukturellen* Sinne *masochistisch* ist; das Selbst darf nicht sein und muss unterworfen werden. Inwieweit dann aber ein pathologisch-masochistisches Handeln vorliegt, ist meines Erachtens zum einen eine empirische Frage und lässt sich nicht pauschal beantworten. Zum anderen müsste auch in Auseinandersetzung mit psychologischer bzw. psychoanalytischer Literatur noch genauer herausgearbeitet werden, worin das Pathologisch-masochistische genau besteht und sich manifestiert. Anhand der oben herangezogenen Kriterien von Wurmser und Fromm müsste es jedenfalls mindestens eine zwanghafte Praxis sein, bei der es wesentlich darum geht, in körperliche Schmerzen hineinzulaufen und die als Lebenspraxis nicht funktioniert bzw. die nicht fähig zur Aktivität im Sinne Fromms ist.

Wenn wir nun zu der Frage zurückkommen, was für eine Form von Bewährung im nicht-sportlichen Marathon zum Ausdruck gelangt, dann lässt sich eben sagen, dass es um *Bewährung durch Unterwerfung* geht: Das Subjekt bewährt sich genau dann, wenn es seine Autonomie aufgibt, sich als Subjekt im Grunde auflöst. Die autonome Leistung besteht also genauer gesagt in einer Selbst-Unterwerfung.[99]

99 Interessanterweise drückt sich die Struktur der Selbstauslöschung ja auch schon im Ursprungsmythos des Marathonlaufs aus: Der Läufer Pheidipiddes, der den rund 40 Kilome-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Diese Struktur erinnert insofern auch an mönchische Askesen oder Meditationen, bei denen es – entgegen der Selbstauffassung der sie Praktizierenden – faktisch ebenfalls darum geht, dass autonome Selbst stillzustellen (s. dazu auch das Kap. 4.2), und es sind nicht zufällig höchst repetitive, auf Ausdauer abstellende und daher gleichsam naturwüchsig zermürbende Aktivitäten, die dafür aufgesucht werden. »Beim Laufen«, so Marlovits,

> »setzen wir ähnlich wie beim Gehen, nur etwas schneller, ein Bein nach dem anderen auf den Boden, sodass eine kleine Flug- oder Schwebephase zustande kommt. Ansonsten zeichnet sich das Laufen durch Monotonie der ständigen Wiederholung ein- und derselben Bewegung aus. Was sich an der Bewegungsform des Laufens mal ändert, ist die Frequenz der Schritte, das Tempo. Sicherlich nicht der Stil. Der ist seit Jahren gleich und macht den Läufer einzigartig im Vergleich zu allen anderen Läufern. Keine Variationen, keine Spielarten, nein, immer gleich bleibendes Perpetuieren mit minimaler Änderung der Frequenz.« (2006: 15)

Dies korrespondiert auch mit den Erfahrungen, die man typischerweise in der Schule bzw. beim ersten ›richtigen‹ Laufen macht: Man empfindet es nicht nur als anstrengend, sondern auch als langweilig und gewissermaßen zermürbend. Ganz anders etwa beim Fußball bzw. einem Sport*spiel*. Im Übrigen ist es im Fußballmilieu ja auch nicht umsonst üblich, das Laufen als Sanktionsinstrument für diejenigen einzusetzen, die sich beim Training ›daneben‹ benehmen. Die Struktur der Bewährung durch Unterwerfung ist indes nicht aufs Laufen begrenzt, sondern scheint mir ein genereller Mechanismus zu sein, der mit Durchhalten von Strapazen und Anstrengungen verbunden ist und der eben innerhalb verschiedener Aktivitäten vorkommen kann. Aber natürlich eigenen sich dafür vor allem Sportarten, die auf Ausdauer abstellen und den Teilnehmenden die Möglichkeit bieten, Wettkämpfe als Bewährungsproben zu nutzen (z.B. Schwimmen, Radfahren, Laufen, oder alles zusammen genommen: Triathlon).

Das Gesagte bedeutet, wie bereits angedeutet, nicht, dass alle nicht-sportlich Laufenden in jedem Marathonwettkampf sozusagen diesen existenziellen Kampf führen; es ist natürlich vorstellbar, dass jemand so trainiert ist, dass er oder sie gar nicht erst in eine manifeste Krise mit sich selbst kommt. Der entscheidende Punkt ist aber, dass sie dann sozusagen bereits über sich selbst gesiegt haben, indem sie

---

ter langen Weg von Marathon nach Athen zurückgelegt haben soll, um den Sieg der Athener über die Perser zu verkünden, bricht nach Erledigung seiner Aufgabe tot zusammen – was könnte selbstauslöschender sein? Der Unterschied zum nicht-sportlichen Marathonlaufen liegt gleichwohl darin, dass Pheidipiddes freilich nicht zweckfrei, sondern im Dienste der Überbringung einer Botschaft gelaufen und gestorben ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

eben so viel trainiert haben, dass die Krise nicht mehr akut aufkommt und die Exit-Frage sich gar nicht erst stellt. Das ist im Grunde ja auch bei sportlich Laufenden der Fall, nur, dass das Ziel der Selbstunterwerfung, von der man ansonsten annehmen kann, dass sie auch bei sportlich Laufenden in jedem Wettkampf ein Stück weit notwendig ist, da es ja darum geht, an die Grenze zu gehen und mit anderen zu konkurrieren, hier eben der Leistungsvergleich mit anderen und nicht die Unterwerfung selbst ist. Daher scheint es letztlich auch unwahrscheinlich, dass es im nicht-sportlichen Bereich viele Laufende gibt, die aufgrund eines hohen Fitnesslevels nicht mehr in eine Krise mit sich selbst kommen. Denn wenn es bei dieser Praxis im Kern um Kompensation von Bewährungs- und Autonomieproblematiken geht, dann liegt es nahe, dass die Bewährungsprobe immer als solche auch präsent sein muss. Daher ist anzunehmen, dass sobald das Marathonlaufen einen nicht mehr in eine akute Krise mit sich selbst zu führen vermag, weil man entsprechend trainiert ist, man zu längeren Distanzen übergeht oder sich vornimmt, schneller zu laufen, um wieder in die Krise zu kommen. Dies würde, wie angemerkt, jedenfalls die Eskalationsdynamik, welcher viele Laufkarrieren unterliegen und damit verbunden die gegenwärtig zu beobachtende Tendenz zu extremeren Ausdaueraktivitäten wie Ironman oder Ultramarathon erklären.

Exkurs Ende

Nachdem wir nun die besondere Sinnstruktur des Marathonlaufens in ihren wesentlichen Grundzügen rekonstruiert und im Durchgang durch einige zentrale Ergebnisse aus der sportsoziologischen und -psychologischen Forschung zum Laufen auf die Spur gestoßen sind, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen etwas mit der Kompensation von Krisen im Zusammenhang mit Bewährungs- und Autonomieproblematiken im Alltagsleben zu tun haben könnte, stellt sich aus soziologischer Perspektive die Frage, welche Rolle soziale Strukturen dabei spielen. Hier bietet es sich an, sich jenen Ansätzen innerhalb der Sportsoziologie zuzuwenden, die den Sport als Ausgleich von gesellschaftlich bedingten Problemlagen begreifen. Zwar haben wir in der Auseinandersetzung mit den »kompensatorischen Fehlschlüssen« nach Werron (2010) festgestellt, dass diese Ansätze im Hinblick auf die Bestimmung der Struktureigenschaften sportlicher Praxis problematisch sind, weil sie den Sport nicht oder nur begrenzt als einen eigenlogischen Strukturzusammenhang konzipieren können, *auf der Ebene der Motivationsstruktur* von Sporttreibenden erscheinen sie aber als durchaus plausibel.

Eine Variante kompensatorischer Ansätze, welche prominent von Helmuth Plessner und Jürgen Habermas vertreten wird, argumentiert (oder lässt sich im Falle Habermas' zumindest so verstehen), dass Sport eine »Ausgleichsreaktion« auf die Strukturen der industrie- bzw. spätkapitalistischen Arbeitswelt sei. Bei Plessner (1985[1956]) kommen dem Sport insgesamt drei Ausgleichsfunktionen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

zu: 1. die Funktion des Ausgleichs eines Bedeutungsverlusts des Körpers im Zuge des Wandels der Arbeitswelt und der Mobilitätsweisen. 2. die Funktion des Ausgleichs von Sinndefiziten, die sich als Folge von Entfremdungserfahrungen in der Arbeitswelt einstellen. Die Menschen in der industriellen Arbeitsgesellschaft, so Plessner, würden »alle mehr oder weniger zu Rädern in einem Getriebe«, würden »auswechselbar« und ihre individuelle Leistung unsichtbar, und zwar unabhängig davon, »zu welcher »Heeresgruppe« der Arbeit sie gehören: zur Arbeiterschaft, zu den Angestellten oder zu den Intellektuellen« (ebd.: 151, Hervh. i.O.). Der Mensch jedoch möchte »gesehen werden, bewundern und bewundert werden« (ebd.), und der Sport, so die These, biete hierfür eine Kompensationsmöglichkeit, weil sich innerhalb seiner Strukturen individuelle sportliche Leistungen für alle verstehbar kommunizieren ließen. Und 3. Schließlich könne der Sport unterdrückte Aggressionstriebe ausgleichen (vgl. ebd.: 160).

Über die erste Funktion haben wir im Grunde schon alles gesagt: Nicht nur im Hinblick auf Sport generell, sondern vor allem auch speziell auf das Marathonlaufen erscheint es unplausibel, dort etwaige Entkörperlichungserfahrungen bzw. -folgen zu kompensieren; hierfür wären gesundheits- und bewegungsorientierte Aktivitäten adäquater. Auch die dritte Funktion wollen wir einklammern. Die zweite Funktion hingegen erscheint generell zunächst einmal plausibel. Entsprechend finden sich in der einschlägigen Laufliteratur ebenfalls Ansätze dieser Argumentation, so wenn es etwa bei Lutz (1989) heißt:

> »Überlegungen zum Autonomieverlust im Arbeitsprozeß, Enteignungen von Gestaltungskompetenz und Anonymität lassen durchscheinen, daß möglicherweise die Subjektivierung der Lebensverhältnisse, auch und vor allem der Mittelschichten, zwar eine Hoffnung auf die Verwirklichung von individueller Selbstentfaltung und Glück produzierten, diese aber in einem wesentlichen Bereich gesellschaftlicher Wirklichkeit, dem Arbeitsleben, nicht voll zur Geltung kommen ließen. Folge wäre, daß man sich in der Freizeit hierfür schadlos halten will, und versucht gesellschaftliche Versprechungen für sich einzuholen.« (ebd.: 172–173)

Und auch Neckel (2000) argumentiert, dass etwa die Persönlichkeitseigenschaften, die im Marathonlaufen zum Ausdruck kämen – das sind bei ihm: »Vertrauen auf die eigenen Fähigkeiten, Glaube an Zukunft und Vernunft sowie ein Drang zur rücksichtslosen Selbstverbesserung« (ebd.: 133) –, »in den ruhigen Bahnen des Alltagslebens« nur selten demonstriert werden könnten, wogegen sie im Marathonlaufen »als gleichsam letztinstanzliche menschliche Wesenseigenschaften eine hohe soziale Bewertung erfahren: Mut, Kampfbereitschaft, Haltung« (ebd.: 140). Der Marathon, so Neckel, sei »die Leidenschaft der Lehrer, die Obsession der Techniker und der Angestellten, der Ingenieure, der Ärzte und Intellektuellen« (2000: 133), die dort

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

ihr milieu- und schichtspezifisches Selbstverständnis zum Ausdruck brächten. Wir kommen darauf noch zurück.

Die These der Kompensation von Sinn durch Sichtbarmachung individueller Leistung im Sport lässt sich mithilfe der Typologie des Freizeitverhaltens von Habermas (1967[1958]) noch etwas genauer einordnen. Dieser zufolge können wir den Ausgleich von Defiziterfahrungen aus der Arbeitswelt durch solche Aktivitäten wie Marathonlaufen zum *suspensiven* Typus des Freizeitverhaltens zählen.[100] Habermas geht grundsätzlich von der Überlegung aus, dass die Freizeit eine Komplementärfunktion für die Arbeit erfüllt und unterscheidet dabei im Kern zwei Funktionen: die kompensatorische und eben die suspensive (vgl. ebd.: 35). Bei beiden geht es darum, dass sie arbeitsweltliche Defizite bzw. Missstände ausgleichen, aber sie tun es doch auf eine je grundlegend verschiedene Weise: Während es dem kompensierenden Typus in seiner Freizeit darum geht, eine möglichst große Distanz zum Arbeitsalltag aufzubauen, nehme das suspensive Freizeitverhalten die Form von, wenn auch selbstbestimmter, »Quasi-Arbeit« an (ebd.: 36). Dafür wird entsprechend ein Großteil der Freizeit bzw. tendenziell die gesamte Freizeit verwendet. Besonders ist am suspensiven Typus auch, dass die Freizeit hier eine »Erfüllung« verspricht, »die echt ist und nichts von einer Ersatzbefriedigung an sich hat« (ebd.: 36). Umgekehrt wird beim kompensativen Freizeitverhalten eben gerade diese »Erfüllung«, die im Arbeitsalltag versagt bleibt, nicht mehr angestrebt: »Man findet sich mit den Versagungen ab und will Kompensation; man will abschalten, einen Strich ziehen zwischen dem »Dienst« und dem »Leben« (ebd., Hervh. i.O.). Habermas teilt nun die beiden Typen in je drei Subtypen ein, von denen wir uns im Folgenden jedoch nur die suspensiven anschauen wollen, weil Freizeitsport hierzu, wie gesagt, am ehesten passt. So nennt er zum einen den Typus, der in seiner Freizeit derselben Tätigkeit nachgeht, welche er auch im Rahmen der normalen Erwerbsarbeit verrichtet. Man könnte sich zum Beispiel eine Schweißerin vorstellen, die auch in ihrer Freizeit schweißt; einen IT-Fachmann, der in seiner Freizeit programmiert; oder etwa eine Journalistin, die in ihrer Freizeit Zeitungsartikel schreibt usf. Zum anderen ist da der Typus, der einem Hobby im Bereich handwerklicher oder gartenbezogener Arbeit nachgeht, das vom Vollzug her ebenfalls den Charakter von Arbeit hat, aber eben nicht mit der jeweils regulär ausgeübten Arbeit identisch ist. Und schließlich gibt es den Typus, der noch stärker auf den Aspekt der Sinnstiftung und -suche abstellt – z.B. auf religiöses bzw. quasi-religiöses Engagement, Ehrenamt oder eine gleichsam »reformhäuslerische Fetischisierung der eigenen Gesundheit« (ebd.: 37). Dieser Typus ist nicht an gesellschaftlich oder anderweitig irgendwie nützliche Tätigkeiten gebunden, sondern inkludiert auch zweckfreie Aktivitäten.

100 Habermas selbst sieht den Sport eher auf der Seite der kompensatorischen Aktivitäten, was aber wohl damit zu tun hat, dass er hier vor allem die Sportrezeption im Blick hat.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Das nicht-sportliche Marathonlaufen scheint mir nun recht gut insbesondere demjenigen suspensiven Typus zu entsprechen, welcher verstärkt Sinnerfüllung kompensiert. Denn zum einen nimmt auch das Marathonlaufen ebenfalls eine quasi-berufliche Gestalt an. Berücksichtigt man den Trainingsaufwand bzw. die generell durch das Training gebundene Zeit, so scheint doch ein nicht unerheblicher Teil der Freizeit dafür aufgewendet werden zu müssen, zumal die Bandbreite des Marathontrainings immer größer zu werden scheint, sofern Freizeitsportler*innen in einschlägigen Trainingsbüchern neben dem eigentlichen Lauftraining nunmehr noch Krafttraining, Physiotherapie/Massagen, Dehnübungen und spezielle Technik-Übungen fürs Laufen (auch »Lauf-ABC« genannt) oder auch andere Bewegungspraktiken wie Schwimmen oder Radfahren zum Ausgleich der einseitigen Belastungen beim Laufen nahelegt werden (vgl. z.B. den Trainingsplan für eine 4-Stunden-Marathonzeit bei Beck 2016: 210). Konkret sollte man nach Beck für ein Marathontraining *durchschnittlich* 1,5 Stunden pro Tag als durch das Training gebundene Zeit (d.h. inkl. An- und Abfahren, Umziehen, Duschen etc.) einplanen (vgl. ebd.: 40). Damit wären pro Woche durchschnittlich ca. 10,5 Stunden nur durch das Training gebunden. Die Beschäftigung mit Ernährungs- und Trainingsfragen sowie die Planung von und Teilnahme an Wettkämpfen kämen noch hinzu. Der Trainingsumfang hängt aber natürlich auch stark von den jeweiligen Zielen ab und steigt entsprechend, je ambitionierter die Marathonzielzeiten werden. Zudem muss man davon ausgehen, dass die sozusagen am Stück durch das Laufen gebundene Zeit recht hoch ausfällt, wenn etwa lange Läufe trainiert werden, was dann auch schon mal zwei bis drei Stunden einnimmt. Dies korrespondiert auch der Tendenz nach mit den empirischen Ergebnissen von Kreitz (1996), die feststellt, dass die Laufenden im Mittel auf eine Distanz von rund 76 Wochenkilometern kommen (ebd.: 165), was bei einer durchschnittlichen Geschwindigkeit von +/- 10 km/h etwa siebeneinhalb Stunden reiner Laufzeit entspricht. Einerseits scheint also ein nicht unerheblicher Teil der Freizeit durch das Marathonlaufen gebunden zu werden, sodass für andere freizeitliche Aktivitäten sowie gegebenenfalls für die Familie weniger Zeit bleibt; damit entsteht das Erfordernis, die gesamte Freizeit stärker zu organisieren bzw. zu planen. Daher kann man sagen, dass Marathonlaufen durchaus eine Zusatzbelastung im Alltag darstellt. Andererseits muss man aber auch sagen, dass die Quasi-Beruflichkeit des Marathonlaufens letztlich wohl mehr mit der Art und Weise der Planung und Organisation des Trainings- und Wettkampfgeschehens sowie mit dem Leistungsanspruch und den Leistungsanforderungen im Marathonlauf zusammenhängt als mit dem reinen Zeitaufwand. Denn selbst mit einer Teilzeitstelle ist man ja immer noch länger durch den eigentlichen Beruf gebunden als durch das Marathonlaufen. Und auch im Vergleich zu anderen Freizeitaktivitäten scheinen rund zehn Stunden pro Woche zwar viel, aber wiederum nicht so viel, dass man davon sprechen müsste, dass die *gesamte* Freizeit durch das Laufen gebunden wäre. Im Amateur-Fußball zum Beispiel wird

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

man ähnlich viel Zeit benötigen, und wer viele Serien und/oder Dokumentationen schaut, Computerspiele oder ein Musikinstrument spielt, Musik hört oder Bücher liest, wird schnell auch mehr als zehn Stunden pro Woche investieren. Erklärungsbedürftig ist daher letztlich weniger, warum Marathonlaufende einen Gutteil ihrer Freizeit freiwillig in eine anstrengende bzw. stark fordernde Tätigkeit investieren, sondern vielmehr, *warum sie ausgerechnet eine Aktivität wählen, bei der es im Kern um Bewährung durch Selbstunterwerfung geht* und eben nicht eine der anderen müßigen Aktivitäten, die eher mit Zerstreuung, Spaß, Selbstentfaltung usw. verbunden sind: Einen ganzen Tag lang Serien zu schauen, ein Instrument oder Computerspiele zu *spielen*, würde man nicht mit Arbeit verbinden; drei Stunden Lauftraining schon eher.

Zum anderen passt das Marathonlaufen aber auch insofern zum suspensiven Typus, für den Sinnstiftung wichtig ist, als dass es nicht nur mit einer ›Philosophie‹ verbunden zu sein scheint (das elitäre Denken bei Lutz etwa oder die ausgeprägte Gesundheitsorientierung), sondern ebenfalls eine zweckfreie Tätigkeit ist. Denn der Versuch, etwas mit solchen sinnsuchenden Aktivitäten zu kompensieren, »enthüllt« nach Habermas gerade durch die Zweckfreiheit dieser »seine Ironie« (1967[1958]: 37). Das freizeitliche Marathonlaufen verspricht demnach zwar eine reale Bewährung, bleibt aber letztlich eine bloß künstliche und selbstbezügliche. Daher argumentiert Habermas auch, dass die Freizeit am Ende nur »den Schein individuell disponibler Zeit« (ebd.: 28) habe und maßgeblich »von den Bedürfnissen der Berufssphäre bestimmt« bleibe (ebd.: 30). Die beruflichen Bedingungen, die die Ausgleichsaktivitäten überhaupt erst notwendig machen, bleiben ja weiterhin bestehen, und entsprechend bleibt letztlich auch die Suspension eine Kompensation, mit dem Unterschied nur, dass dabei vor allem in der Arbeit nicht realisierbare Ansprüche auf individuelle Leistung bzw. auf Selbstverwirklichungsbestrebungen kompensiert werden, während beim von Habermas als kompensatorisch bezeichneten Verhalten vor allem die allgemeine psycho-physische Erschöpfung durch entfremdete Arbeit kompensiert wird. Die ›Suspensiven‹ bringen folglich eine habituell stark verwurzelte Leistungs- bzw. Selbstverwirklichungsorientierung mit und identifizieren sich im Gegensatz zu den ›Kompensierenden‹ prinzipiell mit den in der Arbeitswelt an sie gestellten Erwartungen. Letztlich, so Habermas, stellen beide Ausgleichstypen eine »Fehlleistung« dar, weil in der Art, wie sie praktiziert werden, »sich die Berufsarbeit selber zu Wort meldet« (ebd.: 38). Dieser Gedanke ist im Hinblick auf das formal-sportliche Marathonlaufen sehr interessant, weil es ja eine ähnliche Widersprüchlichkeit zum Ausdruck bringt: Das Marathonlaufen eröffnet zwar Kompensationschancen für Autonomie- bzw. Bewährungsdefizite, nivelliert diese aber zugleich durch die Selbstunterwerfung und die Künstlichkeit der Bewährungssituation; die Kompensationspraxis ist selbstbestimmt und stellt in sich auf Autonomie ab (Betonung der individuellen Leistungsfähigkeit), aber der Struktur nach ist sie selbst entautonomisierend.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Dazu passt auch gut eine arbeitsweltliche Belastungsstruktur, die Habermas mitunter als eine zentrale Ursache für den Ausgleichsbedarf sieht. Freilich ist sie bei ihm noch auf die industriell geprägte Arbeitswelt bezogen, strukturell gesehen scheint sie mir aber auch für die heutige Arbeitswelt gültig zu sein; er nennt sie die »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (ebd.: 33). Problematisch an hocharbeitsteiligen Tätigkeiten ist Habermas zufolge demnach nicht einfach nur die Tatsache, dass die Arbeitenden nur partiell gefordert seien – das ist ja im Grunde mit Ausnahme vielleicht der professionalisierten Berufe bei allen Berufen in modernen Gesellschaften der Fall –, sondern dass sie dabei dennoch der Anforderung ausgesetzt sind, ungeachtet der Einfachheit bzw. Repetitivität der jeweiligen Aufgabe jederzeit ›voll da zu sein‹, das heißt: sich nicht nur in höchstem Maße auf die jeweilige Sache zu konzentrieren, sondern auch grundsätzlich flexibel und anpassungsfähig zu sein. Die Erwartung ist, dass sie sich *unabhängig von der jeweiligen Aufgabe tendenziell vollständig mit dieser und dem Unternehmen, in dem sie arbeiten, identifizieren*; die Unverhältnismäßigkeit besteht folglich darin, dass die Arbeitenden *als ganze Individuen dem Unternehmen zur Verfügung stehen sollen, obwohl das von den faktischen Aufgaben, die sie ausführen, nicht gedeckt bzw. auch nicht erforderlich ist*:

> »Diesem nichtqualifizierten Arbeitspersonal wird eine stets bereit gehaltene Aufmerksamkeit und vor allem eine außerordentliche Verantwortung abverlangt. Jedoch entspricht dieser ›Bereitschaft an sich‹, kein irgend nennenswerter Arbeitsvollzug. […] Dieser neuen und überraschendsten Unverhältnismäßigkeit industrieller Arbeit sucht man übrigens jetzt schon durch Überlegungen derart vorzubeugen: wie man die Arbeitsmoral künstlich stimulieren könne. Im Arbeiter sei durch human relations das Bewußtsein der Wichtigkeit ihres Beitrages wachzuhalten und eine ähnliche Identifikation mit dem Unternehmen, ein ähnlicher ›Korpsgeist‹ herzustellen, wie man das heute vom Management bereits gewohnt ist.« (ebd.: 35, Hervh. i. O.)

Zweifelsohne deuten sich in dieser Struktur Widersprüche an, wie sie im Zusammenhang mit den bekannten arbeitssoziologischen Themen wie Subjektivierung, Entgrenzung, Flexibilisierung oder Wandel von Anerkennungsbeziehungen auch für die gegenwärtige Arbeitswelt festgestellt wurden (vgl. etwa Sennett 1998; Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007; Voswinkel 2002, 2022). Die Forderungen nach Autonomie und Selbstverwirklichungschancen in der Arbeit etwa, die in den 1960er und 1970er Jahren laut wurden (»Künstlerkritik« [Boltanski/Chiapello 2003]) und heute nicht nur zu einer realen Ausweitung arbeitsweltlicher Autonomiespielräume in vielen Bereichen der Arbeitswelt beigetragen haben, sondern nunmehr auch von der Arbeitgeber*innenseite an die Arbeitenden gestellt werden, können sich, wie etwa Stephan Voswinkel (2022) argumentiert, unter bestimmten Bedingungen –

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

indirekte Steuerung etwa – auch in ihr Gegenteil verkehren und Autonomie und Selbstverwirklichung *auf der Praxisebene* nachgerade blockieren, ohne dass sie *als normative Orientierungen* jedoch ihre Geltung verlieren würden; genau darin liegt das Paradoxe. Besonders gut scheint mir in diesem Zusammenhang eine Haltung zu passen, die Voswinkel mit dem Begriff des »reflexive[n] Konformismus« (2002: 83) kennzeichnet und die gewissermaßen typisch für die Anerkennungsbeziehungen in der modernen Arbeitswelt ist. Exemplarisch kommt sie in den Evaluationspraktiken (360°-Feedback) zum Ausdruck bzw. wird durch diese gleichsam miterzeugt, die lediglich die *Bewertung der Arbeitenden* in den Vordergrund stellen und nicht etwa Vorgaben oder Verbesserungsvorschläge, zu denen die Arbeitenden sich dann auch verhalten könnten; stattdessen wird offengelassen, worin die Erwartungen an sie eigentlich bestehen und so eine Machtstruktur implementiert, die einen reflexiv-konformistischen Charakter förmlich erzeugt: »Man kann«, so Voswinkel, »diese Evaluationen als die Herrichtung eines außengeleiteten Sozialcharakters beschreiben, dessen Subjektivität darin besteht, eigenständig die Erwartungen zu erspüren und das Selbstmanagement zu entwickeln, mit dem er den Fremdanforderungen am besten gerecht werden kann« (ebd.: 82–83). Diese Haltung entspricht der Struktur der Bewährung durch Unterwerfung, denn hier wie dort ist das Autonome eben auf die Unterwerfungsleistung selbst reduziert bzw. wird Unterwerfung als autonome Leistung zugerechnet. Und es scheint nicht abwegig, dass in Arbeits- und Anerkennungsbeziehungen, die so widersprüchlich konstituiert sind, eine Bewährungsstrategie ausgebildet wird, die sozusagen nachgerade darauf spezialisiert ist, das autonome Ich zu unterdrücken, weil sie eben zwei eigentlich unvereinbare Dinge zu verbinden ermöglicht: die gleichsam unbedingte Erfüllung von Fremderwartungen auf der einen und die Aufrechterhaltung des Autonomieanspruchs an sich selbst auf der anderen Seite. Und im Marathonwettkampf kann diese auf die Probe und zur Schau gestellt werden.

Die Kontrastierung zu Meditationspraktiken legt es indes nahe, dass das Marathonlaufen nur einen möglichen Umgang mit Autonomie- und Bewährungsproblematiken, die im Beruflichen wurzeln, unter mehreren abgeben könnte. So könnte man sich neben der Meditation ja prinzipiell auch Exit- oder Voice-Optionen vorstellen, und das Burn-out-Phänomen ist ebenfalls hinlänglich bekannt und lässt sich nachgerade als Manifestation des Scheiterns am Widerspruch zwischen selbst- und fremdgesetzten Autonomieansprüchen und der Unmöglichkeit der berufspraktischen Realisierung der ersteren lesen (vgl. Neckel/Wagner 2014). Alle diese Optionen haben ihre Besonderheiten, stellen eine je spezifische potenzielle Reaktion auf die Krisenkonstellation und ihre -lösung dar. Was sie gleichwohl im Sinne einer Strukturhomologie bzw. -ähnlichkeit alle verbindet, ist ebenjene Bewährungsstruktur der Selbstunterwerfung und eine Vorstellung von Leistung, bei der vor allem das Durchhalten und Erleiden im Fokus steht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Interessant ist zudem, dass das Marathonlaufen, wie oben in Bezug auf Neckel schon angedeutet, nicht nur von solchen Berufsgruppen ausgeübt zu werden scheint, die sozusagen prototypisch in tendenziell entfremdeten Verhältnissen arbeiten, sondern eben auch von Berufsgruppenangehörigen, denen vergleichsweise recht große Autonomiespielräume und Anerkennungschancen nachgesagt werden. Wenn der Marathonlauf also, wie Neckel behauptet, »die Leidenschaft der Lehrer, die Obsession der Techniker und der Angestellten, der Ingenieure, der Ärzte und Intellektuellen« (2000: 133) ist und folglich tendenziell berufsgruppenübergreifend praktiziert wird, kann es dann ausschließlich mit allgemeinen arbeitsweltlichen Strukturen wie jenen normativen Paradoxien zusammenhängen? Es scheint also zumindest doch so zu sein, dass man sowohl die fallspezifischen beruflichen Umstände als auch die Lebensgeschichte der Laufenden sowie deren Persönlichkeitsstruktur stärker mitberücksichtigen muss. Denn die Option, Autonomie- und Bewährungsproblematiken mit dem Marathonlaufen zu kompensieren, kann natürlich nur jemand wählen, der/die eine grundsätzliche Affinität für die Bewährungsform der Selbstunterwerfung sozialisatorisch erworben hat. Und das koppelt das Ganze wiederum zurück an die Arbeitswelt, denn es liegt nahe, dass die Ursprünge jener Bewährungsstruktur dort liegen, in dem Handlungsfeld also, in dem die meisten Menschen den Großteil ihrer Lebenszeit verbringen und in dem sie sich ›naturgemäß‹ über individuelle Leistungsbeiträge in der Gemeinschaft bewähren und sich damit in deren sozialstrukturellem Koordinatensystem positionieren.

Zum Schluss wollen wir noch knapp auf eine etwas andere Variante der Kompensationsthese eingehen und sie auf das nicht-sportliche Marathonlaufen beziehen. Es geht um ein Argument, das vor allem Norbert Elias und Eric Dunning (2003[1986]) entwickelt haben. Das Besondere daran ist, dass nunmehr nicht primär oder ausschließlich die Arbeitswelt als Ursache für etwaige Kompensationsbedürfnisse, die im Sport befriedigt werden, angesehen wird, sondern es sind ganz grundsätzlich die normativen Zwänge der Vergesellschaftung. Diese, so die zivilisationstheoretische These, lassen die Affektregulation moderner Individuen immer rigider werden und evozieren daher kehrseitig einen Bedarf an Spannungserleben und Außeralltäglichkeit. Das Leben wird sozusagen immer monotoner und langweiliger, weil es immer mehr normative Zwänge gibt, die zu Selbstzwängen werden. Entfremdet ist kurzum nicht nur die moderne Arbeit, sondern das moderne Leben als Ganzes:

> »In relativ wohlgeordneten Gesellschaften wie der unseren bemächtigt sich die Routinebildung sämtlicher Lebensbereiche, einschließlich der Bereiche größter Intimität. Sie ist nicht auf Fabrik- oder Büro-, auf Verwaltungs- oder ähnliche Tätigkeiten beschränkt. Wenn der Organismus nicht durch ein erregendes Erlebnis mit Hilfe starker Gefühle angeregt und aufgewühlt wird, erzeugen die allgegenwärtige Routinebildung und Kontrolle, die die Bedingungen für Ordnung und Si-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> cherheit sind, häufig eine Gefühlskälte, ein Gefühl der Monotonie, für das die emotionale Monotonie nur ein Beispiel ist.« (ebd.: 139)

Freizeitaktivitäten wie der Sport übernähmen unter diesen Umständen die kompensative Funktion einer »Enklave, in der mit sozialer Billigung in der Öffentlichkeit gemäßigtes Erregungsverhalten gezeigt werden kann« (ebd.: 124), für das es nach Elias und Dunning einen gleichsam anthropologischen Bedarf gibt. Solche Aktivitäten wirkten daher »kathartisch« und seien für eine moderne Gesellschaft funktional notwendig (ebd.: 167); sie gleichen kurzum den emotionalen Haushalt ihrer Mitglieder aus.

Während Elias und Dunning ihre Ausführungen zum Sport eher allgemein halten und diesen vor allem als Explorationsfeld der Elias'schen Zivilisationstheorie verwenden, hat Karl-Heinrich Bette in seinem Buch »X-treme« (2004), das in Kapitel 2.4 ebenfalls schon kurz angesprochen wurde, die Kompensationsthese insbesondere auch für den freizeitsportlichen Bereich fruchtbar gemacht und sie, sozusagen logisch konsequent, auf extreme Sport- und Bewegungsformen angewendet. Dabei vertritt er im Grunde drei Thesen (vgl. für die folgenden Zitate ebd.: 12f.): Zum einen sieht er »im Extremsport ein Programm, das der gesellschaftlich erzeugten Routine und Langeweile gezielt eine vitalisierende Spannungsofferte entgegensetzt.« Zum anderen sei er »eine soziale Nische, die der Selbstermächtigung des modernen Subjekts dient« und ihm auch Distinktionsgewinne bescheren kann. Und schließlich, drittens, sei der Extrem- und Abenteuersport deshalb so gut dazu geeignet, diese Funktionen zu erfüllen und den Sporttreibenden Sinnerfüllung anzubieten, weil er vor allem im Medium des Nicht-Sinnhaften (der Natur) ausgeübt werde.

In Kapitel 2.4 wurde bereits kritisiert, dass Bette die Sinnstrukturen der von ihm als Beispiele genannten Aktivitäten nicht genügend rekonstruiert und so sportliche und nicht-sportliche Aktivitäten vermischt. Darauf werden wir im Folgenden daher nicht mehr eingehen. Und auch das Distinktionsargument wollen wir ausklammern, weil es bereits im Zusammenhang mit Neckel (2000) thematisiert wurde. Stattdessen wollen wir nun grundsätzlicher fragen, ob die Kompensationsargumente, die Bette sowie Elias und Dunning vorbringen, im Hinblick auf die Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens plausibel erscheinen.

Das Argument, dass Sport Langeweile und Routine kompensieren kann, erscheint als solches nicht abwegig, auch wenn es im Sport, wie gesehen, natürlich zunächst vor allem um den wettkampfförmigen Leistungsvergleich geht. Spannung ist daher sicherlich ein kollateraler Effekt, der in vielen Sportarten sowohl aufseiten der Sporttreibenden wie auch der -rezipierenden eintreten kann. Und sicherlich ist der Sport etwas Außeralltägliches – zumindest solange er nicht genuin oder tendenziell profimäßig ausgeübt wird. Insofern kann auch das freizeitliche Marathonlaufen durchaus als eine außeralltägliche Aktivität gedeutet werden, die die Routine des Alltags ›durchzubrechen‹ helfen kann. Gleichwohl fragt man sich, ob

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es nicht gleichsam geeignetere Aktivitäten gäbe – ob sportlich oder nicht –, um Langeweile und Routine zu bekämpfen und so etwas wie Abenteuer zu erleben. Achterbahnfahren, Fallschirmspringen oder Expeditionen zum Beispiel erscheinen dazu weitaus besser geeignet. Das Marathonlaufen hingegen ist, wie wir oben auch schon argumentiert haben, selbst eine durch und durch monotone, wenn auch außeralltägliche Tätigkeit; ja, ihr Bewährungskern besteht ja nachgerade darin, dass man diese Eintönigkeit aushalten muss; es bietet eben, anders als Neckel (2000: 140) argumentiert, keine oder nur sehr begrenzte »action«. Vielmehr geht es die meiste Zeit vor allem darum, sich die Zeit mit verschiedentlichen Ablenkungen zu vertreiben: Musikhören, Denken oder, wenn man mit jemandem zusammen läuft: Gespräche. Sicherlich können Kulissen wie Berg- oder Wüstenlandschaften, vor deren Hintergrund Marathonveranstaltungen freilich auch stattfinden, den Beteiligten einen Hauch von Abenteuer vermitteln; aber die Aktivität selbst bleibt monoton, zumal die Organisation solcher Events ja nachgerade darauf abzielt, möglichst viele Unwägbarkeiten auszuschalten und damit den Abenteueraspekt faktisch doch recht herunterzuschrauben, sodass man sich fragt, ob das nicht eher wiederum ein legitimierendes Deutungsmuster oder ein Marketing-Begriff ist, den viele Laufende einfach übernehmen. Selbst dann, wenn man annimmt, dass Laufende das Marathonlaufen subjektiv als spannend *erleben*, stellt sich immer noch die Frage, warum das gerade bei dieser Aktivität bei ihnen so ist. Das allgemeine Argument, Sport kompensiere Langeweile und Routine, biete Abenteuer, erklärt also als solches nicht viel. Und schließlich stellt sich, wie wir in Kapitel 2.4 ebenfalls schon bemerkt haben, die Frage, inwieweit es überhaupt Sinn macht, die Moderne als vor allem durch Routine und Monotonie gekennzeichnete zu charakterisieren. Denn man könnte ja auch umgekehrt die Frage stellen, ob die Zunahme von Entscheidungsmöglichkeiten im Zuge von Individualisierungsprozessen nicht nachgerade zu mehr Unsicherheit bzw. Zukunftsoffenheit in den modernen Lebenspraktiken geführt hat. Bietet die multioptionale, individualisierte »Risikogesellschaft« (Beck 1986) nicht bereits ausreichend ›lebenspraktische Spannung‹ (vgl. zu diesem Argument auch Werron 2010: 49)? Jedenfalls würde das Marathonlaufen mit seiner spezifischen Sinnstruktur hiermit weitaus besser korrespondieren als mit jener umgekehrten These; man könnte daher auch sagen, dass es im Grunde Routine und Langeweile eben nicht kompensiert, sondern nachgerade *reproduziert* und damit gleichsam prototypisch für die Transformation von Fremd- in Selbstzwang steht.

Wie oben gesagt, argumentiert Bette (2004) nun weiter, dass der Sport neben der Kompensation von Spannungsdefiziten, die im Zuge gesellschaftlich erzeugter Langeweile und Routine entstehen, auch und damit verbunden ein Mittel zur Selbstermächtigung des Subjekts sei. Während die Handlungsspielräume »organisatorisch inkludierter Menschen« (ebd.: 25) im Alltag eingeschränkt seien, erlaube es der Sport »Macht über das eigene Handeln zurückzugewinnen« (ebd.: 28). Man kann sagen, dass diese Position der von Plessner, mehr noch aber der von Habermas,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gewissermaßen entgegengesetzt ist. Denn während Habermas in der Tradition der Kritischen Theorie dem Sport bzw. der Freizeit höchstens eine Scheinfreiheit zuerkennt, hypostasiert ihn Bette sogar zu einem »Hochamt des Subjekts« (ebd.: 40). Ähnlich sieht auch Reischer im Marathonlauf ein Mittel zur Selbsttransformation und Selbstentwicklung (2001: 23). Im Hinblick auf das Marathonlaufen bin ich gleichwohl sehr skeptisch, inwiefern es sich wirklich um eine Selbst*ermächtigung* handelt, wenn Menschen einer Praxis nachgehen, deren Sinn objektiv gerade in einer Selbst*unterwerfung* bzw. Selbst*auslöschung* besteht. Insofern passt diese Struktur auch nicht wirklich zu den »vernünftigen Leuten« von denen Neckel spricht bzw. zum Selbstverständnis des modernen Subjekts an sich, welches sich doch zumindest dem Anspruch nach als authentisch, selbstverwirklichend, kreativ und antiautoritär begreift (vgl. etwa Bell 1991; Honneth 2010[2002]; Boltanski/Chiapello 2003). Sicherlich können sich viele formal-sportlich Marathonlaufende subjektiv als selbstverwirklichend auffassen, aber diese Selbstdeutung steht eben quer zur objektiven Sinnstruktur des Marathonlaufens. Und schließlich lässt sich daher auch sagen, dass das Phänomen Marathonlaufen viel eher dazu geeignet scheint, die Elias'sche Zivilisationsthese in dem Sinne zu stützen, als dass es gerade nicht eine *kompensative* Reaktion auf immer rigider werdende gesellschaftliche Verhältnisse, sondern im Gegenteil ein gleichsam strukturhomologer Ausdruck dieser ist: So gesehen würde sich die Disziplinierung in Gestalt der Transformation von Fremd- in Selbstzwang eben auch im Freizeitverhalten niederschlagen.

2.8 Zwischenfazit und Präzisierung des Erkenntnisinteresses

Den Ausgangspunkt der hier entwickelten sportsoziologischen Argumentation bildete die Annahme, dass Sport eine eigenlogisch strukturierte Praxis ist. Dazu galt es zunächst unter Bezug auf Werron (2010) eine Reihe von Reduktionismen zu identifizieren, die gängigen sportsoziologischen Ansätzen unterlaufen und sie darin einschränken, die Eigenlogik des Sports adäquat zu erfassen. Anschließend wurde im Rekurs auf die grundlagentheoretischen Konzepte von strukturellen Handlungsproblemen und konstitutiven Regeln ein eigenständiger Vorschlag für eine *rekonstruktive* Bestimmung von Sport entwickelt, der sich, so die These, auch zur Bestimmung anderer Sport- bzw. Freizeitpraktiken eignet.

Als zentrales sportspezifisches Handlungsproblem wurde dabei der wettkampfförmige Leistungsvergleich bestimmt und wurde eine Systematik von sportspezifischen Handlungsproblemen entwickelt, die das sportspezifische Handlungsproblem mit den sportarten- und disziplinspezifischen Handlungsproblemen in eine hierarchische Beziehung setzt. Danach wurden konstitutive Regeln bestimmt, die für alle Sportarten gelten und sportliche Interaktionen überhaupt erst ermöglichen. Als wesentliche konstitutive Regeln wurden Gewinngebot, Öffentlichkeit und Zweckfreiheit ausgewiesen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Nach einer soziohistorischen und sozialstrukturellen Einordnung der Laufbewegung und des Marathonlaufens wurde das zuvor entwickelte Modell dann auf das Marathonlaufen angewandt, sodass die objektive Sinnstruktur des Marathonlaufens sukzessive rekonstruiert werden konnte. Dabei hat sich gezeigt, dass Marathonveranstaltungen im Grunde *zwei verschiedene Praktiken* inkludieren, die je unterschiedlichen konstitutiven Regeln folgen und damit verbunden ein jeweils anderes Handlungsproblem in den Mittelpunkt stellen: Während die *sportliche* Marathonpraxis auf den Leistungsvergleich mit anderen zielt, geht es bei der *nicht-sportlichen* primär um die Bewältigung der Marathondistanz selbst, es geht ums Finishen. Entsprechend fungiert hier auch nicht das Gewinn-, sondern das *Durchhaltegebot* als zentrale konstitutive Regel. Zugleich bleibt diese nicht-sportliche Praxis aber weiterhin in die formalen Strukturen des öffentlichen, sportlichen Wettkampfs eingebettet: Es gibt ein offizielles Ranking, Laufzeiten werden offiziell erfasst und statistisch relationiert. Das macht diese Praxis *formal-sportlich*; und es macht sie zu einer *Bewährungsprobe*, zu einem *öffentlichen Test der individuellen Leistungsfähigkeit*.

Da nun die Leistung beim nicht-sportlichen Marathon in erster Linie im Bewältigen der Marathondistanz und damit im Durchhalten besteht, wurde dann der Frage nachgegangen, was es bedeutet, sich ausgerechnet darüber zu bewähren. Die Interpretation der milieutypischen Metapher vom »Mann mit dem Hammer« führte dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass es sich um eine *Bewährung durch Unterwerfung* handelt: Die Bewährungsprobe besteht darin, in eine »Krise mit sich selbst« (Marlovits 2006: 154) hineinzulaufen und diese durch eine Ausschaltung des autonomen Ichs zu lösen. Mit anderen Worten: Obwohl man nicht mehr kann und eigentlich auch nicht mehr will, gilt es trotzdem weiterzulaufen. Darin kommt eine *paradoxe, regressive Form von Autonomie* zum Ausdruck, die lediglich auf Unterwerfungsleistungen reduziert ist, und zwar auf freiwillige, von lebenspraktischem Nutzen losgelöste Unterwerfungsleistungen. Daher kann man sagen, dass das nicht-sportliche Marathonlaufen *strukturell* – im Gegensatz zu: pathologisch/klinisch – *masochistisch* ist.

Die Rekonstruktion dieser Sinnstruktur des Marathonlaufens wurde indes immer wieder mit den zentralen Forschungsergebnissen der soziologischen und sozialpsychologischen Laufforschung kontrastiert. Dabei war zum einen auffällig, dass das Laufen oftmals mit Motiven wie »Gesundheit« oder »Wohlbefinden« begründet, das Wettkampfmotiv hingegen eher niedriggehängt wird, oder es geht in Richtung eines esoterischen Wettkampfs mit sich selbst (»persönliche Zielerreichung«). Zum anderen zeigte vor allem die Auseinandersetzung mit den Ergebnissen von Lutz (1989), dass Laufeinstiege häufig mit krisenhaften Lebenssituationen verbunden sind und dass das Laufen dann als Krisenlösung genutzt wird, um sich, wie Lutz argumentiert, narzisstisch aufzuwerten, wogen eine echte Auseinandersetzung mit

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Krisen nicht erfolgt.[101] Dies legte die Überlegung nahe, dass es sich hierbei um einen *Kompensationsmechanismus* handelt und der Kompensationsbedarf dabei mit einer *Autonomie-Bewährungs-Problematik*[102] zu tun hat; schließlich könnten die Krisen ansonsten eben im echten Leben gelöst werden. Der Kontrast mit der Sinnstruktur des Marathonlaufens zeigte, dass es hier eine Korrespondenz gibt, weil Marathonveranstaltungen eben für genau solche Problematiken gleichsam naturgemäß einen Kompensationsraum bieten. Durch die offizielle und öffentliche Teilnahme an regelrechten Wettkämpfen lässt sich die Bewährung als individuell leistungsfähiges und autonomes Subjekt simulieren und zur Schau stellen, was trotz aller Künstlichkeit der Situation den Laufenden das Gefühl einer echten Bewährung verschaffen kann – jedenfalls so lange, wie sie sich darauf einlassen und die Selbst*unterwerfung* zu einer Selbst*ermächtigung* umdeuten, wogegen sie anderenfalls ein »glückloses Finish« (Marlovits 2006) erleben. Die Art und Weise dieser Krisenbewältigung spiegelt dabei im Grunde die Problemstruktur wider: Anstatt das autonome, gleichwohl beschädigte Ich zu stärken, wird es weiter unterdrückt und durch ein zur Allmacht tendierendes Selbstbild ersetzt, wodurch es sich förmlich auflöst und die Krise – vermeintlich – zum Verschwinden gebracht wird.

Die Auseinandersetzung mit den Kompensationstheoremen Plessners und Habermas' legte es anschließend nahe, dass es Anknüpfungspunkte bzw. Strukturähnlichkeiten zwischen widersprüchlichen Strukturen der Arbeitswelt und der für das nicht-sportliche Marathonlaufen spezifischen Bewährungsstruktur gibt, und zwar in dem Sinne, dass widersprüchliche Arbeitsverhältnisse in gewissem Sinne auch zu widersprüchlichen Kompensationsweisen in der Freizeit zu führen scheinen. In diesem Zusammenhang hat Habermas schon in den 1960er Jahren die Entstehung eines Widerspruchs beobachtet, auf den er mit dem Ausdruck von der »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (1967[1958]: 33) verwiesen hat. Die Unverhältnismäßigkeit, so wurde oben festgehalten, besteht dabei darin, dass von den Arbeitenden ungeachtet ihrer konkreten Tätigkeit und den Rahmenbedingungen, unter denen sie ausgeführt wird, eine vollständige Identifikation mit dem Unternehmen erwartet wird, eine «Bereitschaft an sich«, so Habermas (ebd. 35, Hervh. i.O.). Darin zeichnete sich eine Strukturähnlichkeit zu subjektivierten Arbeitsverhältnissen ab, wie sie in der arbeitssoziologischen Forschung als kennzeichnend für die

101 Das bedeutet freilich nicht, dass das, was jeweils subjektiv als auslösende Krise berichtet wird, auch mit der tatsächlich auslösenden Krise übereinstimmt. Beispielsweise kann eine gesundheitliche Krise als Auslöser genannt werden, wogegen die eigentliche Krise eine Sinnkrise darstellt. Das heißt, die jeweilige Krisensituation muss anhand einschlägiger Berichte immer erst feinanalytisch bestimmt und mit der Selbstauffassung der Berichtenden kontrastiert werden.

102 Diese alternative Schreibweise soll deutlicher zum Ausdruck bringen, dass es eine Autonomie- *und* Bewährungsproblematik ist, es sich also um zwei mit einander verschränkte, aber dennoch eigenständige Problematiken handelt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

moderne Arbeitswelt der letzten rund drei Jahrzehnte angesehen werden (vgl. u.a. Boltanski/Chiapello 2003; Pongratz/Voß 2004). Die *Erwartung* einer Identifikation mit ›ihrem‹ Unternehmen ist allerdings nicht das einzige Charakteristikum dieser Arbeitswelt. Es kommt nämlich dazu, dass auch die Arbeitenden selbst autonom arbeiten *wollen*, das heißt: im Grunde mit jenen arbeitsweltlichen Anforderungen bereits identifiziert *sind*. Auf der Ebene der Arbeitspraxis kann dies, wie Voswinkel (2022) argumentiert, zu »pragmatische[n] Paradoxien« führen, zu widersprüchlich strukturierten Handlungskonstellationen also, in denen es zu Handlungsergebnissen kommt, die der Intention der Arbeitenden, autonom zu arbeiten, zuwiderlaufen. Beispielsweise schließen sich die Erfüllung von Zielvorgaben und der Anspruch an sich selbst, autonom zu arbeiten, wechselseitig aus, sofern nicht nur die Definition der Ziele, sondern auch deren Erreichung außerhalb des eigenen Einflussbereichs liegen. Unter solchen Bedingungen können Arbeitende ihre Autonomieansprüche nur noch dadurch sichern, dass sie sich gleichsam auf Anpassungsleistungen ›spezialisieren‹ und sich dies als autonome Leistung zurechnen – und auch zugerechnet bekommen. Voswinkel spricht in diesem Zusammenhang von der »Herrichtung eines außengeleiten Sozialcharakters« (2002: 82), von einer Haltung, die er auf den Begriff des »reflexive[n] Konformismus« (ebd.: 83) bringt und die mit der widersprüchlichen Bewährungsstruktur, welche sich im nicht-sportlichen Marathonlaufen zeigt, korrespondiert: Autonomie reduziert sich regressiv auf Unterwerfungsleistungen.

Es scheint daher auch so, dass die ›Unsichtbarkeit‹ oder, wie es in den Kompensationstheoremen auch öfters heißt, ›Abstraktheit‹ von Arbeit in der modernen Arbeitswelt, aber auch die vielfach konstatierte »Aushöhlung des Leistungsprinzips« (Neckel 2008: 10) dem Kompensationsmechanismus, welcher im Zusammenhang mit der nicht-sportlichen Marathonpraxis zu wirken scheint, als Erklärungsmöglichkeiten nicht gerecht werden. Denn bei dieser Praxis geht es nicht einfach nur um das *Zeigen* – sich selbst und anderen gegenüber – von herausragender Leistungsfähigkeit, sondern um das Durchstehen einer Bewährungsprobe, welcher eine eben *widersprüchliche* Bewährungsdynamik zugrunde liegt und die *strukturhomolog* zu den widersprüchlichen Strukturen subjektivierter Arbeitsverhältnisse zu sein scheint.

Eng mit dem soeben Gesagten verbunden muss an dieser Stelle auch dem potenziellen Einwand, der mir auch in Diskussionen der Kompensationsthese häufig entgegengebracht wurde, widersprochen werden, demzufolge das nicht-sportliche Marathonlaufen lediglich auf eine *besondere Leistungsorientierung* der jeweils Laufenden zurückzuführen sei: Sie seien nun einmal leistungsorientierter als andere, und das eben nicht nur in der Arbeit, sondern auch in der Freizeit, so die These. Es handelt sich kurzgesagt um die im Rekurs auf Neckel (2000) erwähnte Deutung des Marathonlaufens als eine Freizeitbeschäftigung der gesellschaftlichen »Leistungsträger«. Dass Marathonlaufende statistisch gesehen höher gebildet und tendenziell in höheren Positionen arbeiten, scheint diese These zu unterstützen. Auch Ergebnisse

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aus einer Studie von Sabine Meck (2000), in welcher sie Arbeitseinstellungen von Angestellten in deutschen Großunternehmen untersuchte, sprechen dafür: Meck fand heraus, dass beruflich erfolgreiche und in hohem Maße leistungsorientierte Personen nicht nur, wie angesichts bereits vorhandener Forschung zu erwarten war, häufiger in ihrer Freizeit Sport treiben, sondern auch im Sportlichen sehr auf Leistung bedacht sind. »Je höher die berufliche Qualifikation und Position«, so Meck, »desto größer die Zentralität von Arbeit, desto größer und qualitativ anderes ist die Beteiligung am Sport« (ebd.: 285).

Allein, auch das vermag nicht zu erklären, warum jemand sich dann – und man muss sagen: gerade jemand in einer hohen beruflichen Position – ausgerechnet einer Aktivität hingibt, deren Kern eine zweckfreie, öffentliche Bewährungsprobe darstellt und die Bewährung dabei in einer Selbstunterwerfung besteht. Könnte die Leistungsorientierung nicht gleichsam progressiver (über Bewährung durch Konkurrenz im Wettkampf z.B.) oder im Rahmen einer anderen, nicht auf Selbstunterwerfung zielenden Praxis ausgelebt werden? Warum muss es ausgerechnet das Marathonlaufen bzw. generell Ausdauersport sein? Und warum wird die Leistungsorientierung überhaupt nicht einfach im Beruf ausgelebt? Wozu die Kompensation? Schließlich gibt es doch auch viele Leistungsträger*innen, die entweder nicht kompensieren oder zumindest keinen Marathon laufen.

Auch Ursula Holtgrewe (2006) deutet in ihrem Buch »Flexible Menschen in flexiblen Organisationen«, in dem sie Möglichkeiten und Grenzen autonomen Handelns unter subjektivierten Arbeitsbedingungen untersucht, einen Fall, der in seiner Freizeit tatsächlich Marathon läuft, so, dass das Marathonlaufen dem Interviewee »Distanzierung und kritische Reflexion« (ebd.: 155) seiner unbefriedigenden Arbeitsbedingungen erlauben würde. Ausbleibende Erfolgserlebnisse würden vom Interviewten im Marathonlaufen in Eigenregie gleichsam nachgeholt, wobei ihm das Marathonlaufen eine Kritik seiner Arbeitsbedingungen überhaupt erst ermögliche: »Gerade weil er bereit ist, Motivation selbst zu generieren und der Organisation zur Verfügung zu stellen, und weil er sich die Kompetenz dazu selber zuzutrauen gelernt hat, sieht Herr Weg dann deutlich, wo ihn die Organisation »im Regen stehen« lässt« (ebd.: 156, Hervh. i.O.). Gleichwohl bewertet Holtgrewe die Funktion des Marathonlaufens für die Arbeit meines Erachtens über. Denn eine faktische Veränderung der Arbeitsbedingungen, die der erwähnte Fall tatsächlich auch selbst als erforderlich ansieht, passiert letztlich ja nicht. Es ist eben bloß ein *Kompensationsversuch* und keine echte Selbstermächtigung; die arbeitsweltlich erzeugten Krisen mögen mithilfe des Marathonlaufens zwar ein Stück weit in den Blick kommen, können jedoch dennoch nicht autonom gelöst werden; sie werden im Grunde nur ausgehalten. Schließlich übersieht Holtgrewe aber auch, dass die Kompensationsweise sich strukturhomolog zu den widersprüchlichen Arbeitsbedingungen verhält: Autonomisierung bzw. Bewährung wird in der Unterwerfung gesucht. Mit anderen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Worten: Die arbeitsweltlichen Strukturbedingungen werden von Holtgrewe nicht auf die spezifische Sinnstruktur des Marathonlaufens bezogen.

Während, wie dargelegt, als das nicht-sportliche Marathonlaufen auslösende bzw. verursachende Krisen insbesondere berufliche Strukturen hervorzustechen scheinen, scheint es, wie es die Ausführungen von Lutz (1989) nahelegen, noch andere potenziell laufauslösende Krisen zu geben – *Gesundheits-*, *Beziehungs-* und *Sinnkrisen* zum Beispiel. Dazu passt auch der Umstand, dass freizeitlich Laufende verstärkt auch aus solchen Berufsgruppen sich zu rekrutieren scheinen bzw. solche beruflichen Positionen bekleiden, mit denen idealtypischerweise relativ große Autonomiespielräume verbunden sind. Insofern liegt es nahe, dass die jeweilige Autonomie-Bewährungs-Problematik in vielschichtige Motivationskonstellationen eingebettet ist, zu denen berufliche Strukturen ebenso zählen können wie biographische Umstände bzw. persönlichkeitsstrukturelle Dispositionen. Anders gesagt: Man muss die Autonomie-Bewährungs-Problematik im Kontext konkreter lebenspraktischer Konstellationen betrachten, auch wenn die Lösung, auf die alle zurückgreifen, freilich immer dieselbe ist und dem Muster einer *Bewährung durch Unterwerfung* folgt.

Abschließend noch eine begriffliche Präzisierung: Wenn in dieser Arbeit von »Bewährungsmustern« oder von »Mustern von Bewährung« gesprochen wird, dann stellt sich die Frage, was genau damit bezeichnet sein soll: Handelt es sich um soziale Deutungsmuster, Haltungen bzw. habituelle Prägungen, um Praktiken oder um alles das zusammen? Dazu bietet es sich zunächst an, die bewährungstheoretischen Überlegungen Oevermanns, auf die wir ja, wenn auch knapp, bereits rekurriert haben, noch einmal aufzugreifen und in einigen für unseren begriffsdifferenzierenden Zweck wichtigen Hinsichten zu vertiefen.

Oevermanns Überlegungen zum Thema Bewährung nehmen einen zentralen Stellenwert in seiner Theorie der Struktur von Religiosität bzw. in seiner Version der Religionssoziologie ein (vgl. Ders. 1995, 2003b). Modellbildender Ausgangspunkt ist dabei die Ableitung einer universellen Bewährungsproblematik aus der Strukturlogik von Lebenspraxis (s. dazu die Ausführungen in Kap. 2.2). Demnach ist jedes Subjekt, ob es will oder nicht, mit einem Bewährungsproblem insofern konfrontiert, als dass es angesichts der Gleichzeitigkeit von endlicher Lebenszeit und offener Zukunft autonom Entscheidungen treffen, das heißt: sein Leben gestalten muss. Es gibt mit anderen Worten einen Handlungsdruck und zugleich keine Gewissheit ob der eigenen Bewährtheit. Und dies betrifft nicht nur das Leben als Ganzes, sondern das Problem stellt sich prinzipiell an einer jeden Sequenzstelle eines Handlungsablaufs; »die Permanenz der potenziellen Krise«, so Oevermann (1995: 63), läuft latent immer mit, ein Scheitern ist immer möglich.

Damit stellen echte Bewährungssituationen im Kern *Entscheidungskrisen* dar, und eine Lebenspraxis bewährt sich entsprechend genau dann, wenn es ihr gelingt, Krisen autonom zu lösen – sei es, indem sie auf kollektiv bereits bewährte

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Muster zurückgreift oder sei es, indem sie eine eigene, individuelle Lösung findet, wobei bereits eine »erfolgreiche Krisendiagnose« (ebd.: 50) nach Oevermann einen wesentlichen Bewährungsschritt markiert. Mit der Konstitution des Bewusstseins von der Endlichkeit des eigenen Lebens erfährt das Bewährungsproblem schließlich eine Dynamisierung: Es wird eine »nicht-stillstellbare Bewährungsdynamik« ausgelöst, wie es Oevermann in diesem Zusammenhang häufig formuliert.

Diese Konstellation nun erzwingt nach Oevermann *strukturelle* Religiosität, von der die Religion *als Inhalt* scharf zu unterscheiden sei. Denn religiöse Inhalte würden mit fortschreitender Säkularisierung zwar »*verdampfen*«, jedoch »*ohne daß dadurch die Struktur und Dynamik von Religiosität verschwände*« (ebd.: 62, Hervh. i.O.). Strukturell religiös sind alle Menschen dabei insofern, als dass sie, um die Bewährungsproblematik und -dynamik aushalten zu können, ohne handlungsunfähig zu werden, einer *Hoffnung* bedürfen, an die man glauben kann, was den Umgang mit dem Bewährungsproblem, so Oevermann, »praktisch lebbar« mache (ebd.: 65).[103] Und eine solche Hoffnung bereitzustellen und kollektiv zu verbürgen, das ist die Funktion des »Bewährungsmythos« (ebd.), sei dieser inhaltlich oder weltlich religiös. Bewährungsmythen stellen Oevermann zufolge kollektive Deutungen des allgemeinen Handlungsproblems der Bewährung dar, indem sie Antworten auf Fragen der Herkunft, Identität und Zukunft einer historisch- und kulturspezifischen Lebenspraxis geben. Ihren konkreten Inhalten nach können Bewährungsmythen dann freilich kollektivistisch (z.B. religiöse Glaubenslehren) oder individualistisch (bspw. Leistungsethik, Selbstverwirklichung) ausgerichtet sein (vgl. ebd.: 64ff.).

Bei der Beschäftigung mit dem Thema Bewährung bin ich sodann auf einen weiteren Begriff gestoßen, welcher sich mir dann auch bei der Analyse eines der in diese Arbeit aufgenommenen Interviews förmlich aufgedrängt hat. Es war der Begriff der »Bewährungsfigur«, der von Boris Zizek (2012, 2014b) konzipiert wurde und mit welchem er sich explizit von Oevermanns Begriff des Bewährungsmythos abgrenzt. Der Begriff der Bewährungsfigur bietet in bewährungstheoretischer Hinsicht eine Konkretisierungsmöglichkeit.

Zunächst kann man sagen, dass Bewährungsfiguren einen zentralen Stellenwert in Zizeks Subjekttheorie (2012) einnehmen, und zwar insbesondere im Hinblick auf Identität bzw. Identitätsbildung (ebd.: 88ff.). Bewährungsfiguren, so Zizek im Rekurs auf Alois Hahn, seien nämlich fest »mit dem impliziten Selbst, dem Charakter und Habitus verwachsen […]« (ebd.: 89). Sie bilden

> »[…] den Kern und die Bedingung des Identitäts- bzw. Selbstgefühls im Sinne Eriksons […]. Man erkennt, fühlt sich anhand dieser sozialen Kontur als einzigartiges,

103 Entsprechend stellt die Entscheidungskrise für Oevermann auch den ›Ort‹ *religiöser* Erfahrung dar (vgl. 2003b: 349).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> wertvolles Mitglied einer Gemeinschaft. Das Konzept der Bewährungsfigur impliziert also, dass jedes Subjekt auf Grundlage seiner biographischen Erfahrung kumulativ eine Figur der Bewährung ausbildet, in der es vor dem Hintergrund der durch die Umwelt geforderten Bewältigungsaufgaben eine die eigene Einzigartigkeit bedeutungsvoll konturierende Gestaltung hervorbringt.« (2014b: 76–77)

Bewährung, so Zizek, bedeute also wesentlich *»einen echten Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten«* (ebd.: 75, Hervh. i.O.). An einer anderen Stelle argumentiert er auch, dass Bewährungsfiguren die »Quelle der Selbstcharismatisierung, des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten und Problemlösungsvorschläge« (Zizek 2014a: 66) abgeben würden.

Einen ersten Unterschied zu Oevermann sieht Zizek dabei in Bezug auf den Ursprung der Bewährungsdynamik: Während Oevermann das Bewährungsproblem in der Strukturlogik von Lebenspraxis verortet und die Bewährungsdynamik durch die Konstitution eines Endlichkeitsbewusstseins entfacht sieht, spricht Zizek nunmehr von einem »universalen Bewährungsdrang« (2012: 91), der, wie er im Rekurs auf Erikson und Tomasello argumentiert, bereits bei Kleinkindern auftrete: Er sei in der Erfahrung der Kinder verwurzelt, dass für sie mit einem sinnvollen Beitrag zu einer anerkennungsrelevanten Gemeinschaft »eine wertvolle Position in der Gemeinschaft näher rückt« (ebd.: 91). In der Folge bestimmt er das Subjekt als einen »Bewährungssucher« (ebd.: 93) – als ein Subjekt, das sich nicht nur bewähren *muss*, sondern es auch *will*. Es gebe einen »universalen Bewährungsdrang« (2012: 91), welcher sich ontogenetisch vor dem Endlichkeitsbewusstsein ausbilde, so Zizek.

In der Tat ist die Konstitution eines Bewusstseins von der Endlichkeit des Lebens bei Oevermann (2003b) zentral dafür, dass Bewährung für ein konkretes Subjekt zu einem zu nicht-stillstellbaren Handlungsproblem wird; das Endlichkeitsbewusstsein konstituiert im Grunde das Bewährungsproblem (vgl. ebd.: 341). Ein Bewusstsein von der Endlichkeit des Lebens zu erlangen, bedeutet dabei faktisch, sich der Zukunftsoffenheit echter Entscheidungssituationen bewusst zu werden und sich diesen auszusetzen, das heißt: Entscheidungen zu treffen. Dies ist nach Oevermann allerdings erst mit dem Abschluss der Adoleszenzkrise der Fall. Im engeren Sinne beginnt Bewährung für ihn insofern erst hier und ist auch gesellschaftlich erst hier gleichsam vorgesehen: Man *muss* nun eigene Entscheidungen treffen (vgl. Oevermann 2009). Wie in Kap. 2.6 bereits ausgeführt, teilt nach Oevermann die Adoleszenzkrise das Leben daher in eine »Probezeit« und eine »Bewährungszeit«, die anbricht, wenn sich ein Subjekt gegenüber dem Bewährungsproblem positioniert hat und autonom in jenen basalen drei »Karrieren« des Berufs, der Partnerschaft und des Gemeinwohls agiert (ebd.: 40–41). Es lässt sich insofern festhalten, dass für Oevermann eine zentrale Voraussetzung für Bewährung die *Fähigkeit zum autonomen Handeln* darstellt, die eben erst mit dem Abschluss der Adoleszenzkrise als gleichsam voll entwickelt unterstellt wird: Diente

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Probezeit zuvor noch der *Vorbereitung* auf autonomes Leben, in der das Subjekt von Oevermann zwar ebenfalls schon als aktiv handelnd verstanden wird, dieses Handeln jedoch noch in einem letztlich von den Eltern verantworteten Schutzraum sich ereignet und ein Stück weit unverbindlich noch ist, so *muss* das Subjekt in der Bewährungszeit autonom handeln und dieses Handeln verantworten – oder falls dies nicht gelingt, entsprechend Hilfe in Anspruch nehmen (vgl. ebd.: 43).

Im Hinblick auf Zizeks Abgrenzungsversuch führt dies jedoch zu einem Problem: Wie kann man von *Bewährung* bereits bei Kleinkindern oder überhaupt bei Kindern sprechen, wenn es weder von ihnen gesellschaftlich erwartet wird, noch man davon ausgehen kann, dass sie bereits autonom genug sind, um ihr Leben selbst zu gestalten, das heißt: eigenständig Krisen zu lösen. Zizek argumentiert in dieser Hinsicht unter Rekurs auf die Experimente von Tomasello, dass schon Kleinkinder eine ausgeprägte »intrinsisch motivierte, uneingeschränkte Kooperationsbereitschaft« (2014b: 74) zeigten. Dabei würden sie zwischen echten und unechten Aufgaben unterscheiden, und nur die echten würden sie »*in einem besonderen Maße motivieren*«, sodass Bewährung letztlich bedeuten würde, »*einen echten Beitrag zum Gemeinwohl zu leisten*« (ebd.: 75, Hervh. i.O.). Mit »echten« Aufgaben wird dabei zwar unterstellt, dass es sich um Situationen handelt, mit denen ein reales Risiko des Scheiterns verbunden ist und die insofern krisenhaft sind; und tatsächlich ist ja auch Oevermanns Sozialisationstheorie so ›gebaut‹, dass der Sozialisationsprozess wesentlich als ein *Krisenlösungs*prozess begriffen wird, an dem das sich bildende Subjekt eben *aktiv* partizipiert, anstatt nur zu ›reifen‹ oder ›programmiert‹ zu werden. Gleichwohl befindet es sich dabei immer noch in der *Probe*zeit und ist dem Bewährungsdruck somit *nicht unmittelbar* ausgesetzt – auch wenn in der Probezeit bereits ›Weichen‹ für den späteren Bewährungsprozess gestellt werden mögen. Zudem scheint mir bei Zizek mit der Rede von »Aufgaben« oder »Beiträgen«, die Subjekte für eine Gemeinschaft übernehmen bzw. erbringen, in den Hintergrund zu geraten, dass Bewährung nicht einfach eine ›Übernahme von Aufgaben‹ ist, sondern dass es im Kern um *Krisenbewältigung* geht bzw. die Übernahme einer vakanten Aufgabe mit einer Krise in dem Sinne einhergeht, dass man sich dazu überhaupt erst *positionieren* muss; und man bewährt sich genau dann, wenn einem dies gelingt.

Für meine Arbeit ist es letztlich aber nicht entscheidend, die Frage zu klären, was es mit dem Bewährungsdrang auf sich hat bzw. wann genau dieser bzw. Bewährung ontogenetisch einsetzt. Wichtiger scheint mir vielmehr das, was Zizeks mit seinem Begriff der *Bewährungsfigur* erfasst sowie dessen Argument, dass Bewährungsfiguren universell sind (vgl. Zizek 2012: 92). Damit bekommt man meines Erachtens einen bestimmten Aspekt von Bewährung besser in den Blick, der sich tatsächlich nicht mit Oevermanns Begriff des Bewährungsmythos deckt, bei ihm gleichwohl bereits angedeutet ist. Und zwar geht es um Oevermanns Argument, dass eine Lebenspraxis, um Krisen autonom bewältigen zu können, nicht nur ei-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen Hoffnung spendenden Bewährungsmythos benötigt, sondern, wie Oevermann es ausdrückt, auch »einen halbwegs stabilen Satz von Überzeugungen« (Oevermann 2003b: 353). Während Bewährungsmythen Oevermann zufolge *gesellschaftlich* eingerichtete Deutungsmuster von Bewährung sind, stellen Überzeugungen für ihn »die subjektive Basis der Krisenbewältigung dar« und seien »vergleichbar mit kognitiven oder propositionalen Gehalten von tiefsitzenden Habitusformationen« (ebd.: 351). Es handle sich um »positiv verankerte Positionen bzw. Inhalte von Positionalität«, die »als Sedimente früher, ihrerseits schon aus Krisenbewältigungen hervorgehender Lebenspraxis« sich bilden bzw. gebildet haben (ebd.). Hieran knüpft Oevermann nun mit dem Begriff des *Charismas* an, mit welchem er begrifflich zu verdichten versucht, was er mit Überzeugungen meint:

> »Das Charismatische verkörpert als vorläufige Einlösung der Programmatik des ›Dritten‹ jenseits der undialektischen Dichotomie von Rationalität und Irrationalität also sowohl die Spontaneität des argumentationslosen Überzeugt-Seins von etwas Positivem, Krisenlösendem angesichts einer Krise vorausgehender bewährter Überzeugungen, als auch die Verpflichtung auf die Geltung von etwas Allgemeinem, das sich in diesem Überzeugt-Sein zuverlässig verbirgt und nachträglich durch Rekonstruktion argumentativ einzuholen ist.« (Oevermann 1995: 48, Hervh. i.O.)

Wenn ›Krise‹ bedeutet, dass man weder alle Handlungsoptionen kennt, noch eine rationale Begründung für eine bestimmte Option zur Hand hat, dann benötigt man also jenes »Dritte«, etwas Charismatisches, auf Basis dessen man sich dennoch zukunftsoffen entscheiden kann. Während Bewährungsmythen es ermöglichen, sich dem Bewährungsproblem grundsätzlich zu stellen, sind solch charismatisierende Überzeugungen, so verstehe ich Oevermann jedenfalls, notwendig, um konkrete Entscheidungen treffen zu können. Zentral bei diesem Verständnis von Charisma ist, dass es nicht herrschaftssoziologisch als Eigenschaft einer ›Führerperson‹ verstanden wird, sondern als Struktureigenschaft von Lebenspraxis, als eine habituell verankerte Grundlage autonomen Handelns. »Die Aufspaltung in Führer und Gefolgschaft«, so Oevermann, könne auch »innerhalb einer konkreten Person« vorliegen (ebd.). Mit anderen Worten: Der Glaube, ob religiös oder weltlich, hilft einem dabei, der Bewährungsproblematik hoffnungsvoll entgegenzutreten, sie gewissermaßen anzuerkennen und zu *seinem* Handlungsproblem zu machen. Angesichts der Ungewissheit, sich zukünftig bewähren zu können, stellt der Glaube eine Hoffnung diesbezüglich dar. Überzeugungen hingegen resultieren aus der Krisenbewältigung in der Vergangenheit und kulminieren in einer *Selbstcharismatisierung*, die eine Lebenspraxis grundsätzlich für Krisenbewältigung wappnet.

Mir scheint nun, dass Zizek mit seinem Begriff der Bewährungsfigur der Sache nach genau darauf auch abzielt: auf habituell verankerte Überzeugungen, die im

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Sinne der *Selbstcharismatisierung* als Grundlage für Krisenbewältigungen benötigt werden. Wenn er etwa davon spricht, dass Bewährungsfiguren »die Bedingung des Identitäts- bzw. Selbstgefühls« seien (2014b: 76) sowie eine »Quelle der Selbstcharismatisierung, des Vertrauens in die eigenen Fähigkeiten und Problemlösungsvorschläge« darstellten (2014a: 66), dann hat er meiner Ansicht nach genau das im Blick, was Oevermann mit »Charisma« begrifflich zu fassen versucht. Dafür spricht nicht nur, dass Zizek sich auch dahingehend von Oevermann abgrenzen möchte, dass Bewährungsfiguren seines Erachtens auf der *Praxis- bzw. Habitusebene*, Bewährungsmythen hingegen auf der *Deutungsebene* operieren (vgl. 2012: 90ff.), sondern auch die Art und Weise, wie Bewährungsfiguren von ihm material veranschaulicht werden. So bringt er etwa die Bewährungsfigur eines von ihm Interviewten wie folgt zum Ausdruck: »Ich bin der, der es trotz des Scheiterns meiner Primärgruppe schafft, sich selbstständig und erfolgreich neue soziale Räume zu erschließen« (ebd.: 90). Auch rekurriert er in diesem Zusammenhang auf Charakterisierungen von Erikson, wie: »einer der vorwärts kommen wird«, »einer der aufrecht dastehen wird« oder »einer der zu weit gehen wird« (Erikson 1973: 17, zit.n. Zizek 2012: 91). Wenn Zizek folglich davon spricht, dass »jedes Subjekt auf Grundlage seiner biographischen Erfahrung kumulativ eine Figur der Bewährung ausbildet, in der es vor dem Hintergrund der durch die Umwelt geforderten Bewältigungsaufgaben eine die eigene Einzigartigkeit bedeutungsvoll konturierende Gestaltung hervorbringt« (2014b: 76–77), dann darf man das nicht so verstehen, als ginge es dabei bereits um eine konkrete Fähigkeit in dem Sinne, dass man sie sozusagen unmittelbar für eine konkrete Aufgabe einsetzen kann (im Sinne von: man hat Tischler*in gelernt und arbeitet nun als Tischler*in). Vielmehr geht es um eine *basale*, habituell verankerte und sozial bestärkte *Haltung*, die ein Subjekt zur Krisenlösung befähigt, ihm gleichwohl nicht reflexiv zur Verfügung steht und »einzigartig« eben insofern ist, als dass sie auf den je konkreten biographischen Krisenerfahrungen aufruht und in diesen sich herausgebildet hat (vgl. dazu auch die Ausführungen von Zizek 2012: 90). Es geht hierbei also auch nicht um Selbstverwirklichung. Denn zum einen können Bewährungsfiguren auch regressiv sein, sofern die jeweilige Sozialisation eben nicht dazu geführt hat, dass ein stabiles Set an Überzeugungen ausgebildet wurde und Bewährung in der Folge womöglich eher gemieden wird oder die Lebenspraxis schlichtweg scheitert. Zudem ist Selbstverwirklichung immer an eine konkrete Sache gebunden, was Bewährungsfiguren nicht sind. Um Selbstverwirklichung zu betreiben, bedarf es also erst einer entsprechenden Bewährungsfigur, die darauf ausgerichtet ist, sich ausschließlich über eigene Relevanzen zu bewähren. Zu betonen ist schließlich, dass Bewährungsfiguren dennoch keine bloß fallspezifischen Gebilde sind, sondern – da stets auf eine anerkennungsrelevante Gemeinschaft bezogen und in der Interaktion mit einem konkreten sozialen Umfeld gebildet, das sie anerkannt hat bzw. anerkennt – immer auch etwas über kultur- und milieuspezifische Bewährungsverhältnisse auszusagen vermögen (vgl. dazu ebd.: 91ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Neben Bewährungs*figuren*, die primär auf der Habitusebene verankert scheinen und Bewährungs*mythen*, welche auf der Deutungsebene – Deutung des allgemeinen Bewährungsproblems wie auch der eigenen Bewährungsbemühungen – operieren, lässt sich schließlich meines Erachtens noch die Ebene der jeweils konkreten, faktischen Bewährungs*praxis* unterscheiden. Damit ist eine Ebene markiert, auf der zum Ausdruck kommt, wie sich eine Lebenspraxis tatsächlich praktisch bewährt. Entsprechend kann es zwischen den drei Strukturebenen freilich Diskrepanzen geben. Dabei scheinen mir Bewährungsfiguren weitaus enger an die faktische Bewährungspraxis gebunden zu sein als Bewährungsmythen. Beispielsweise ist es vorstellbar, dass jemand auf der Ebene des Bewährungsmythos an einer Selbstverwirklichungsethik orientiert ist, während er auf der Ebene der faktischen Bewährungspraxis sich lediglich einem Lebensstil subsumiert, welcher Selbstverwirklichung bloß suggeriert (angelehnt an ein Beispiel von Oevermann [vgl. 1995: 94]). In der jeweiligen Bewährungsfigur hingegen müsste sich dies viel eher abbilden, und zwar müsste es sich um eine nicht gerade auf eine besonders ausgeprägte Autonomiefähigkeit verweisende Haltung handeln.

Was bedeutet das alles nun für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse im Hinblick auf die durchzuführenden Interviewanalysen? Das allgemeine Ziel ist nun, anstelle subjektiver Motive exemplarisch *latente Motivationsstrukturen* von freizeitlich Marathonlaufenden zu rekonstruieren und dabei Wechselwirkungen zwischen Persönlichkeitsstruktur, Sozialstruktur und Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens herauszuarbeiten. Spezifischer ist vor dem Hintergrund unserer Beschäftigung mit der Lauf- und Marathonforschung zu fragen, ob auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur der Interviewten tatsächlich eine Autonomie-Bewährungs-Problematik zum Ausdruck kommt und qua Marathonlaufen kompensiert wird. Und wenn dem so ist: Worin genau besteht sie jeweils und was genau wird dabei kompensiert? Gibt es dabei tatsächlich arbeitsweltliche Bezüge? In diesem Sinne könnte man mit Blick auf Oevermanns Bemerkung, dass bereits eine »erfolgreiche Krisendiagnose« (1995: 50) sozusagen den ersten Schritt in Richtung Bewährung darstellt, vermuten, dass sofern eine Autonomie-Bewährungs-Problematik vorliegt, eine solche Diagnose bei den Interviewten in der Tat eben fehlen müsste.

Des Weiteren gilt es freilich auch zu schauen, inwieweit sich die heuristisch herausgearbeiteten Momente der Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens selbst in den Interviews rekonstruieren lassen. Die Unterscheidung von Bewährungsfigur, Bewährungsmythos und Bewährungspraxis soll uns in den Analysen indes dazu dienen, das Rekonstruierte begrifflich genauer zu differenzieren. Insbesondere die Rekonstruktion der Bewährungsfiguren könnte auch helfen, gleichsam eine Brücke zwischen Persönlichkeits- und Sozialstruktur sowie der Struktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens zu schlagen, weil sie gleichsam mit allen Strukturebenen kompatibel sein müsste. Dabei gehe ich davon aus, dass

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Bewährungsfiguren sich anhand latenter Motivationsstrukturen rekonstruieren lassen bzw. in diesen zum Ausdruck gelangen. Wichtig noch einmal zu betonen, ist an dieser Stelle noch, dass es in den Interviewanalysen nicht um eine Hypothesentestung im Stile der quantitativen Sozialforschung geht; die Interviews werden nicht subsumtionslogisch ausgewertet, sondern *rekonstruktionslogisch*. Die bisher formulierten Vorannahmen sind, wie eingangs ausgeführt, im Sinne einer *Heuristik* zu verstehen und werden im Rahmen der Interviewanalysen im Modus »künstlicher Naivität« (Wernet 2009: 23) auf Distanz gebracht.

Bevor es allerdings im zweiten Teil des nachfolgenden Kapitels an die Interviewinterpretationen geht, wird im ersten Teil zunächst noch die Auswahl des Interviewsamples erläutert sowie ausführlicher auf methodische Fragen eingegangen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

3. Empirischer Teil

Nachfolgend wird es, wie soeben bemerkt, als erstes um methodische und methodologische Fragen gehen (Kap. 3.1). Dabei wird in einem ersten Schritt (Kap. 3.1.1) das Interviewsample erläutert. Anschließend (Kap. 3.1.2) wird der bereits in Anschlag gebrachte Terminus der *latenten Motivationsstruktur* genauer bestimmt und – notwendig kursorisch – von anderen Motivbegriffen abgegrenzt; auch wird dieser in Beziehung zum ebenfalls bereits eingeführten Begriff der Bewährungsfigur gesetzt. Des Weiteren – und mit dem Vorherigen eng verknüpft – wird auf den Protokollstatus von offenen Interviews eingegangen und dabei die Frage diskutiert, inwieweit die im Fokus des dieser Arbeit zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses stehenden Strukturen sich anhand dieses Datentyps tatsächlich rekonstruieren lassen, mit anderen Worten: welche Möglichkeiten also sich dadurch eröffnen und welche Grenzen damit gesetzt sind, und nicht zuletzt, welche Konsequenzen sich daraus für die Interviewführung und -analyse ergeben. Im nächsten Teilkapitel wird sodann die hier verfolgte Generalisierungsstrategie erläutert und begründet (Kap. 3.1.3). Die darauffolgende Darstellung des konkreten methodischen Vorgehens in den Fallanalysen wird möglichst knapp gehalten (Kap. 3.1.4), weil es dazu einerseits schon eine Vielzahl einführender wie vertiefender Darstellungen gibt und es andererseits hier nicht um eine Begründung des verwendeten Verfahrens selbst gehen kann, sondern die Erläuterung konkreter Analyseschritte im Vordergrund stehen soll. Zum Abschluss des Methodenkapitels wird die Vorgehensweise bezüglich der Anonymisierung und werden die verwendeten Transkriptionsregeln erläutert (Kap. 3.1.5).

Im zweiten Unterkapitel (Kap. 3.2) werden die Fallrekonstruktionen durchgeführt. Wie eingangs bereits erwähnt, besteht das Hauptsample dieser Arbeit aus drei Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden, die zum Interviewzeitpunkt in der sogenannten »Marathon Manager«-Wertung (M-M-W) im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. für diese angemeldet waren. Insofern werden im Vorfeld der Analysen zuallererst die Bezeichnung »Marathon Manager« und die instruktiven Fragmente bzw. Formulierungen aus dem darauf bezogenen Ausschreibungstext und einem einschlägigen Artikel aus der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) interpretiert. Dieser Einstieg ermöglicht einen ersten systematischen Zugriff auf etwaige Strukturhomologien zwischen dem nicht-sportlichen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Marathonlauf und strukturellen Spezifika der gegenwärtigen Arbeitswelt bzw. managerialer Praxis. Die in diesem Zusammenhang rekonstruierten Strukturen werden in den Interviewanalysen kontrastiv berücksichtigt.

Die daran anschließenden Interviewanalysen sind wie folgt strukturiert: Zu Beginn wird eine kurze biographische Notiz gegeben, im Rahmen derer ausgewählte »objektive Daten«[1] zur Lauf- bzw. Sportaktivität sowie zur Arbeits- und Familiensituation der Interviewees genannt werden. Damit erhalten die Fälle eine erste, wenn auch ziemlich grobe und offenkundig nicht strukturell bestimmte deskriptive lebensgeschichtliche Kontur, welche dann im Laufe der Sequenzanalysen an geeigneten Stellen systematisch als Kontextwissen berücksichtigt werden kann. Die Feinanalysen beginnen sodann thematisch mit der Frage nach dem Laufeinstieg. Abgesehen von geringfügigen Abwandlungen und Kontextuierungen lautet diese Frage in allen Interviews im Kern: »Wie sind Sie zum Laufen gekommen?«. Dies soll der Anstoß zu einer *Erzählung* sein, anhand derer die latente Motivationsstruktur mitsamt der spezifischen Bewährungsfigur der Interviewees rekonstruiert werden kann. In der ersten Analyse wird die Eingangsfrage dabei besonders ausführlich interpretiert; in den anschließenden beiden Fallrekonstruktionen werden ihre Implikationen dann lediglich zusammenfassend rekapituliert und die jeweiligen Spezifika der konkret ausgeführten Frage berücksichtigt. Der ersten Analyse kommt zudem auch deshalb eine besondere Stellung zu, sofern sie nämlich typologisch einen Extremfall darstellt, der für die weiteren Analysen eine Kontrastfolie bildet, in Bezug auf die es sich dann beurteilen lässt, wie nah sozusagen die anderen Fälle an diese Extremstruktur herankommen bzw. wie weit sie von ihr entfernt sind.

Nachdem die jeweilige Fallstruktur im Hinblick auf Motivation und Bewährung als sich reproduzierend nachgewiesen wurde, wird der Fokus explizit auf die Marathonteilnahme und die Anmeldung in der M-M-W gelegt, wofür entsprechende Interviewstellen ausgewählt werden. Diesbezüglich wird in der letzten Analyse anders vorgegangen, weil die Anmeldung in der M-M-W hier keine neuen allgemeinen Strukturerkenntnisse zutage fördert (sie wird dann im Rahmen der idealtypischen Verdichtung aber dennoch berücksichtigt). Beim letzten Analyseschritt wird das Augenmerk in Abhängigkeit davon, inwieweit dies von den Interviewees im Rahmen ihrer Eingangsdarstellungen vielleicht auch schon thematisiert wurde, auf solche Interviewstellen gelegt, die (mehr) Aufschluss über etwaige Relationen zwischen Marathon und Arbeit zu geben versprechen. Hier wie auch im vorherigen Schritt

1 Nach Tilman Allert (1993) zählen hierzu »alle Daten, zu deren Gewinnung man nicht auf bezweifelbare interpretative Schlüsse angewiesen ist. Dazu gehören das Geburtsdatum, Geburtsort, Geschlecht, Wohnort, Ausbildung, Beruf, Heiratsdaten, Kinderzahl, Einwohnerzahlen, Wohnraumaufteilungen und dergleichen« (ebd.: 332). Zur methodologischen Diskussion hinsichtlich der Analyse objektiver Daten aus Sicht der OH vgl. Bohler 1994 u. Wenzel/Wernet 2016.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geht es zudem auch darum, die bisher rekonstruierten Strukturen zu überprüfen bzw. zu präzisieren und weiter anzureichern. Die Analysen enden jeweils mit einer idealtypischen Verdichtung und Kontrastierung der Fälle.

3.1 Methode

3.1.1 Erläuterung des Interviewsamples

Das Hauptsample dieser Arbeit besteht aus drei Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden, die zum Interviewzeitpunkt in der »Marathon Manager«-Wertung (M-M-W) im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. (in einem Fall) noch vorhatten, dies zu tun. Auf diese, wie es seitens der Veranstaltenden selbst heißt, »Sonderwertung«, genauer: auf eine im Internet veröffentlichte Liste mit Ergebnissen und vollständigen Namen derjenigen, die in dieser Wertung teilgenommen hatten (aus Anonymisierungsgründen kann ich hier weder angeben, in welchem Jahr die Teilnahme erfolgte, noch kann ich die Liste in den Anhang aufnehmen), bin ich im Rahmen meiner Recherche zum Thema Marathonlaufen und Arbeit gestoßen. Weil die Bezeichnung »Marathon Manager«, wenn auch freilich auf eine besondere Weise, offenkundig bereits eine Verknüpfung von Marathon und Arbeit bzw. von Marathon und managerialer Berufspraxis suggeriert, kam mir die Idee, Laufende, die in dieser Wertung schon teilgenommen hatten, als Interviewpartner*innen zu rekrutieren. Damit verband und verbindet sich meines Erachtens nicht nur die Chance, etwas über latente Motivationsstrukturen und Bewährungsmuster im freizeitlichen Marathonlauf herauszufinden, sondern zugleich auch etwas über etwaige strukturelle Wechselwirkungen zwischen Marathon und Arbeit bzw. Arbeit und Freizeit. Zudem ist mit der M-M-W eine Berufsgruppe angesprochen, die gemeinhin nachgerade als Prototyp der gesellschaftlichen Leistungselite gilt. Insofern erschien es mir auch interessant, der Frage nachzugehen, inwiefern es diesbezüglich einen Zusammenhang gibt: Warum werden ausgerechnet »Manager« adressiert und warum wird unterstellt, dass diese eine wie auch immer geartete besondere Affinität zum Marathon haben?

Die im Rahmen dieser Arbeit Interviewten wurden dann auf zwei unterschiedlichen Wegen rekrutiert. Zum einen wurde im Internet nach öffentlich zugänglichen Kontaktdaten von einigen in der besagten Ergebnisliste aufgeführten Namen recherchiert. Die Auswahl der zu kontaktierenden Personen orientierte sich an dem Kriterium, dass die jeweilige Marathonzeit auf jeden Fall nicht leistungssportlich, durchaus aber ambitioniert sein durfte (Zeiten ≥ drei Stunden); damit war es zumindest wahrscheinlich, dass es sich um freizeitlich Laufende handelt, die in erster Linie am Durchkommen oder höchstens an einer persönlichen Bestzeit und *nicht am Wettkampf mit anderen* interessiert sind. In sieben Fällen konnten sodann tatsächlich konkrete Kontaktdaten ermittelt werden (wo genau diese ermittelt wurden, kann ebenfalls aus Anonymisierungsgründen nicht genannt werden). Diese

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Personen wurden anschließend kontaktiert und gefragt, ob sie es sich vorstellen könnten, zu Forschungszwecken ein Interview zu geben, wozu sich drei Personen bereit erklärten.[2] Das Forschungsvorhaben wurde den Kontaktierten dabei nur recht knapp erläutert – es wurde mitgeteilt, dass es um die Motivation für das Marathonlaufen und das Thema ›Sport und Arbeit‹ gehe und dass es sich um ein offenes Interview ohne Fragenkatalog handele. Bei den drei Personen handelte es sich um zwei Männer und eine Frau.

Parallel zu dieser Erhebungsstrategie wurde zum anderen ein Gesuch auf einer Social-Media-Plattform geschaltet. Dabei war es ebenfalls das Ziel, laufende Interviewpartner*innen zu rekrutieren, die in der M-M-W bereits teilgenommen hatten; allerdings hat sich in diesem Kontext nur eine männliche Person gemeldet, die erst noch vorhatte, in dieser Wertung teilzunehmen, für die Teilnahme gleichwohl schon angemeldet war. Sie wurde deshalb trotzdem in das Sample aufgenommen, weil mir zum einen die Teilnahmeabsicht bereits als hinreichend erschien und die Person zum anderen von den äußeren Kriterien her auch gut mit den anderen drei zu Interviewenden kontrastierte.

Mit allen vier kontaktierten Personen wurden schließlich Interviews von knapp 40 Minuten bis etwas über eine Stunde Länge geführt. Nach einer Analyse dieser habe ich mich schließlich dazu entschieden, drei Fälle zum Kernsample dieser Arbeit zu machen. Denn einerseits erschienen sie mir in typologischer Hinsicht hinreichend kontrastierend, andererseits und in erster Linie aber auch hinreichend dazu geeignet, die in dieser Arbeit verfolgte Absicht einer *exemplarischen* Rekonstruktion von möglichen Wechselwirkungen zwischen Marathonlaufen, Persönlichkeit und Sozialstruktur zu realisieren und diesbezüglich valide Aussagen treffen zu können.

Bei den Interviewten handelt es sich um einen 35-jährigen Leiter eines technischen Services, einen 45-jährigen Bereichsleiter sowie um einen 41-jährigen Leiter einer Geschäftsentwicklungsabteilung. Alle drei sind zum Interviewzeitpunkt in

2 Was es für die Interviewdynamik bzw. -pragmatik genau bedeutet, dass die Interviewees nicht etwa per Annonce gesucht wurden, wie es in der qualitativ orientierten Sozialforschung ja ›klassischerweise‹ geschieht, sondern aktiv angesprochen wurden, ist schwer zu bestimmen. Zwar wäre es einerseits vorstellbar, dass die Interviewees weniger auskunftsfreudig sind, weil die Initiative eben nicht von ihnen selbst kam und sie möglicherweise bloß aus Höflichkeit zugesagt haben. Andererseits war es aber auch eine freiwillige Entscheidung; sie mussten nicht antworten, zumal sie ja nicht etwa telefonisch, sondern per E-Mail kontaktiert wurden und sich nicht hätten zurückmelden müssen, wie es ja auch manche tatsächlich gehandhabt haben. Insofern würde ich argumentieren, dass es ein echtes Interesse am Interview geben muss, sofern sich die Interviewees freiwillig zurückgemeldet haben. Möglicherweise haben sie sich durch die Kontaktaufnahme sogar aufgewertet gefühlt: Immerhin ist ihre Teilnahme in der M-M-W so als wissenschaftlich relevant gerahmt und gewürdigt worden. Jedenfalls lassen die tatsächlich durchgeführten Interviews keinen Zweifel daran, dass die Erzählbereitschaft der Interviewees durch diese Art der Kontaktaufnahme *nicht* tangiert wurde.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

vergleichsweise großen Unternehmen beschäftigt. Die objektiven biographischen Daten werden, wie bereits erwähnt, im Vorfeld der Fallrekonstruktionen noch etwas genauer beschrieben, weshalb ich es an dieser Stelle bei dieser kurzen Notiz belasse.

Leider konnte das Interview mit der weiblichen Laufenden nicht im Kernsample berücksichtigt werden, denn im Zuge der Analyse zeigte es sich sehr deutlich, dass der ›Motor‹ hinter ihrer Laufpraxis eine Psychopathologie im Kontext einer Essstörung war. Auch dies ist natürlich ein interessanter Fall bzw. Typus und gäbe insbesondere vor dem Hintergrund eines Erkenntnisinteresses, bei dem das freizeitliche Marathonlaufen als individuelle Bewältigungsstrategie im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen untersucht würde, auch ein sehr relevantes Datum ab. Für die in dieser Arbeit verfolgte Fragestellung erschien mir dieser Fall allerdings von nachgeordneter Relevanz. Insofern werden in dieser Arbeit auch keine genderspezifischen Fragen verfolgt werden können.

Ergänzend zu den drei Fällen im Hauptsample wurden schließlich noch sieben weitere Interviews mit freizeitlich Marathonlaufenden geführt, die sich hinsichtlich ihrer Berufe und beruflichen Positionen sowie auch hinsichtlich ihres Alters und ihres biologischen Geschlechts unterscheiden sollten. Ziel war es, zu prüfen, ob in Bezug auf etwaige Wechselwirkungen zwischen Marathon, Persönlichkeit und Sozialstruktur noch weitere allgemeine Strukturelemente bzw. Facetten sich zeigen würden. Dies war allerdings nicht in dem Maße der Fall, dass es für notwendig erachtet wurde, diese Fälle in das Hauptsample zu inkludieren; die allgemeinen Mechanismen waren dieselben. Darauf werden wir, wenn es um die idealtypische Verdichtung der latenten Motivationsstrukturen der in diese Arbeit aufgenommenen Fälle gehen wird, noch zu sprechen kommen und die ergänzend erhobenen Fälle (sowie zwei Fälle, die ich im Rahmen meiner Masterarbeit analysiert habe) gleichsam flankierend hinzuziehen, um das typologische Spektrum latenter Motivationsstrukturen im freizeitlichen Marathonlaufen zumindest grob auszuleuchten und die Typik der hier analysierten Fälle kehrseitig schärfer herauszuschälen.

3.1.2 Zum Begriff der »latenten Motivationsstruktur« sowie zu deren Rekonstruktion anhand von Interviews

Eine erste Annäherung an den Begriff der latenten Motivationsstruktur bietet eine Relationierung zum objektiv-hermeneutischen Begriff der *latenten Sinnstruktur* und damit verbunden zu dem der *Fallstruktur*. Wie in Kapitel 2.2 ausgeführt, bezeichnen latente Sinnstrukturen methodologisch eine Sinnebene, die unabhängig vom subjektiven Erleben bzw. der Ebene subjektiver Repräsentanzen ist. Diese umfasst zum einen den *objektiven Sinn* von Handlungen, der ihnen unabhängig vom situativen Kontext, in dem sie fielen, zukommt; zum anderen – und darum geht es in objektiv-hermeneutischen Fallrekonstruktionen letztlich im Kern – umfasst sie aber auch die *Fallstruktur* einer Lebenspraxis. Fallstrukturen, so haben wir es im An-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

schluss an Oevermann (1991) dargelegt, bezeichnen die spezifische *Selektivität* einer Lebenspraxis im Hinblick auf konkrete Handlungszusammenhänge, die sich entlang der durch bedeutungsgenerierende Regeln erzeugten Handlungsmöglichkeiten sequenziell bildet. Eine Fallstruktur repräsentiert dabei nie nur die Idiosynkrasien des je konkreten Einzelfalls, sondern stets auch allgemeinere, über den Fall hinausweisende Strukturen, sodass jede Fallrekonstruktion immer auch die Frage nach der »analytische[n] Zurechnung« (Maiwald 2013: 191) einer Fallstruktur, das heißt: nach dem Verhältnis einer konkreten Lebenspraxis und – allgemein gefasst – sozialen Strukturen beantworten muss. Fallstrukturen weisen dabei immer eine »Fallstrukturgesetzlichkeit« (Oevermann 2000: 69) auf: Jede Fallstruktur wird als ein »*Ensemble von Dispositionsfaktoren*« (ebd.: 65, Hervh. i. O.) verstanden, dem eine handlungsgenerierende Kraft zukommt. Mit anderen Worten: Fallstrukturen sind »generative Strukturen« (Franzmann et al. 2022: 19), die die Entscheidungen einer Lebenspraxis im Hinblick auf bestimmte Handlungszusammenhänge beeinflussen – gleichwohl nicht determinieren.

Vor diesem Hintergrund lassen sich latente Motivationsstrukturen in einem ersten Schritt als Gebilde bestimmen, die sich als Fallstrukturen rekonstruieren lassen. Das bedeutet: Die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen legt das Erkenntnisinteresse auf diejenige Selektivität einer Lebenspraxis, die ihre Motivation in Bezug auf einen bestimmten Handlungszusammenhang, hier das (Marathon-)Laufen, zum Gegenstand hat, sie eben zum *Fall* macht. Während der Begriff der latenten Motivationsstruktur also auf einen *konkreten Gegenstand*, die Motivation, sich bezieht, ist der Begriff der latenten Sinnstruktur ein zunächst rein methodologischer; er verweist auf eine Realitätsebene, die allen Gegenständen in der sozialen Welt gemein ist (diese Differenzierung ist angelehnt an Oevermanns Differenzierung zwischen latenten Sinnstrukturen und sozialen Deutungsmustern [vgl. 2001: 39ff.]). Zugleich ist mit dem Adjektiv »latent« angezeigt, dass latente Motivationsstrukturen, wie eben für latente Sinnstrukturen charakteristisch, Motivationskomplexe darstellen, die den Agierenden selbst nicht oder nur sehr begrenzt bewusst sind bzw. nicht mit ihren Selbstbildern, den »vocabularies of motive« (Mills 1940) oder den Um-zu- und Weil-Motiven (Schütz/Luckmann 2017[2003]: 286ff.) zusammenfallen. Insofern ist mit dem Begriff der latenten Motivationsstruktur eine explizite Abgrenzung insbesondere zu solchen soziologischen Motivkonzeptionen gegeben, welche Motive bzw. Motivation eng an den subjektiv gemeinten Sinn bzw. das je individuelle Erleben binden und von denen sie annehmen, dass diese prinzipiell von den Handelnden selbst auch angegeben werden können, was für latente Motivationsstrukturen nicht gilt. Jene Konzeptionen greifen daher, wie in der Auseinandersetzung mit der Laufliteratur ausgeführt, zu kurz bzw. blenden schlichtweg die Realitätsschicht der objektiven, nach geltenden Regeln erzeugten Sinnstrukturen aus. Zugleich ermöglicht das objektiv-hermeneutische Verständnis von ›Latenz‹ (vgl. dazu Oevermann 1993: 147ff., 154; 2001: 39ff.) eine

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Abgrenzung dahingehend, dass latente Motivationsstrukturen *nicht* zwangsläufig auch *im psychologischen bzw. psychoanalytischen* Sinne unbewusste Strukturen sind, was natürlich immer *auch* der Fall sein kann. Im objektiv-hermeneutischen und hier verwendeten Sinn erstreckt sich der Geltungsbereich von Latenz vielmehr etwa auch auf routineförmiges Handeln, auf Gebilde wie eben soziale Deutungsmuster, Bewährungsfiguren oder bedeutungsgenerierende Regeln. In diesen Fällen geht es um Latenz nicht im Sinne *dynamischer Unbewusstheit*, sondern im Sinne eines *stillschweigenden Wissens* (vgl. Ders. 2001: 41). Und erst die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen kann darüber entscheiden, welche Ebene von Unbewusstheit in einem je konkreten Fall tatsächlich vorliegt (vgl. Ders. 1993).

Des Weiteren, und damit kommen wir zur nächsten Struktureigenschaft, haben latente Motivationsstrukturen als latente Sinnstrukturen natürlich auch die Wirkkraft generativer Strukturen; es handelt sich eben um handlungsmotivierende Gebilde. Gleichwohl ist wichtig, dass es sich um *biographische* Gebilde handelt, die es insofern in ihrem »So-und-nicht-anders-Gewordensein[…]« (Weber 1904: 46) zu rekonstruieren gilt; es geht um die je *krisenhafte Bildungsgeschichte* einer konkreten Lebenspraxis im Hinblick auf einen bestimmten Praxiszusammenhang und die Frage, warum sie sich, wie bewusst oder unbewusst auch immer, »so und nicht anders entschieden« hat (Wernet 2009: 15). Die konkreten motivatorischen Inhalte können dabei freilich auf unterschiedlichen Strukturierungsebenen angesiedelt sein: Es kann sich um Strukturen bzw. Sinngebilde wie soziale Deutungsmuster, persönlichkeitsstrukturelle bzw. charakterliche Dispositionen, arbeitsweltliche Strukturen und/oder eben auch um Bewährungsfiguren handeln, wobei anzunehmen ist, dass im Grunde alles das ›irgendwie‹ eine Rolle spielt. Für die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen ist es insofern entscheidend, herauszuarbeiten, in welchem je konkreten Zusammenhang all diese Faktoren zueinander stehen bzw. welche Faktoren dominieren, wobei aus einer soziologischen Perspektive natürlich die Frage nach fallübergreifenden Aspekten eines solchen Zusammenhangs besonders interessiert. Wenn es – auf die vorliegende Untersuchung bezogen – zum Beispiel etwaige Bezüge zwischen Marathonlaufen und den Strukturen der modernen Arbeitswelt geben sollte, dann müssten sich diese entsprechend in der latenten Motivationsstruktur ausdrücken. Wichtig ist außerdem, dass Motivation in der hier zugrunde gelegten Konzeption entgegen dem Alltagsverständnis nicht gleichgesetzt wird mit ›leidenschaftlicher Bindung‹. Vielmehr wird davon ausgegangen, dass eine Lebenspraxis auch dann ›motiviert‹ ist, wenn ihre Bindung an einen Handlungszusammenhang jeglicher Leidenschaft entbehrt.

Gleichwohl lässt sich argumentieren, dass *Bewährungsfiguren* im Ensemble der genannten potenziellen Motivationsfaktoren eine gewissermaßen herausgehobene Bedeutung zukommt – im Allgemeinen, aber auch speziell auf unseren Gegenstand, das nicht-sportliche Marathonlaufen bezogen. Für die im allgemeinen Sinne herausgehobene motivationsstrukturelle Bedeutung von Bewährungsfi-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

guren spricht, dass Bewährungsfiguren nach Zizek, wie in Kapitel 2.7 erläutert, eine fundamentale identitätsstrukturelle Bedeutung haben, weshalb er sie auch explizit mit einem »spezifisch sozialisationstheoretische[n] Motivationskonzept« assoziiert (Zizek 2014a: 60); wenn es sich dabei also, wie an eben genannter Stelle argumentiert, tatsächlich um *habituell verankerte Muster der Selbstcharismatisierung* handelt, dann ist davon auszugehen, dass sie, wenn es um die Entscheidung einer Lebenspraxis für oder gegen eine Beteiligung an einer sozialen Praxis geht, dabei auch eine signifikante Rolle spielen und die sich auch rekonstruieren lässt, sofern man die Interviewees zur Reflexion solcher Entscheidungssituationen im Interview veranlassen kann. Methodologisch lässt sich deshalb argumentieren, dass mit der Rekonstruktion einer latenten Motivationsstruktur auch die jeweilige Bewährungsfigur sich mitrekonstruieren lässt bzw. geradezu notwendig mitrekonstruiert wird.

Aus dem Gesagten ergeben sich nun bestimmte Folgen für die Datenerhebung: Wenn latente Motivationsstrukturen sich nämlich biographisch-krisenhaft bilden und gleichsam in ihrer Historizität rekonstruiert werden müssen, dann benötigt man Daten, die Aufschluss über die jeweils relevanten vergangenen Entscheidungssituationen bieten bzw. diese gewissermaßen zu vergegenwärtigen ermöglichen. Im Kontext des Marathonlaufens, darauf wurde in Kapitel 2.7 bereits verwiesen, hat Rümmele richtigerweise von »Karrieren« gesprochen (1985, 1987; vgl. auch Rigauer 1982: 65ff.), die hinter einer jeweiligen Laufpraxis stünden. Damit aber kommen für die vorliegende Untersuchung prinzipiell nur solche Datentypen infrage, in denen ein *reflexiver* Zugriff der Laufenden auf ihre Laufpraxis protokolliert ist, vermittels dessen die für das Zum-Laufen-Kommen relevanten Entscheidungssituationen sich rekonstruieren lassen. Denn es handelt sich hierbei um »zeitlich erstreckte, komplexe Prozesse, die schwerlich als Interaktionen aufgezeichnet werden können« (Maiwald 2022: 124) bzw. als aufgezeichnete schwerlich bereits vorliegen dürften. So scheint es auf das Laufen bezogen schwer vorstellbar, dass jemand den Prozess seines/ihres Zum-Laufen-Kommens gleichsam realprotokolliert; zumal viele das Laufen, wie Lutz (1989: 171) es beschreibt, als ein »Angebot des Raumes« eher vorfinden und nicht gleichsam zielgerichtet bzw. bewusst sich dafür entscheiden. Höchstens wäre es vorstellbar, dass es Tagebucheinträge oder Blogbeiträge gibt, in denen Laufende über ihre Laufpraxis und den Einstieg in diese reflektiert haben und die es vielleicht in der Tat zu analysieren sich lohnen würde. Allerdings wäre man in solchen Fällen nicht nur mit dem Problem der Protokollbeschaffung konfrontiert (Wer führt solche Tagebücher und wäre bereit, diese zu Forschungszwecken zur Verfügung zu stellen? Gibt es geeignete Laufblogs?), sondern insbesondere auch mit dem Problem, darin gleichsam »die passende Praxis aufzuspüren« (Oevermann 2000: 81), mit anderen Worten: Reflexionen über diejenigen Praxiszusammenhänge zu finden, die tatsächlich Aufschluss über die latente Motivationsstruktur der konkreten Fälle geben könnten. Ähnliches gilt auch für Photographien oder Videos, die im

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zusammenhang mit der Laufpraxis von jemandem entstanden sind oder auch für Internetblogs oder Beiträge auf etwaigen Social-Media-Kanälen: Zwar ist es nicht auszuschließen, dass man anhand solcher Daten immer auch etwas über die latente Motivationsstruktur der diese Daten produzierenden Laufenden erfährt, und es wäre sicherlich interessant, solche Daten gleichsam flankierend hinzuzuziehen; aber eine *passgenaue* Adressierung des uns Interessierenden wäre damit nicht möglich. Entsprechend müsste damit gerechnet werden, dass die Güte solcher Daten im Hinblick auf das verfolgte Erkenntnisinteresse stark variiert.

Vor diesem Hintergrund habe ich mich im Rahmen dieser Arbeit dafür entschieden, offene, lebensgeschichtlich orientierte Interviews zu führen. Denn im Gegensatz zu den erwähnten Datentypen erlaubt ein Interview eben tatsächlich »eine »passgenaue« und umfängliche Adressierung des Erkenntnisinteresses« (Maiwald 2022: 125, Hervh. i.O.). Gleichwohl darf man dabei nicht aus den Augen verlieren, welche Besonderheiten dieser Datentypus im Hinblick auf seinen Protokollstatus mit sich bringt und was dies für die Rekonstruktion latenter Motivationsstrukturen bedeutet. Was genau ist also in einem Interview protokolliert und was nicht?

Im Gegensatz zu »recherchierbaren Daten« (Oevermann 2004b: 328), die sich in der sozialen Realität vorfinden und ›einsammeln‹ lassen (z.B. eben Tagebücher, Blogs, Videos oder Photographien), gehören Interviews zu den »selbst erhobenen Daten« (ebd.), das heißt: sie kommen nur aufgrund einer Initiative von Forschenden zustande. Das »Protokollierte« (Maiwald 2022: 126) und damit die Frage betreffend, welche Praxis in einem Datum objektiviert ist, sind Interviews insofern gewissermaßen «künstlich« (ebd., Hervh. i.O.) bzw. »nicht-natürlich[…]« (ebd.: 125), zumal Forschende Interviews nicht bloß initiieren, sondern in der Regel als Interviewende an der Interviewpraxis auch selbst partizipieren und diese somit maßgeblich gestalten und steuern (vgl. ebd.: 126). Im Hinblick auf die »Protokollierungshandlung« – also die Frage nach der Art und Weise des Zustandekommens eines Datums betreffend – lassen sich Interviewprotokolle hingegen als «natürliche Daten« ansehen, sofern sie technisch aufgezeichnet wurden (ebd., Hervh. i.O.). Jörg Bergmann bezeichnet diese Art der Protokollherstellung als »*registrierende Konservierung*«, da sie »ohne sinnhafte Erfassung und Bearbeitung« des Protokollierten erfolgt (1985: 305, Hervh. i. O.). Insofern lässt sich sagen, dass die aktive Beteiligung der Interviewenden am Interviewgeschehen im Hinblick auf die Authentizität der protokollierten Praxis letztlich nicht problematisch ist, denn deren selektive bzw. strukturierende Eingriffe sind immer registrierend mitprotokolliert und werden in objektiv-hermeneutischen Analysen – vor allem hinsichtlich ihrer Konsequenzen für die Handlungen der interviewten Personen – stets systematisch berücksichtigt (vgl. Maiwald 2013: 195). Demgegenüber steht die »*rekonstruierende Konservierung*«, wie sie etwa bei Gedächtnisprotokollen oder Beschreibungen vorliegt (Bergmann 1985: 305, Hervh. i. O.); hier ist die Herstellung des Protokolls notwendig an die Deutungsleistungen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Protokollhersteller*innen gebunden, sodass deren eventuelle Beteiligung an der von ihnen protokollierten Praxis auch nicht umstandslos analysierbar, da eigens eine Deutungsleistung wäre.

Halten wir daher zunächst mit Maiwald (2022) fest, dass Interviews mit Bezug auf die Unterscheidung von nicht-natürlichen und natürlichen Daten »eine Zwischenstellung« (ebd.: 126) einnehmen. Es lässt sich zudem argumentieren, dass die Künstlichkeit von Interviews auf der Ebene des Protokollierten aber auch nicht überbewertet werden sollte, weil es sich letztlich »um ein gesellschaftlich institutionalisiertes Interaktionsformat handelt« und nicht um ein »Experiment« (ebd.: 128). Weitaus zentraler für den Protokollstatus von Interviews ist insofern auf der Ebene des Protokollierten, dass Interviewprotokolle zunächst vor allem Protokolle der Interviewpraxis selbst darstellen, wogegen die faktische und – sofern es dem/der jeweils Forschenden nicht um Methodenfragen geht – eigentlich interessierende Lebenspraxis der jeweils Interviewten »strukturell abwesend« ist (ebd.: 126). Mit anderen Worten: »Der Protokollstatus des Interviews impliziert eine Kluft zwischen Protokoll und Lebenspraxis« (ebd.: 128).[3] Daraus folgt, dass jenseits der Interviewpraxis, die direkt protokolliert ist, Interviewprotokolle in erster Linie eine »Deutungspraxis« (ebd.: 124) protokollieren, die sich auf bestimmte Aspekte einer Lebenspraxis bezieht. Für diese Arbeit bedeutet dies, dass die hier geführten Interviews mit (Marathon-)Laufenden nicht als *unmittelbare* Protokolle ihrer Lauf-, Familien- oder Berufspraxis behandelt werden dürfen, sondern eben als Deutungspraktiken – als »Räsonnements im weiteren Sinn« (ebd.: 129), welche auf die genannten Bereiche und damit verbundene Handlungsprobleme bezogen sein können, sofern diese in den Interviews auch tatsächlich thematisiert bzw. adressiert werden. Diese Räsonnements lassen sich durchaus als »Deutungsmuster« im Sinne einer Strömung der wissenssoziologischen Tradition der Deutungsmusterforschung verstehen, nämlich als *fallspezifische* Deutungen sozialer Praxis (vgl. dazu die Interviewanalysen in Meuser/Sackmann 1992),[4] die daher auf eine ganz andere Realitätsschicht verweisen als das rein begrifflich ähnlich erscheinende

3 Daher bezeichnet Andreas Wernet (2021: 79ff.) Interviewdaten auch als »indirekte Protokolle«. Im Hinblick auf professionelle Praxis argumentiert Maiwald (2003: 157–158) hingegen, dass diese unter der Prämisse, dass Angehörige professionalisierter Berufe über einen professionellen Habitus verfügen, zu dem auch eine systematische Reflexion des eigenen Berufshandelns entlang professioneller Standards gehört und diese Reflexion selbst schon als Berufshandeln verstanden werden kann, in Interviews mit Angehörigen solcher Berufe tatsächlich auch auf eine *unmittelbare* Weise protokolliert ist. Ähnliches gilt auch etwa für Paarinterviews (vgl. Ders. 2022: 126).

4 Eine wiederum andere, sich ebenfalls wissenssoziologisch nennende Konzeption von Deutungsmustern vertreten Plaß/Schetsche 2001. Dieser Ansicht wird in dieser Arbeit nicht gefolgt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Konzept sozialer Deutungsmuster nach Oevermann, der damit *gesamtgesellschaftliche* Deutungsmuster im Blick hat (vgl. 2001; vgl. zu dieser Differenzierung vor allem Maiwald 2022: 129, Fn. 11).

Entscheidend ist nun der Punkt, dass solche Deutungsmuster bzw. Räsonnements nicht bloß ephemere Konstruktionen, sondern durch eine charakteristische Selektivität gekennzeichnet sind, die sich methodisch kontrolliert rekonstruieren lässt und tatsächlich eng an lebenspraktische Handlungsprobleme geknüpft ist, über die jeweils räsoniert wird. In diesem Zusammenhang zentral ist ein Argument, welches Maiwald mit Bezug auf Oevermanns in Kapitel 2.2 eingeführte Konzeption der Lebenspraxis als einer »*widersprüchliche[n] Einheit von Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung*« (Oevermann 2004a: 160, Hervh. i.O.) entfaltet (vgl. Maiwald 2022: 130). Dabei geht es im Kern darum, dass eine mit Anspruch auf Autonomie auftretende Handlungsinstanz ihre Entscheidungen prinzipiell unter Gesichtspunkten der Vernünftigkeit bzw. geltender Rationalitätsstandards zu treffen bemüht sein muss, und zwar auch dann, wenn zum Zeitpunkt des Treffens einer Entscheidung solche Standards noch nicht verfügbar sind, die Entscheidung also eine genuin krisenhafte ist und zukunftsoffen – sozusagen unter Bewährungsvorbehalt – gefällt werden muss. Die Begründungsverpflichtung ist in diesem Fall aber dennoch »nicht aufgehoben, sondern nur aufgeschoben« (Oevermann 2004a: 159). Entscheidend ist nun, dass die Begründung, wann immer sie schließlich erfolgt, stets unmittelbar auf die ursprünglichen Krisensituationen bezogen ist und durch die Adressierung dieser in einem Interview eine reflexive Bearbeitung dieser Situationen einsetzt, die *als Ausdruck der Lebenspraxis selbst* und *nicht nur im Sinne eines Redens über diese* begriffen werden kann. Kurz: »Die Selektivität des Räsonnements kann in dem Maße als Ausdruck der Selektivität der Lebenspraxis selbst angesehen werden, als es auf die jeweiligen Entscheidungssituationen der eigenen Lebenspraxis selbst verweist« (Maiwald 2022: 130). Auch wenn die »Kluft« zwischen Interview- und Lebenspraxis damit *strukturell* unüberwindbar bleibt – die Entscheidungssituationen sind nun mal nicht realprotokolliert –, so lässt sie sich, so Maiwalds Argument, doch ein Stück weit überbrücken, indem in Interviews der Fokus auf jene lebenspraktischen Handlungsprobleme und Entscheidungssituationen gelegt wird, die vor dem Hintergrund des jeweiligen Erkenntnisinteresses zentral sind und die Interviewten zur freien Reflexion über diese veranlasst werden. Die Interviewführung sollte also weniger darauf abzielen, »möglichst nahe an die Lebenswirklichkeit« der Interviewten heranzukommen (»Was ist wirklich passiert?«), sondern »möglichst nahe an ihre Handlungsprobleme« (ebd.: 132). Wie gut letztlich eine systematische Differenzierung zwischen Deutungspraxis und faktischen Verläufen gelingt, hängt dann von der jeweiligen Analyse ab, die ihren Fokus bei der Herausarbeitung des jeweiligen reflexiv-selektiven Zugriffs auf die eigene Lebenspraxis auf *latente Sinnstrukturen* legen sollte. Durch diverse »Kontrastoperationen« (Maiwald 2003: 155, 165ff.) lässt sich dann das jeweils Erzählte

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

etwa mit strukturellen Zusammenhängen in einem bestimmten Handlungsfeld, mit dem, was schon zuvor erzählt wurde oder aber, sofern erhoben, mit objektiven Daten aus dem Leben der interviewten Person vergleichen. Gegebenenfalls herausgearbeitete Widersprüche können dann begründete Schlüsse im Hinblick auf faktische Verläufe zulassen (vgl. ebd.). Entsprechend lässt sich argumentieren, dass wir in den hier geführten Interviews dennoch etwas über die faktische Lebenspraxis der Interviewten – ihre Arbeits- und Freizeitpraxis beispielsweise – sowie über die jeweiligen Handlungsbereiche möglicherweise übergreifende Zusammenhänge werden in Erfahrung bringen können, auch wenn die faktische Lebenspraxis der Interviewten nicht direkt protokolliert ist.

Vor dem Hintergrund unseres Erkenntnisinteresses interessiert in dieser Arbeit folglich diejenige Selektivität der jeweils protokollierten Deutungspraxis, die sich auf Handlungsprobleme im Zusammenhang mit dem Zum-Laufen-Kommen bzw. mit der Initiierung der Laufkarrieren der interviewten Laufenden bezieht. Die Annahme ist dabei, dass latente Motivationsstrukturen sich in der spezifischen Selektivität des jeweiligen reflexiven Zugriffs auf die eigene Laufpraxis ausdrücken und diese real anleiten – motivieren eben. Gleichwohl soll dies nicht im Sinne einer ›Direktübersetzung‹ verstanden werden, sondern, wie Maiwald dies im bereits mehrfach zitierten Text vorgeschlagen hat, im Sinne einer »Intentionalität«, einer Grundhaltung dem jeweils im Fokus stehenden Weltausschnitt gegenüber« (2022: 142, Hervh. i. O.), die im Hinblick auf die jeweilige Laufpraxis gleichsam ein strukturelles Bündel an Dispositionen darstellt, die sich auf der Ebene der faktischen Lebenspraxis gleichsam unverstellt realisieren, zu ihr aber auch in Widerspruch geraten und schließlich sich auch transformieren können.

Damit verbunden dürfte es auch unproblematisch sein, Bewährungsfiguren anhand von Interviews zu rekonstruieren, denn sofern im Hinblick auf die Rekonstruktion der jeweiligen latenten Motivationsstruktur im Interview vergangene Entscheidungssituationen adressiert werden, ist anzunehmen, dass auch die jeweilige selbstcharismatisierende Grundüberzeugung zum Ausdruck kommt, die dabei eine Rolle gespielt hat. Zudem lässt sich aber auch ein biographisch ausgerichtetes Interview selbst als eine genuine Bewährungssituation begreifen, und zwar insofern, als dassdie Interviewten, indem sie der Begründungsverpflichtung nachzukommen versuchen, sich in dem Maße als autonome Subjekte bewähren müssen, wie es ihnen gelingt, einen angemessenen reflexiven Zugriff auf ihre Biographie zu bekommen. Entsprechend kann die Art und Weise der Bewältigung dieser Problematik, die Art und Weise des Selbstbezugs Aufschluss über die spezifische Konstitution der jeweiligen Bewährungsfigur geben.[5]

5 So geht Zizek (2020) in einem Text, in dem er Bewährungsweisen anhand von fallrekonstruktiven Interviewanalysen international vergleichend betrachtet, implizit selbst davon aus, dass sich die jeweilige Bewährungsfigur bereits in der Art und Weise der Selbstdarstel-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Abschließend sind noch einige Bemerkungen zur Struktur der in dieser Arbeit geführten Interviews bzw. zu den Konsequenzen, die sich aus dem hier Gesagten darauf bezogen ergeben, angebracht. Wie bereits erwähnt, werden die Interviews in jeweils etwas unterschiedlich konturierter Form mit der Kernfrage »Wie sind Sie zum Laufen gekommen?« eingeleitet. Damit wird von vornherein eine biographische Perspektive auf die Laufpraxis der Interviewten eingerichtet und der Fokus auf solche Situationen und Ereignisse gelegt, die ausschlaggebend für die Initiation der Laufpraxis der Interviewees waren. Die Annahme ist, dass die Selektivität des darauf bezogenen Räsonnements Aufschluss über die latente Motivationsstruktur der Interviewees gibt und damit auch die Rekonstruktion ihrer Bewährungsfigur ermöglicht. Je nachdem, welche Aspekte dabei als relevant gesetzt werden bzw. auf der Ebene der latenten Sinnstruktur sich rekonstruieren lassen, werden die Interviews dann thematisch weiter fokussiert bzw. werden entsprechende Nachfragen gestellt. Dies betrifft insbesondere die Entscheidung der Interviewees, sich in der M-M-W anzumelden, dann aber freilich auch deren berufliche Praxis sowie wiederum deren Relation zu ihrem Marathonengagement. Es handelt sich also zwar im Kern um nicht-standardisierte, offene Interviews, die allerdings dort, wo es vom Erkenntnisinteresse her angebracht ist, auch auf spezifische, zuvor bereits überlegte Fragen gleichsam hingesteuert werden, was letztlich insoweit kein methodisches Problem aufwirft, als dass es ja durchweg um die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen geht; solange, wie diese Sinnebene in den Fallanalysen erfasst wird, spricht nichts dagegen, die grundsätzlich offenen Interviews mit themenspezifischen Fragen bzw. Fokusverschiebungen zu strukturieren (vgl. zu diesem Argument Maiwald 2022: 131).

3.1.3 Zur Generalisierungsstrategie

In den sogenannten »Qualitativen Methoden der Sozialforschung« werden Forschungsergebnisse in der Regel nicht nach der Logik *empirischer Generalisierung* verallgemeinert, der zufolge die Repräsentativität eines Falles sich an der Häufigkeit seines Vorkommens bemisst und durch den induktiven Schluss von Zufallsstichprobe auf eine vorab definierte Grundgesamtheit methodisch abgesichert wird. Vielmehr geht das Gros qualitativ Forschender davon aus, dass jeder untersuchte Fall, auch wenn es ein *Einzel*fall ist, immer auch für etwas *Allgemeines* steht, unabhängig von der Häufigkeit seines Vorkommens; er repräsentiert *Strukturen*, die *über ihn hinausweisen*. Eine verbreitete Generalisierungsstrategie besteht dann in der Bildung von Typen (vgl. Brüsemeister 2000: 35); im Kontext der Objektiven

lung im Interview zeigt, wenn er schreibt: »Diese Form der *knappen entschiedenen Antwort* ist charakteristisch für ihn. Er will *nicht viele Worte, kein uncooles Palaver* machen. Aus bewährungstheoretischer Perspektive akzentuiert er sich damit als jemand, der *ohne langes Zögern in die offene Zukunft hinein aktiv Entscheidungen* zu treffen bereit ist« (ebd.: 164, Hervh. i.O.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Hermeneutik, auf deren Methodologie und Methode ja auch die vorliegende Arbeit rekurriert, wird allgemeiner von »Strukturgeneralisierung« (Oevermann 1981; 2000: 116) gesprochen.

Auf die Frage, in welchen Hinsichten Fallstrukturen nicht nur eine besondere Selektivität darstellen, sondern auch als etwas Allgemeines gelten können, hat Oevermann mit fortschreitender Ausarbeitung der Objektiven Hermeneutik gleichsam mit immer feiner werdenden Unterteilungen geantwortet. War ursprünglich noch von drei Hinsichten die Rede (vgl. Oevermann 1991), so waren es in einer späteren Publikation fünf (vgl. Ders. 2000) und in einer wiederum späteren gar sieben (vgl. Ders. 2002). Wir wollen hier der erstgenannten, dreifachen Unterscheidung folgen, die in Kapitel 2.2 bereits eingeführt wurde (vgl. Ders. 1991: 272f.), weil diese für unsere Zwecke hinreichend ist und die anderen Differenzierungen im Grunde nur feinere ›Verästelungen‹ und Explikationen der Konsequenzen der drei Hinsichten darstellen. Diesbezüglich wurde festgehalten, dass eine Fallstruktur (1) schon deshalb als eine allgemeine gelten kann, weil sie sich entlang allgemein geltender Regeln gebildet hat und unter Berufung auf die Geltung dieser Regeln rekonstruiert worden ist; ist eine Fallstruktur also methodisch kontrolliert nachgewiesen worden, so kann man sagen, dass damit bereits eine Verallgemeinerung vorgenommen wurde. Diesbezüglich lässt sich auch von einer »Generalisierung über den Einzelfall« (Maiwald 2004: 70) sprechen. Des Weiteren (2) stellt eine jeweils rekonstruierte Selektivität zugleich eine typische Selektivität dar, indem sie eine von mehreren Möglichkeiten repräsentiert, auf bestimmte (und jeweils zu bestimmende) Handlungsprobleme bzw. Problemkonstellationen zu antworten. Und schließlich (3) repräsentiert diese typische Fallstruktur immer auch allgemeinere soziale Strukturen, in die sie eingebettet ist bzw. sozialisationsbedingt eingebettet war, sei es, dass sie typisch für ein bestimmtes Milieu, eine Berufsgruppe, Organisation oder eine bestimmte historisch- und kulturspezifische Gesellschaftsformation ist. Die letzten beiden Hinsichten (die Punkte 2 u. 3) betreffend lässt sich daher auch von einer Generalisierungsstrategie »über den Einzelfall hinaus« sprechen (ebd.). Die Generalisierung *über den Fall* ist dabei, wie angedeutet, eng an die methodisch kontrollierten und intersubjektiv überprüfbaren Deutungsoperationen im Zusammenhang mit der Sequenzanalyse geknüpft; ist die Reproduktionsgesetzlichkeit einer Fallstruktur am jeweiligen Datenmaterial nachgewiesen worden, so ist man berechtigt, Anspruch auf epistemisch objektive Geltung dieser Fallstruktur zu erheben. Hingegen muss die Generalisierung *über den Fall hinaus* im Folgenden noch genauer betrachtet werden.

Hinsichtlich dieser Generalisierungsdimension wird im Kontext der Objektiven Hermeneutik häufig auf die Strategie der Typenbildung und korrelativ dazu die Strategie der maximalen Kontrastierung bei der Fallauswahl gesetzt (vgl. Oevermann 2000: 99–100 u. 124–128; Maiwald 2004: 70ff.; Funcke/Loer 2019: 8ff.). Was die Typenbildung angeht, so ist, wie vorhin markiert, der Bezug zu Handlungspro-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

blemen zentral, denn ein Typus lässt sich in seiner Charakteristik erst erkennen, wenn er auf der Folie der jeweiligen allgemeinen Handlungsanforderungen betrachtet wird, in Bezug auf welche er eine spezifisch-typische Lösungsmöglichkeit darstellt. Es fragt sich also einerseits immer, in Bezug auf welches *Handlungsproblem* ein Handeln ein typisches ist und andererseits, welchen Sozialstrukturen diese Typik zugerechnet werden kann. In den Fallrekonstruktionen geht es dann vor allem darum, ausgehend von den jeweils rekonstruierten Fallstrukturen eine möglichst lückenlose Typologie zu erarbeiten; mit Funcke und Loer ausgedrückt: »das Forschungsfeld […] in der Totalität seiner Erscheinungsformen [zu] erfassen« (2019: 11). Und um das zu leisten, müssen die zu interpretierenden Fälle maximal kontrastierend ausgewählt werden. Dabei wird empfohlen, zunächst nur wenige Fälle oder sogar nur einen Fall zu erheben, zu rekonstruieren und von der dabei ermittelten Fallstruktur ausgehend gedankenexperimentell zu überlegen, welche kontrastiven Fälle es noch geben könnte und wie sie sich erheben ließen (vgl. ebd.; Oevermann 2000: 99). Die Fallauswahl orientiert sich dabei gleichwohl vorerst notgedrungen nur an äußerlich wahrnehmbaren Merkmalen (z.B. Beruf, Alter, gegenstandsbezogene Merkmale [bspw. Anzahl der gelaufenen Marathons]). Denn inwiefern ein Fall wirklich kontrastierend ist oder lediglich eine Variante eines bereits rekonstruierten Typus repräsentiert, kann letztlich nur eine methodisch kontrollierte Analyse zeigen (vgl. Maiwald 2004: 75). Die rekonstruieren Typen haben indes stets einen im Weber'schen Sinne *idealtypischen* Status, das heißt: sie werden zum einen »durch einseitige Steigerung eines oder einiger Gesichtspunkte«, die sich in der Analyse als charakteristisch erweisen, »zu einem in sich einheitlichen Gedankengebilde« geformt, welches begrifflich widerspruchsfrei sein sollte und aus diesem Grund zum anderen eine »Utopie« darstellt, die in der Wirklichkeit gleichsam nie in Reinform operiert (Weber 1904: 65; vgl. auch Wernet 2022: 127ff.).

Gleichwohl *muss* die Ausarbeitung einer möglichst lückenlosen Typologie nicht immer das Ziel einer qualitativ-rekonstruktiven Untersuchung darstellen. Inwieweit dies sinnvoll ist, hängt vielmehr maßgeblich vom jeweils verfolgten Erkenntnisinteresse ab. Denn abgesehen von einer Typologie lassen sich im Rahmen einer Fallrekonstruktion einerseits eben immer auch die jeweiligen *Handlungsprobleme*, auf welche die Typen systematisch verweisen, selbst in den Mittelpunkt stellen und andererseits noch allgemeinere Strukturen fokussieren (z.B. konstitutionstheoretische Aspekte). Außerdem kann das Ziel ebenfalls darin bestehen, nur *einen* spezifischen Typus zu rekonstruieren (ein spezifisches soziales Deutungs- oder Handlungsmuster etwa). Allerdings wird auch in diesen Fällen grundsätzlich am Kriterium einer möglichst kontrastiven Fallauswahl festgehalten, weil der Nachweis allgemeiner Strukturen auf der Folie größtmöglicher Varianz natürlich deren Geltungsreichweite bzw. ihren Status als allgemeine Strukturen absichert (vgl. Maiwald 2004: 74). Dies ändert jedoch grundsätzlich nichts an dem Umstand, dass individuelle, typologische, gegenstandsspezifische und darüber hinausgehende

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

allgemeinere Strukturen in einer jeden Sequenzanalyse methodisch kontrolliert differenziert werden müssen – sie ihre Geltung also, wie gesagt, nicht durch die Häufigkeit ihres Vorkommens, sondern durch den methodisch kontrollierten Nachweis am Material erhalten. Entsprechend hebt Oevermann (2000) ausdrücklich hervor, »daß entgegen den vorherrschenden Vorurteilen auch auf Basis der Rekonstruktion eines einzigen Falles schon erhebliche Generalisierungsmöglichkeiten im Hinblick auf Typen- und Modellbildung bestehen« (ebd.: 99).

Auch die dieser Arbeit zugrunde gelegte Generalisierungsstrategie folgt der Stoßrichtung, von der Rekonstruktion einer lückenlosen Typologie abzusehen. Stattdessen wird der Fokus auf unterschiedliche Analyseebenen gelegt. Dazu gehören einerseits typologische Struktureigenschaften verschiedener Aggregierungsniveaus; andererseits aber auch die jeweils entsprechenden Handlungsprobleme mit ihrer je eigenen Charakteristik und nicht zuletzt auch fallspezifische Strukturen. Diese Ebenen sollen dabei in ihrer Interdependenz bestimmt werden. Damit fragt es sich: Wovon bzw. in Bezug worauf könnten die in dieser Arbeit analysierten Fälle also *typische* Fälle sein? Und: Was lässt sich jenseits der Typik über die Handlungsprobleme bzw. Handlungszusammenhänge selbst sagen, auf welche die Typen verweisen? Mit welchen allgemeine(re)n Strukturen sind sie ›verwoben‹? Dazu müssen wir das hier zusammengestellte Untersuchungssample genauer betrachten, dabei die verschiedenen Ebenen differenzieren und unser Erkenntnisinteresse vor diesem Hintergrund noch einmal deutlich machen.

Im Untersuchungssample befinden sich drei Fälle von Marathonlaufenden, die in der M-M-W im Rahmen des Frankfurt-Marathons teilgenommen haben bzw. noch vorhatten, dies zu tun. Für alle Fälle wurde im Vorfeld der Analysen angenommen, dass es sich um Fälle nicht- bzw. formalsportlichen Marathonlaufens handelt, denn ausgehend von den Laufzeiten scheint in keinem Fall die Konkurrenz mit anderen im Fokus zu stehen, sondern in erster Linie die Bewältigung der Marathondistanz. Ein Fall (»Thomas Greipel«) ist zudem Triathlet auf der Langdistanz (= Ironman). Die thematische Fokussierung der Interviews bildete die Frage nach der Laufmotivation der Interviewees sowie nach ihrer beruflichen Praxis und nach möglichen Wechselwirkungen zwischen beidem.

Vor diesem Hintergrund lassen sich zunächst typische Strukturen im Hinblick auf die Motivation der Interviewten zum nicht-sportlichen Marathonlaufen unterscheiden. Die Typik ist dabei sowohl auf Handlungsprobleme der Marathonpraxis selbst als auch auf das Handlungsproblem der Freizeit bezogen: Warum wird sich ausgerechnet für das nicht-sportliche Marathonlaufen, bei dem es um eine Bewährung durch Unterwerfung geht, entschieden und nicht für etwas anderes? Als einen für diese Praxis im Allgemeinen typischen motivationsstrukturellen Aspekt haben wir dabei einen Kompensationsmechanismus unterstellt, der um eine Autonomie-Bewährungs-Problematik zentriert ist. Darauf bezogen können wir nun annehmen, dass die Typik einer je konkreten Motivationsstruktur sich aus der je spezi-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fischen Konstitution jener Problematik und ihrer wiederum je spezifischen lebenspraktischen Einbettung sich ergibt: Worin genau besteht die jeweilige Autonomie-Bewährungs-Problematik und wie wechselwirkt sie mit persönlichkeits- und sozialstrukturellen Aspekten einerseits sowie mit der Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens andererseits? Eng damit verknüpft, stellt sich auch die Frage, wie dies mit der jeweiligen Bewährungsfigur wechselwirkt und inwieweit es sich dabei wiederum um eine typische Bewährungsfigur handelt – um eine typische Haltung in Bezug auf das Handlungsproblem der Bewährung. Ferner lassen sich typische Strukturen aber auch im Hinblick auf das zentrale Handlungsproblem des nicht-sportlichen Marathonlaufens – das Bewältigen einer herausragend langen Distanz – fokussieren: Wie sieht die jeweilige Praxis des Marathonlaufens genau aus? Wie viel und wie regelmäßig wird gelaufen? Aber auch: Wie wird trainiert? etc.

Des Weiteren lassen sich anhand der Interviewanalysen begründete Aussagen auch über typische Handlungs- und Haltungsweisen von Managern treffen (hier wird bewusst die männliche Form benutzt, da die hier interpretierten Fälle allesamt männlich sind), die freilich auf die spezifischen Handlungsprobleme bezogen sind, die sie zu bearbeiten haben. So haben wir etwa – das wird im Abschnitt 3.2.1 noch zu interpretieren sein – mit der Bezeichnung »Marathon Manager« bereits einen Verweis auf einen spezifischen Typus von Managern vorliegen, deren Besonderheit – jedenfalls das, was in der genannten Bezeichnung diesbezüglich unterstellt wird – sich durch die kontextfreie Rekonstruktion dieser Bezeichnung herausstellen lässt und dem in den Interviewanalysen insofern weiter nachgegangen werden kann, als dass in den Deutungen der Interviewees in Bezug auf ihre Berufspraxis nach entsprechenden Strukturhomologien Ausschau gehalten wird. Eng damit verbunden wird fernen angenommen, dass auch typische Muster bezüglich der deutungsmäßigen und/oder tatsächlich praktischen Verknüpfung von Marathonlaufen und beruflicher bzw. berufsbezogener Praxis, allgemeiner: von Arbeit und Freizeit identifiziert werden können.

Von hier aus ist es nun leicht auszuweisen, welche darüber hinaus gehenden sozialen Strukturen in den Materialanalysen erwartbar bzw. für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse bedeutsam sind. Zum einen fragt es sich natürlich, inwieweit die Interviews auch Aufschluss über das marathonspezifische Handlungsproblem selbst und die dieses hervorbringenden Regeln geben können. Inwieweit kommen Aspekte einer Bewährung durch Unterwerfung und des Durchhaltens darin zum Ausdruck? Ebenso naheliegend ist es, dass in den Interviews Strukturen entdeckt werden können, die für die Berufsgruppe der Manager*innen bzw. für manageriales Handeln charakteristisch sind und auf die dafür zentralen Handlungsprobleme verweisen. Zum anderen fragt es sich aber auch, was man anhand der Interviews über die moderne Arbeitswelt insgesamt in Erfahrung bringen kann, inwieweit sich also für die moderne Erwerbsarbeit typische Strukturen identifizieren lassen. Und

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schließlich stellt sich auch die Frage, inwieweit milieutypische Aspekte in den Interviews zum Tragen kommen.

Es sei abschließend nochmal betont, dass es in dieser Arbeit *nicht* um die Konstruktion einer lückenlosen Typologie im Hinblick auf latente Motivationsstrukturen im nicht-sportlichen Marathonlaufen geht, sondern darum, *exemplarisch* aufzuzeigen, wie diese Praxis sowohl mit der Persönlichkeitsstruktur der Laufenden als auch mit sozialen Strukturen wechselwirkt und damit verbunden zu explizieren, um welche soziale Strukturen es sich dabei genau handelt.

Hinsichtlich der in dieser Arbeit verfolgten Generalisierungsstrategie wird konkret wie folgt vorgegangen: Zum einen werden in jeder Fallanalyse Generalisierungen – sowohl typisierende als auch gegenstandsbezogene – bereits gleichsam ›laufend‹ vorgenommen. Dabei werden die für die jeweilige latente Motivationsstruktur entscheidenden Aspekte systematisch und sukzessive – im Sinne der Entwicklung einer Fallstrukturhypothese (s. dazu Kap. 3.1.4) – gesteigert, verdichtet und mit anderen möglichen Strukturformationen kontrastiert. Zudem werden – insbesondere in Zwischenzusammenfassungen – bereits theoretische Begriffe ins Spiel gebracht; dies freilich nicht subsumtiv, sondern immer von der rekonstruierten Struktur ausgehend. Dies soll dazu beitragen, das Rekonstruierte zu präzisieren und die Modellbildung anzuregen. Zum anderen erfolgt in den jeweiligen Schlusskapiteln der Analysen dann die eigentliche idealtypische Verdichtung. Die zentrale Operation wird dabei der Vergleich mit anderen Fällen darstellen – sowohl mit jenen Fällen, die ich erwähntermaßen flankierend erhoben und interpretiert habe, als auch mit den Fällen, die das Kernsample dieser Arbeit darstellen. Dabei werden dann zwar immer wieder auch Bezüge zu Überlegungen aus dem Theoriekapitel hergestellt, gleichwohl wird dieser Rückbezug zum Theoriekapitel schwerpunktmäßig und ausführlich erst im letzten Kapitel dieser Arbeit (Kap. 4) erfolgen.

3.1.4 Zum methodischen Vorgehen in der Datenanalyse

In der vorliegenden Untersuchung werden Interviews mithilfe der objektiv-hermeneutischen Sequenzanalyse interpretiert, die auf die Rekonstruktion *latenter Sinnstrukturen* zielt. Wir wollen an dieser Stelle nicht auf methodologische und konstitutionstheoretische Fragen eingehen und uns stattdessen auf die konkreten methodischen Grundoperationen fokussieren. Die zentralen Begrifflichkeiten im Zusammenhang mit der Konstitutionstheorie der OH wurden bereits erläutert (Kap. 2.2). In methodologischer Hinsicht sei ergänzend auf eine Auswahl einschlägiger Einführungen und vertiefender Darstellungen verwiesen (vgl. Oevermann 1981, 1986, 1991, 2000, 2002; Wernet 2009, 2021; Maiwald 2013, 2018).

Das mit der OH verbundene sequenzanalytische Verfahren der Interpretation von jeglichen Protokollen bzw. Ausdrucksgestalten menschlicher Praxis erhebt den Anspruch, die Interpretationen methodisch kontrolliert und intersubjektiv überprüfbar vornehmen zu können (vgl. für diesen Absatz, sozusagen stellvertretend

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

für andere Texte, die überblickshaften und einführenden Publikationen von Oevermann 2002 und Wernet 2009). Dieser Anspruch ist an die Annahme gebunden, dass, wie eingangs dargelegt, menschliche Praxis sich regelgeleitet vollzieht und Handelnde bzw. Interagierende über ein Regelwissen im Sinne eines ›tacit knowledge‹ verfügen, das sie sozialisatorisch erworben haben und das sie gleichsam erst handlungskompetent macht. Und sofern in der Konsequenz auch Forschende mit diesem Regelwissen ausgestattet sind, können sie dieses – wie einen Maßstab gleichsam – in der Interpretation einsetzen, um den objektiven Bedeutungsgehalt jeglicher Ausdrucksgestalten zu erschließen. Die methodologisch entscheidende Frage ist dann, wie sich dieser Regeleinsatz methodisch kontrollieren lässt, sodass die Interpretationen den Anspruch erheben können, nicht beliebig zu sein bzw. nicht bloß von der Perspektivität der/des Forschenden abzuhängen. Die OH hat in diesem Zusammenhang einige Interpretationsmaximen und -operationen formuliert, die zwar nicht im Sinne standardisiert applizierbarer Regeln funktionieren und zu verstehen sind, gleichwohl eine Orientierung dafür bieten, wie man zu begründeten, am protokollierten Text überprüfbaren Hypothesen über die latente Sinnstrukturiertheit der zu interpretierenden Ausdrucksgestalten kommen kann. Entsprechend ist damit auch kein Anspruch auf gleichsam unbedingtes Gelingen der Interpretation gegeben. Entscheidend ist nur, dass die Interpretationen durch die Beachtung der Maximen und Interpretationsoperationen erst intersubjektiv kritisierbar werden. Auf diese Maximen und Operationen soll nun im Folgenden in knapper Weise eingegangen werden. Zentraler Bezugspunkt hier ist die einschlägige Einführung von Andreas Wernet (2009).

Eine zentrale Maxime der objektiv-hermeneutischen Interpretation ist die *kontextfreie Analyse*, und die ihr entsprechende Interpretationsoperation ist der gedankenexperimentelle Entwurf von Kontexten, in denen eine zu interpretierende Ausdrucksgestalt nach geltenden Regeln als passend – in der Sprache der OH: als »wohlgeformt« – erscheint (vgl. ebd.: 21ff.). Wernet bezeichnet diesen Interpretationsschritt auch als »*Geschichten erzählen*« (ebd.: 39, Hervh. i. O.). Dabei wird der faktische Kontext ausgeblendet und die Haltung einer »künstliche[n] Naivität« eingenommen, das heißt: man tut so, als wüsste man nichts über den tatsächlichen Kontext. Die Konstruktion von alternativen Kontexten soll sich dabei an der Alltagssprache[6] orientieren, anders gesagt: »in der Sprache des Falles« (Oevermann 1981: 4) er-

6 Hierbei ist es wichtig anzumerken, dass der Ausdruck »Alltagssprache« ausdrücklich in Abgrenzung zu »Fachsprache« und idiomatischer Sprachverwendung verwendet wird. D.h. nicht alles, was alltagsweltlich ›gesagt‹ wird, kann demzufolge gleichsam automatisch ein gültiges Beispiel abgeben. Anderenfalls bräuchte man ja keine soziologische Aufklärung mehr. Entscheidend ist also vielmehr der Bezug zu ›clear cases‹ (dazu weiter unten mehr), d.h. zu alltagssprachlichen Ausdrücken bzw. Verwendungsweisen von Ausdrücken, die gemäß intuitivem Regelwissen auf Anhieb als grammatisch/pragmatisch wohlgeformt eingestuft werden können.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

folgen. Der Sinn dieses Vorgehens besteht darin, Distanz zum theoretischen wie alltagsweltlichen Vorwissen im Zusammenhang mit dem Gegenstand des Erkenntnisinteresses sowie dem konkreten Fall zu gewinnen, ja das Vorwissen zunächst einmal als solches überhaupt wahrzunehmen und zu klären, worin es genau besteht. Das Protokollierte soll nicht unter bereits vorhandenes Wissen bzw. vorhandene Vorurteile subsumiert, sondern als eine eigenständige Realität gewürdigt werden. Zugleich ermöglicht es die kontextfreie Interpretation, das Regelwissen so einzusetzen, dass man es latent wirken lässt, indem ein intuitives »Urteil der Angemessenheit« (Oevermann 1986: 22ff.) ob der Adäquanz der konstruierten Geschichten gefällt und ausdiskutiert wird. Die Regeln selbst werden dabei nicht oder nur insoweit rekonstruiert, wie es zur Klärung von strittigen Auffassungen über die Adäquanz eines Kontextes notwendig erscheint (vgl. ebd.; auch Wernet 2009: 14, 39). Eine zentrale Strategie zur Klärung strittiger Kontexte ist dabei die gedankenexperimentelle Formulierung kontrastierender Kontexte, also solcher Kontextbedingungen, die offenkundig nicht mit dem protokollierten Text kompatibel sind (vgl. Wernet 2009: 41).

Ein weiterer für die kontextfreie Analyse essenzieller Interpretationsschritt, welcher sich an das Geschichtenerzählen anschließt, ist die Bildung von *Lesarten* (vgl. ebd.: 39ff.). Das bedeutet: Die gedankenexperimentell entworfenen Kontexte werden in ihren Erfüllungsbedingungen ausbuchstabiert und nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden differenziert. Auf diese Weise wird die kontextunspezifische, eben *objektive* Bedeutungsschicht einer Äußerung bzw. Handlung rekonstruiert. Durch die enge Verknüpfung mit dem Geschichtenerzählen wird diese Rekonstruktion intersubjektiv überprüfbar: Ist man mit der Adäquanz eines Kontextentwurfs nicht einverstanden, muss man einen alternativen Kontextentwurf vorlegen und begründen, weshalb dieser besser geeignet sei als der kritisierte Entwurf. Dieses Vorgehen verweist zugleich unmittelbar auf eine weitere für die objektiv-hermeneutische Interpretation zentrale Maxime: das *Wörtlichkeitsprinzip* (vgl. ebd.: 23ff.). Denn sofern es überhaupt entscheidbar sein soll, welche Geschichte bzw. welcher Kontext mit einem bestimmten Text nach geltenden Regeln kompatibel ist, muss man den Text als Datenbasis ernst nehmen, das heißt: man muss ihn in der Gestalt interpretieren, in der er tatsächlich zum Ausdruck gekommen ist; etwaige Korrekturen im Stile eines »eigentlich wollte die Interviewte doch nur dies oder jenes sagen«, sind unzulässig, weil sie die Datenbasis verfälschen und damit eine methodisch kontrollierte Interpretation von vornherein verunmöglichen – und sich so der Überprüfbarkeit seitens Dritter entziehen. Das Wörtlichkeitsprinzip zu befolgen, stellt deshalb einen sehr wichtigen Schritt bei der Rekonstruktion *latenter* Sinnschichten dar, denn es ›stößt‹ einen förmlich auf die Differenz von latenten und manifesten Sinngehalten. Damit verbunden verlangt diese Interpretationsweise den Interpretierenden, wie Wernet betont, auch eine gewisse »›Schamlosigkeit‹« ab, die sozusagen quer steht zu ihren alltagspraktischen Interaktionsroutinen (ebd.:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

27, Hervh. i. O.). Das Wörtlichkeitsprinzip erfordert natürlich eine weitgehend fehlerfreie Transkription des technisch Protokollierten, die nichts auslässt und nichts hinzufügt, wobei Ersteres *nicht* meint, dass es um eine möglichst genaue »›Abbildung von Vokalisierungen‹« geht (Maiwald 2022: 12, Hervh. i.O.). Entscheidend sind nicht nur die physikalisch protokollierten und sinnlich wahrnehmbaren Aspekte des zu Transkribierenden, sondern vor allem die sinnstrukturellen Gehalte, mit denen sie gleichsam amalgamiert sind. Es kommt also vor allen Dingen darauf an, dass die *Interaktionszüge* und *Sprechhandlungen* adäquat protokolliert sind und dementsprechend nichts »weggelassen oder verfälscht fixiert wird, das eigentlich zur Gestalt des Sprechaktes gehört« (ebd.: 13).[7]

Das Wörtlichkeitsprinzip ist eng mit der Maxime der *Extensivität* verknüpft (vgl. dazu Wernet 2009: 32ff.), denn es unterstreicht zum einen nochmal, dass ein Text so interpretiert werden muss, wie er sich darbietet und dass nichts, was protokolliert ist, willkürlich ausgelassen werden darf. Das heißt dann etwa, dass auch jedes ›äh‹ oder ›mhm‹ und jede Sprechpause hinsichtlich ihres objektiven Gehalts und ihrer Bedeutung im innertextlichen Verweisungszusammenhang interpretiert werden. Zum anderen heißt Extensivität aber auch, dass die Interpretationen selbst »sinnlogisch erschöpfend« sein müssen (ebd.: 33). Das heißt: Sowohl die Ausbuchstabierung der Implikationen der entworfenen Kontexte als auch die Kontextsuche müssen möglichst vollständig durchgeführt werden, auch wenn sich kein äußeres Kriterium für diese Vollständigkeit angeben lässt (vgl. ebd.: 34).[8] Die *Sparsamkeitsmaxime* hingegen stellt korrelativ dazu eine Art Vorkehrung dafür dar, die extensive Interpretation »nicht mit einer ziel- und endlosen Bedeutungssuche zu verwechseln« oder bei der Suche nach Kontexten »fallspezifische Außergewöhnlichkeiten zu unterstellen« (ebd.: 35). Sie besagt, dass nur diejenigen Lesarten und Geschichten entwickelt werden dürfen, in denen der protokollierte Text umstandslos ›funktioniert‹ und intuitiv als wohlgeformt erscheint – man spricht diesbezüglich auch von »clear cases«. Anderenfalls würde das Protokollierte wiederum nicht ernst ge-

7 Zum Thema Interviewtranskription aus der Perspektive der OH vgl. ausführlicher Maiwald 2022: 11–13.

8 Das ist auch mit ein Grund dafür, dass die objektiv-hermeneutischen Interpretationen, wie auch bei vielen anderen »Qualitativen Methoden« der Fall, zumeist in Interpretationsgruppen vorgenommen werden, auch wenn dies erkenntnislogisch natürlich nicht zwingend ist. In der Regel werden diese Interpretationen auch nie erschöpfend durchgeführt, sondern dienen vor allem dazu, eine Fallstrukturhypothese zu entwickeln, die dann weiter im Modus ›einsamen Schreibens‹ überprüft, das heißt: entweder verworfen oder ausgearbeitet bzw. angereichert werden muss (vgl. dazu Wernet 2021: 143ff.). Die Gruppeninterpretation als solche kann also noch keine »Geltungssicherung der Interpretation herstellen« (ebd.: 150); dies liegt in der Verantwortung der Hauptinterpretierenden und hängt maßgeblich von der Plausibilität ihrer schriftlich entfalteten Analysen ab.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nommen werden, und die Interpretationen würden in Beliebigkeit und Maßlosigkeit ausufern.

Den für die Rekonstruktion von Fallstrukturen schließlich entscheidenden Interpretationsschritt stellt sodann die Konfrontation der kontextfrei gebildeten Lesarten mit dem jeweils faktisch vorliegenden Kontext dar. Dazu gehören zum einen der äußere Kontext – also alles das, was man über den jeweiligen Fall jenseits der Interpretation bereits weiß – und zum anderen der innere Kontext – also gleichsam umgekehrt alles, was bereits an fallstrukturellen Aspekten rekonstruiert wurde (vgl. ebd.: 42ff.). An dieser Stelle wird die Bedeutung eines weiteren Interpretationsprinzips besonders deutlich, das, sofern es sich eben um eine *Sequenzanalyse* handelt, vielleicht selbstverständlich erscheinen mag: die Bedeutung der *Sequenzialitätsmaxime*. Denn sequenziell vorzugehen, heißt nicht einfach nur, dass man chronologisch interpretiert, sondern vor allem, dass man die einzelnen Interaktions- bzw. Handlungszüge in einen *innerlogischen Zusammenhang* setzt: Man muss einen inneren Kontext entfalten, was nichts anderes bedeutet, als dass man sukzessive eine *Fallstruktur* herausarbeitet. Und die Konfrontation der gebildeten Lesarten mit dem faktischen Kontext stellt, wie gesagt, die zentrale Operation dar, um an Fallstrukturhypothesen zu gelangen. Leitend ist hierbei die Frage, inwieweit ein Fall sozusagen in der Allgemeinheit aufgeht, sofern die konstruierten mit den tatsächlichen Erfüllungsbedingungen übereinstimmen oder aber eine Fallspezifik angenommen werden muss, sofern Diskrepanzen zwischen kontextfrei rekonstruierten und tatsächlich vorliegenden Kontextbedingungen festgestellt werden. Insofern stellt sich eben an einer jeden Sequenzstelle die Frage, inwieweit eine Fallstrukturhypothese sich reproduziert, das heißt: ob sie modifiziert oder verworfen werden muss. Die Sequenzanalyse stellt das methodische Pendant zur konstitutionstheoretischen Annahme dar, dass soziale Praxis sich sequenziell vollzieht und Handlungsinstanzen prinzipiell an jeder Sequenzstelle zwischen alternativen Handlungsmöglichkeiten wählen können (vgl. dazu ausführlich Maiwald/Sürig 2018: 27- 45). Deshalb besteht eine weitere wichtige Interpretationsoperation, die mit der Maxime der Sequenzialität verbunden ist, auch darin, zu überlegen, welche Anschlussmöglichkeiten an einer jeweiligen Sequenzstelle gemäß geltenden Regeln eröffnet werden und welche dieser Optionen im Lichte normativer Erwartungen oder zuvor bereits rekonstruierter fallspezifischer Aspekte zwingend, erwartbar oder nicht erwartbar sind. Es ist gerade diese systematische Berücksichtigung der *nicht gewählten* Optionen, durch die die besondere Selektivität eines Falls sichtbar wird (vgl. Wernet 2009: 17). Diese Operation ist gleichwohl nur insofern sinnvoll durchführbar, als die einer aktuell zu interpretierenden Sequenz nachgelagerten Sequenzen systematisch ausblendet und erst dann berücksichtig werden, wenn die objektive Bedeutung einer Sequenzstelle freigelegt und die entsprechenden Anschlussmöglichkeiten formuliert worden sind. Anderenfalls besteht die Gefahr, dass die zu interpretierende Stelle ledig-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lich aus dem Interviewkontext heraus erklärt und die Interpretation lediglich zur Paraphrase des manifest Protokollierten wird (vgl. ebd.: 28).

Die Einbeziehung des äußeren Kontextes erweist sich bei Interviews gleichwohl als problematisch (vgl. Maiwald 2022: 17ff.). Denn wie bereits gesagt, die Dinge bzw. Situationen, über die räsoniert wird, sind in Interviews strukturell abwesend. Man kann also nicht ohne weiteres sagen, ob oder inwieweit das, worüber Interviewte berichten, auch wirklich so passiert ist, was daran vielleicht erfunden oder verzerrt dargestellt wurde. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass dies der Rekonstruktion der Selektivität des Räsonnements dennoch nicht im Wege steht; ausschlaggebend ist nicht der Wahrheitsgehalt des Erzählten, sondern die Art und Weise, *wie* über Situationen und Sachverhalte gesprochen wird, die in den Erzählungen relevant gesetzt werden. Dabei müssen diese Sachverhalte und Situationen in der Analyse natürlich immer auch interpretiert werden, indem man danach fragt, um was für Sachverhalte und Situationen es sich beim Angesprochenen handelt und was es bedeutet, dass ausgerechnet diese oder jene Sachverhalte und Situationen angesprochen werden und andere nicht. »In dieser Hinsicht ist der Rekurs auf die Sachverhalte der Äußerungen strukturell das Pendant zur Operation des Kontrasts mit dem faktischen Kontext bei der Analyse von Protokollen naturwüchsiger Interaktion« (ebd.: 18). Hinsichtlich des inneren Kontextes stellt sich das Problem der Kontextualisierung freilich nicht, denn sobald man eine Fallstrukturhypothese aufgestellt hat, hat man einen inneren Kontext und *muss* die Interpretationen der nachfolgenden Sequenzen darauf beziehen. Man kann ferner auch sagen, dass im Grunde schon die Eingangsfrage gleichsam einen inneren Kontext absteckt, und zwar insofern, als dass sie eben bestimmte Handlungsoptionen eröffnet und andere ausschließt und es somit notwendig zur Interpretation dazugehört, die einleitende Antwort der Interviewten nicht nur ›für sich‹, sondern auch im Hinblick auf diesen Möglichkeitsraum auszudeuten (vgl. Wernet 2009: 61).

Die Methodologie der OH gibt letzten Endes nicht vor, wie eine Interpretation im Rahmen ihrer Verschriftlichung *darzustellen* ist (vgl. zu diesem gesamten Abschnitt Maiwald 1997: 8). In gewisser Weise stellt sich ihr dieses Problem, und zugleich stellt es sich ihr nicht. Es stellt sich insofern, als dass man beim Schreiben einer Interpretation natürlich immer entscheiden muss, welche Aspekte man im Hinblick auf das jeweilige Erkenntnisinteresse in den Vordergrund rückt. Denn es macht weder erkenntnislogisch noch im Lichte von Praktikabilitätskriterien Sinn, ein Interview etwa in Gänze zu analysieren. Folglich muss man sich entscheiden, auf welche Interviewstellen man sich besonders fokussiert. Zudem stellt sich – wie in jedem Schreibprozess – natürlich die allgemeine Frage, wie man den Text so strukturieren und schreiben kann, dass die Lesenden diesem gut folgen können und die zentralen Argumente gut nachvollziehbar sind – etwa durch Zwischenüberschriften, sinnvolle Gliederung von Absätzen und Zusammenfassungen. Hingegen stellt sich das Darstellungsproblem insofern nicht, als dass es bei objektiv-hermeneu-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

tischen Interpretationen eben nicht bloß um eine *Ergebnisdarstellung* geht, bei der die Ergebnisse dann lediglich an einigen Textausschnitten ›illustriert‹ werden. Vielmehr haben objektiv-hermeneutische Interpretationen einen *prozessualen* Charakter: Die Sequenzanalyse zwingt dazu, die Interpretation im Schreiben sukzessive und kumulativ zu entfalten; sie zwingt kurzgesagt zum Argumentieren. Und die Plausibilität der Analyseergebnisse hängt entsprechend maßgeblich davon ab, wie gut sie in der schriftlichen Analyse argumentativ hergeleitet und begründet werden konnten.

3.1.5 Anonymisierungs- und Transkriptionsregeln

Alle personenbezogenen Daten und Angaben über Orte oder Organisationen, die Rückschlüsse auf die Identität der hier Interviewten erlauben würden, wurden in dieser Arbeit anonymisiert bzw. pseudonymisiert. Dabei wurden Daten, die für das hier verfolgte Erkenntnisinteresse nicht von besonderer Relevanz sind, etwa Vor- und Nachnamen, stärker verfremdet als Daten, deren Authentizität von größerer Wichtigkeit war. Bezüglich der Vor- und Nachnamen wurde insofern keine auf Sinnhomologie zielende Pseudonymisierungsstrategie verfolgt; die Namen wurden willkürlich ausgedacht (vgl. zur Pseudonymisierung von Vornamen Lochner 2018). Dem Einwand, eine mögliche Voreingenommenheit bezüglich bestimmter Namen könnte die Interpretation verfälschen, ist damit zu entgegnen, dass das in Anspruch genommene methodische Verfahren eine hinreichende Distanzierung und Reflexion des Vorwissens und damit auch möglicher Vorurteile gewährleistet. Insofern hätten zur Kennzeichnung der Interviewees prinzipiell auch lediglich Buchstaben ausgereicht; die Verwendung von konstruierten Namen ist damit zu begründen, dass dadurch vor allem der Lesefluss und innertextliche Verweise auf bzw. Vergleiche zwischen den Fällen erleichtert werden und zugleich auch ganz grundsätzlich der Tatsache Rechnung getragen wird, dass ›hinter den Fällen‹ reale Personen stehen.

Berufe, Arbeitsstätten und Branchen, in denen die Interviewees zum Interviewzeitpunkt tätig waren, wurden hingegen möglichst sinnhomolog zu den realen Daten verfremdet; Ausbildungswege bzw. Studiengänge wurden nicht anonymisiert, da sie wichtig für die Interpretation waren; Geburtsorte, sofern bekannt, ebenfalls nicht. Wohnorte wurden nicht erwähnt, da sie wenig relevant für das Erkenntnisinteresse waren. Die M-M-W und damit die Tatsache, dass es sich um eine Wertung im Rahmen des Frankfurt-Marathons handelt, konnte nicht anonymisiert werden, da ansonsten eine Interpretation der Bezeichnung »Marathon Manager« nicht möglich gewesen wäre. Zugleich scheint mir dies unproblematisch, weil sich darüber keine Rückschlüsse auf konkrete Personen ziehen lassen und das Jahr der Teilnahme ja auch nicht bekannt gegeben wurde.

Die Transkription der audiotechnischen Aufzeichnungen der Interviews orientiert sich nicht an einem spezifischen Transkriptionssystem, sondern folgt, was aus

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der Perspektive der OH hinreichend ist, im Wesentlichen Konventionen, die für die Schriftsprache gelten. Entscheidend war es eben, die getätigten Interaktionszüge vollständig zu transkribieren. Im Falle Herrn Gerkens wurden dialektale Besonderheiten mittranskribiert, weil dies einfacher war, als diese sozusagen ins reine Hochdeutsch zu übersetzen; in der Interpretation wurden diese Besonderheiten aber nicht berücksichtigt. Nachfolgend findet sich eine Übersicht der verwendeten, selbst aufgestellten Transkriptionsregeln und Kodierungen.

- Sprecher*innenwechsel wird durch Absatz/Leerzeile markiert (Äußerungen des Interviewers sind mit einem »I« gekennzeichnet)
- Kommentierende Äußerungen wie »mh«, »ja« oder »hm«, die den Redefluss nicht unterbrechen, werden an entsprechender Stelle zwischen zwei »//« eingefügt (z.B.//mhm//)
- Auch gleichzeitig Gesprochenes wird zwischen zwei »//« eingefügt, hier allerdings auch mit einem Absatz markiert; das jeweils gleichzeitig Gesprochene steht dann zwischen zwei «//«
- Metasprachliche Kommentierungen werden in spitze Klammern »<>« gesetzt (z.B. <holt Luft>)
- Betonungen werden unterstrichen
- Wort- oder Satzabbrüche sind mit einem »-« markiert
- () = kurze Pause, unter einer Sekunde
- (.) = eine Sekunde Pause usw.
- Lautgesprochenes wird großgeschrieben
- ? = Intonation wird hochgezogen
- Langgezogene, langsame Sprechweise wird durch Wiederholung der langgezogenen Buchstaben markiert (»gedehnnnnnt«)
- unv. = unverständlich
- »« = Zitate, Darstellung wörtlicher Rede

Auf Zeilenangaben oder anderweitige Kodierungen der zu interpretierenden Transkriptstellen wird verzichtet, da die Analysen so geschrieben sind, dass eine eindeutige Orientierung im Hinblick auf die jeweils analysierten Sequenzstellen stets gewährleistet ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

3.2 Fallrekonstruktionen

3.2.1 Analyse der Bezeichnung »Marathon Manager«

Bei der M-M-W handelt es sich, wie schon eingeführt, um eine Sonderwertung, die im Rahmen des Frankfurt-Marathons seit 2008 regelmäßig angeboten wird.[9] Ideengeber und Preisstifter ist ein Coachingunternehmen aus Heidelberg, die »Business Performance Academy« (BPA). »Aktiver Sport«, so wird die BPA in Bezug auf jene Wertung in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ) zitiert, sei eine von »13 sogenannten Managementkompetenzen«, die in ihren Seminaren geschult würden, wobei insbesondere der Marathon »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« böte.[10] Die Wertungsbesten erwarten dabei durchaus hoch dotierte Preise. So durfte im Initiationsjahr der Wertung der/die Erstplatzierte auf Kosten des Coachingunternehmens am Dubai-Marathon teilnehmen; außerdem konnten Gutscheine für Seminare des Coachinganbieters gewonnen werden. Gleichwohl kann man sagen, dass auch jenseits dieser Preise alle, die in der M-M-W teilnehmen (dürfen), eine gewisse Sonderbehandlung erhalten: So sollen ihnen ein separater Material-Ausgabeschalter, an dem sie ihre Startunterlagen etc. bekommen sowie ein abgetrennter Aufenthalts- und Duschbereich zur Verfügung stehen. Zudem wird für sie eine gesonderte Siegerehrung abgehalten.[11] Zugleich, so wurde es mir in einer telefonischen Auskunft bestätigt, bleibt die Startgebühr dieselbe wie bei allen anderen Teilnehmenden; sie erhalten die Sonderbehandlung also leistungslos.

Wie es die Bezeichnung ›Sonderwertung‹ aus sich heraus schon nahelegt, gibt es bestimmte Ein- bzw. Ausschlusskriterien für die Teilnahme in dieser. Entsprechend heißt es im zugehörigen Ausschreibungstext:

> »Die Sonderwertung Marathon Manager ist offen für Führungskräfte aus dem oberen und mittleren Management, die unternehmerisches Risiko und Verant-

9 Eine solche Wertung gibt es meines Wissens nur beim Frankfurt-Marathon. Auf den ersten Blick erscheint die Sonderwertung für Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte beim Berlin-Marathon vergleichbar. Der Unterschied ist, dass diese Wertung vom Deutschen Anwaltsverein selbst organisiert wird und nicht von den Veranstaltern des Berlin-Marathons oder einer Agentur. Zudem lautet die Bezeichnung der Wertung nicht »Marathon Rechtsanwält*innen« o.Ä. Ein Versuch einer Verbindung von Beruf und Laufen scheint aber dennoch auch hier erkennbar. Vgl. online unter: https://anwaltverein.de/de/berlin-marathon-2019, [Letzter Zugriff 29.09.2021].

10 Leider finden sich keine Originalstatements der BPA in Bezug auf die Schaffung der M-M-W, sodass nur der Rückgriff auf den zitierten FAZ-Artikel bleibt, in dem die BPA zitiert wird. Der Artikel ist einsehbar unter: https://www.faz.net/aktuell/sport/rhein-main-sport/marathon-macht-manager-besser-1694459.html, [Letzter Zugriff: 01.10.2021].

11 Vgl. online unter: https://www.managerseminare.de/ta_Artikel/Marathon-Manager-Der-lange-Lauf-zu-neuen-Kunden,165771, [Letzter Zugriff: 09.08.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> wortung tragen, ein Unternehmen betriebswirtschaftlich leiten oder vollumfänglich in der Personalverantwortung stehen. Marathon Manager können in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig sein. Der Veranstalter bittet alle Interessenten, ihr berufliches Profil diesbezüglich exakt zu prüfen und behält sich das Recht vor, im Zweifelsfall entsprechende Nachweise anzufordern. Dies betrifft gemäß der Ausschreibung die Jobbeschreibung sowie die angemessene Größe des Unternehmens. Manager/innen mit Zielzeiten unter 2:45 bzw. 3:30 Stunden bitten wir um direkte Nachweis-Zusendung per E-Mail an [E-Mail-Adresse].«[12]

Wir werden diesen Text nicht feinanalytisch durchinterpretieren, sondern lediglich auf einige Besonderheiten eingehen, die darin implizit enthalten sind und später die Bezeichnung »Marathon Manager« in den Fokus stellen. Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass wir es nun sowohl auf der Ebene der Protokollierungshandlung als auch des Protokollierten mit einem natürlichen, recherchierten Datum zu tun haben, das zugleich jedoch ›gemacht‹ ist, weil es für einen spezifischen Praxiszusammenhang hergestellt wurde (vgl. Maiwald 2018: 447), den wir an späterer Stelle systematisch berücksichtigen müssen.

Als erstes irritiert die Kategorie »Manager« vor dem Hintergrund dessen, welche beruflichen Positionen und Berufsgruppen damit tatsächlich angesprochen sind. Und zwar zunächst allgemein »Führungskräfte aus dem oberen und mittleren Management« sowie Selbstständige. Damit sind aber prinzipiell auch Positionen und Berufsgruppen eingeschlossen, deren Bekleider*innen man alltagsweltlich nicht unbedingt als Manager*innen bezeichnen würde. Zwar wird mit dem Verweis, dass es sich um »Führungskräfte« handeln soll, »die unternehmerisches Risiko und Verantwortung tragen, ein Unternehmen betriebswirtschaftlich leiten oder vollumfänglich in der Personalverantwortung stehen« eine Einschränkung eingeführt; die infrage kommenden Positionen und Berufsgruppen bleiben gleichwohl immer noch recht breit gefächert: So könnte es sich um eine Geschäftsführerin eines klein- oder mittelständischen Unternehmens, um einen Top-Manager eines internationalen Konzerns, um eine Personalverantwortliche eines Supermarktes, aber auch um freiberuflich Tätige (z.B. Werbetextende, Ärztinnen und Ärzte oder Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte) handeln.

Mit »Management« wird hier also primär eine formalstrukturelle Kategorie in Anspruch genommen, welche sich auf die hierarchische Organisation von Leitungsfunktionen in Unternehmen bezieht, wie man sie in organisationssoziologischen oder betriebswissenschaftlichen Definitionen finden kann und bei der zwischen unterem, mittlerem und oberem Management unterschieden wird (vgl. z.B. die Defi-

12 Vgl. online unter: https://www.frankfurt-marathon.com/dein-lauf/marathon/sonderwertungen/#1473321521704-9ae07da0-f5559ff9-d567, [Letzter Zugriff: 05.07.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nition von Kyrer 2017: 352). Dementsprechend könnte etwa ein Teamleiter zum unteren, eine Ressortleitung hingegen zum mittleren Management gezählt werden; und die Geschäftsführungs- bzw. Vorstandsebene würde als oberes bzw. Top-Management gelten. Bei Soloselbstständigkeit oder einer freiberuflichen Tätigkeit wiederum können mehrere oder alle Ebenen auch in einer Person vereint sein. Eine geschützte Berufsbezeichnung ›Manager‹ bzw. ›Managerin‹ gibt es ebenso wenig wie einen vorgezeichneten Ausbildungsweg (vgl. Pohlmann 2007).

Alltagssprachlich hingegen würde man nicht alle Berufstätigen, die formal über Leitungsfunktionen verfügen, auch als Manager bzw. Managerinnen bezeichnen. Eine Selbstständige etwa würde man gemeinhin nicht Managerin nennen (und sie sich selbst ebenso wenig), sondern auf die konkrete Berufsbezeichnung rekurrieren bzw. von der Geschäftsführerin des Unternehmens X sprechen. Wen aber würde man alltagssprachlich typischerweise als Managerin bzw. Manager bezeichnen? Das scheinen mir eher Angehörige des oberen bzw. des sogenannten »Top-Managements« in großen Unternehmen bzw. Konzernen zu sein: Der Vorstand von VW, die Vorstandsvorsitzende von ThyssenKrupp, die ›obere Riege‹ von SAP, die Fondsmanager der Deutschen Bank, ›die Manager‹ des FC Bayern München oder die Managerin einer Band oder eines Schauspielers – daran denkt man intuitiv, wenn man den Titel ›Manager‹ bzw. ›Managerin‹ hört.[13] Zudem bin ich mir nicht sicher, ob sich Angehörige dieser Gruppe auch selbst als Manager*innen bezeichnen würden (abgesehen vielleicht von den Fondsmanager*innen, den Manager*innen einer Band

13 Es ist im Übrigen interessant, dass in der Ausschreibung dominant – im letzten Satz ist zwar von »Manager/innen« die Rede, was allerdings weniger mit einer gendersensiblen Haltung als vielmehr mit der darauffolgenden Differenzierung von »Zielzeiten« nach für Männer bzw. Frauen geltend zu tun haben dürfte –, dass die männliche Form »Manager« benutzt wird. Mit dem Ursprung dieses Wortes aus dem Englischen ist dies eher nicht zu erklären, denn es ist längst ›eingedeutscht‹ und wird im alltäglichen Sprachgebrauch auch in der weiblichen Form verwendet (auch im Duden sind mittlerweile beide Formen gelistet). Man könnte dies einerseits mit marketingstrategischen Erwägungen zu erklären versuchen: Demnach wäre die Bezeichnung »Marathon Manager*innen« vielleicht zu sperrig, nicht ›knackig‹ genug. Andererseits hätten sich die Organisator*innen (und Teilnehmenden) gerade dadurch ja auch besonders profilieren können. Außerdem hätte man, sofern es bloß um die Vermeidung des Gendersternchens ginge, auch zwei Sonderwertungen einrichten können: Die Marathon Manager und die Marathon Managerinnen. Die Benutzung der männlichen Form wirkt insofern regelrecht demonstrativ, zumal die in der M-M-W sich anmeldenden Frauen ohnehin bereits gesondert gewertet werden und es allein deshalb schon nahegelegen hätte, sie auch gesondert zu adressieren. Objektiv gesehen werden die Frauen damit also, obschon, wie gesagt, faktisch gesondert gewertet, in direkte Konkurrenz zu den Männern gesetzt. Letzten Endes scheinen sowohl die Organisator*innen als auch die Teilnehmenden kein Problem damit zu haben, was, wie wir in Kap. 2.6 gesehen haben, ja auch zu den geschlechtsspezifischen Ungleichheitsstrukturen im Sport, aber natürlich auch in der Arbeitswelt passt und sich auch schon rein zahlenmäßig widerspiegelt: So haben etwa im Jahr 2014 lediglich 22 Frauen in der M-M-W teilgenommen, während es bei den Männern 252 Teilnehmende waren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

oder von Schauspieler*innen) und nicht vielmehr als Vorstandsvorsitzende, Vorstände, CEOs, CFOs, Direktor*innen usw. Das könnte damit verbunden sein, dass diese Bezeichnung in den vergangenen Jahrzehnten generell eine inflationäre Verwendung erfahren hat, wenn man etwa an Berufsbezeichnungen wie »Facility Manager*in« (Hausmeister*in), »Sales Manager*in« (Verkäufer*in) oder »Projektmanager*in« denkt, die faktisch nichts bzw. sehr wenig mit gleichsam prototypischem managerialem Handeln zu tun haben oder an den Manager-Diskurs bzw. den Diskurs über die Managergehälter, der diese Berufsgruppe bekanntlich in keinem guten Lichtdastehen lässt. Als Managerinnen bzw. Manager, so scheint es mir, werden – zumindest im deutschsprachigen Raum – Berufsausübende also eher aus der Außenperspektive bezeichnet, wobei damit primär *Angestellte in hohen* Positionen gemeint sind, welche tendenziell über *Geschäftsführungskompetenzen* verfügen. Anderenfalls würden ja schließlich auch die soeben genannten Aufwertungsversuche (Facility Manager*in etc.) als solche nicht funktionieren.

Der Ausschreibungstext ist in dieser Hinsicht jedoch nicht so eindeutig: Auf der einen Seite werden alle für die Wertung in Frage kommenden und eventuell in sie aufgenommenen Personen prinzipiell als »Manager« adressiert und damit gemäß der alltagssprachlichen Verwendungsweise dieser Kategorie als tendenziell hochrangige Angestellte, die prinzipiell an der Unternehmensspitze stehen, behandelt; auch die Zusammenziehung »Marathon Manager« lässt ja im Übrigen eine gewisse Anlehnung zur Bezeichnung »Top-Manager« erkennen. Andererseits wird die *tatsächliche* Auswahl derjenigen, die qua Ausschreibungskriterien an der Wertung partizipieren dürfen, gleichwohl nach formalen Gesichtspunkten vorgenommen, wodurch prinzipiell auch solche Berufsgruppen bzw. beruflichen Positionen inkludiert werden können, die zwar formal durchaus zur Organisationsebene des Managements gezählt werden könnten, deren Angehörige man allerdings alltagssprachlich nicht als Manager*innen bezeichnen würde. Angesprochen sind also zunächst einmal *Beschäftigte mit Leitungskompetenzen*, wobei manche von ihnen auch Manager*innen im alltagssprachlichen Sinne sein können. Dazu passt letztlich auch, dass die übrigen Formulierungen im Ausschreibungstext, die wohl als präzisierend bzw. einschränkend intendiert sind, tatsächlich recht unscharf daherkommen: Wie viel »unternehmerisches Risiko und Verantwortung« ist zum Beispiel notwendig, um als »Manager« zu gelten? Und reicht es etwa aus, nur »Personalverantwortung« zu haben, also beispielsweise eine Personalabteilung zu leiten, ohne ein explizites unternehmerisches Risiko zu tragen (beides ist ja lediglich mit einem »oder« verbunden)? Und was ferner ist eine »angemessene Größe des Unternehmens«, die einfach so unterstellt, aber nicht konkret benannt wird? Zumindest wird mit dieser Formulierung suggeriert, dass die Unternehmensgröße eine Rolle bei der Selektion spielt. So gesehen könnte eben nicht jeder freiberufliche Werbetexter/jede freiberufliche Werbetexterin in die Wertung hineinkommen, sofern er oder sie nicht eine gewisse Anzahl an Mitarbeitenden beschäftigen bzw. nicht einen gewissen Umsatz ver-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zeichnen würde. Aber ist das tatsächlich so? Inwiefern spielen die beiden Kriterien wirklich eine Rolle bei der Selektion bzw. welche geben den Ausschlag – eines oder beide?[14] Jedenfalls scheint es so, dass es eine Prüfung der Zugangsvoraussetzungen gibt, wenn die Organisator*innen die Interessierten darum bitten, »ihr berufliches Profil diesbezüglich exakt zu prüfen« und sich explizit »das Recht« vorbehalten, »im Zweifelsfall entsprechende Nachweise anzufordern.« Bei näherem Hinsehen stellt dies jedoch eine Aufweichung der Zugangsbeschränkungen dar. Denn zum einen wird die Prüfung der Zugangsvoraussetzungen primär zur Sache der Anwärter*innen erklärt: Wenn diese ihr Berufsprofil selbst als angemessen einschätzen, so die Implikation, können sie sich anmelden; das »exakt« wirkt in diesem Kontext überbordend, da es ja weiterhin im Ermessensbereich der Bewerber*innen verbleibt und die Prüfungskriterien eben nicht eindeutig bzw. gänzlich offengelegt sind. Zum anderen scheint dieser Selbstprüfung aber auch keine intensivere Prüfung seitens der Veranstaltenden *als Normalfall* nachgelagert; die Forderung von Nachweisen ist allenfalls »im Zweifelsfall« vorgesehen. Entsprechend stellte sich bei einer Recherche auf der Website des Frankfurt-Marathons heraus, dass bei der Online-Anmeldung lediglich der Firmenname und die Position angegeben werden müssen, aber es sind keine expliziten Nachweise zu erbringen; man könnte es sich demnach zumindest vorstellen, dass auch Bewerber*innen reinkommen, die sich einfach etwas ausdenken, sofern sie keinen »Zweifelsfall« auslösen. Dazu passt auch, dass die Organisator*innen sich »das Recht« auf Nachweisforderung erst explizit *vorbehalten* müssen, anstatt davon generalisiert Gebrauch zu machen (schließlich machen *sie* ja die Regeln) und die Nachweise von allen Bewerber*innen pauschal einzufordern. Stattdessen werden nur diejenigen um eine »direkte Nachweis-Zusendung« gebeten, die besonders schnelle Zeiten anstreben (zwischen 2:45 bzw. 3:30 Std.) und damit Chancen auf einen Sieg in der Sonderwertung haben, damit keine Profis bzw. Altersklassenathletinnen oder -athleten sich ›dazwischen mogeln‹.

Kurzum: Man gewinnt doch den Eindruck, dass hier eine Art ›Aura der Exklusivität‹ erzeugt werden soll, indem die Hürden für den Zugang zur M-M-W eher als hoch *inszeniert* werden; es ist eine Art aufgesetzte ›Härte‹, die im Ausschreibungstext zum Ausdruck kommt. Sowohl hinsichtlich der infrage kommenden Berufsgruppen bzw. beruflichen Positionen als auch im Hinblick auf die Prüfung der Teilnahmevoraussetzungen scheint es faktisch größere Spielräume zu geben. Anderenfalls hätte es ja, wie gesagt, auch Möglichkeiten gegeben, die Wertung tatsächlich nur auf die

14 So ist zum Beispiel die Frau, deren Fall ich nicht für diese Arbeit verwendet habe, selbstständig als Texterin und Heilpraktikerin tätig. Genaue Angaben zu Mitarbeiter*innenzahlen oder Umsatz liegen mir zwar nicht vor, gleichwohl schien es mir, als ich zum Interview in ihre Praxis kam, nicht so, als würde es sich um eine besonders große Unternehmung handeln. Jedenfalls würde man sie angesichts ihrer faktischen beruflichen Tätigkeiten auch nicht als prototypische Managerin bezeichnen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gruppe der hochrangigen Manager*innen zuzuschneiden und die Prüfung der Erfüllung der Teilnahmevoraussetzungen mitsamt direkter Nachweiszusendung entsprechend zum Normalfall zu machen. Mit anderen Worten: Es scheint so, dass hier eine Marketingstrategie am Werk ist, der zufolge die M-M-W als etwas Exklusives erscheinen soll, das sozusagen nur einer bestimmten beruflichen Elite zugänglich ist; zugleich jedoch erhoffen sich ihre Initiatorinnen und Initiatoren offenbar, möglichst viele Laufende anzuziehen, was sich mit der Exklusivität wiederum streitet, sodass vorstellbar ist, dass sich auch ›Aspirantinnen bzw. Aspiranten‹ unter den Teilnehmenden finden. Entscheidend ist jedoch, dass mit Exklusivität und Besonderung als eine Art ›Elite‹ *geworben* wird, relativ unabhängig davon, wer *tatsächlich* in die Wertung hineinkommt; nicht umsonst ist die Rede ja von »Manager[n]«, die »in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig« seien. Die Organisierenden biedern sich also gewissermaßen an, klopfen den sich potenziell angesprochen Fühlenden sozusagen auf die Schulter, ›schmieren ihnen Honig ums Maul‹. Alternativ hätte die Wertung ja etwa auch »Marathon-Leitungskräfte«, »Marathon-Vorgesetzte«, »Sonderwertung: Vorgesetzte« oder noch schlichter: »Sonderwertung für Angestellte in leitender Position« genannt werden können, wie dies bei der Sonderwertung für Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte anscheinend ja auch tatsächlich gehandhabt wurde (s. Fn. 9 in diesem Abschnitt).

Zur Anbiederungslogik passt denn auch, dass ›die Manager‹ bzw. alle nach geltenden Teilnahmekriterien so Bezeichneten *die einzige Berufsgruppe* sind, für die eine Sonderwertung eingerichtet wurde (was freilich auch so bliebe, wenn die Wertung anders hieße). Daneben gibt es nämlich nur noch die Sonderwertungen »Mitarbeiter der Stadt Frankfurt«, »Betriebssportgruppe Hessen«, »Hessische Marathon Meisterschaften«, »Frankfurt Marathon Club«[15] sowie »Deutsche Kirchenmeisterschaften«, bei denen es sich also nicht um *konkrete Berufsgruppen* handelt. Dass also ausgerechnet nur ›die Manager‹ eine Sonderwertung bekommen haben, ist schon für sich eine Sonderbehandlung; sie erhalten nicht nur diverse Privilegien im Rahmen der Veranstaltung (s.o.), sondern werden auch als eine Art berufliche Elite umworben (was aus Marketinggesichtspunkten natürlich nicht abwegig ist, stellt doch Frankfurt ein bedeutendes [finanz-]wirtschaftliches Drehkreuz dar). Zur Werbestrategie der Elitisierung passt entsprechend auch, dass bei ›den Managern‹ (und bei den »Mitarbeitern« im Übrigen genauso wenig) nicht erkennbar ist, welcher sozusagen sportliche Grund für die Initiation dieser Sonderwertung vorgelegen haben soll. Bei den Meisterschaftswertungen liegt es ja auf der Hand: Sie sind dazu eingerichtet worden, die beste Leistung innerhalb einer Gruppe von *Leistungsähnlichen* zu ermitteln (daher muss man sich dafür in der Regel ja auch erst qualifizie-

15 In dieser Wertung dürfen sich alle anmelden, die den Frankfurter Marathon mindestens zehn Mal »gefinished« haben. Alle Teilnehmenden erhalten eine sogenannte »ewige Startnummer«, mit der sie fortan bei jeder weiteren Teilnahme an den Start gehen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ren); der sportliche Leistungsvergleich steht im Zentrum. Ebenso verhält es sich mit Sonderwertungen wie den Altersklassenwertungen. Darüber hinaus gibt es Sonderwertungen, etwa die Berg- und Sprintwertungen bei der Tour de France, bei denen der Leistungsvergleich zusätzlich auf eine *spezifische sportliche Fähigkeit* (Sprint/Bergfahren) hin fokussiert ist. Allen Sonderwertungen ist daher gemeinsam, dass sie nicht bloß sekundäre Vergleichshorizonte innerhalb eines übergeordneten Vergleichshorizonts darstellen, sondern insbesondere die relevanten Vergleichsakteure und -akteurinnen nach *sportlichen Leistungskriterien* inkludieren; es geht darum, den sportlichen Leistungsvergleich sicherzustellen bzw. seine Attraktivität zu erhöhen. Und genau das ist bei der M-M-W gerade nicht der Fall. Zum einen muss man nämlich davon ausgehen, dass die Leistungsniveaus hier höchst heterogen sind und allein deshalb schon ein gesonderter Leistungsvergleich sportlich gesehen wenig Sinn macht. Und zum anderen ist genauso wenig ersichtlich, dass es bei dieser Wertung um eine *spezifische sportliche Fähigkeit* gehen würde. Inkludiert wird also nach einem bloß *außersportlichen* Kriterium: der Zugehörigkeit zu einer bestimmten beruflichen Gruppe bzw. die Bekleidung einer bestimmten beruflichen Position. Daher kann man sagen, dass der M-M-W (ebenso wie den ›Mitarbeitern‹ oder dem ›Club‹[16]) ein lediglich symbolischer Charakter bzw. eine primär marketingstrategische Funktion zukommt, was sie zu einer Art ›Spaßwertung‹ macht, bei der der sportliche Leistungsvergleich zwar nicht verunmöglicht, aber doch eher von sekundärer Bedeutung zu sein scheint.

Entsprechend muss man davon ausgehen, dass alle, die sich in der M-M-W anmelden – abgesehen von denjenigen vielleicht, die dies tun, weil sie sich reale Gewinnchancen ausrechnen –, auf jene Anbiederungslogik gleichsam ›anspringen‹ und sich sozusagen den Hof machen lassen. Durch die freiwillige Teilnahme an dieser Wertung partizipieren sie daher objektiv an der von den Initiatorinnen und Initiatoren der Wertung bedienten Logik der Inszenierung von Exklusivität und beruflicher Elitenhaftigkeit und müssen insofern ein gewisses Bedürfnis nach einer entsprechenden Selbstinszenierung haben. Dies verwundert natürlich zum einen dahingehend, als dass es vom Standpunkt einer ›hochrangigen Führungskraft‹ respektive eines gesellschaftlichen Leistungsträgers/einer gesellschaftlichen Leistungsträgerin doch eher als peinlich erscheinen muss, sich in einer Wertung anzumelden, in der Privilegien *leistungslos* verteilt werden und der sportliche Leistungsvergleich nicht im Vordergrund steht.[17] Zum anderen und damit verknüpft verwundert dies aber auch deshalb, weil die ansonsten ja eher geschlossen auftretende Marathon- und Sportler*innencommunity (man orientiert sich in der Regel

16 Hier wird nach Treuegesichtspunkten inkludiert, sodass es sich, marketingmäßig gesprochen, um eine Kundenbindungsmaßnahme handelt.

17 Im Grunde gilt dies aber auch für diejenigen, die um eine Top-Platzierung laufen, weil die Sonderwertung ja auch für sie leistungslos eingerichtet wurde.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

am Grundsatz der Egalität, was sich zum Beispiel in der verbreiteten Praxis auch ausdrückt, sich unabhängig von Status oder Alter zu duzen) in zwei Lager gespalten wird: die normalen Laufenden und die als elitär inszenierten »Marathon Manager«.

Zur Inszenierung gehört nun ein weiteres ganz wesentliches Detail: Die Bezeichnung »Marathon Manager« wird im oben zitierten Ausschreibungstext regelrecht wie ein Typus verwendet (»Marathon Manager können in einer derart herausgestellten Position angestellt oder selbstständig tätig sein«). Das heißt: Sie verweist nicht lediglich darauf, dass es sich um Manager*innen handelt, die Marathon laufen bzw. die Sonderwertung nur für Manager*innen offen ist; das wäre redundant und auch dann klar, wenn sie einfach »Manager« oder »Sonderwertung: Manager« hieße – schließlich gibt es ja auch keine Sonderwertung »Marathon Mitarbeiter der Stadt Frankfurt« oder »Marathon Betriebssportgruppe Hessen«.[18] Man kennt solche Zusammenziehungen durchaus aus dem Alltag, so etwa, wenn in politischen oder arbeitsweltlichen Kontexten von »Marathon-Sitzungen« oder von einem »Termin-Marathon« die Rede ist. Damit wird in der Regel auf Aktivitäten verwiesen, die stets ein für Außenstehende unmittelbar einsichtiges, herausgehobenes Maß an psycho-physischer Anstrengung auf der Ebene des Durch- und Aushaltens implizieren: Die Sitzung bzw. die Wahrnehmung der Termine waren umfassend erschöpfend; die Beteiligten mussten gewissermaßen an ihre Grenzen, an ihre Substanz gehen. Marathon-Aktivitäten gehören damit zur Sphäre des außeralltäglich Anstrengenden und stellen auch im Alltag derjenigen, die sie notgedrungen ausführen müssen, eher Ausnahmen dar: Nicht jede Sitzung ist eine Marathon-Sitzung, und Termin-Marathons sind auch nicht der Normalfall. In der Regel versucht man so etwas auch zu vermeiden und lässt sich nur darauf ein, wenn es im Grunde unausweichlich ist, es also einen unmittelbaren Handlungsdruck gibt; zumal mit einer »Marathon-Sitzung« ja auch nicht die höchsten Qualitätsstandards verbunden sind; in erster Linie geht es darum, überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen.

Im tatsächlichen Kontext ist das Prädikat ›Marathon‹ gleichwohl nicht auf eine Sache bzw. eine Praxis bezogen, sondern auf die Berufsgruppe der Manager*innen und die dazugehörenden Personen. Damit werden diesen alle Attribute zugeschrieben, die auch für den Marathon bzw. marathonmäßige Aktivitäten gelten. Unterstellt ist folglich, dass »Marathon Manager« gleichsam Spezialisten für die Bewältigung außeralltäglicher, grenzgängerischer psycho-physischer Anstrengungen auf der Ebene des Durch- und Aushaltens sind. Im Grunde sind es Manager*innen, die sozusagen ohne Pause managen. Und weil es sich eben um einen speziellen Typus von Manager*innen handeln soll, wird damit zudem unterstellt, dass

18 Die Lesart, es handle sich um Marathon Manager im buchstäblichen Sinne, also Menschen, die Marathonveranstaltungen organisieren, können wir hier abkürzungshalber ausschließen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dieser sich in eben jenen Hinsichten einer herausgehobenen Durch- und Aushaltefähigkeit von ›normalen‹ Manager*innen, die diese Fähigkeiten unterstelltermaßen nicht mitbringen, unterscheidet. Damit ist also eine weitere Besonderung verbunden: »Marathon Manager« stellen gleichsam eine *Elite innerhalb der Elite* dar, wobei das Elitenhafte in einer besonderen Durch- und Aushaltefähigkeit besteht.

Von der Sache her ergibt sich vor diesem Hintergrund gleichwohl eine Erklärungsbedürftigkeit: Inwiefern korrespondieren diese den »Marathon Managern« zugeschriebenen Attribute mit den realen Handlungsanforderungen der Berufspraxis von Manager*innen bzw. von Angestellten mit Leitungskompetenzen? Und warum werden ihnen ausgerechnet *diese* Attribute zugeschrieben? Dazu muss man sich vor Augen führen, wodurch manageriale Praxis *strukturell* gekennzeichnet ist.

Betrachtet man die historische Entwicklung der Organisationsstruktur von Unternehmen, so waren nach Pohlmann (2007) um 1900 herum auf den Positionen zwischen Kapital und Arbeit, also dort, wo in modernen Unternehmen Manager*innen beschäftigt sind, Verwaltungsbeamte tätig, die eine »Dienstleistungsfunktion für den Unternehmer« erfüllten (ebd.: 6). Management im heutigen Sinne gab es damals nicht, weil das von diesem zu bearbeitende Handlungsproblem gleichsam noch nicht freigelegt war und vom Unternehmer (aufgrund der entsprechenden historischen Gegebenheiten wird hier bewusst die männliche Form verwendet) mitgelöst wurde. Folglich inkludierte dieser zwei Funktionen gleichzeitig: Einerseits war er Eigentümer bzw. Kapitalist, andererseits aber auch »Neuerer«, wie es bei Schumpeter (1987: 211) heißt. Mit der Zeit lösten sich diese beiden Funktionen voneinander, und das moderne Management differenzierte sich aus, indem es sich um das Handlungsproblem der Neuerung herum formierte. Daher können wir wiederum mit Schumpeter feststellen, dass das zentrale Handlungsproblem managerialen Handelns im »Erkennen und Durchsetzen neuer Möglichkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet« besteht (ebd.: 151). Anders formuliert: Die Hauptaufgabe von Manager*innen ist es, innerhalb ihres jeweiligen Einflussbereiches »jenseits der Grenzen der Routine« zu operieren (ebd.: 210) und damit, grob gesagt, Entscheidungen unter der Bedingung von Offenheit zu treffen. Entsprechend stellt auch die Mehrheit der organisations- bzw. managementsoziologischen Ansätze den Komplex *Entscheiden und Gestalten* in den Fokus managerialer Praxis: »Das Management verkörpert buchstäblich die Idee der zielgerichteten Gestaltung der Organisation« (Pohlmann 2016: 120, vgl. auch seine Übersicht der Managementverständnisse in der Soziologie auf S. 125). Inwieweit »Personalführung« einen wichtigen Bestandteil der Berufspraxis von Manager*innen darstellt, ist eine andere Frage; mir scheint sie jedenfalls sekundär, da sie ja nicht Selbstzweck sein kann, sondern im Dienste der Organisationsgestaltung steht und Führung eigentlich nicht notwendig scheint, sofern es klare Verantwortlichkeiten gibt. Zentral ist meines Erachtens, dass Manager*innen im Gegensatz zu den ihnen Unterwiesenen Entscheidungskompetenzen haben und diese wahrnehmen müssen; sie sind in erster Linie ›Gestaltende‹ und nicht »Führungs-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kräfte«, wie es interessanterweise im Ausschreibungstext der M-M-W heißt. Führungskraft-Sein bedient die Logik von Führung und Gefolgschaft und damit letztlich von Hierarchie, Macht und Manipulation; wer führt, verführt sozusagen auch. Es ist etwas anderes, als »Leitungsaufgaben« zu haben, in einer »leitenden Position« oder Vorgesetzte(r) zu sein, denn all dies bedient die *Logik der Verantwortung* und setzt damit wiederum das Entscheiden und Gestalten zentral und nicht Führung. Auch im FAZ-Artikel ist mit der Rede von »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« die Führung zentral bzw. der berufliche Alltag im Grunde genommen mit dem »Führungsalltag« gleichgesetzt.

Kontrastiert man dies nun mit dem Habitus, der dem Typus »Marathon Manager« unterstellt wird, so ergibt sich offenkundig eine Diskrepanz: In den Vordergrund wird nicht das Entscheiden und Gestalten, wird nicht die Neuerung gestellt, sondern das Bewältigen außeralltäglicher, tendenziell grenzgängerischer Anstrengungen qua Durchhalten und Führung und damit Machtausübung als solche. Es gibt also nachgerade einen antigestalterischen, autoritären Zug. Damit soll freilich nicht gesagt sein, dass Manager*innen überhaupt kein Durchhaltevermögen benötigen bzw. dieses in ihrer Berufspraxis und als Persönlichkeitseigenschaft keine Rolle spielt. Es ist sicher wichtig, so wie es auch in anderen Berufen wichtig ist; aber es ist nicht das zentrale Handlungsproblem, wie es der Tendenz nach mit der Bezeichnung »Marathon Manager« unterstellt ist. Hochgradig monotone, routineförmige Tätigkeiten (Fließbandarbeit etwa), würde man demgegenüber viel eher mit Durchhalten verbinden bzw. erschiene es in solchen Fällen weitaus plausibler, Durchhaltevermögen als eine der für diese Arbeit wesentlichsten habituellen bzw. persönlichkeitsbezogenen Eigenschaften anzunehmen. Und auch Hierarchie und Autorität würden eher dazu passen. Letzteres verwundert insbesondere, weil doch der modernen Arbeitswelt in der Subjektivierungsforschung etwa vielmehr eine Nivellierung von Hierarchie und eine Verlagerung von Fremd- zur Selbststeuerung attestiert wird (vgl. bspw. Moldaschl/Voß 2002; Boltanski/Chiapello 2003; Pongratz/Voß 2004).

Fassen wir zusammen: Die Interpretation hat gezeigt, dass hinter der Sonderwertung »Marathon Manager« zunächst einmal eine Werbe- bzw. Marketingstrategie steht, mit welcher um die adressierte Berufsgruppe der Manager*innen (obschon wörtlich genommen nur Männer angesprochen sind) geworben wird. Dies geht im Rahmen einer dreifachen Aufwertung vonstatten: Zum einen stellen die »Marathon Manager« die einzige Berufsgruppe dar, für die eigens eine Sonderwertung eingerichtet wurde, obwohl es keine plausiblen sportlichen Gründe dafür gibt – nur weil jemand Manager oder Managerin im von den Veranstaltern definierten Sinne ist, darf er oder sie in der M-M-W teilnehmen und nicht, weil es aus sportlicher Sicht besonders sinnvoll ist, die Leistungen innerhalb ausgerechnet *dieser* Gruppe gesondert zu vergleichen. Zum anderen erhalten die Teilnehmenden in dieser Wertung zudem auch noch leistungslos Privilegien bzw. eine gewisse

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Sonderbehandlung am Tag vor und während des Wettkampfs, was ebenfalls keinen sportlichen Hintergrund hat, sondern allem Anschein nach lediglich den Sinn, die Teilnehmenden zu umgarnen: Nur sie bekommen die Privilegien, weil sie Angehörige einer von den Veranstaltenden als ›besonders‹ definierten Berufsgruppe sind. Und schließlich besteht eine weitere Aufwertung darin, die »Marathon Manager« als einen besonderen Typus von Manager*innen – als eine Elite innerhalb einer Elite – aufzuwerten; eine Elite, welche sich gegenüber den ›normalen‹ Manager*innen unterstelltermaßen dadurch auszeichne, dass sie im Besitze einer besonderen Durchhaltefähigkeit sei, die sie zum psycho-physischen Grenzgängertum im Beruf befähige. Eine vierte Aufwertung wäre für den Fall denkbar, dass sich Beschäftigte in der M-M-W anmelden, die man alltagsweltlich nicht als Manager*innen bezeichnen würde.

Mit diesen werbe- bzw. marketingstrategischen Zügen scheinen nun eine Reihe von Vorannahmen bzw. Normalitätsvorstellungen verbunden zu sein, die im Hinblick auf die Struktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens, des managerialen Handelns, das Verhältnis zwischen beidem und eng damit verbunden die Akteure, die sich für eine Teilnahme in der M-M-W entscheiden, instruktiv zu sein scheinen.

Da wäre zum einen die grundsätzliche Vorstellung, dass Marathonlaufen und manageriale Praxis miteinander ›irgendwie‹ in Wechselwirkung stehen. Darauf verweist implizit schon die Aufwertung der ›Manager‹ zu einer besonderen Gruppe von Manager*innen, die sich habituell gleichsam durch Marathonqualitäten auszeichne. Damit verbunden gehört dazu aber auch die implizit unterstellte Strukturhomologie zwischen managerialer Praxis und Marathonlaufen: Es komme beim Managen zentral auf herausragende Durchhalte- und Führungsfähigkeiten an; der Komplex ›Entscheiden und Gestalten‹, den wir für die manageriale Praxis als eigentlich zentral bestimmt haben, kommt darin hingegen nicht vor, was natürlich erklärungsbedürftig ist, weil damit eben *eine Bewährungsfigur und -vorstellung nahegelegt wird, die der Bewährung durch Unterwerfung entspricht* und mit der Betonung von Führung auch die Logik des *Unterwerfens von anderen* mitbedient wird. Auf einer expliziten Ebene wird die Vorstellung einer Wechselwirkung sodann aber auch in der eingangs bereits zitierten Aussage der BPA aus der FAZ kolportiert, der zufolge »aktiver Sport« eine von mehreren »Managementkompetenzen« sei und Marathonlaufen »Parallelen und Werte-Übereinstimmungen zum Führungsalltag« aufweise. Die Wechselwirkung wird dabei anscheinend als eine funktionale gedacht: Das Marathonlaufen leiste etwas für das Management, so die Unterstellung. Diese Vorstellung scheint mir grundsätzlich auf einem sozialen Deutungsmuster des Verhältnisses von Arbeit und Freizeit aufzuruhen, welches im Kontext von Selbstoptimierungs- und Subjektivierungsdiskursen häufig auftaucht und auch eine ideologische Schlagseite zu haben scheint – sofern jedenfalls, wie es zur Legitimierung und Reproduktion bestimmter ökonomischer bzw. arbeitsstruktureller

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Verhältnisse dient.[19] Im Zentrum dieses Deutungsmusters steht die Normalitätsannahme, dass, wie es etwa Arlie Hochschild in ihrem Buch Time Bind (2001) beschrieben hat, Arbeit und Freizeit ineinander verschränkt seien bzw. die Freizeit unter dem Primat der Arbeit stehe und nach arbeitsweltlichen Rationalitäts- und Effizienzkriterien organisiert werden müsse. Das Handlungsproblem, Freizeit und Arbeit gleichsam austarieren zu müssen, wird in diesem Deutungsmuster also einseitig zugunsten der Arbeit gelöst: Grundsätzlich ist alles Arbeit, und die Freizeit steht in ihren Diensten.

Zum anderen scheint es mir, dass mit dem Fokus auf das Durchhalten das Marathonlaufen vor allem als eine Bewährungspraxis thematisch ist und nicht als Sport. Der Leistungsvergleich scheint für die M-M-W eine nachrangige Bedeutung zu haben, obschon die Teilnehmenden darin natürlich faktisch miteinander verglichen werden und es auch Preise zu gewinnen gibt – anderenfalls würden sich ja auch solche Sonderbehandlungen wie das getrennte Buffet erübrigen. Zudem zeigt auch ein Blick auf die Laufzeiten der M-M-W-Teilnehmenden aus dem Jahr, in dem auch die hier Interviewten dort teilgenommen haben, dass eine reale Chance, ›aufs Treppchen‹ zukommen, nur die wenigsten hatten: Um in die Top-3 zu kommen, musste man bei den Männern unter 2:27 Stunden, bei den Frauen unter 3:14 Stunden ins Ziel einlaufen. Und für die Top-10 musste bei den Männern unter 2:47 Stunden, bei den Frauen unter 3:50 Stunden gelaufen werden. Gleichwohl muss man sagen, dass insgesamt bei der M-M-W es deutlich mehr schnelle Teilnehmende gibt als im bundesdeutschen Schnitt: So liefen laut der Website marathon-ergebnis.de im besagten Jahr in Deutschland insgesamt 74,4 Prozent der Frauen Zeiten zwischen vier und fünf Stunden; bei den Marathon Managerinnen waren es hingegen lediglich 18 Prozent. Ebenso liefen bei den Männern im selben Jahr 72,2 Prozent Zeiten zwischen 3:40 und 4:40 Stunden, während es bei den Teilnehmenden in der M-M-W 46 Prozent waren.

Und schließlich besteht eine weitere Vorannahme, welche die für die Gestaltung und Umsetzung der M-M-W Verantwortlichen zu haben scheinen, darin, dass die Adressierten die zuvor thematisierten Unterstellungen teilen bzw. diese in ihrem Arbeitsumfeld auch durchaus verbreitet sind (immerhin ist auch eine Coachingagentur involviert, die sich von der Wertung sicherlich auch einen Werbeeffekt verspricht, was auch für die Veranstaltenden des Frankfurt-Marathons gelten dürfte). Umgekehrt formuliert: Wer sich in der M-M-W anmeldet, geht mit den im

19 Zieht man die Definition sozialer Deutungsmuster nach Oevermann (2001: 43) heran, so können diese Muster tatsächlich auch ideologische Aspekte inkludieren; entscheidend ist gleichwohl, dass sie zugleich deutlich darüber hinausgehen, weil sie in erster Linie auf Handlungsprobleme bezogen sind und nicht auf den Aspekt der funktionalen Manipulation von Realität sich reduzieren lassen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ausschreibungstext und der Bezeichnung »Marathon Manager« unterstellten Annahmen zumindest d'accord, fühlt sich – ob bewusst oder unbewusst – von diesen angesprochen. Es ist also anzunehmen, dass die Implikationen der Bezeichnung »Marathon Manager«, der Ausschreibungstext und die Aussagen der Coachingagentur BPA nicht bloß ephemer bzw. ›leerer Marketingsprech‹ sind, sondern, wie alle Werbepraktiken, »an gesellschaftlich geltende Normalitätsvorstellungen« (Maiwald 2018: 473) anknüpfen, weil sie ihren Werbeeffekt anderenfalls nicht entfalten könnten. Dafür spricht meines Erachtens nicht zuletzt die Selbstverständlichkeit, mit der der Zusammenhang von Sport und Arbeit von jener Coachingagentur kolportiert und seitens der FAZ wiederum nicht kritisch hinterfragt, sondern einfach so übernommen und publiziert wird. Daher liegt es nahe, zu vermuten, dass wir entsprechende Vorstellungen auch in den zu interpretierenden Interviews wiederfinden. Und sofern dies zutrifft, wird eine zentrale Frage in diesem Zusammenhang sein, warum die Interviewten ihre Berufspraxis vor allem unter dem Gesichtspunkt des Durchhaltens betrachten, mithin eine Bewährungsvorstellung teilen, die eben viel eher auf Selbstunterwerfung setzt als auf autonomes Handeln. Jedenfalls legt es unsere Interpretation bis hierher schon nahe, dass diejenigen, die sich von der M-M-W angesprochen fühlen und dabei nicht von reinen Wettkampfmotiven geleitet sind, in irgendeiner Weise Probleme mit der Bewährung im Beruf haben, was sie durch das Marathonlaufen und die diesem unterstellte Funktionalität bzw. Selbstoptimierungspotenzialität kompensieren.

Fallanalyse »Peter Gerken«

a) Biographische Konturierung

Peter Gerken ist zum Zeitpunkt des Interviews 35 Jahre alt und befindet sich somit im statistisch ›idealen‹ Marathoneinstiegsalter. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder (zwei Jungen, fünf und zwei Jahre alt). Beruflich ist er in leitender Funktion im technischen Service eines international agierenden Unternehmens tätig. Seine Kernaufgabe dort besteht darin, die weltweit verstreuten Serviceniederlassungen des Unternehmens zu betreuen. Dazu zählen konkret beispielsweise die Bearbeitung von Serviceanfragen (Garantieentscheidungen und Reparaturen) sowie die Durchführung technischer Trainings vor Ort. Letzteres ist der Grund dafür, dass Herr Gerken rund 20 Wochen im Jahr mit Geschäftsreisen zubringt.

Seinen beruflichen Werdegang begonnen hat Peter Gerken mit einer Ausbildung zum Technischen Zeichner, im Zuge derer er auch die Fachhochschulreife erwarb. Daran schloss er eine zweijährige Weiterbildung zum staatlich geprüften Techniker an einer berufsbildenden Schule an (Fachrichtung kann aus Anonymisierungsgründen nicht genannt werden). Danach bzw. auch schon währenddessen arbeitete er in

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

unterschiedlichen Unternehmen. Zum Zeitpunkt des Interviews ist er seit knapp 1,5 Jahren bei seinem aktuellen Arbeitgeber angestellt.

Über das Herkunftsmilieu des Interviewees wurden zum Interviewzeitpunkt keine spezifischen Daten erhoben. Eine spätere Nachfrage diesbezüglich ließ er unbeantwortet. Von seinem beruflichen Werdegang und seinem Habitus aus zu urteilen, ist er vermutlich in eher ›einfacheren‹ Verhältnissen (Arbeitendenmilieu) aufgewachsen.

Jedenfalls können wir bereits sagen, dass Herr Gerken nicht der typische Manager im alltagssprachlichen Sinne ist. Auch wenn er formal zur Managementebene gehört (das dürfte mittleres Management sein), würde man ihn nicht als Manager bezeichnen und auch er selbst hat von sich weder im Vorgespräch noch im Interview selbst so gesprochen. Was das im Hinblick auf seine Motivation für die Anmeldung in der M-M-W nun bedeutet, müssen wir vorerst offenlassen; angesichts der Mutmaßung über seine soziale Herkunft und der Tatsache, dass er sich objektiv ›hochgearbeitet‹ hat, wäre es vorstellbar, dass es die Zugehörigkeit zur ›managerialen Elite‹ ist, die ihn gereizt hat. Dazu würde auch gut passen, dass er seine Weiterbildung im Interview als ›Studium‹ bezeichnet und sich damit objektiv aufgewertet hat. Denn zum einen ist die Weiterbildung zum Techniker heute zwar einem Bachelorabschluss formal gleichgestellt (konkret heißt der Abschluss hier »Bachelor Professional«), allerdings war dem noch nicht so, als Herr Gerken sich weiterbildete. Und zum anderen handelt es sich eben lediglich um eine formale Gleichstellung *der Abschlüsse*, nicht aber um eine grundsätzliche Aufwertung der Weiterbildung zum *Studium*.

Seine sportliche ›Laufbahn‹ begann Herr Gerken im Handball, in einem Alter von drei Jahren. Diesem Sport ist er zum Zeitpunkt des Interviews auch immer noch treu und betreibt das Laufen parallel. Den Höhepunkt seiner bisherigen ›Laufkarriere‹ bildete sein erster und bis zum Interviewzeitpunkt vorerst auch letzter Marathonlauf, den er – mit nur 19 Jahren bemerkenswert jung – absolvierte. Daraufhin lief er mehrere Halbmarathons. Aufgrund einer Knieverletzung, die er sich beim Handball zuzog, musste er das Laufen zwischenzeitlich stark zurückfahren. Die Ärzte hätten es ihm sogar nahegelegt, das ambitionierte Laufen ganz einzustellen, woran er sich offensichtlich nicht gehalten hat. Zum Interviewzeitpunkt plante er sein ›Marathon-Comeback‹ in der M-M-W beim Frankfurt-Marathon bzw. war dort schon angemeldet. Ob ihm das Comeback gelungen ist, ist nicht bekannt.

Damit soll die biographische Konturierung als abgeschlossen gelten. Weitere Daten werden, falls erforderlich, im Laufe der Fallrekonstruktion systematisch eingeflochten.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

b) Der Laufeinstieg

> **I:** Okay, äh, gut, das reicht dann auch erst mal für die objektiven Daten (.), ähm (.) okay, ja dann fangen wir mit dem eigentlichen Interview an //gut// sozusagen. Äh ja dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?

Wie man direkt sieht, zeigt der Transkriptausschnitt nicht den Beginn der Interviewinteraktion. Dies ist dem Umstand zuzurechnen, dass bei diesem Interview die »objektiven Daten« im Vorfeld des »eigentlichen Interview[s]« erhoben wurden und das Aufnahmegerät schon mitlief. Im Kontext eines offenen Interviews ist das vor allem aus zwei Gründen problematisch. Zum einen, weil das Interview hierdurch pragmatisch als eine standardisierte Befragung gerahmt wird, die auf einem ›Frage-Antwort-Spiel‹ fußt, wodurch die Lebendigkeit der Erzählung beeinträchtigt werden könnte. Und zum anderen wird damit riskiert, dass im späteren Interviewverlauf etwaige Sachverhalte als bereits bekannt vorausgesetzt werden und deshalb nicht mehr ›frisch‹ bzw. gar nicht mehr explizit zur Sprache kommen. Andererseits wären solche Konsequenzen jedoch mitprotokolliert und – etwa als Verkürzungen und/oder Ausschmückungen – am Material somit auch rekonstruierbar. Davon abgesehen leitet der Interviewer sodann ja auch explizit zum »eigentlichen Interview« über und stellt eine offene, erzählgenerierende Frage, sodass man davon ausgehen kann, dass die Zugzwänge des Stegreiferzählens dennoch greifen werden. Der explizite Verweis auf das eigentliche Interview und die damit verbundene Zäsursetzung (»okay, ja dann fangen wir…«) zeigen dem Interviewee dabei an, dass das Vorausgegangene eben noch kein ›richtiges‹ Interview war und dass der nun eröffnete Praxiszusammenhang etwas Neues darstellt, das einer anderen, eben gesprächsförmigen Logik folgt, die den Interviewee gleichsam dazu auffordert, frei und von sich aus zu erzählen.[20]

Wir wollen mit unserer Interpretation daher an der Stelle beginnen, an welcher der Interviewer die im Hinblick auf den Beginn der Laufkarriere Peter Gerkens entscheidende Frage stellt: »Äh ja dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?«. Auf eine abermalige Zäsur (»Äh ja dann«) folgt hier die soeben erwähnte Aufforderung zu einer spontanen (»mal«) Erzählung darüber, wie Herr Gerken zum Laufen gekommen ist. In einem ersten Schritt müssen wir daher fragen, was es bedeutet, jemanden zu fragen, wie er oder sie »zu XY gekommen« sei. Wir wollen das Laufen dabei durch andere Aktivitäten ersetzen, weil wir anderenfalls kaum Kontexte außerhalb des tatsächlich vorliegenden finden könnten.[21]

---

20 Darauf wurde auch im Vorgespräch explizit hingewiesen.

21 In der OH ist dies eine gängige Interpretationsoperation, die solange zulässig ist, wie der pragmatische Sinn der zu interpretierenden Äußerung nicht variiert wird (vgl. Wernet 2009: 47ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

So könnte man etwa einen Musiker fragen, wie er zum Gitarrespielen, eine Romanautorin, wie sie zum Schreiben oder eine Soziologin, wie sie zur Soziologie gekommen sei. Hingegen wirkte es seltsam, »wie bist Du zum Zähneputzen gekommen« zu fragen. Dies liegt daran, dass diese spezifische Frageweise immer eine besondere Identitätsbedeutsamkeit der so angesprochenen Tätigkeit für die so adressierte Person und damit verbunden eine besondere innere Bindung dieser Person an jene Aktivität präsupponiert; sie impliziert eine individuelle Aneignung und kontinuierliche Beschäftigung mit einer Sache, einen Bildungsprozess, einen Werdegang, der aus einer Verkettung von Entscheidungen besteht. Wenn man so fragt, möchte man keine Ja/Nein-Antworten hören, sondern eine biographische Erzählung evozieren, welche eine Reflexion des jeweiligen Bildungsprozesses und damit der lebensgeschichtlichen Motivierung einer Aktivität mit einschließt. Und das kommt eben nur bei solchen Aktivitäten infrage, die tatsächlich auf einem individuellen Aneignungsprozess beruhen und nicht trivial bzw. Bestandteil kollektiver Alltagsroutinen sind. Natürlich ›kommt‹ man in gewisser Weise auch zum Zähneputzen; das ist aber nichts besonders Identitätsbedeutsames, weil es in modernen Gesellschaften eine kollektive Routine und daher weder besonders begründungsbedürftig noch wirklich entscheidungsförmig ist; man hat nicht wirklich eine Wahl und wird in solche Routinen einfach hineinsozialisiert.

Die Praxis, nach welcher tatsächlich gefragt wird, ist das Laufen. Damit ist klar der Laufsport angesprochen und nicht die gesundheitsorientierte Praxis des Joggens. Unterstellt ist somit, dass der Laufsport für Herrn Gerken identitätsbedeutsam, er also Läufer ist und dass er dieser Praxis regelmäßig und wettkampfförmig nachgeht. Prinzipiell könnte man auf diese Weise daher auch professionell Laufende adressieren. Da Herr Gerken, wie wir wissen, aber kein Profi ist, ist das Laufen hier gleichsam in den Lebensstilbereich eingerückt: Unterstellt ist, dass der Laufsport zu seinem Alltag und er zum Laufmilieu gehört und darin positioniert ist. Die Frage ist daher nicht nur, wie die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens mit seiner Lebensgeschichte verwoben ist, sondern auch, wie er sich gegenüber den mit dem Laufen als Lebensstil verbundenen typischen Handlungs- und Deutungsvorgaben (Ernährungs-, Kleidungs-, Trainingsstile, Deutungsmuster im Spannungsfeld Gesundheit, Arbeit, Freizeit usw.) verhält – ob er sich diesen Vorgaben tendenziell unterwirft oder sozusagen seinen eigenen Weg läuft.

Zugleich ist natürlich wichtig, dass bisher noch nicht explizit vom Marathonlaufen die Rede war; die Identitätsbedeutsamkeit wird stattdessen auf den Laufsport im Allgemeinen fokussiert. Das schließt prinzipiell alle Formen des Laufsports als identitätsbedeutsam mit ein, unterstellt aber eben, dass das generelle Läufer-Sein identitätsmäßig das Entscheidende ist.

Schließlich können wir noch sagen, dass Herr Gerken vom Interviewer gesiezt wird, was auf eine distanzierte, unpersönliche Sozialbeziehung verweist; es besteht weder eine persönliche Bekanntschaft, noch ist ein milieuvermittelter Vergemein-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schaftungsversuch erkennbar (es ist nicht unüblich, sich im Sportmilieu zu duzen). Beides wäre interviewdynamisch prekär, da der Interviewee vieles als bereits bekannt voraussetzen könnte. Und bei einer persönlichen Bekanntschaft wäre das Interview zudem auch im Hinblick auf die Sozialbeziehung selbst prekär.

In seiner Antwort muss sich Herr Gerken nun zu der ihm unterstellten Identitätsbedeutsamkeit des Laufens verhalten. Aufgrund der objektiven Daten wissen wir, wie gesagt, schon, dass er Läufer und Laufen somit Teil seiner »Identität-An-Sich« (Hahn 1988: 93) ist. Sich zur unterstellten Identitätsbedeutsamkeit des Laufens zu verhalten, heißt aber darüber hinaus auch, dazu etwas im Sinne einer »biographische[n] Selbstreflexion« bzw. im Sinne der »Identität-Für-Sich« (ebd.) zu sagen. Daher kann es freilich sein, dass in der reflexiven Identitätskonstruktion Herrn Gerkens das Laufen eben keine besonders identitätsbedeutsame Rolle einnimmt, die Identitätsbedeutsamkeit eher auf dem Marathonlaufen liegt oder aber er sich darüber vielleicht noch nicht so viele Gedanken gemacht hat und erst einmal überlegen muss; beides wäre erklärungsbedürftig. Damit verbunden stellt sich aber auch die Frage, in welchem Verhältnis die Individualsportart Laufen zum Mannschaftssport Handball steht, den, wie wir aus der biographischen Konturierung ebenfalls bereits wissen, Herr Gerken ja parallel zum Laufen betreibt und der auch biographisch gesehen sein *Erst*sport ist. Sieht er sich eher als Läufer, als ›Marathoni‹, als Handballer oder generell als Sportler?

In diesem Zusammenhang muss Herr Gerken entsprechend auch auf die motivationalen Aspekte hinter seiner Laufpraxis eingehen: Warum hat er damit angefangen, wenn er mit dem Handball ohnehin sportlich bereits gut ausgelastet sein dürfte? Allein deshalb ist es auch schon unwahrscheinlich, dass er das Laufen aus gesundheitlichen Gründen begonnen hat, denn durch das Handballspielen wird er sicherlich genügend Bewegung bekommen. Aus gesundheitlicher Sicht wäre daher eher Physiotherapie oder wären Massagen die naheliegendere Ergänzung gewesen. Damit verbunden ist es auch erklärungsbedürftig, warum er schon mit 19 Jahren einen Marathon gelaufen ist; wir erinnern uns: das durchschnittliche Marathoneinstiegsalter lag nach Kreitz (1996) bei knapp 32 Jahren. Es könnte zwar sein, dass das Laufen als Ausdauer fördernde Ergänzung zum Handballtraining gedacht war – das kennt man aus anderen Sportarten ja auch. Gleichwohl erschließt es sich dadurch immer noch nicht, wieso Herr Gerken ausgerechnet einen Marathon gelaufen ist und dies nunmehr auch zum Interviewzeitpunkt noch einmal vorhat. Hätte er lediglich seine Leistungsfortschritte testen wollen, dann hätte er die Marathondistanz ja auch privat laufen können. Aus trainingsbezogener Sicht wären hingegen kürzere Distanzen in Kombination mit Intervallen/Sprints die sinnvollste Trainingsergänzung zum technischen Handballtraining. Kurzum: Wie und warum ist es dazu gekommen, dass Herr Gerken ungeachtet seiner ihn stark fordernden Arbeit, seines Handballengagements und seiner familiären Situation auch noch Marathon läuft und wie vereinbart er alles das miteinander?

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Um sich zu alldem in seiner Antwort zu verhalten, muss Herr Gerken einen Ausgangspunkt für seine Erzählung wählen. Dabei stehen ihm objektiv mehrere Handlungsoptionen offen: Er könnte zum Beispiel chronologisch beginnen und in diesem Zusammenhang auf konkrete Jahreszahlen, Zeitspannen oder auf ein bestimmtes Lebensalter verweisen; er könnte aber auch auf bestimmte Lebenssituationen zu sprechen kommen, die ihm im Hinblick auf seinen Werdegang als Läufer bedeutsam erscheinen. Schließlich wäre es auch denkbar, dass er den motivationalen Aspekt in den Vordergrund stellt und direkt darauf eingeht, was ihn am Laufen reizt. Denkbar wäre aber, wie gesagt, auch, dass er sich erst sortieren muss. Denn schließlich ist die freie Erzählung, zu der er vom Interviewer aufgefordert wurde, eine anspruchsvolle Aufgabe – wobei schon die Aufforderung selbst auch einen gewissen Druck erzeugt, weil sie wie selbstverständlich unterstellt, der Interviewee könnte dem auch ohne weiteres Folge leisten. Sicherlich kann man von ›modernen‹ Menschen erwarten, dass sie Auskunft über ihre Praxis geben können; inwieweit sie dazu faktisch jedoch in der Lage oder gewillt sind, hängt natürlich auch stark von fallspezifischen Aspekten ab. Damit verbunden stellt sich schließlich auch die Frage, ob oder inwieweit Herr Gerken von selbst über seine Transition zum Marathonlaufen berichtet oder ob er sich zunächst lediglich auf die Anfänge seiner Laufpraxis beschränkt – eine Möglichkeit, die ihm durchaus offen steht, weil der Interviewer eben zunächst nach dem Laufen im Allgemeinen gefragt hat. Gleichwohl weiß Herr Gerken ja schon, dass es im Interview vor allem ums Marathonlaufen gehen soll, weshalb es naheläge, auch von selbst darauf zu sprechen zu kommen. Schauen wir, wie Herr Gerken tatsächlich respondiert.

P. Gerken: Zum Laufen bin ich gekommen ähm eigentlich recht früh

Herr Gerken weist die Unterstellung der besonderen Identitätsbedeutsamkeit des Laufens nicht zurück; vielmehr unterstreicht er diese, indem er die Formulierung des Interviewers ohne eine Spur des Innehaltens oder Zögerns aufgreift und um das »bin ich« ergänzt zur Eröffnungs- bzw. Einstiegssequenz seiner Laufgeschichte ummoduliert. Dieses Aufgreifen der gewissermaßen vorgegebenen Formulierung erinnert an eine Figur, wie sie in Lernkontexten häufig vorkommt, beispielsweise in Sprachkursinteraktionen, in denen adjazente Frage-Antwort-Sequenzen eingeübt werden: »Wie war Ihr Urlaub?« – »Mein Urlaub war gut«. Es ist damit verbunden denkbar, dass Herr Gerken hier noch der Frage-Antwort-Logik folgt, die bei der Abfrage der objektiven Daten eingerichtet wurde. Die unmittelbar vorangestellte Frage war gleichwohl offen: Herr Gerken hätte ja auch eine der anderen Optionen wählen können, er musste die Formulierung des Interviewers nicht aufgreifen. Indem er aber genau dies tut, handelt er sich nicht nur einen Zugzwang des Erzählens – einen Detaillierungszwang – ein, sondern wählt auf der Darstellungsebene auch die Option, von Beginn an *zu betonen*, dass das Laufen Teil seiner biographischen Iden-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tität ist. Dieser Anfang ist somit auch als Ausdruck der Selektivität des Interviewees im Hinblick darauf zu sehen, dass es ihm wichtig sein muss, als Läufer betrachtet zu werden.

Nach diesem prompten Einstieg schließt Herr Gerken mit »ähm eigentlich recht früh« grammatisch etwas unbeholfen an. Denn grammatisch adäquat erschienen an dieser Stelle eigentlich Anschlüsse wie »Zum Laufen bin ich gekommen, weil ich das Buch von XY gelesen hatte, das mich inspiriert hat« oder »Zum Laufen bin ich gekommen, weil ich keine Zeit mehr fürs Handballspielen hatte, mich aber weiterhin sportlich betätigen wollte«. Die Nennung eines Lebensalters oder einer Jahreszahl wäre prinzipiell denkbar, müsste dann aber mit der Darstellung der motivationalen Hintergründe bzw. des Prozesses der identitätsmäßigen Bedeutsamwerdung verknüpft werden, da das Zum-Laufen-Kommen eben nichts Punktuelles ist. Worin besteht der Unterschied zwischen dem, was grammatikalisch adäquat gewesen wäre und dem, was Herr Gerken tatsächlich realisiert hat?

Die adäquaten Fortsetzungen haben gemeinsam, dass sie sich auf die motivationale Seite des Zum-Laufen-Kommens beziehen bzw. darauf hinauslaufen, indem sie biographische Situationen thematisieren, die in einer bestimmten Weise prägend für die Aufnahme des Laufens waren. Hingegen stellt das »eigentlich recht früh« lediglich eine diffuse zeitliche Einordnung im Kontext der eigenen Lebensgeschichte und in Relation zu einem zunächst nicht näher spezifizierten Maßstab dar. Da Herr Gerken nun keine Formulierungsschablone zur Verfügung hat, auf die er wie im ersten Zug zurückgreifen könnte, fällt ihm der zweite Zug sichtlich schwerer, was sich auch in der Sortierung »ähm« andeutet. Gleichwohl ist dieser zweite Zug nicht minder instruktiv für die Selektivität seiner Erzählung.

Tatsächlich schließt das »eigentlich recht früh« sinnlogisch nahtlos an seine Selbstdarstellung als Läufer im ersten Zug an. Denn die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens wird nun nicht nur gleichsam von der äußeren Struktur seiner Erzählung her an den Anfang gestellt, sondern auch auf der biographischen Ebene »recht früh« verankert. Die Darstellung der motivationalen Aspekte seiner Laufkarriere wird damit zumindest erst mal hintangestellt, während die Selbstdarstellung als Läufer in den Vordergrund rückt. Das selbstdarstellerische Moment kommt dabei vor allem auch darin zum Ausdruck, dass die gewählte Formulierung inhaltlich blass bleibt: Herr Gerken nennt kein konkretes Lebensalter, kein Datum, nicht mal einen vagen Zeitraum – die lebensgeschichtliche Verortung des Laufens bleibt eben diffus. Pragmatisch gesehen ist das »recht früh« zunächst nicht mehr als eine Einschätzung, die eine Abweichung von einem Durchschnitt reklamiert: So könnte man auch sagen, dass etwas oder jemand »recht gut«, »recht groß« oder »recht unterhaltsam« war. Entscheidend ist es also offensichtlich nicht, eine exakte Angabe zu machen, sondern eine Tendenz anzugeben. Dieses Tendenzielle ist dabei selbstdarstellungsmäßig instruktiv, denn im Gegensatz zu einer exakten Angabe, aber auch zu einem »sehr früh« oder »relativ früh«, kann man mit einem »recht

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

früh« gleichsam nichts falsch machen, weil es einerseits eindeutig genug ist, um eine klare Abweichung vom Durchschnitt anzuzeigen und sich so zu besondern, andererseits aber gleichzeitig vage genug bzw. abweichungstolerant bleibt. Ein »sehr früh« oder »relativ früh« hingegen wären unter Selbstdarstellungsgesichtspunkten ein Stück weit riskanter.

Wir können also festhalten, dass es Herrn Gerken wichtiger sein muss, die Tendenz *als Tendenz* in den Vordergrund zu stellen: Noch bevor der Interviewer das konkrete Lebensalter erfährt oder eine Kontextschilderung erhält, aus welcher er das gemeinte Lebensalter eventuell ableiten und eine eigene Einschätzung treffen könnte, ob dies recht früh oder recht spät ist und die vielleicht auch Auskunft über etwaige motivationale Aspekte ihm böte, hebt Herr Gerken hervor, dass er zu denjenigen gehört, für die das Laufen überdurchschnittlich früh identitätsbedeutsam wurde und stellt eine Konkretisierung hintan. Daher stellt sich natürlich die Frage, von welchem Maßstab Herr Gerken hier konkret ausgeht, wenn er von »recht früh« spricht: Wenn professionell Laufende so sprechen würden, würde man vermuten, dass das mittlere Kindesalter bzw. die frühe Jugend angesprochen sind. So fangen die Altersklassen beim DLV bei der Kategorie U8 an, was bedeutet, dass Kinder im Alter zwischen sechs und sieben Jahren an kleineren Wettkämpfen teilnehmen dürfen. An regionalen Meisterschaften kann man ab einem Alter von zwölf Jahren teilnehmen.[22] Bei hobbymäßig Laufenden würde man hingegen eher an die späte Jugend bzw. das frühe Erwachsenenalter denken.

Bevor wir uns anschauen, auf welches Lebensalter Herr Gerken tatsächlich rekurriert, wollen wir noch festhalten, dass die Logik der Selbstdarstellung als jemand, der überdurchschnittlich früh zum Laufen gekommen ist, sich auch im vorgeschalteten »eigentlich« reproduziert. Denn mit der Reklamation von etwas ›Eigentlichem‹, wird implizit immer auch auf etwas ›Uneigentliches‹ verwiesen. So könnte eine Projektmanagerin einem Kollegen, der in einem anderen Unternehmen arbeitet, berichten: »Eigentlich machen wir freitags immer schon um 13 Uhr Feierabend, aber nächste Woche ist die Deadline für das Projekt, deswegen machen wir heute länger«. Oder es könnte in einem Gespräch unter Freunden einer der beiden sagen: »Ich weiß auch nicht, was da los war, eigentlich bin ich nicht so«. Das ›eigentlich‹ verweist also immer auf den Kern von etwas, auf den Normalfall, auf die objektive Realität. Das implizite ›Uneigentliche‹ ist entsprechend alles Abweichende: das Unwesentliche, die Ausnahme, der Schein. Das ›Uneigentliche‹ repräsentiert demnach eine Realität, die unter bestimmten Umständen durchaus für das ›Eigentliche‹ gehalten werden *könnte*, die aber nicht das ›Eigentliche‹ *ist*. ›Eigentlich‹ und ›Uneigentlich‹, so könnte man sagen, repräsentieren die Spannung

22 Vgl. online unter: https://www.leichtathletik.de/fileadmin/user_upload/12_Service/Wettkampforganisation/01_Bestimmungen_Satzung_Vordrucke/DLV-Satzungen_Ordn/Deutsche_Leichtathletik-Ordnung.pdf, S. 3, S. 8, [Letzter Zugriff: 26.08.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwischen Objektivität und Subjektivität, zwischen ›Sein und Schein‹. Gleichwohl ist das ›Eigentlich‹ immer nur eine Objektivitätsbehauptung, von der erst zu prüfen ist, inwiefern dies tatsächlich zutrifft; es ist das, was ein Sprecher oder eine Sprecherin als objektiv *setzt*. Denn auch das Uneigentliche muss ja eine empirische Grundlage haben, ohne die es nicht als das eigentliche Eigentliche erscheinen könnte.

Im inneren Kontext bedeutet dies, dass Herr Gerken seine Geschichte prinzipiell auch hätte anders erzählen können bzw. sie Außenstehenden möglicherweise anders erscheinen könnte. Es gibt also mindestens eine alternative Darstellungsoption, die er nicht gewählt hat. Und dies kann natürlich nur diejenige Option sein, der zufolge er eben ›recht spät‹ zum Laufen gekommen ist. Diesem möglichen Eindruck möchte er durch seine Relevanzsetzung anscheinend vorbeugen und sich in jedem Fall so gesehen wissen, dass er im Vergleich zum Gros der Laufenden deutlich früher Läufer bzw. das Laufen für ihn identitätsbedeutsam geworden ist. Damit stellt sich die Frage, inwieweit dies der tatsächlichen Realität entspricht und warum es so erscheinen könnte, als sei Herr Gerken eher ›recht spät‹ zum Laufen gekommen. Der Detaillierungszwang, den sich Herr Gerken schon zu Beginn eingehandelt hat, wird somit gleichsam immer drängender: Er muss im Folgenden erläutern, was »recht früh« vor dem Hintergrund seiner Lebensgeschichte bedeutet und er muss schildern, wie und warum er sich zum Läufer entwickelt hat.

> **P. Gerken:** äh dadurch, dass wa halt durch die äh- ich spiel ja noch äh aktiv Handball äh seit ich drei Jahre alt bin

Nach einer kurzen Sortierung (»äh«) kündigt Herr Gerken in Form eines kausalen Zusammenhangs (»dadurch«) eine Erläuterungsschleife in Bezug auf seine Einleitung an. Das »halt« verweist dabei darauf, dass er nun tatsächlich etwas anspricht, was im Kontext der Erhebung der objektiven Daten bereits thematisch war und jetzt als bekannt vorausgesetzt wird. Das drückt sich dann auch darin aus, dass Herr Gerken den Hauptsatz abbricht (»durch die äh-«): Er möchte anscheinend auf etwas hinaus, was im Zusammenhang mit dem schon thematisch Gewesenen steht, merkt dann selbst, dass er es als bekannt voraussetzt und setzt zu einem Einschub an, um es zu explizieren – buchstäblich fürs Protokoll. Das reproduziert sich dann nochmal in der Formulierung »ich spiel ja noch aktiv Handball«. Hieran sieht man ganz schön, wie die Zugzwänge des Erzählens auch dann greifen, wenn im Kontext eines offenen Interviews über etwas gesprochen wird, was vor dem Interview bereits thematisch war: Indem Herr Gerken sich entschieden hat, seine Erzählung, wie er zum Laufen gekommen ist, so zu beginnen, wie er sie begonnen hat, hat er sich selbst darauf verpflichtet, dies detailliert genug zu tun und die Gestalt des von ihm hier anvisierten Erklärungszusammenhangs adäquat zu schließen, was offenbar auch bedeutet, dass er darauf zu sprechen kommen muss, dass er »noch aktiv Handball« spielt – auch wenn er es zuvor bereits kundgetan hat.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Der Erklärungszusammenhang, auf den Herr Gerken abzielt, liegt indes auf der manifesten Ebene ziemlich auf der Hand und basiert auf folgender Ableitung: Prämisse a) Er spielt Handball, seit er drei Jahre alt ist. Prämisse b) Handball ist ein Sport, bei dem man viel laufen muss und das Laufen Bestandteil der Trainingsroutine ist.[23] Conclusio: Er ist »eigentlich recht früh« zum Laufen gekommen. Auf der Ebene des »erlebten Lebens« (Rosenthal 2015) scheint sich das Ganze hingegen anders darzustellen: Er scheint faktisch nicht »recht früh« zum Laufen, sondern – wobei selbst das ziemlich hochgehängt ist – *zum Handball* ›gekommen‹ zu sein.

Der Versuch der Verankerung des Laufens im Handball ist nun vor allem in zwei Hinsichten brüchig: Zum einen ist die Suche nach etwaigen Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Handball und Laufen generell prekär. Denn das Laufen steht im Handball, wie etwa auch im Fußball oder Basketball, nicht als Selbstzweck im Fokus der Sportpraxis, sondern ist lediglich ein Mittel zum Zweck. Läufer bzw. Läuferin wird hingegen nur jemand, der/die an Laufwettkämpfen zu partizipieren beginnt bzw. partizipiert. Natürlich ist es vorstellbar, dass das Lauftraining im Handball jemanden zur Aufnahme des Laufsports als einer eigenen Praxis motiviert. Aber auch dann muss eine laufspezifische Wettkampfpraxis dazukommen, bevor man zum Läufer bzw. Läuferin wird. Davon abgesehen ist eine solche Transition vom Mannschafts- zum Individualsport, wie gesagt, aber auch grundsätzlich erklärungsbedürftig.

Zum anderen kann im Alter von drei Jahren (»äh seit ich drei Jahre alt bin«) vom ›richtigen‹ Laufen ohnehin nicht die Rede sein, geschweige denn von einem ›richtigen‹ Spielbetrieb oder einem ›richtigen‹ Training. Vielmehr geht es hier doch vor allem um Spaß an der Bewegung und eine spielerische Sozialisation in die Sportart.[24] Entsprechend »kommt« man im Alter von drei Jahren auch weder zum Laufen noch zum Handball noch zum Sport generell. Das alles kann zu diesem lebensgeschichtlichen Zeitpunkt nicht schon identitätsbedeutsam gewesen sein, weil es da noch keine wirkliche individuelle Entwicklungsgeschichte gegeben und eine autonome Positionierung zur eigenen Praxis noch nicht stattgefunden haben kann. Man kann alternativ sagen, dass man mit drei mit dem Handball ›angefangen‹ hat, in den Verein ›gekommen‹ ist oder dort von den Eltern ›angemeldet‹ wurde, aber man kann nicht in dem Alter bereits ›dazu gekommen‹ sein. Damit verbunden ist es auch nichts Besonderes, mit drei mit dem Handball angefangen zu haben bzw. im Verein

23 Deshalb hätte er seinen abgebrochenen Satz etwa auch so fortsetzen können: »äh dadurch, dass wa halt durch die Konditionstrainings viel gelaufen sind, bin ich mit dem Laufen schon früh in Berührung gekommen.«

24 Oder wie es auf der Homepage des Deutschen Handballbundes heißt: »Kinderhandball« (auch bereits eine instruktive Formulierung) umfasse »ein vielseitiges Training, in dem Spielerlebnisse und die Persönlichkeitsentwicklung der Kinder im Vordergrund stehen.« Online unter: https://dhb.de/jugend/kinderhandball/paedagogische-leitlinien/faszination.html. [Letzter Aufruf: 23.08.2017].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

angemeldet worden zu sein, weil dies ja auch auf viele andere Kinder zutrifft; man kann sich damit also nicht wirklich individuell aufwerten.

Demgegenüber muss eine echte reflexive Selbstvergewisserung der eigenen Sportpraxis immer berücksichtigen, dass es sich um einen Bildungsprozess gehandelt hat. Das heißt konkret: sie muss die dahinter stehende Entwicklung nachzeichnen und aufarbeiten, was auch eine autonome Positionierung zum jeweiligen Sport miteinschließt. Herr Gerken ›unterschlägt‹ jedoch genau das und negiert damit, dass es sich um etwas Prozesshaftes gehandelt hat. Er weicht also weiterhin der Explikation seiner Motivation aus und macht das Laufen zu etwas Schicksalhaftem. Zugespitzt formuliert: Er versucht sich als ›geborenen Läufer‹ darzustellen. Das Handballspielen benutzt er dabei als einen biographischen ›Anker‹, um das Laufen lebensgeschichtlich möglichst früh festzumachen. Vor dem Hintergrund, dass Herr Gerken diesbezüglich angibt, drei Jahre alt gewesen zu sein, erscheint das »recht früh« daher nachgerade als untertrieben und müsste eigentlich ›extrem früh‹ heißen. Dies wäre selbst aus der Perspektive professionell Laufender so.

Besonders deutlich drückt sich diese im Abgleich mit den von uns als faktisch unterstellten Bedingungen brüchige Selbstdarstellung, auch in der Formulierung »ich spiel ja noch äh aktiv Handball« aus. Denn wörtlich genommen suggeriert diese zum einen, dass Herr Gerken gleichsam schon mit drei in die leistungsmäßig ausgerichteten, wettkampfzentrierten Strukturen des Handballsportbetriebs eingebunden war und an Punktspielen partizipierte. Zum anderen ist mit dem »aktiv« unterstellt, dass er es im Grunde auf einem profisportlichen Niveau gemacht hat. Denn Sport kann man zunächst rein von der Sache her nicht ohne Aktivität – in welchem Ausmaß konkret auch immer – betreiben. Man kann nicht ›passiv‹ Handball oder Fußball spielen; entweder man spielt das eine oder andere oder man tut es nicht. Die einzigen Kontexte, in denen sich davon sprechen lässt, dass man ›noch aktiv‹ spiele, ›aktiv gespielt‹ oder – etwas abgewandelt – seine ›aktive Karriere‹ beendet habe, sind profisportliche Kontexte. Die Unterscheidung zwischen aktiver und passiver Karriere bzw. aktiver und passiver Zeit macht hier insofern Sinn, als dass viele Profisportler*innen eben auch nach ihrer aktiven Zeit im Sportgeschäft tätig sind. Im Amateurbereich ist die Betonung der Aktivität dagegen trivial, weswegen in der Regel nicht zwischen ›aktiv‹ und ›passiv‹ unterschieden wird. Das ›aktiv‹ verweist also nicht einfach nur auf das Turniermäßige, denn das ist immer schon inbegriffen, sobald man behauptet, man spiele Handball oder Fußball.

Während das »aktiv« vor dem Hintergrund, dass Herr Gerken eigentlich vom Kinderhandball spricht, als gänzlich überzeichnet erscheint, könnte es im Hinblick auf die zum Zeitpunkt des Interviews aktuelle Handballpraxis des Interviewees eine Art Überengagement verweisen: Als ein seinem Selbstverständnis nach profiähnlicher Sportler könnte Herr Gerken jemand sein, der kein Training und kein Spiel auslässt, sich niemals krankmeldet und immer ›Vollgas‹ gibt usw. Es deutet

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

sich kurzum nicht nur eine enorme Leistungsorientierung, sondern auch eine starke identitätsmäßige Bindung an Sport im Allgemeinen an, die tendenziell der eines/einer professionellen Sporttreibenden homolog ist. Zugleich wissen wir natürlich, dass Herr Gerken kein Profi ist, weshalb sich seine Identitätskonstruktion zum Zeitpunkt des Interviews als eine sportliche Selbstheroisierung kennzeichnen und weiter zuspitzen lässt: Im Grunde sei er nicht nur ›schon immer‹ Läufer, sondern generell ›schon immer‹ Sportler gewesen.[25] Entsprechend ›drückt‹ sich dieses Selbstverständnis auch in der Deutung seiner Vergangenheit gleichsam durch. Indes ist die sportliche Vielseitigkeit, die Herr Gerken dabei für sich implizit in Anspruch nimmt, ebenfalls Teil seiner Selbstheroisierung: er präsentiert sich zugleich als Teamplayer und Einzelkämpfer; zudem ist er jemand, der sowohl in einer technisch anspruchsvollen als auch in einer eher monotonen, auf das Durchhalten bezogenen Sportart bewandert ist. Und sofern er eben faktisch kein Profi ist, stellt er sich schließlich auch als jemand dar, der seine umfangreichen sportlichen Aktivitäten mit einem fordernden beruflichen Alltag (leitende Position, viel unterwegs) und besonderen familiären Verpflichtungen (verheiratet, zwei kleine Kinder) vereinbaren kann. Er ist jemand, der alles unter einen Hut bekommt.

Der Struktur der Selbstheroisierung, das erschließt sich, wenn wir das vorgeschaltete »noch« berücksichtigen, steht nun eine gewisse Sorge vor dem Altern und damit vor einem Leistungsverlust – jedenfalls auf den ersten Blick – entgegen. Denn alternativ hätte Herr Gerken ja auch die Möglichkeit gehabt, zu sagen, dass er »noch« oder »auch« Handball spiele. Dann würde er lediglich hervorheben, dass er Handball *zusätzlich* zum Laufen betreibt. »Noch aktiv« betont hingegen, dass seine ›aktive Sportlerkarriere‹ noch andauert und dass er »noch« in vollem Besitze seiner überdurchschnittlich hohen sportlichen Fähigkeiten ist. Sicherlich, nach profisportlichen Kriterien befände er sich mit seinen 35 Jahren bereits im Herbst seiner Karriere. Wäre er Profi, so würde es ihn daher tatsächlich herausheben, in diesem Alter »noch aktiv« Handball zu spielen. Im Amateurbereich hingegen kann man – je nach Spielklasse natürlich – sehr viel länger spielen, und die ›Alten Herren‹ gibt es ja schließlich auch noch. Mit 35 Jahren »noch aktiv« Handball zu spielen, ist hier also nichts Ungewöhnliches. Kurzum: Die Kontinuität der ›aktiven Karriere‹ Herrn Gerkens scheint faktisch nicht besonders gefährdet. Was umgekehrt durchaus als gefährdet gelten kann, ist sein Leistungsniveau bzw. seine Leistungsfähigkeit, die

25 Herr Gerken hat bis kurz vor seinem Zivildienst zwar in der Badenliga gespielt, was recht ›hoch‹ ist, da es sich immerhin um die fünfthöchste Spielklasse im deutschen Handball handelt. Gleichwohl ist dies aber auch nicht so ›hoch‹, dass man sagen würde, er sei sozusagen bereits an der Schwelle zum Profitum bzw. dass dieses eine reale Option für ihn gewesen sei. Einen entsprechenden Anspruch formuliert er auch selbst an keiner Stelle im Interview. Prinzipiell wäre es denkbar, dass es sich um einen latenten Wunsch handelt. Jedoch müsste sich das ›Wunschhafte‹ dann auch am Text nachweisen lassen, was bis hierhin zumindest nicht der Fall ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mit zunehmendem Alter naturgemäß abnehmen wird. Daher ist anzunehmen, dass die ausdrückliche Betonung der Kontinuität seiner ›aktiven Karriere‹ auf eine *Sorge* Herrn Gerkens um einen altersbedingten Verlust seiner Leistungsfähigkeit und damit natürlich auch seiner Identität als ›geborener Sportler‹ verweist. Tatsächlich steht diese Sorge der Struktur der sportlichen Selbstheroisierung deshalb gerade nicht entgegen, sondern korrespondiert mit ihr: Wer seine Identität zentral darauf aufbaut, profi-ähnlicher Sportler/profi-ähnliche Sportlerin zu sein und daraus sein/ihr Selbstwertgefühl bezieht, muss diese Identität mit zunehmenden Leistungsverlust im Alter freilich als gefährdet wahrnehmen. Anders formuliert: Nimmt man das Selbstverständnis Herrn Gerkens als ›geborener Sportler‹ gleichsam wörtlich, dann können etwaige Leistungseinbußen darin nicht vorgesehen sein.

Das Identitätskonstrukt Herrn Gerkens ist also durch eine gewisse Brüchigkeit gekennzeichnet. Die entscheidende Frage lautet daher: Wie und warum ist er zu einem derartigen Identitätskonstrukt gelangt? Für eine Midlife-Crisis ist er mit 35 Jahren eigentlich noch kein ›Kandidat‹; denn er steht ja noch relativ am Anfang seiner beruflichen Karriere, und auch die Familiengründung liegt noch nicht so lange zurück. Es muss sich also um eine Art verfrühte Midlife-Crisis handeln, und das kann nur auf eine Bewährungsproblematik verweisen. Denn geht man davon aus, dass eine Midlife-Crisis in einem ›Wiederaufflammen‹ des Bewährungsproblems besteht – konkret manifestiert sich dies in solchen Fragen wie: »Geht es jetzt immer so weiter?«, »Sollte ich nicht etwas ganz anderes ausprobieren?« –, dann legt eine verfrühte Midlife-Crisis es nahe, dass eine zufriedenstellende individuelle Antwort auf das Bewährungsproblem grundsätzlich noch nicht gefunden wurde und die bisher ausgebildete Bewährungsfigur, die man vorläufig mit der Formel »Ich bin derjenige, der immer schon besonders sportlich/körperlich besonders belastbar war« kennzeichnen könnte, gewissermaßen fragil ist oder zumindest keine stabile Bewährungspraxis ermöglicht. Wohlgemerkt: Herr Gerken ist seinen ersten Marathon bereits mit 19 Jahren gelaufen.

Halten wir dies zunächst einfach nur fest und schauen uns an, wie Herr Gerken fortfährt. Er muss sich auf jeden Fall weiterhin noch zur Frage nach der Motivation für das Laufen verhalten und auch darauf eingehen, wie und warum er sein Handballengagement um das Laufen erweitert und nicht etwa das eine durch das

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

andere ersetzt hat.[26] Erwartbar ist, dass er die grundsätzlich brüchige Verbindung zwischen Handball und Laufen nun zu begründen versucht.

> **P. Gerken:** und äh, ja ist halt das ist irgendwie die Mini- äh die Minimannschaften gibt beim Handball und die fangen meistens so mit drei oder dreieinhalb an äh, so bin ich eigentlich zum Handball gekommen und übers Handball dann eben durch diese Konditionstrainings ähh was Ausdauerläufe und so angeht, weil n . sechzig Minuten Handballspiel is äh (.) äh sag ich mal, äh reißt man net einfach so ohne Training runter

Wir wollen diesen Abschnitt nicht in Gänze extensiv interpretieren. Denn es wird schnell deutlich, dass Herr Gerken im ersten Teil explizit auf jenen Erklärungszusammenhang zu sprechen kommt, den wir oben bereits angenommen haben: er versucht tatsächlich eine Verbindung zwischen Handball und Laufen herzustellen. Dass ihm dies nicht gelingt bzw. nicht gelungen ist, bringt er dabei in seinem Resümee – »so bin ich eigentlich zum Handball gekommen« – bereits selbst zum Ausdruck. Aber auch die anschließende Bemühung um Plausibilisierung der Verbindung bleibt, wie erwartet, brüchig. Denn das von Herrn Gerken vorgebrachte Argument, das Laufen sei fester Bestandteil des Handballtrainings, weshalb es naheliege, dass man vom Handball zum Laufen (»durch diese Konditionstrainings […] was Ausdauerläufe und so angeht«) komme, ist, wie oben erläutert, sowohl vom motivationalen und praktischen Aspekt her (Ausdauerläufe gelten in Mannschaftssportarten eher als ›lästig‹; Laufen ist nur Mittel zum Zweck) als auch vom biographischen Kontext her (es geht um »Minimannschaften«, bei denen weder vom regulären Wettkampfbetrieb noch vom richtigen Training, geschweige denn vom Ausdauerlaufen die Rede sein kann) nicht stichhaltig. Indes zeigen die sprachlichen Schwierigkeiten, die Herr Gerken bei der Konstruktion seiner Begründung offensichtlich hat (»und äh, ja ist halt das ist irgendwie«), dass ihm die Zusammenhänge selbst nicht klar vor Augen stehen und er sie gleichsam in actu zu erschließen bzw. eine Verbindung zwischen Handball und Laufen zu erzwingen versucht. Wir können daher festhalten, dass ihm nicht nur sozusagen in inhaltlicher Hinsicht ein reflexiver Zugriff auf die eigene Biographie fehlt – er hat keine stimmige Erzählung/Deutung parat –, sondern der Zugriff als Zugriff, als reflexive Praxis, scheint ihm schwerzufallen bzw. problematisch für ihn zu sein: Herr Gerken weicht einer tiefergehen-

26 Grundsätzlich wäre ja noch denkbar gewesen, dass er das Laufen als einen künftigen Ersatz fürs Handballspielen angefangen hat, von dem er ausgeht, es irgendwann möglicherweise nicht mehr besonders leistungsorientiert betreiben zu können. Dies erscheint jedoch wenig plausibel, wenn man berücksichtigt, dass er eben schon mit 19 Jahren seinen ersten Marathon gelaufen ist. Wäre ersteres der Fall, so könnte er ja auch nach dem Handballspielen erst mit dem Laufen beginnen. Tatsächlich scheint es ihm aber irgendwie wichtig zu sein, dass beides *parallel* läuft.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Thematisierung der eigenen Lebensgeschichte tendenziell aus, indem er eben keine authentischen persönlichen Erfahrungen bzw. Reflexionen dieser schildert, sondern primär auf Allgemeinheiten rekurriert und sowohl seinen Lauf- als auch Handballeinstieg als geradezu teleologisch vorgezeichnete, schicksalhafte Prozesse darstellt.

Für die Fallstruktur und damit für die Frage nach der Bewährungsfigur ist nun die Anschlussäußerung Herrn Gerkens besonders interessant. Denn für die Notwendigkeit von Ausdauerläufen für die Praxis des Handballspielens führt er eine erklärungsbedürftige Begründung (»weil«) an: »n sechzig Minuten Handballspiel«, so Herr Gerken nämlich, »reißt man net einfach so ohne Training runter«. Interpretieren wir den letztgenannten Teil einmal feinanalytisch.

Zunächst fällt auf, dass für den von Herrn Gerken anvisierten Zusammenhang durchaus alternative Formulierungsweisen zur Verfügung stünden. So könnte man prinzipiell auch »schafft man nicht einfach so ohne Training«, »kriegt man nicht einfach so ohne Training hin« oder »steht man nicht einfach so ohne Training durch« sagen. Außerdem deutet Herr Gerken mit »n . sechzig Minuten Handballspiel is äh…« ja auch selbst eine bestimmte Alternative an: er hätte so etwas wie »sehr anstrengend« oder »konditionell sehr fordernd« sagen können. Alle Alternativen haben dabei gemeinsam, dass sie den Aspekt des Bewältigens eines Handballspiels respektive die Fähigkeit, es über die volle Spielzeit zu spielen, betonen. Das Training erscheint in diesen Kontexten als unabdingbare Voraussetzung für die vollumfängliche Teilnahme an einem regulären Handballspiel überhaupt. Das ist von der Sache her natürlich plausibel, ja, im Grunde redundant, denn wer würde es schon bestreiten, dass man trainieren muss, sofern man Handball spielen bzw. ein Handballspiel über die volle Spielzeit bestreiten können möchte. Das ›Runterreißen‹, von dem Herr Gerken spricht, betont hingegen einen anderen Aspekt. Hier nämlich steht das Bewältigen eines Handballspiels als solches außer Frage; stattdessen geht es bereits um *eine bestimmte Art und Weise des Bewältigens*, für welche es der Unterstellung nach eben des Trainings bedarf. Um zu erschließen, worin diese besteht, müssen wir nun schauen, wann bzw. in welchen Situationen man im Alltag vom ›runterreißen‹ spricht.

Naheliegend ist zunächst das Runterreißen von Tapeten, Plakaten, alten Rohrleitungen oder Kabellagen. Es handelt sich dabei um Gegenstände, die es zu demontieren bzw. von etwas zu lösen gilt, was durchaus mit einer gewissen Grobheit geschehen darf, das heißt: die zu demontierenden Gegenstände dürfen dabei Schaden nehmen. In diesem Sinne kann man ein Handballspiel also offenkundig nicht runterreißen. Die Formulierung wird demnach figurativ verwendet. Welche Erfüllungsbedingungen müssen vorliegen, damit man ›runterreißen‹ figurativ verwenden kann? So könnte etwa eine Ärztin einem Kollegen erzählen, dass sie am Wochenende mal wieder eine Doppelschicht runtergerissen habe. Man könnte aber auch an eine Fernfahrerin denken, welche erzählt, sie habe am vergangenen Wochenende

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

2000 Kilometer runtergerissen. Man sieht: Es geht immer um eine objektiv herausgehobene, nicht-alltägliche Leistung. Ein Büroangestellter etwa, der nine-to-five arbeitet, könnte nicht sagen, er habe gestern einen ganzen Arbeitstag runtergerissen. Dabei sind die erbrachten Leistungen beim Runterreißen aber auch stets im eigenen Maßstab außeralltäglich: Man macht das nicht jeden Tag. Sicherlich: Doppelschichten sind im Krankenhausalltag nichts gänzlich Ungewöhnliches, ebenso wie das Fahren besonders langer Distanzen, wenn man im Fernverkehr tätig ist. Es handelt sich aber trotzdem um Ausnahmen, die außerhalb des ›Tagesgeschäfts‹ stehen. Die erbrachte Leistung stellt beim ›Runterreißen‹ daher *immer* einen *Kraftakt* dar, der dem Erbringer/der Erbringerin tendenziell *an die Substanz* geht, gleichzeitig aber eben auch *bewältigt* wird. Gleichwohl ist die Bewältigung in der Regel mit keinem besonders hohen Qualitätsanspruch verbunden; ein ernsthafter Schriftsteller wird seine Bücher ebenso wenig ›runterreißen‹ wie eine seriösere Wissenschaftlerin ihre Forschungsprojekte. Beim ›Runterreißen‹ steht demnach vor allem die physische Bewältigung (selbst dann, wenn es um Schreibtischarbeit geht) außeralltäglicher Anforderungen im Modus eines an die Substanz gehenden Durch- bzw. Aushaltens dieser im Vordergrund; die qualitativen Maßstäbe sind angesichts der Anstrengung auf ein Mindestmaß herabgesetzt. Dabei wird der ›Raubbau am eigenen Körper‹ in gewisser Weise bereitwillig begangen: Man bittet schließlich nicht um Hilfe, kritisiert nicht die Arbeitsbedingungen oder verweigert sich schlicht. Im Gegenteil: *Wer ›runterreißt‹, bringt zum Ausdruck, dass er oder sie bereit ist, eine besondere Härte gegen sich selbst walten zu lassen.*

Indem Herr Gerken so spricht, unterstellt er also, dass Handballspiele in der Außen- wie in der Binnenperspektive grundsätzlich außeralltägliche Kraftakte darstellten, die körperlich an die Substanz gingen und vor allem bewältigt bzw. ausgehalten werden müssten. In der Sprache des Falls ausgedrückt: Handballspiele sind etwas, das »man« runterreißt.[27] In dieser Logik ist es insofern auch nicht entscheidend, dass man möglichst gut spielt bzw. Spiele überhaupt gewinnt. Denn runterreißen lassen sich auch Spiele, die man verliert.

Das »net einfach so« impliziert nun, dass das Runterreißen gleichwohl nicht voraussetzungslos ist, wobei damit ebenfalls unterstellt ist, dass man genau das als Außenstehende(r) durchaus denken könnte. Die Normalitätsvorstellung, dass Handballspiele generell runterzureißen seien, reproduziert sich jedoch auch dann. Herr Gerken betont nun, dass das An-die-Substanz-Gehen sich gleichsam methodisch einüben lässt, ja nachgerade eingeübt werden muss: Ziel der Trainings ist es so gesehen nicht etwa, den eigenen Körper gemäß geltenden trainingswissenschaftli-

27 Dieser Generalisierungsanspruch – Handballspiele müssen generell runtergerissen werden – kommt auch darin zum Ausdruck, dass Herr Gerken sogleich von »sechzig Minuten«-Spielen und nicht etwa im Allgemeinen von Handballspielen spricht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

chen Rationalitätsmaßstäben im Hinblick auf die Handballspielpraxis zu optimieren, sondern die Spielenden in die Lage zu versetzen, eben ›Raubbau am eigenen Körper‹ zu betreiben und dies immer ›besser‹ zu tun. Eigentlich handelt es sich also um ein Antitraining.

Die vorgeschaltete, selbstkommentierende Formulierung »sag ich mal« konterkariert unsere Interpretation indes keineswegs. Mit dieser landläufigen Floskel zeigt man in der Regel an, dass etwas grundsätzlich auch anders gesagt werden könnte, man jedoch in situ über keine Alternative verfügt oder etwas nicht so direkt ansprechen möchte. Das, was darauf folgt, kann insofern unpräzise oder nicht ganz passend ausgedrückt sein, muss das Anvisierte aber dennoch hinreichend genau erläutern: »Ist das Essen im X wirklich so gut?«; »Also es ist, sag ich mal, keine Spitzenküche, aber ganz solide, und preislich stimmt's auch«. Das »mal« verweist dabei auf das ›Hüftschussartige‹ der Formulierung: man ›haut es einfach raus‹ und versucht es zu vermeiden, auf das Gesagte ›festgenagelt‹ zu werden; ansonsten könnte man ja auf die Selbstkommentierung auch gänzlich verzichten. Erklärungsbedürftig ist nun aber, warum Herr Gerken an der entsprechenden Sequenzstelle überhaupt Artikulationsschwierigkeiten hat. Denn eigentlich müssten ihm passende Formulierungen wie die oben bereits genannten (»sehr anstrengend«, »konditionell sehr fordernd«) ohne weiteres zur Verfügung stehen, da nichts thematisch ist, für das man etwa einen Fachterminus oder einen fremdsprachigen Ausdruck benötigte oder das einen besonderes komplexen, schwer in Worte zu fassenden Zusammenhang darstellte. Und auch handelt es sich um nichts in dem Sinne Problematisches, als dass es etwa um eine negative Bewertung bzw. einen negativen Kommentar ginge und es mit Blick auf Höflichkeitsnormen somit nachvollziehbar wäre, dass es nicht direkt angesprochen wird. In Herrn Gerkens Perspektive, so bleibt daher zu schließen, sind jene alternativen Formulierungen anscheinend schlichtweg nicht treffend genug, weshalb er nach einer treffenderen Formulierung sucht und im »reißt man net einfach so ohne Training runter« schließlich auch eine findet, die ihm eben besser zu passen scheint.

Aber auch jenseits dessen müssen wir seine Formulierung wörtlich nehmen. Denn der Umstand, dass er zuvor angezeigt hat, dass man dies auch anders ausdrücken könnte, ›schützt‹ ihn sozusagen nicht vor dem objektiven Sinngehalt der von ihm tatsächlich gewählten Äußerung; es hätte eben auch andere Optionen gegeben. Im Lichte des objektiven Sinngehalts der tatsächlich realisierten Formulierung wird nun aber auch deutlich, warum er dies nicht getan hat: Die alternativen Formulierungen wie »sehr anstrengend« oder »konditionell sehr fordernd« hätten zwar das Problem der Bewältigung eines Handballspiels zum Ausdruck gebracht, aber sie hätten eben nicht hervorgehoben, dass Handball etwas ist, das generell an die Substanz geht. Genau das scheint aber in der Perspektive Herrn Gerkens die Essenz des Handballspielens zu sein.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Versuchen wir die Fallstruktur weiter zuzuspitzen und zu konturieren: Herr Gerken versucht seine Laufpraxis weiterhin motivational im Handballspielen und hier vor allem im laufbasierten Konditionstraining zu verankern. Dies begründet er mit einer recht eigenwilligen Deutung der Handballspielpraxis. Handballspiele, so die Deutung, müssten ›runtergerissen‹ werden und gingen daher tendenziell immer an die Substanz, was durchgehalten werden muss. Entsprechend müsste auch das Training, also auch das Lauftraining, so konzipiert sein, dass man sich damit im An-die-Substanz-Gehen einüben kann. Wir haben oben schon festgestellt, dass die Verankerung des Laufens im Handball sowohl auf der motivationalen wie praktischen Ebene als auch auf der Ebene des biographischen Kontextes bzw. des erlebten Lebens brüchig ist. Mit der speziellen Deutung des Handballspielens und der darauf bezogenen Konditionstrainings kommt nun eine weitere Brüchigkeit hinzu. Denn der Fokus Herrn Gerkens ist nicht etwa, grundsätzlich erst mal Spiele zu gewinnen und/oder gute Spiele bzw. gute Mannschaftsleistungen ›abzuliefern‹ und dafür zu trainieren, sondern sein Fokus ist es, sich selbst an die Substanz zu gehen, im Training wie im Spiel. Wir haben damit also eine Fallstruktur vorliegen, die zur objektiven Sinnstruktur sportlicher Praxis gleichsam querliegt, ja, ihr im Grunde sogar zuwiderläuft. Denn nimmt man das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen wörtlich und versucht sich vorzustellen, wie unter diesen Bedingungen ein Handballspiel oder eine Trainingseinheit von Herrn Gerken aussehen könnten, so wäre er jemand, der unabhängig vom konkreten Spielgeschehen oder Trainingszweck so lange ›powert‹, bis er beinahe kollabiert. Dies aber scheint im Kontext einer konkreten Spielpraxis eher kontraproduktiv. Denn muss es nicht vielmehr das Ziel sein, zu gewinnen und darauf bezogen möglichst effizient zu agieren, um die ›Körner‹ nicht vorzeitig zu verschießen oder sich zu verletzen? Und müsste dies nicht auch im Training so sein? Natürlich muss man ein gewisses Maß an Anstrengung aufbringen, um einen Trainingseffekt zu erzielen; sich dabei aufzureiben, wie es das ›Runterreißen‹ nahelegt, kann aber auch nicht sinnvoll sein, weil man sich dadurch eben eher schaden als sich verbessern dürfte.

Wir wissen freilich bis dato nicht, wie die Trainings- bzw. Lauf- und Handballpraxis von Herrn Gerken tatsächlich aussieht. Was sich also bislang andeutet, ist zunächst einmal vor allem eine besondere Haltung diesen Praktiken gegenüber, die sich idealtypisch zuspitzen lässt. Das offenkundig ›Überschießende‹ an dieser Haltung verweist darauf, dass es hier um ein besonderes Bewährungsmuster geht und das ›Runterreißen‹ etwas ist, das den Kern der Bewährungsfigur Herrn Gerkens ausmacht. *Demnach wäre Herr Gerken jemand, der sich zentral dadurch bewährt, dass er sich selbst an die Substanz geht und dies aushält, ohne daran zu zerbrechen*. Laufen und Handball scheinen dabei Kontexte zu sein, die ihm das Ausleben dieser Bewährungsfigur ermöglichen, und es liegt nahe, dass das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen auch in Bezug auf die latente Motivationsstruktur hinter der Laufpraxis Herrn Gerkens den zentralen Antrieb bildet: *das Laufen stellt eine Ermöglichungsstruktur für diese Art*

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

von Bewährung bereit. Es ist damit verbunden auch vorstellbar, dass das Laufen die ›Einschränkungen‹ des Handballs hinsichtlich der Realisierung einer solchen Bewährungsfigur kompensiert: da sie sich aufgrund der für Handball bzw. Sport im Allgemeinen kennzeichnenden Strukturen faktisch wohl nur schwerlich ›in Reinform‹ auf dem Spielfeld respektive im Training wird realisieren lassen, bietet das Laufen möglicherweise eine Kompensationschance, die Herr Gerken im handballbezogenen Lauftraining erblickt und später immer stärker sozusagen auch außerhalb des Handballs genutzt hat, was ihn dann eben auch mit nur 19 Jahren zu seiner ersten Marathonteilnahme geführt haben könnte. Zumindest bis hierhin gibt es indes keine Hinweise darauf, dass diese Bewährungsfigur einen Bezug zur Berufspraxis des Interviewees aufweist. Tatsächlich spricht die enge biographische und motivationale Bindung der Laufkarriere an den Handball in der Erzählung Herrn Gerkens eher dafür, dass dies entweder etwas mit milieuspezifischen Strukturen im Handballsport generell oder mit den spezifischen Strukturen des Umfeldes, in dem Herr Gerken in den Handball sozialisiert wurde, zu tun hat. Im ersteren Fall könnten die buchstäblich harten Wettkampfbedingungen im Handball (harter Boden, harter Körperkontakt und deshalb: häufige schwere Stürze und Zusammenstöße) die Ausbildung einer ›runterreißerischen‹ Haltung begünstigen. Sich zu bewähren, hieße in diesem Kontext dann nicht nur, eben Spiele zu gewinnen bzw. gute sportliche Leistungen zu erbringen, sondern – ähnlich wie vielleicht im Boxen – die Wettkämpfe auch schlichtweg körperlich zu überstehen. Gleichwohl erschiene es auch dann eigentlich merkwürdig, wenn eine solche Haltung ins Zentrum rücken würde, denn in erster Linie bliebe es ja eine sportliche Praxis, in der es um Leistungsvergleich und Gewinnen geht. Und auch stellte sich die Frage, weshalb Spielende dann noch einen Kompensationsbedarf entwickeln sollten, wenn sie die Bewährungsfigur doch bereits im Handball ausleben könnten. Es spricht also mehr dafür, dass Herr Gerken einen ›Sonderbedarf‹ hat, an seine Grenzen zu gehen und dass dieser Sonderbedarf mit den Bedingungen zu tun hat, in denen er in den Handball sozialisiert wurde. Hier wäre es vorstellbar, dass er generell autoritär erzogen wurde und/oder einen autoritären Trainer bzw. eine autoritäre Trainerin hatte, der/die eine ›Kultur des Runterreißens‹ und damit die Ausbildung einer entsprechenden Bewährungsfigur förderte.

Wir müssen die Frage nach der Genese der Bewährungsfigur Herrn Gerkens vorerst hintanstellen und schauen, ob wir dazu später noch mehr im Interview finden. Zunächst kommt es vor allem darauf an, diese Bewährungsfigur gleichsam dingfest zu machen und zu schauen, inwieweit deren Rekonstruktion als gesichert gelten kann und ob noch mehr Strukturaspekte identifiziert werden können. Jedenfalls scheint vor diesem Hintergrund Herrn Gerkens Selbstdarstellung als ›geborener Sportler‹ nun in einem etwas anderen Licht: Möglicherweise ist sie insofern Ausdruck ebenjener Bewährungslogik, als dass sich der ›Hang zum Extremen‹ eben auch auf der Ebene der Selbstpräsentation gleichsam durchschlägt und Herrn Ger-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ken zum Übertreiben bringt. Dies würde auch das ›aktive‹ Handballspielen erklären: Das Profiähnliche darin ist Ausdruck seines ›runterreißerischen‹ Habitus.

Im Folgenden könnte Herr Gerken darauf eingehen, warum Handballspiele seiner Ansicht nach runtergerissen werden müssen. Er könnte aber auch auf die spezifischen Trainingsinhalte zu sprechen kommen: Wie muss man dann trainieren, um in der Lage zu sein, die Spiele runterzureißen? Auf der Ebene des erlebten Lebens muss er zudem aber auch weiterhin noch erzählen, wie genau und warum es zur Aufnahme des Laufens als eigenständigen Sports zusätzlich zum Handball und schließlich auch zur Marathonteilnahme bei ihm kam.

> **P. Gerken:** und das be- äh deutet auch viel Vorbereitung selbst in den Jugendabteilungen schon und äh (.) Idealschte, um die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen

Mit dem »und das be- äh deutet« kündigt Herr Gerken eine Erläuterung von Konsequenzen an, die sich ihm zufolge aus der von ihm zuvor eingeführten Prämisse (Handballspiele seien grundsätzlich runterzureißen, wofür trainiert werden müsse) notwendig ergeben. Genauer gesagt geht es nur um eine Konsequenz, die das Training betrifft: Um Handballspiele über die volle Spielzeit hinweg runterzureißen, sei demnach »auch viel Vorbereitung selbst in den Jugendabteilungen schon« erforderlich. Offenkundig versucht Herrn Gerken hier einen argumentativen Bogen zu den Minimannschaften zurückzuschlagen. Die Kombination aus »selbst« und »schon« zeigt nämlich eindeutig, dass es um eine Plausibilisierung bzw. Rechtfertigung der zuvor eingeführten, lebensgeschichtlich sehr frühen Verankerung des Laufens im Handball geht. Anderenfalls hätte Herr Gerken den Einschub ja auch weglassen können. Sein Argument lässt sich dabei in etwa so paraphrasieren: Als Außenstehende(r) könnte man denken, im Kinderhandball werde noch nicht ernsthaft Handball gespielt und entsprechend trainiert; diese Vorannahme sei jedoch falsch. Es geht also im Kern um die Widerlegung einer Gegenerwartung. Dazu ein Beispiel: Eine angehende Pilotin, die sich im ersten Ausbildungsjahr befindet und ihre Ausbildung erst kürzlich angetreten hat, zeigt sich ihrer Ausbilderin gegenüber verwundert, wie viel Ausbildungszeit laut Lehrplan bereits im ersten Lehrjahr für den Flugsimulator eingeplant ist. Sie hätte mit viel mehr Theorie gerechnet. Daraufhin entgegnet die Ausbilderin, dass es wichtig sei, mit den Flugstunden möglichst früh zu beginnen, um die Standardabläufe zu routinisieren und eine Grundsicherheit im Umgang mit dem Fluggerät zu erwerben. Und das bedeute »viel Praxis selbst im ersten Lehrjahr schon.«

Herr Gerken muss also gemerkt haben, dass seine Darstellung, er sei »recht früh« zum Handball und zum Laufen gekommen, weil es dort »diese Konditionstrainings« gebe, die unabdingbar seien, um Handballspiele runterzureißen, brüchig ist, da in diesem Zusammenhang eben die Frage sich aufdrängt, inwieweit

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es im Kontext der Minimannschaften überhaupt schon um richtiges Handballspielen und ernsthaftes Training gehen kann. Diese von ihm selbst evozierte und erkannte Gegenerwartung versucht er nun zu entkräften. Faktisch spricht Herr Gerken natürlich nunmehr von »Jugendabteilungen«, die im organisierten Handball Kinder und Jugendliche zwischen sieben (F-Jugend) und 18 Jahren (A-Jugend) inkludieren[28] und nicht mehr von »Minimannschaften«. Von der Gestalt seiner Erzählung her muss er sich aber darauf beziehen, denn ansonsten hätte er, wie gesagt, keinen Rechtfertigungsbedarf. Ein Stück weit ›rudert‹ er damit also zurück, was die Brüchigkeit seiner anfänglichen Darstellung nochmal deutlich zeigt: die Verankerung des Laufens im Kinderhandball war übertrieben. Von seiner grundsätzlichen Argumentationslinie weicht Herr Gerken jedoch nicht ab und hält auch weiterhin an dem Versuch fest, das Laufen im Handball lebensgeschichtlich möglichst früh zu verankern. Denn schließlich umfassen ja auch die »Jugendabteilungen« Kinderhandball, und selbst mit sieben oder auch mit zehn Jahren zum Laufen zu kommen, kann als sehr früh gelten. Zudem markiert er sein ›Zurückrudern‹ nicht explizit; er sagt ja nicht so etwas wie, dass es »zwar nicht in den Minimannschaften, aber spätestens in den Jugendabteilungen« mit dem richtigen Training losgehe; damit würde er seine anfängliche Überzeichnung zumindest teilweise explizit zurücknehmen. Mit der tatsächlich gewählten Formulierung versucht er sein Selbstbild hingegen nachgerade ›mit der Brechstange‹ aufrechtzuerhalten, nach dem Motto: »Vielleicht habe ich etwas übertrieben, aber im Grunde bin ich trotzdem recht früh zum Handball und Laufen gekommen.«

Zusammengenommen reproduziert sich hier nicht nur der fehlende reflexive Zugriff auf die eigene Praxis, sondern eben auch die Prämisse, dass Handballspiele *grundsätzlich* runtergerissen werden; es sei nicht etwas, dass gleichsam nur im Erwachsenenhandball gelte, sondern es gelte für den Handballsport generell. Daher, so die Unterstellung, müsse das Runterreißen auch im Kinder- und Jugendhandball schon trainiert werden. Auch Kinder und Jugendliche müssten, wörtlich genommen, somit stets an ihre Substanz gehen respektive so trainiert werden, dass es ihnen an die Substanz geht. Dazu passt letztlich auch, dass die viele »Vorbereitung« weiterhin nicht etwa im Dienste des Gewinnens von Handballspielen steht, sondern im Dienste des Runterreißens, für das sie die Ermöglichungsbedingungen schaffen soll.

Spätestens mit dem Anschluss »und äh (.) idealschste, um die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen« nimmt Herr Gerken eine Trainerperspektive ein. Denn der Fokus scheint der Sache nach nun auf eine konkrete Trainingsmethode bzw. auf die konkreten Inhalte der Vorbereitung gelenkt zu werden. Das Runterreißen steht dabei weiterhin außerfrage; es geht nunmehr lediglich um die Frage, was

28 Vgl. online unter: https://dhb.de/fileadmin/downloads/satzungen_ordnungen/DHB-Spielordnung_14052017.pdf, [Einsicht am: 19.06.2017].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die »idealste« Methode ist, es schon im Kinder- und Jugendhandball zu trainieren. Zunächst fällt an der dialektal ausgesprochenen Formulierung »idealste« auf, dass sie im Superlativ dekliniert ist, was grammatisch und logisch irritiert, da sich etwas, das bereits »ideal« ist, eigentlich nicht steigern lässt. Natürlich lässt sich darüber diskutieren, was in einem jeweiligen Fall das Ideal ist oder sein soll; aber es gibt nichts, was darüber hinaus geht – sprich, nur Abweichungen nach unten, nicht nach oben. Das »Idealschste« gibt es kurzum nicht. Was es hingegen im Superlativ gibt, ist »das Beste« oder »Effektivste«. Daher scheint es, als hätte Herr Gerken hier »ideal« mit den letztgenannten Variationen zusammengezogen und damit sozusagen das Nicht-Steigerbare gesteigert. Worin aber liegen die Unterschiede und was bedeutet vor diesem Hintergrund die Zusammenziehung?

Die Rede vom Ideal verweist immer auf gedachte bzw. vorgestellte Handlungsverläufe, Bedingungen oder Zustände. Beispielsweise können Rettungseinsätze »ideal« verlaufen, genauso wie die Wetterbedingungen fürs Skifahren, die Bedingungen für ein Musikfestival oder für die Durchführung eines Forschungsprojekts »ideal« sein können oder man im Rennsport »Ideallinie fahren« kann. Daher stellt sich immer die Frage, inwieweit etwas dem Ideal entspricht – diesem nahekommt, davon abweicht; es gibt also eine kontinuierliche Spannung zwischen Vorstellung und Faktizität. Tatsächlich ist eine vollständige Übereinstimmung mit dem Ideal in der Realität eher unwahrscheinlich. Zugleich ist wichtig, dass im Falle einer Abweichung vom Ideal die jeweils betroffene Praxis in ihrer Durchführung dennoch nicht grundlegend gefährdet ist: Der Rettungseinsatz könnte trotzdem erfolgreich verlaufen, und Ski fahren ließe sich auch dann, wenn die Wetterbedingungen zwar nicht ideal, aber doch hinreichend sind. Somit kann man sagen, dass dem Ideal immer etwas Utopisch-Erstrebens- bzw. Wünschenswertes innewohnt.

Die »idealste« Trainingsmethode, auf die Herr Gerken hier abzustellen scheint, ist daher zunächst einmal etwas Gedachtes, eine gleichsam utopische Vorstellung. Insofern kann es durchaus sein, dass sie eben nicht oder nur teilweise mit der Realität zusammenfällt. Doch nichtsdestotrotz bleibt sie in seiner Perspektive eine prinzipiell wünschenswerte, ja im Grunde die wünschenswerteste Realität.

Demgegenüber geht es bei der Rede vom »Besten« oder »Effektivsten« um die Frage, wie man etwas *macht*, wobei unterstellt wird, dass es eine Vorgehensweise gibt, die sich im Gegensatz zu anderen praktisch bereits als optimal bewährt hat. Das »Effektivste« hebt dabei insbesondere auf die Wirkungsweise ab, während »das Beste« allgemeiner ist und Effektivität mit einschließt. Beispielsweise könnte ein Gitarrenbauer erklären: »Das Beste, um den Saitensteg von der Halsplatte zu lösen, ist, man legt ein Holzplättchen an und hämmert ganz leicht dagegen, bis er sich löst.« Dasselbe Beispiel ließe sich auch mit »das Effektivste« bilden. Wichtig ist auch, dass jemand, der/die so spricht, selbst über die einschlägige praktische Erfahrung verfügen muss; anderenfalls würde man deutlich machen, dass dies nicht

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

so ist: »Ich habe gelesen, das Beste, um …«. Was bedeutet es nun, dass Herr Gerken beides zusammenzieht?

Zum einen scheint in der Steigerung des Nicht-Steigerbaren ein Bedeutungsüberschuss sich bahngebrochen zu haben, welcher mit der runterreißerischen Bewährungsfigur Herrn Gerkens zusammenhängen könnte, die ihn hier möglicherweise ebenso zur Übertreibung verleitet, wie dies zuvor schon bei der Selbstdarstellung als geborener Läufer/Sportler der Fall war. Schließlich ist mit der Behauptung, die gleichsam ultimative Trainingsmethode zu kennen, ja ebenfalls eine Selbstinszenierung verbunden, nur dieses Mal weniger als Sportler, sondern als erfahrener Trainer. Zum anderen vereint Herr Gerken mit dieser Zusammenziehung sozusagen Utopie und Realität: Einerseits ist mit »idealste« eine Trainingsmethode angekündigt, die zunächst lediglich in der Vorstellung existiert und daher in der Realität wohl nicht bzw. nicht immer so umgesetzt werden kann, wie es gemäß dem Ideal erstrebens- respektive wünschenswert wäre. Andererseits ist, sofern dies zugleich die beste Methode sein soll, aber auch eine Methode angesprochen, die bereits eine praktische Bewährung durchlaufen hat. Mit anderen Worten: Die »idealschste« Trainingsmethode kennt Herr Gerken deshalb, weil er diese als Trainer und/oder als Spieler selbst schon angewandt hat bzw. anwenden musste; aufgrund dessen scheint sie für ihn, wie gesagt, wünschens- und erstrebenswert zu sein, aber er scheint eben zugleich Bedenken zu haben, ob bzw. inwieweit sie sich gemäß der Idealvorstellung auch tatsächlich praktizieren lässt. Und schaut man sich das Ziel des Trainings an, welches Herr Gerken in der anschließenden Sequenz noch spezifiziert, so wird auch deutlich, warum er diese Bedenken hat.

Herr Gerken sagt: »um die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen«. Zunächst fällt die Formulierung »die kleinen Knirpse« auf. Zum einen deshalb, weil der Ausdruck ›Knirps‹ heute kaum gebräuchlich ist. Bezeichnete er einst Jungen zwischen vielleicht drei und sieben Jahren, wird er heute tendenziell pejorativ verwendet, ja ist im Grunde eine Beleidigung, die die Adressierten als schwach bzw. dem Sprechenden unterlegen stigmatisiert: »Was willst Du denn, Du Knirps?!«). Zum anderen fällt das vorangestellte »kleine« auf, welches tautologisch ist, denn ein Knirps ist eben per definitionem klein. Damit ist ausgeschlossen, dass die Beleidigung auch älteren Jungen bzw. Jugendlichen und Erwachsenen gelten könnte; gemeint sind auf jeden Fall kleine Kinder. Folglich kehrt Herr Gerken von den Jugendabteilungen gleichsam wieder zu den Minimannschaften zurück, worin sich die Brüchigkeit seiner Erzählung reproduziert. Darüber hinaus jedoch nimmt er diesen gegenüber nunmehr auch eine, wörtlich genommen, feindliche, genauer: eine geradezu kindfeindliche Haltung ein. Noch deutlicher reproduziert sich diese Haltung aber auch in dem Trainingsziel, welches Herrn Gerken zufolge darin besteht, »die kleinen Knirpse […] kaputtzukriegen«, wobei er derjenige ist, der zugleich die »idealschste« Methode dafür kennt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Denn ›Sich-kaputt-kriegen-lassen‹ ist etwas anderes, als wenn man sich etwa ›unterkriegen‹ lässt. Im letzteren Fall gibt jemand seine Haltung in Bezug auf etwas aufgrund von Druck auf. Sich unterkriegen zu lassen, heißt dann vor allem, nicht durchsetzungsfähig zu sein. So könnte man sich etwa einen Betriebsratsvorsitzenden vorstellen, der sich vom Management unterkriegen lässt und eine Forderung der Belegschaft zurücknimmt. Gleichwohl ist, wer sich unterkriegen lässt, zumindest physisch nicht direkt bedroht; die Kapitulation liegt in der Aufgabe einer Haltung. Dies ist beim Kaputtkriegen anders. Denn eine Person kaputtzukriegen bedeutet, sie psychisch und physisch zu *brechen*, sie ganzheitlich zu ›zerstören‹. Insofern könnte man sich zum Beispiel einen Drill-Sergeant vorstellen, der einen Rekruten mit »wart' mal ab, dich krieg' ich auch noch kaputt« anbrüllt. Es geht kurzum darum, die leiblich-geistige Integrität einer Person anzugreifen und aufzubrechen.

Wörtlich genommen hat Herr Gerken nun also die ideale Methode angekündigt, mit der sich kleine Kinder, drastisch ausgedrückt, in ihrer leiblich-geistigen Integrität zerstören lassen, wobei er aus Erfahrung spricht, denn er selbst war ja auch mal der ›kleine Knirps‹. Das »heutzutage« impliziert dabei, dass es früher eine andere ideale Methode für das Kaputtkriegen gegeben habe, die nunmehr nicht zur Verfügung steht. Im Grunde kann es sich dabei nur um körperliche Gewalt handeln. Die latente Argumentationsfigur, auf die Herr Gerken implizit abstellt, geht daher wie folgt: Unter den Bedingungen, dass physische Gewalt gegen Kinder *heute* verboten ist, müsse auf andere Mittel zurückgegriffen werden, um sie kaputtzukriegen; das Ziel bleibt also dasselbe. Im Umkehrschluss bedeutet dies: Gäbe es das Verbot nicht, dann wäre körperliche Gewalt das Mittel der Wahl. Er scheint daher nicht vom Verbot überzeugt zu sein, sondern hält es lediglich ein. Dass Herr Gerken hier Ironie walten lässt und/oder mit dem Gesagten gar eine Kritik an solch rabiaten ›Trainingsmethoden‹ zu formulieren beabsichtigt, ist entsprechend weder aus dem Transkript noch aus der Audioaufnahme ersichtlich. Subjektiv intendiert er vermutlich lediglich deutlich zu machen, dass Handballspielen eine hohe körperliche Fitness erfordere, die eben nur durch hartes Training zu erreichen sei. Auf der Ebene der latenten Sinnstruktur hingegen nimmt er die Perspektive eines schindenden bzw. sadistischen Trainers ein.

Halten wir fest: Es zeichnet sich ab, dass Herr Gerken eine sadomasochistische Disposition auf der Ebene der Persönlichkeitsstruktur hat und dass diese Disposition gleichsam den Kern seiner Bewährungsfigur bildet bzw. die Bewährungsfigur darauf aufbaut. Dem klassischen psychoanalytischen Verständnis zufolge bilden Sadismus und Masochismus stets eine komplementäre Einheit, wobei je nach Fall eine der beiden Seiten dominant und die jeweils andere verdrängt ist (vgl. Fromm 1936: 114–115). Dabei muss es sich, wie in Kapitel 2.7 erläutert, nicht zwingend um pathologische Fälle handeln. Die Kritische Theorie hat eine solche Charakterformation auf den Begriff des »autoritären Charakters« gebracht (vgl. dazu ausführlich ebd. 1936: 110ff.). Es liegt vor dem Hintergrund unserer Interpretation nun relativ

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

offen zutage, dass das masochistische Moment bei Herrn Gerken im ›Runterreißen‹ sich zum Ausdruck gebracht hat, das ja darin besteht, sich selbst an die Substanz zu gehen, ohne dass diese Selbstaufopferung an den systemspezifischen Zweck sportlicher Praxis – den Leistungsvergleich/das Gewinnstreben – gekoppelt wäre. Im Fokus stehen das Erleiden und Unterwerfen selbst. So sind es bezeichnenderweise ausgerechnet die »Konditionstrainings« bzw. »Ausdauerläufe«, die Herr Gerken gleichsam als motivationalen Anker für sein Zum-Laufen-Kommen anführt – eine Begründung, wie man sie von einem Sportler, von einem *Mannschafts*sportler zumal, eben gerade nicht erwartet hätte. Vielmehr würde man erwarten, dass das Spiel als Spiel und das Gewinnen-Wollen im Vordergrund stehen. Darin kommt ein konformistischer Charakterzug zum Ausdruck, welcher gut zur Struktur masochistischen Handelns passt. Zugleich wird auch auf der Ebene der Identitätskonstruktion bzw. Selbstdarstellung das masochistische Moment betont, ja geradezu dramatisiert, denn Herr Gerken stellt es so dar, als wäre das Runterreißen schon im Kinderhandball der Normalfall und er der ›geborene Extremsportler‹.

Das sadistische Moment drückt sich demgegenüber darin aus, dass Herr Gerken die Perspektive eines sadistischen Trainers bzw. eine geradezu feindliche Haltung gegenüber Kindern einnimmt. Der komplementäre Part zum Runterreißen ist das Kaputtkriegen. Die Einnahme einer feindlichen Haltung gegenüber Schwächeren sowie die Verherrlichung vergangener Zeiten (»heutzutage«), was in diesem Fall die prinzipielle Gutheißung körperlicher Gewalt miteinschließt, sind dabei ebenfalls typische Strukturmerkmale der autoritären Charakterformation (vgl. ebd.: 116, 119). Dabei ist zu vermuten, dass der masochistische Zug bei Herrn Gerken stärker ausgeprägt bzw. der dominantere Zug seiner Charakterformation ist. Zum einen spricht dafür, dass er diesen von seiner Erzählstruktur her zuerst relevant gesetzt hat, indem er auf das Runterreißen zu sprechen kam und sich in seiner Selbstdarstellung auch darüber heroisierte. Zum anderen liegt es aufgrund der Tatsache nahe, dass er zusätzlich zum Handball eben auch Langstreckenlauf betreibt. Und schließlich verweist auch die Selbstverständlichkeit, mit welcher Herr Gerken von »kleinen Knirpse[n]« und der »idealschste[n]« Methode spricht, sie »heutzutage kaputtzukriegen« darauf, dass dies die »verdrängte Seite« (ebd.: 115) seines Sadomasochismus ist, die sich in den genannten Äußerungen gleichsam bahnbricht und die er, würde man ihn mit deren objektiver Bedeutung konfrontieren, sicherlich abstreiten würde. Die Struktur des Runterreißens hingegen scheint er eher zu glorifizieren und prahlt mit seinen diesbezüglichen Fähigkeiten sogar an mehreren anderen Stellen im Interview. So habe er bei einem Handballspiel einmal einen Wadenriss gehabt und habe trotzdem »fünfzig Minuten weitergespielt« (dazu später mehr). Diese Bewährungsfigur manifestiert sich schließlich auch in der Art und Weise des Erzählens selbst, die in Bezug auf die Selbstdarstellung zum Extremen bzw. zum Übertreiben neigt, was nicht nur in der kontrafaktisch frühen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Verankerung des Laufens im Handball, sondern etwa auch in der Formulierung »idealschste« zum Ausdruck kommt.

Gleichwohl scheint ihm insgesamt verborgen zu sein, dass seine eigentliche Motivation für das Laufen in genau jenen masochistischen Strebungen liegt. Denn er hat bislang nichts Explizites dazu gesagt. Was diesbezüglich vor allem fehlt, ist das Moment einer positiven inneren Bindung an das Laufen, wie dies der Fall wäre, wenn er so etwas wie »das Laufen hat mir schon immer viel Spaß bereitet« oder »eigentlich mochte ich das Laufen immer mehr als das Handballspielen«, gesagt hätte. Stattdessen mutet der Beginn seiner Laufkarriere von der Art und Weise seines Erzählens darüber wie ein Automatismus bzw. etwas Schicksalhaftes an: das Laufen hat sich notwendig aus dem Handball und dem damit verbundenen Ausdauertraining ergeben. Die tatsächliche innere Bindung an das Laufen ist latent.

Die einzig sinnvolle Anschlussoption an der aktuellen Transkriptstelle ist, dass Herr Gerken nun die »idealschste« Trainingsmethode nennt. Wir wollen uns im Folgenden einen längeren Abschnitt anschauen, in dem Herr Gerken schließlich auch darauf zu sprechen kommt, wie er zum Laufen als einer vom Handball unabhängigen, eigenständigen Praxis gekommen ist. Dabei werden wir die Feinanalyse nur sporadisch bemühen und uns auf die Frage konzentrieren, ob bzw. inwieweit sich die rekonstruierte Struktur reproduziert.

P. Gerken: isch, man lässt sie erschtmal durch die Halle rennen <holt Luft> vier Mal um die äh ums Spielfeld und irgendwann reicht es halt nimmer aus und dann geht's halt raus in die äh in die Natur und so bin ich eigentlich zum Laufen gekommen, und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht und dann hab ich gesagt, »okay (.) dann laufen wir doch mal längere Dischtanzen //mhm// und äh längere Zeiten« und dsss mh das schaukelt sich halt irgendwann so hoch, weil man merkt dann diesen positiven Effekt, des es hat (.) zum einen ähh konditionell, ausdauertechnisch, aber auch zum anderen ähm (…) merkt man's, wenn man jetzt zum Beispiel, wenn ich da an meine äh Studienzeit oder Schulzeit zurückdenke, da ischs dann oft ähh der Ausgleich gewesen zum langen Sitzen und äh diesem, jaa, zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen, das isch auch net unbedingt so ähh, man kennt es aus der eigenen Schulzeit, da schweift man dann doch oft mit den Gedanken ab und dann wirklich nach Hause kommen, abschalten zu können, gibt's eigentlich nur die Möglichkeit, mh das war in meiner Jugend schon so, entweder ich setz mich vor (.) damals hieß es glaube ich noch Atari oder C64, heute heißt's ja äh iPads und äh Xbox ähm und wie die ganzen äh Entwicklungen da ähm (.) ähm namenstechnisch äh bewandt sind, aber es isch einfach so, das Laufen oder ähh in der freien Natur das isch eigentlich so der Ausgleich gewesen und das hat sich durchgezogen //mhm// bis heute

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Tatsächlich nennt Herr Gerken die angekündigte Trainingsmethode. Vor dem Hintergrund der zuvor rekonstruierten Struktur überrascht diese jedoch, denn vier Mal »durch die Halle rennen« mutet eher wie ein Aufwärmen als ein ›Kaputtkriegen‹ an; schließlich sind vier Mal ums Spielfeld im Handball rund 480 Meter.[29] Für Dreijährige ist dies zwar sicherlich nicht wenig, aber zugleich eben auch nicht so viel, dass man sagen würde, sie würden damit an die Grenzen ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit stoßen. Die wahre ›Herausforderung‹ dürfte deshalb eher darin liegen, sie überhaupt dazu zu bringen, auch wirklich zu laufen und sich nicht ablenken zu lassen. So kann man sich vorstellen, dass die Kinder immer wieder stehen bleiben, in die falsche Richtung oder quer durch die Halle laufen. Entsprechend spricht Herr Gerken auch vom »durch die Halle rennen«, was das Unkontrollierte dabei zum Ausdruck bringt. Entscheidend von der Stoßrichtung seiner Argumentation her scheint für ihn, der ja weiterhin aus der Trainerperspektive spricht, daher zu sein, die Kinder zu disziplinieren und Macht über sie auszuüben; es gilt, eine Machtstruktur zu etablieren. So sagt er ja auch, dass man sie rennen »lässt« und nicht, dass erst vier Runden ums Spielfeld »gelaufen werden« oder dass »man« vier Runden ums Spielfeld läuft. Letzteres hätte auch ausdrücklich ihn mit eingeschlossen, als jemanden, der das auch mal gemacht hat. Das »lässt sie« zeigt hingegen an, dass er ausschließlich aus der Trainerperspektive spricht und es ihm um einen umfassenden Zugriff geht. Zugleich ist ›Rennen‹ aber auch eine maximale Steigerung von Laufen; wer *rennt*, geht ans persönliche Geschwindigkeitslimit. Daher kann man sagen, dass Herr Gerken sich hier regelrecht in eine ›S&M-*Phantasie*‹ hineinsteigert. *Von der Sache her* handelt es sich zwar eher um ein Aufwärmen, aber *der Phantasie nach* soll es trotzdem bereits an die Grenze gehen.

Man könnte nun denken, dass das »erschtmal« gut zum Aufwärmen passt, weil es möglicherweise andeutet, dass danach noch das richtige Training beginnt. Allerdings wird sodann deutlich, dass es um die nächsthöhere Belastungsstufe geht, da mit zunehmendem Alter und zunehmender Fitness auch die zu überschreitende Belastungsgrenze steigt: »irgendwann reicht es halt nimmer aus und dann geht's halt raus […] in die Natur«. Diese Steigerungslogik und der damit verbundene ›Ausbruch‹ aus der Halle werden dabei für selbstverständlich erachtet (»halt«). Der Sache nach verwundert es jedoch, dass der nächste Steigerungsschritt darin besteht, »raus in die […] Natur« zu gehen, denn es geht ja zunächst um die Steigerung von Umfängen. Herr Gerken hätte also eigentlich so etwas sagen müssen wie: »und irgendwann reicht es halt nicht mehr aus und dann fängt man halt mit Dauerläufen draußen/im Park/im Wald an« oder »und dann läuft man halt längere Strecken«.

29 Vgl. online unter: https://dhb.de/fileadmin/downloads/satzungen_ordnungen/Internationale_Handballregeln_mit_den_DHB-Zusatzbestimmungen_und_Aenderungshinweisen_Stand_1._Juli_2016.pdf. [Letzter Zugriff: 23.08.2017].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Es ist natürlich einleuchtend, dass die architektonischen Bedingungen einer Sporthalle für läuferische Konditionstrainings nicht optimal sind und daher logisch, dass man zum Laufen nach draußen geht. Das wäre allerdings auch klar gewesen, wenn Herr Gerken gesagt hätte, dass die Umfänge gesteigert werden müssen. Das »raus in die Natur« impliziert also mehr als lediglich steigende Umfänge. Kurzum: Es impliziert einen latenten Ausbruchswunsch. Denn »raus in die Natur« spielt kontextfrei immer auf den Gegensatz von ›hektisch-lärmender Urbanität‹ und ›ländlicher Idylle‹ an; die Freizeit ›in der Natur‹ zu verbringen, heißt dann immer auch: aus dem »stressigen« Alltag auszubrechen und damit verbunden Leistungserwartungen und Verpflichtungen hinter sich zu lassen. »Raus in die Natur« heißt im faktischen Kontext also ›raus aus der Sporthalle‹ und damit weg von den Leistungserwartungen bzw. dem Trainer, der diese repräsentiert. Die Sporthalle steht quasi für die Seite der Fremd-, das »raus in die Natur« für die Seite der Selbstbestimmung, der Befreiung. Faktisch jedoch verbleibt diese, wie gesagt, eine bloße Wunschvorstellung. Denn die Befreiung ist eine nur vermeintliche und durch die Distanz zur fremdbestimmten Sphäre der Sporthalle lediglich ex negativo bestimmt; sie ist keine wirkliche Distanzierung von Leistungsansprüchen (bspw. Aufhören oder Wechsel in niedrigere Spielklassen). Stattdessen wird die Unterwürfigkeit hinsichtlich fremdgesetzter Anforderungen aufrechterhalten, mit der Einschränkung nur, dass man sich fortan selbst unterwirft. »Raus in die Natur« kündigt kurzum eine Transformation von Fremd- in Selbstzwang an. Vor diesem Hintergrund kann man sich vorstellen, dass der Ausbruch aus der Sporthalle für Herrn Gerken auch dahingehend ›befreiend‹ ist, als dass das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen nun prinzipiell auch keine Grenzen mehr kennt. Freilich kann man sich auch in der Sporthalle verausgaben (so gibt es zum Beispiel Ultramarathonläufe, die in Sporthallen veranstaltet werden), gleichwohl ist die Nutzung dieser im Kontext des Handballtrainings in der Regel zeitlich begrenzt. Zudem ist dort aber eben auch der Trainer anwesend, der die Verausgabung reguliert. Und auch die Mitspielenden setzen dem Verausgaben Grenzen, sofern man sich an sie anpassen muss – im Training wie im Spiel. Ständig an seine Belastungsgrenze zu gehen, kann sowohl trainings- als auch spieltechnisch nicht sinnvoll sein, da im ersteren Fall das Training eher kontraproduktiv und im zweiteren die Spieldynamik erheblich gestört werden würde, denn ein Spieler, der in erster Linie daran interessiert ist, sich selbst an die Substanz zu gehen, dürfte weniger kooperativ und eher ineffizient sein. Draußen ›in der Natur‹ hingegen gibt es weder raum-zeitliche noch soziale Grenzen: Herr Gerken kann so weit und so lange laufen, wie er möchte und damit seine sadomasochistische Bewährungsfigur gleichsam in vollen Zügen ausleben.

Die Transformation von Fremd- in Selbstzwang reproduziert sich sodann auch in der Folgeäußerung: »und so bin ich eigentlich zum Laufen gekommen, und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht«. Der erste Satzteil ist ein Resümee der vorherigen Schilderung. Wiederum zeigt das »eigentlich« an, dass es

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

durchaus eine alternative Darstellungsoption gäbe. Und tatsächlich bleibt das Laufen vom Erzählkontext her ja auch immer noch an den Handball gebunden: es geht nunmehr zwar »raus in die Natur«, aber der Hintergrund ist immer noch die Steigerung von Trainingsumfängen *im Rahmen des Handballs*; es geht noch nicht ums Laufen als eigenständige Praxis. Der Einstieg in diese bleibt sowohl äußerlich wie auch innerlich unexpliziert. Auf der latenten Ebene ist die Motivation dagegen weitgehend klar: Herr Gerken hat anscheinend gemerkt, dass er sich durch die Dauerläufe außerhalb der Sporthalle mehr und gleichsam in Eigenregie verausgaben kann, was ihn zu reizen scheint; das Laufen hat offenbar eine Kompensationsfunktion im Hinblick auf das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen eingenommen.

Erst im zweiten Satzteil kündigt sich eine Bezugnahme sowohl auf die Oberflächengeschichte des Zum-Laufen-Kommens als auch auf die intrinsische Motivierung dazu an. Denn das »und ähm . das hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht« reproduziert die Transformation von Fremd- in Selbstzwang deutlich: Wenn es dem Interviewee nunmehr »selber« nicht mehr ausgereicht hat, dann hat es zuvor eben jemand anderem (Trainer, Eltern) nicht ausgereicht, der/die den Leistungsdruck ausübte(n). Die Äußerung bringt die für den eigentlichen Laufeinstieg entscheidende Transformation in der Motivationsstruktur Herrn Gerkens zum Ausdruck. Demnach kam der *ursprüngliche* Antrieb zum Dauerlaufen offensichtlich nicht von ihm selbst, sondern von außen. Mit den Fremdanforderungen hat er sich erst im Nachhinein identifiziert. Der Kern seiner Motivation ist daher ein innerer Zwang, der ehemals ein äußerer Zwang war. Im Grunde kann man sagen, dass er das Laufen nicht wirklich gewählt hat, sondern sozusagen da hineingetrieben wurde. Das »nimmer ausgereicht« drückt für sich betrachtet indes zwar lediglich ein diffuses Verlangen nach Mehr aus; man kann sich allerdings schon vorstellen, dass es nicht etwa um die Hinzunahme einer weiteren Sportart gehen kann, sondern darum, die Verausgabung zu steigern. Entsprechend sagt Herr Gerken: »und dann hab ich gesagt, okay (.) dann laufen wir doch mal längere Dischtanzen und äh längere Zeiten«. Wichtig ist nun auch, dass die Steigerung der Umfänge sich von den Erfordernissen des Handballspielens gleichsam entkoppelt; es ist etwas, das Herr Gerken darüber hinaus gehend anstrebt. An keiner Stelle sagt er, dass dies alles nur dazu diente, seine Leistung für die Handballspiele zu verbessern bzw. einen größeren Beitrag zur Mannschaftsleistung zu erbringen und so vielleicht mehr Spiele zu gewinnen, einen besseren Platz in der Tabelle zu erzielen oder in eine höhere Liga aufzusteigen.

Die Äußerung »und dann hab ich gesagt« verweist indes auf einen autonomen Entschluss, der eine Zäsur setzt (»Und dann habe ich gesagt: das mache ich nicht mehr mit«). Die nachfolgende Zustimmung »okay« läuft der autonomen Entscheidung jedoch zugleich entgegen; denn das Autonome beschränkt sich auf das Nachgeben gegenüber einer ›inneren Stimme‹, welche nicht weiter expliziert wird. Herr Gerken reinszeniert in seiner Erzählung also einen inneren Dialog, welcher die Dy-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

namik zwischen, wiederum mit Mead gesprochen, dem »Me« und dem »I« prägnant ausdrückt. Die fallspezifische Dynamik besteht dabei darin, dass es eine gewisse Spannung zwischen den beiden Instanzen gibt, wobei das »I« derart auf das »Me« reagiert, dass es diesem eben nachgibt. Denn es heißt ja nicht »und dann hab ich gesagt, *ich* will jetzt längere Distanzen laufen«, sondern eben »*wir*«. Der im »Me« repräsentierte Trainer (vielleicht aber auch die Eltern) von Herrn Gerken sind also Dialogpartner, die ihm sozusagen im Geiste gegenüberstehen, mit denen er sich aber anscheinend nicht vollständig identifiziert; der Dialog ist gleichsam auf Dauer gestellt. Entsprechend ist diese Dynamik auch zum Interviewzeitpunkt noch aktuell und ihm nicht bewusst, anderenfalls würde er sich zu der ›inneren Stimme‹ in seiner Erzählung eben durch Identifikation klar positionieren können. Der innere Handlungsdruck, dem er nachgibt, scheint stattdessen auf der Ebene des Erlebens damals wie zum Interviewzeitpunkt diffus zu sein. Entsprechend mündet die Konsequenz des Nachgebens – »dann laufen wir doch mal« – in eine Art neugierigen Test, nach dem Motto: »Mal schauen, was passiert« bzw. »ob das klappt«. Die Steigerung des Laufpensums wird also als Lösungsversuch für ein Problem herangezogen, das ihm nicht klar vor Augen steht und krisenhaft ist, wobei das Krisenhafte darin besteht, dass sein masochistischer Trieb einen Handlungsdruck erzeugt, zu dem er sich permanent verhalten muss. Und weil er ihn im Handball offenbar nicht vollständig ausleben kann, sucht er im Laufen eine Kompensationsmöglichkeit.

In dieser Hinsicht ist die Formulierung »längere Dischtanzen und äh längere Zeiten« instruktiv. Denn sie bedeutet eine in jeglicher Hinsicht umfassende Steigerung des Laufpensums. Dabei zeigt sich, dass diese Steigerung nicht nur, wie schon erwähnt, von konkreten *handballbezogenen* Zielen entkoppelt ist, sondern von sportlichen Zielen überhaupt. Denn sportlich gesehen wären »schnellere Zeiten« die sinnlogische Ergänzung zu den längeren Distanzen, nicht »längere«. Freilich: Längere Distanzen gehen logischerweise immer mit längeren Zeiten einher. Was allerdings *sportlich* zählt, ist die Absicht, eine Distanz – welche konkret auch immer – so schnell wie möglich zu bewältigen. Indem Herrn Gerken längere Distanzen *und* längere Zeiten zusammenzieht, legt er den Fokus beim Laufen somit offenbar darauf, sich in jeglicher Hinsicht stärker zu verausgaben: Es ist nicht nur wichtig, dass die Strecken länger werden, sondern auch, dass die Verausgabung immer *länger* andauert.

Entsprechend folgt die Laufpraxis Herrn Gerkens in seiner Darstellung einer Eskalationslogik, welche seiner Kontrolle entzogen ist, zeitlich eher diffus bleibt und für die er auch keine überzeugende Begründung anbieten kann. So sagt er weiter: »und […] das schaukelt sich halt irgendwann so hoch, weil man merkt dann diesen positiven Effekt, des es hat«. Es wird unterstellt, dass die Eskalationslogik sich wie selbstverständlich und zwingend (»sich halt«, »man merkt«) aus einem »positiven Effekt« ebenjener Eskalation bzw. Intensivierung ergibt (»des es hat«). Dass die Entwicklung eine unkontrollierte ist, zeigt sich dabei auch daran, dass der positive Ef-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

fekt von Herrn Gerken eben nicht als ursprüngliches Ziel des Laufeinstiegs benannt wird, sondern als etwas dargestellt, dass er erst merkte, *nachdem* er seine Laufumfänge umfassend intensiviert hatte. Das korrespondiert mit dem Tentativen »dann laufen wir doch mal«: Die Intensivierung des Laufens ist Ausdruck einer tastenden Suche nach einer Lösung für eine Krise, deren Struktur Herrn Gerken verborgen ist. Die Suche gestaltet sich daher tendenziell impulsiv. Wir wissen freilich nicht, wie sich die tatsächliche Lebenspraxis Herrn Gerkens damals entwickelt hat; gleichwohl ist die Art und Weise seiner erzählenden Rekapitulation seines Laufeinstiegs instruktiv. Denn wären ihm seine wahren Beweggründe bewusst (gewesen), würde er sie auch in seiner Erzählung klar darlegen können. Da er es jedoch nicht kann und im Diffusen verbleibt, liegt es nahe, dass sie ihm nicht nur zum Interviewzeitpunkt, sondern eben auch damals schon unklar waren.

Im Anschluss versucht Herr Gerken den positiven Effekt der Intensivierung des Laufens zu explizieren, wobei er unterstellt, dass dieser sich gleichsam in zwei Aspekte teilt: »zum einen ähh konditionell, ausdauertechnisch, aber auch zum anderen ähm (…) merkt man's, wenn man jetzt zum Beispiel, wenn ich da an meine äh Studienzeit oder Schulzeit zurückdenke, da ischs dann oft ähh der Ausgleich gewesen zum langen Sitzen und äh diesem, jaa, zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen, das isch auch net unbedingt so ähh, man kennt es aus der eigenen Schulzeit, da schweift man dann doch oft mit den Gedanken ab«.

Der konditionelle Effekt ist das, was man von Laufen *als Trainingsinstrument* gemeinhin eigentlich erwarten würde. Nun wissen wir aber schon, dass es Herrn Gerken nicht primär darum geht. Es ist etwas, das mit der Intensivierung des Laufens zwar notwendig einhergeht, aber für Herrn Gerken letztlich eher nebensächlich bleibt. Der entscheidende Aspekt am positiven Effekt des Laufens ist für ihn vielmehr der zweite. Dies kommt nicht nur in der konkreten Satzstruktur (»zum einen […], aber auch zum anderen«) zum Ausdruck, sondern auch in der Tatsache, dass dieser zweite Aspekt viel ausführlicher thematisiert wird. Dieser läuft auf das Argument hinaus, dass das Laufen einen Ausgleich »zum langen Sitzen« in der Schule sowie im ›Studium‹ darstellte.[30] Mit der Rede vom Ausgleich bedient Herr Gerken ein verbreitetes Deutungsmuster. Diesem zufolge müssen einseitige Belastungen im Beruf in der Freizeit ausgeglichen werden. Da Herr Gerken gemäß seiner Erzählung in dem von ihm thematisierten Zeitraum ja ohnehin bereits Handball gespielt und in diesem Rahmen auch schon Dauerläufe gemacht haben muss, kann die einseitige Belastung nicht im Bewegungsmangel bestanden haben. Zudem hat er ja den »positiven Effekt«, den Laufen auf der rein körperlichen Seite hat, bereits benannt. Der Ausgleich, den das Laufen seiner Erzählung nach für ihn darstellt, muss sich

30 Es ist interessant, dass er hier weiterhin daran festhält, studiert zu haben. Damit verfälscht er die Realität bewusst und wertet sich damit auf.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

folglich auf den psychischen Pay-off beziehen, den er daraus gezogen hat und zieht. Worin könnte dieser bestanden haben?

Herr Gerken sagt, dass das Laufen in seiner »Studienzeit oder Schulzeit« ein Ausgleich »zum langen Sitzen« und dem »zwei Stunden am Stück einer Vorlesung folgen« gewesen sei. Das ist erklärungsbedürftig. Zum einen gehen Vorlesungen nicht über zwei Stunden, sondern über anderthalb. Von zwei Stunden oder Doppelstunden spricht man nur in Schulkontexten, aber auch dort sind es zeitlich gesehen anderthalb Stunden. Zudem wissen wir bereits, dass Herr Gerken eigentlich gar nicht studiert, sondern eine Weiterbildung zum staatlich geprüften Techniker an einer berufsbildenden Schule gemacht hat. Vermutlich bezieht er sich hier also auf seine Erfahrungen aus der Schule, spricht aber von »Vorlesung«, um seiner Selbstdarstellung treu zu bleiben. Zum anderen erschließt es sich jenseits dessen aber auch rein von der Sache her nicht, was genau an dem Geschilderten ausgleichsbedürftig ist. Anderthalb Stunden kognitiv ›präsent‹ zu sein, kann zwar durchaus fordernd sein, ist zugleich aber auch nichts, von dem es unmittelbar einsichtig wäre, dass es ausgleichsbedürftig ist, zumal es Herrn Gerken ja explizit um eine Doppelstunde und nicht etwa um einen ganzen Schultag geht (»zwei Stunden am Stück«). Folglich erscheint auch die Rede vom langen Sitzen in diesem Kontext unpassend. Vom »langen Sitzen« würde man eher sprechen, wenn es etwa um einen mehrstündigen Flug oder eine lange Zugfahrt ginge. Im Schulkontext hingegen würde man eher vom »vielen Sitzen« sprechen. Herr Gerken ›macht‹ eine Doppelstunde also kontrafaktisch zu etwas, was es in erster Linie durchzuhalten gilt; kontrafaktisch nicht nur, weil es lediglich *eine* Doppelstunde ist, sondern weil es dabei auch kaum primär darum gehen kann, durchzuhalten. In erster Linie geht es doch um Verstehen und darum, sich am Unterricht zu beteiligen. Nur mit Durchhalten kommt man hier nicht durch. Eine Erklärung wäre, dass Herr Gerken den Unterricht damals vor allem als etwas Durchzuhaltendes erlebt hat, weil er vielleicht überfordert war und nicht mitgekommen ist. Wieso sagt er dann aber nicht einfach, dass es »sehr anstrengend« war oder Ähnliches? Zudem legt auch die Tatsache, dass Herr Gerken mit nur 35 Jahren bereits in einer leitenden Position als Techniker arbeitet, es nahe, dass er fachlich durchaus sehr kompetent ist, sodass es unwahrscheinlich erscheint, dass er in der Schule bzw. Ausbildung besondere Probleme hatte, mitzukommen. Außerdem fragte es sich dann wiederum ohnehin, wie das Laufen dem hätte entgegenwirken können.

Es ist daher plausibler, dass in der Formulierung »zum langen Sitzen« erneut die masochistische Bewährungsfigur ich ›durchdrückt‹ und ihn, wie schon zu Beginn im Kontext der »Minimannschaften«, gleichsam zur Übertreibung drängt. Denn von der Sache her geht es in seiner Erzählung doch eher um das, was man alltagssprachlich als »Abschalten« bezeichnet: Es geht darum, sich mit wenig anspruchsvollen Beschäftigungen gedanklich abzulenken und so zu entspannen. Und tatsächlich läuft Herrn Gerkens Schilderung dann auch genau darauf hinaus, wenn

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

er eigens vom »abschalten« spricht. Das Computerspielen, dass er anschließend selbst als alternative Ausgleichsmöglichkeit zum Laufen aufführt, ist dann eben auch genau das, was man gemeinhin als Ablenkung bzw. Mittel zum Abschalten bezeichnen würde. Sich an die Substanz gehen muss man dafür nicht.

Der Versuch, die freiwillige Intensivierung des Laufpensums damit zu begründen, dass es ein Ausgleich für die geistige Anstrengung in der Schule gewesen sei, misslingt also. Herr Gerken bemüht dabei das gängige Deutungsmuster vom Ausgleich, aber es wird nicht ersichtlich, was genau an seiner Schulzeit zum einen ausgleichsbedürftig gewesen sein soll und zum anderen, warum es dazu des intensiven Langstreckenlaufs bedurfte. Der Sache nach geht es eigentlich eher um Abschalten, Entspannen und Erholen. Er versucht also gleichsam ›auf Biegen und Brechen‹ Erklärungen für seine eskalierende Laufpraxis zu finden, mündet jedoch, da ihm seine eigentliche Motivation verborgen ist, in allgemeine Erklärungsmuster. Es ist daher vorstellbar, dass das Laufen während seiner Schulzeit vor allem dahingehend ein ›Ausgleich‹ war, dass er damit die Möglichkeit hatte, sich umfassend zu erschöpfen, was ihm im Schulalltag wohl eher schwerlich möglich gewesen sein wird, weil man hier mir ›Runterreißen‹ nicht weiterkommt. Dafür spricht jedenfalls sein Versuch, den Schulalltag kontrafaktisch zu etwas Durchhaltungsbedürftigem zu machen.

Wir wollen an dieser Stelle unsere Interpretation der laufspezifischen Motivationsstruktur beenden und uns im Folgenden an zwei weiteren Stellen nur noch kurz versichern, dass sich die Fallstruktur reproduziert und ob noch etwaige Details hinzukommen. Die erste Interviewstelle, die sich dafür eignet, betrifft vor allem die sadistische Komponente der Persönlichkeitsstruktur Herrn Gerkens, die zweite die masochistische.

> **P. Gerken:** Ich hab noch zwei Labradore mit, die mich ab und zu beim Laufen noch begleiten //mhm// ähm, der eine äh, es sind zwei Hündinnen, die eine isch etwas kleiner, die hält so diese zwölf, vierzehn Kilometer durch, die größere, die isch ähh hält dann auch schon mal n Halbmarathon durch, aber äh ich merk dann schon, des geht dann ihr auch schon ein bisschen an die Grenzen und von daher ähm hab ich die eigentlich beim Laufen so gut es geht immer dabei, weil ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, //mhm// Hunde sind kaputt, ich bin dann zufrieden ausgeglichen und ähh kann dann so ein bisschen abschalten auch von der Arbeit.

Dem angeführten Interviewausschnitt unmittelbar voraus geht ein Resümee des Interviewees, in welchem er versucht, seine Laufmotivation mehr oder weniger explizit zu thematisieren. Er sagt: »aber es isch einfach so, das Laufen oder ähh in der freien Natur das isch eigentlich so der Ausgleich gewesen und das hat sich durchgezogen bis heute«. Dabei reproduziert sich nicht nur die Bemühung, das Laufen mit dem Deutungsmuster des Ausgleichs zu begründen, sondern im Ausdruck »freien

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Natur« in gesteigerter Weise auch wieder seine Ausbruchsphantasie, die wiederum unsere Annahme bestärkt, dass das Laufen von Herrn Gerken immer dann als Kompensationslösung herangezogen wir, wenn es ihm konkrete Kontextbedingungen verunmöglichen, sich an die Substanz zu gehen und seine sadomasochistische Bewährungsfigur auszuleben. An der nun gewählten Interviewpassage interessieren uns insbesondere einige instruktive Formulierungen; den Großteil werden wir deshalb nicht feinanalytisch interpretieren.

Zunächst suggeriert die Aussage Herrn Gerkens, dass er »noch zwei Labradore« mithabe, die ihn »ab und zu beim Laufen noch begleiten«, dass neben der zuvor benannten Ausgleichsfunktion das Laufen zum Zeitpunkt des Interviews eine weitere Funktion (»noch«) bzw. Motivation erhalten habe: das Ausführen der Hunde. Die manifeste Argumentationslogik ist klar: Herr Gerken kann mit dem Laufen gleichzeitig zwei Praxen ›kurzschließen‹: Er kann sich einerseits sportlich betätigen und damit etwas für sich selbst tun; andererseits kümmert er sich aber auch um die Hunde und erfüllt so eine wichtige familiäre Aufgabe. Auf der latenten Ebene zeigt sich jedoch, dass das Sich-um-die-Hunde-Kümmern nicht im Vordergrund steht: Herr Gerken verwendet mit »begleiten« nämlich einen anthropomorphisierenden Euphemismus, womit er unterstellt, die Hunde würden sich gleichsam von sich aus entscheiden, mit ihm zu laufen. Dadurch beschönigt er die Tatsache, dass er sie realiter zum Mitlaufen zwingt. Er spricht auch nicht etwa von »seinen beiden« oder »unseren beiden Hunden«, sondern von »Labradoren«. Das heißt: Die Rasse sowie die mit ihr verbundenen Eigenschaften stehen im Vordergrund, nicht die Hunde, um die es sich zu kümmern gilt. Wörtlich genommen könnten es beliebige Labradore sein. Impliziert ist – passend dazu – im »begleiten« auch, dass Herr Gerken auch dann laufen würde, wenn die Hunde ihn nicht »begleiten« würden; das Laufen hat also eindeutig Priorität. Entsprechend werden die Hunde auch nur »ab und zu« mitgenommen, das heißt vermutlich nur dann, wenn es unvermeidlich ist und Herr Gerken ansonsten nicht laufen gehen könnte.

Besonders interessant sind nun die folgenden Ausführungen. Dass die eine Hündin »diese zwölf, vierzehn Kilometer« und »die größere […] auch schon mal n Halbmarathon« durchhalten, suggeriert eine wiederkehrende Erprobung der jeweiligen Leistungsgrenzen. Diese werden bei beiden Hündinnen immer wieder auf die Probe gestellt; mal klappt es mit den »zwölf, vierzehn« Kilometern bei der einen, mal mit dem Halbmarathon bei der anderen, in jedem Fall aber wird so lange gelaufen, bis bei der einen wie der anderen nichts mehr geht. In diesem Zusammenhang stellt die anschließende Formulierung »ein bisschen an die Grenzen« eine Untertreibung dar. Denn zum einen kann man nicht nur »ein bisschen an die Grenzen« gehen; entweder man geht an die Grenze oder nicht. Im zweiteren Fall ist es ›nur‹ anstrengend. Und zum anderen hat Herr Gerken ja schon zum Ausdruck gebracht, dass er die Leistungsgrenzen wiederkehrend austestet und dass es auch bei den Hündinnen ums Durchhalten geht; »ein bisschen an die Grenzen«

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

könnte insofern auch bedeuten, dass Herr Gerken eventuell mit einer Steigerung der Umfänge spekuliert, nach dem Motto: »vielleicht ist ja noch Luft nach oben?«. Des Weiteren heißt »ihr auch schon« im Umkehrschluss, dass Herrn Gerkens Fokus darauf eingestellt ist, auch sich selbst an die Substanz zu gehen. Es deutet sich also an, dass sich die sadomasochistische Struktur reproduziert, wobei die sadistische Komponente insbesondere in der Anschlussformulierung noch deutlicher wird.

Denn die Konsequenz aus der Feststellung, dass er merkt, den Hunden geht es »auch schon ein bisschen an die Grenzen«, ist: »und von daher ähm hab ich die eigentlich beim Laufen so gut es geht immer dabei«. Aus dem ›ab und zu begleiten‹ ist nun regelrecht ein Anspruch geworden, gleichsam jede Gelegenheit (»so gut es geht immer«) zu nutzen, die Hunde mitzunehmen und an ihre Grenzen zu bringen. Dass es ihnen an die Grenzen geht, ist die Motivation für deren Mitnahme zum Laufen. Dabei würde man doch eigentlich nachgerade umgekehrt erwarten, dass angesichts der Feststellung, dass die Hunde überfordert sind, die Konsequenz gezogen wird, sie gerade nicht mehr mitzunehmen bzw. die Distanzen deutlich zu reduzieren oder mit ihnen stattdessen einfach Gassi zu gehen. Insofern zeigt sich hier die sadistische Haltung Herrn Gerkens deutlich. Nachfolgend bestätigt sie sich auch noch einmal mehr oder weniger manifest: »weil ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, […] Hunde sind kaputt, ich bin dann zufrieden ausgeglichen und ähh kann dann so ein bisschen abschalten auch von der Arbeit«. Wie schon bei den ›kleinen Knirpsen‹ besteht das Ziel auch hier im ›Kaputtmachen‹. Es geht nicht darum, sich mit den Hunden zu beschäftigen, sie auszuführen etc., sondern sie wörtlich genommen zu zerstören. Und aus dieser Zerstörung wiederum wird als direkte Konsequenz (»ich bin dann«) Zufriedenheit und Ausgeglichenheit bezogen – eine typisch sadomasochistische Struktur. Es heißt ja nicht: »ich kann dann zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: ich habe mein Training absolviert und war gleichzeitig mit den Hunden draußen«. Auch das Abschalten von der Arbeit ist eine Konsequenz aus dem Kaputtmachen, nicht aus dem Sporttreiben. Zugleich scheint es aber auch nicht ganz zu gelingen (»ein bisschen«). Zudem steht es auch nicht im Vordergrund (»auch von der Arbeit«). Herr Gerken muss also primär von etwas anderem abschalten, und zwar naheliegenderweise eben vom inneren Druck, sich und andere gleichsam ›kaputtzukriegen‹. Das Abschalten respektive Ausgeglichen-Sein scheinen also eine Art Chiffre für die Befriedigung des sadomasochistischen Drucks zu sein.

Schauen wir uns nun die zweite Falsifizierungsstelle an. Es handelt sich um einen Interviewausschnitt, in dem es zum einen um eine Knieverletzung beim Handball geht und zum anderen um eine Spielsituation, in der Herr Gerken trotz einer Verletzung weitergespielt hat.

> **P. Gerken:** Ich hab äh durchs Handball dann auch ne Knieverletzung gekriegt und äh die Ärzte hatten dann gemeint, »Herr Gerken das mit dem Leischtungslau-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> fen (.) können Sie sich mal schön abhacken« (.) Aber so wie der Herr Gerken halt isch ähm, geht net gibt's net, haben wa uns dann ganz langsam wieder zurückgekämpft übern über die zehn Kilometer //mhm// dann zum Halbmarathon, und jetzt werden wir dieses Jahr das erschte mal wieder den Marathon in Angriff nehmen //okay//. In der Hoffnung, dass es vom Knie her hält […] Also ich kenns auch vom vom Handball halt, also . ähm des isch auch so was, was mein Trainer immer sagte, ähm »den Gerken den kriegt man net kaputt ähh es sei denn er läuft mit dem Kopf unterm Arm, aber selbst dann setzt er sich nicht auf die Spielfeldbank«. Und ähm, also ich hab lezschte Saison auch sehr über die Maßen hinaus gespielt, also äh Wadenriss gehabt //oh// und dann eben die Wade getaped und dann nochmal fünfzig Minuten weitergespielt und solche Geschichten, also da bin ich recht ähh schmerzunempfindlich […]

Herr Gerken sollte aufgrund einer Knieverletzung, die er sich im Handball zugezogen hatte, auf Anraten ›der Ärzte‹ das »Leistungslaufen« einstellen, hat dies jedoch nicht getan. Ohne diese Äußerung en détail zu interpretieren, zeigt sich hier eine objektiv unvernünftige Haltung: Trotz ärztlicher Bedenken setzt er seine Laufpraxis fort und intensiviert diese sogar sukzessive. Die Formulierung »die Ärzte« legt dabei nahe, dass er mehrere Ärzt*innen konsultiert hatte und alle dieselbe Einschätzung vertraten. Herr Gerken handelt also stur bzw. uneinsichtig. Die biotechnische Fragilität seines Unterfangens scheint ihm dabei durchaus bewusst zu sein, da er angibt, den anstehenden Marathon in der »Hoffnung« anzugehen, »dass es vom Knie her hält«. Dass es aus medizinischer Sicht aber schlichtweg unvernünftig ist, scheint er nicht zu sehen; das Gesundheitliche steht für ihn also nicht an erster Stelle. Zudem stellt er die Bewältigung des Marathons als solches auch gar nicht infrage; die Schwachstelle ist nur das Knie bzw. der Körper, nicht der Kopf.

In der Äußerung »geht net gibt's net« reproduziert sich die objektive Unvernünftigkeit und die Sturheit. Gemeinhin wird damit eine besondere Beharrlichkeit zum Ausdruck gebracht. Im Falle Herrn Gerkens scheint diese jedoch fehl am Platz, denn er weiß, dass er es im Sinne seiner Gesundheit eigentlich lassen sollte. Er ignoriert also seine Verletzung und den ärztlichen Rat, ohne einen vernünftigen Grund dafür zu haben. Die Unvernünftigkeit erweist sich indes umso erklärungsbedürftiger, als dass er das Laufen zum einen ja nicht *prinzipiell* aufgeben müsste; es soll es nur nicht mehr leistungsmäßig betreiben. Und zum anderen ist es nichts Existenzielles, an dem sein Auskommen etwa hinge; es ist nur Freizeit. Dessen ungeachtet möchte Herr Gerken »wieder den Marathon in Angriff nehmen«. An keiner Stelle zeigt er an, dass er sich der Unvernünftigkeit seines Handelns bewusst ist. Im Gegenteil: Die Formulierungen »den Marathon in Angriff nehmen« und »haben wa uns dann ganz langsam zurückgekämpft« zeigen, dass er es sich sogar als eine besondere Leistung zurechnet, sich entgegen dem ärztlichen Rat auf einen Marathon vorbereitet zu haben. Das »ganz langsam« ist dabei nur *vermeintlich* Ausdruck einer vorsichtigen und

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

besonnenen Haltung. Denn eigentlich würde man von dieser Formulierung her erwarten, dass er zunächst nur Distanzen von vielleicht 200 Metern gejoggt ist oder überhaupt etwa ein halbes Jahr nur Walking gemacht hat. Der sequenzielle Bezugspunkt sind jedoch »die zehn Kilometer«, sodass von »ganz langsam« objektiv keine Rede sein kann. In dem »wir« objektiviert sich dabei erneut sein ›innerer Dialog‹: Herr Gerken befindet sich in einem unsichtbaren Arbeitsbündnis mit dem internalisierten Trainer, der ihn zur Unvernünftigkeit ›antreibt‹.

Explizit wird der Trainer sodann in der darauffolgenden Passage erwähnt. Dass Herr Gerken ausgerechnet an dieser Stelle auf ihn zu sprechen kommt, ist kein Zufall. Denn die Assoziation mit einer scheinbar tief eingeprägten Charakterisierung seines Trainers kommt ihm just, nachdem er die objektive Unvernünftigkeit und Härte gegen sich selbst artikuliert hat: »Also ich kenns auch vom vom Handball halt, also . ähm des isch auch so was, was mein Trainer immer sagte, ähm den Gerken den kriegt man net kaputt ähh es sei denn er läuft mit dem Kopf unterm Arm, aber selbst dann setzt er sich nicht auf die Spielfeldbank«. Damit haben wir einen konkreten Anhaltspunkt für die Erklärung der Genese der sadomasochistischen Bewährungsfigur des Interviewees: Die Formulierung »den Gerken den kriegt man net kaputt« ist eine offenbar durch den Trainer vermittelte Charakterisierung, die Herr Gerken hier wiedergibt und die genau den Kern seiner Bewährungsfigur trifft: Herr Gerken ist derjenige, der sich vollkommen aufzureiben bereit ist, aber daran nicht zerbricht, jedenfalls nicht ›im Geiste‹. Im Laufe seiner Sozialisation in den Handball muss er von seinem Trainer also vor allem *dafür* Anerkennung bekommen haben. Er muss dort aber auch den Versuch erlebt haben, von ihm kaputt gekriegt zu werden, und diesem standgehalten haben. Gleichwohl gibt das »auch« einen Hinweis darauf, dass er das möglicherweise auch in einem anderen Kontext erlebt hat, naheliegenderweise in der Familie.

Mit der Äußerung, dass er »letzschte Saison auch sehr über die Maßen hinaus gespielt« habe, deutet Herr Gerken sodann eine weitere Bewährungssituation an, in welcher er nicht kaputtzukriegen war. Er sagt: »also äh Wadenriss gehabt //oh// und dann eben die Wade getaped und dann nochmal fünfzig Minuten weitergespielt und solche Geschichten«. Auch das ist offensichtlich unvernünftig. Die Formulierung »sehr über die Maßen« unterstellt dabei, dass das Über-die-Maßen-Spielen generell der Normalfall bei ihm ist, nur war es dieses Mal eben »sehr« drüber. Das reproduziert sich dann nochmal in der Formulierung »solche Geschichten«: es gab wohl noch mehr ähnlicher Vorfälle. Zugleich spielt er die Unvernünftigkeit seines Tuns damit wieder herunter. Wiederum fehlt also eine selbstkritische Perspektive. Zwar deutet sich diese im »sehr über die Maßen« an, wird jedoch sogleich relativiert, weil das Weiterspielen als solches nicht generell als problematisch angesehen und mit dem Resümee, dass er da »recht ähh schmerzunempfindlich« sei, sogar als eine gleichsam angeborene Qualität von ihm herausgehoben wird. Mit anderen Worten: Herr Gerken erzählt die Wadenriss-Geschichte nicht, um sein Verhalten kri-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tisch zu reflektieren, sondern um zu prahlen. Indes kann man schmerzunempfindlich im wörtlichen Sinne eigentlich nur infolge eines genetischen Defekts bzw. einer Erkrankung, die diese Unempfindlichkeit evoziert hat, sein bzw. werden. Da dies, würde es zutreffen, aber mit Sicherheit auch konkret benannt worden wäre, ist anzunehmen, dass es Herrn Gerken um den *Umgang* mit und das *Ertragen* von Schmerz geht: Seine Toleranzgrenze, so die Suggestion, sei überdurchschnittlich hoch; er sei abgehärtet und könne den Schmerz ignorieren. Dass man den Schmerz aber nicht oder weniger spürt bzw. gut ertragen kann, heißt eben noch lange nicht, dass man *eine Verletzung* ignorieren sollte.

Die Frage ist letztlich auch, warum Herr Gerken mit einem Wadenriss von seinem Trainer nicht aus dem Spiel genommen wurde. Es ist unwahrscheinlich, dass der Trainer, der immer sagte, dass man den Gerken nicht kaputt kriege, derselbe Trainer war, der ihn mit dem Wadenriss weiterspielen ließ, da dies ein zum Interviewzeitpunkt aktuelles Ereignis gewesen zu sein scheint. Insofern verweist dies darauf, dass es im Handball möglicherweise tatsächlich eine Kultur gibt, die solche selbstzerstörerischen Handlungen honoriert, zumindest jedoch toleriert. Es ist aber auch nicht auszuschließen, dass diese Kultur über den Handball hinausgeht. Gleichwohl muss Herr Gerken in dieser Hinsicht gewissermaßen hervorstechen, ansonsten könnte er sich mit dem Runterreißen nicht individuell aufwerten; er muss über eine selbst im handballerischen Maßstab herausgehobene Leidensfähigkeit verfügen.

Fassen wir kurz zusammen: Sowohl in der Hauptanalyse als auch in den zusätzlich herangezogenen Interviewpassagen konnten wir eindeutige Strukturreproduktionen feststellen. Herrn Gerkens Kernmotivation für das Laufen hängt demnach mit seiner sadomasochistischen Charakterstruktur und der auf dieser basierenden Bewährungsfigur zusammen, die er im Kontext seiner Sozialisation in den Handballsport ausgebildet hat und bei welcher der masochistische Teil der dominantere zu sein scheint. Das Laufen bietet ihm eine Kompensationslösung für das Problem, sich in bestimmten Kontexten (Handball, Schule/Ausbildung, Beruf?) nicht verausgaben zu können. Die Krise, für die das Laufen eine Lösung darstellt, ist daher der masochistische Druck, der Herr Gerken dazu förmlich drängt, sich selbst (und anderen) an die Substanz zu gehen. Diese Motivationsstruktur ist ihm nicht bewusst zugänglich. Die einzige explizite Begründung, die er für seine Laufpraxis anführen konnte, bestand in der Übernahme verbreiteter Deutungsmuster vom Ausgleich und Abschalten, die gleichwohl in seinem Fall widersprüchlich und erklärungsbedürftig sind und daher als tatsächliche Motivatoren seiner Laufpraxis nicht plausibel erscheinen. Dafür, dass die Laufpraxis Herrn Gerkens in direktem kausalen Zusammenhang mit seiner beruflichen Praxis steht, haben wir bislang ebenfalls keine Anzeichen, und es scheint vor dem Hintergrund der rekonstruierten Fallstruktur auch unwahrscheinlich, dass diesbezüglich im Interview noch etwas kommt. Das bedeutet gleichwohl nicht, dass es keine indirekten Wechselwirkungen zwischen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Laufen und Beruf gibt. Dazu wollen wir uns nachfolgend noch weitere Interviewstellen anschauen. Zudem und als erstes wollen wir gleichwohl noch in aller Kürze in Erfahrung bringen, wie und warum Herr Gerken zu seiner ersten Marathonteilnahme gekommen ist und warum er sich in der M-M-W für den Frankfurt-Marathon angemeldet hat.

c) Marathonteilnahme und Anmeldung in der M-M-W

Wenn wir nun nachfolgend der Frage nachgehen, wie und warum der Interviewee denn letztlich zum Marathonlaufen kam, dann können wir bereits jetzt vermuten, dass es damit zusammenhängen wird, dass das Marathonlaufen eben Realisierungschancen für seine persönlichkeitsstrukturelle masochistische Disposition und eine Bewährungsmöglichkeit für seine darauf aufbauende masochistische Bewährungsfigur bietet. Wir wollen im Folgenden wiederum nur sporadisch auf die Feininterpretation zurückgreifen.

> **I:** Mhm okay, und äh wie kam es dann, dass Sie Marathon laufen wollten oder dann tatsächlich so sagen wir mal ab Halbmarathon dann noch weiter gegangen sind ähm?
> **P. Gerken:** Es, es war eigentlich so ähmm, zu diesem aktiven Laufen bin ich dann dazu gekommen über ähh äh diese längeren Dischtanzen über äh Freunde, die dann gesagt haben, »na hey, jetzt hascht schon die zehn Kilometer, willscht net mal noch ein Schritt weiter?« Und äh ich hab dann gesagt, »naja also zwölf, vierzehn Kilometer reicht mir eigentlich schon«

Die Frage des Interviewers zielt auf die Genese der Motivation für das Marathonlaufen ab. Es geht um den dahinterliegenden biographischen Entwicklungsprozess (»wie kam es«). »Marathon laufen« legt dabei nahe, dass es um die erste Teilnahme Herrn Gerkens an einer regulären Marathonveranstaltung geht. Im zweiten Satzteil wird dann gleichwohl eine alternative (»oder«) Anschlussoption eingeführt. Fraglich ist, worin die Alternative besteht. Das »sagen wir mal« unterstellt zunächst in Form einer spontan daher kommenden Erwägung, dass »ab Halbmarathon« die eigentlich entscheidende Zäsur darstellt. Damit wird der Laufpraxis, die über den Halbmarathon hinausgeht, eine neue Qualität zugeschrieben, unabhängig davon, ob es dann bis zum Marathon oder gar darüber hinaus geht; die Marathonteilnahme als solche wird also niedriger gehängt, während ›mehr als Halbmarathon‹ und damit die Distanzsteigerung über die Halbmarathondistanz hinaus zur zentralen Erklärungsbedürftigkeit avanciert; es brauche dafür eine Zusatzmotivation, so die Unterstellung.[31] Von der Sache her liegt dies auch nahe, denn einen Halbmarathon können

31 Zu dem Zeitpunkt war dem Interviewer auch nicht bekannt, dass Herr Gerken vor seiner ersten Marathonteilnahme an einem Halbmarathonwettkampf teilgenommen hat, sodass es hier wohl tatsächlich die *Halbmarathondistanz* gemeint ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

etwa gut trainierte Jogger*innen, die problemlos zehn Kilometer laufen, auch ohne großen zusätzlichen Trainingsaufwand bewältigen. Anders ist es hingegen, wenn man über die Halbmarathondistanz hinaus und bis zum Marathon oder noch weiter gehen möchte; hierfür muss die Trainingspraxis deutlich angepasst werden, sodass entsprechend eine besondere motivatorische Bereitschaft vorliegen muss.

Im Folgenden kann Herr Gerken nun wählen, ob er sich zuerst auf den ersten oder den zweiten Teil der Interviewerfrage bezieht. Letztlich wird er in seiner Antwort jedoch beide Frageteile bedienen müssen. Denn die Erläuterung der ersten Marathonteilnahme impliziert notwendigerweise auch die Thematisierung der Frage, warum es ihn gereizt hat, über das für den Handball Notwendige und schließlich auch über die Halbmarathondistanz hinauszugehen. Und wenn er genau damit beginnt, dann liegt es nahe, auch zu erläutern, warum er dann an einem offiziellen Marathonlauf teilnehmen wollte bzw. faktisch teilgenommen hat und nicht einfach weiter rein privat gelaufen ist. Beiden Frageteilen ist also gemeinsam, dass sie letztlich auf die ›Konversion‹ Herrn Gerkens vom ›Jogger‹ zum ›Läufer‹ abzielen.

Mit »Es, es war eigentlich so ähmm« steigt Herr Gerken unmittelbar in eine Erzählung ein. Wiederum gibt er mit »eigentlich« dabei zu erkennen, dass es alternative Darstellungsoptionen gäbe. Hinsichtlich der Darstellung der ›Oberflächengeschichte‹, wie er zum Laufen gekommen ist, scheint er also eher im Diffusen zu bleiben und keine klare Geschichte diesbezüglich parat bzw. Schwierigkeiten dabei zu haben, die Ereignisse während des spontanen Erzählens zu rekapitulieren. Mit der Formulierung »zu diesem aktiven Laufen bin ich dann dazu gekommen« greift er sodann genau das vom Interviewer eingeführte Leitthema auf: seine Transformation zum Läufer. Das »aktiven« zeigt dabei deutlich an, ähnlich wie »aktiv Handball«, dass es jetzt explizit nicht nur um höheres läuferisches Engagement als solches geht, sondern vor allem eben auch um Wettkampfteilnahmen und systematisches Training; es ist eben erneut die profisportliche Terminologie, die Herr Gerken wählt. Ging es bisher vor allem darum, wie er zum Laufen als einer eigenständigen, vom Handball unabhängigen, zugleich aber immer noch *privaten* Praxis gekommen ist, so geht es nunmehr also um Laufen *als Sport*.

Gleichwohl spricht Herr Gerken nicht etwa explizit von seiner »ersten Marathonteilnahme« oder vom »Marathonlaufen«. Vielmehr umfasst das ›aktive Laufen‹ prinzipiell alle wettkampfmäßigen Aktivitäten – seien es zehn Kilometer, Halbmarathon oder Marathon. Folglich scheint das *Marathon*laufen als solches nicht besonders identitätsbedeutsam für ihn zu sein. Als nächstes würde man nun erwarten, dass Herr Gerken schildert, wie es zu seiner ersten Wettkampfteilnahme kam. Er sagt: »über ähh äh diese längeren Dischtanzen über äh Freunde, die dann gesagt haben, na hey, jetzt hascht schon die zehn Kilometer, willscht net mal noch ein Schritt weiter?«. Zunächst wird deutlich, dass der Impuls für eine Wettkampfteilnahme nicht von Herrn Gerken selbst ausgegangen ist, sondern von außen an ihn herangetragen wurde (»über Freunde«). Wer die »Freunde« waren und wie genau sich

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Ganze konkret zugetragen hat, bleibt vorerst offen. In welcher Relation stehen »Freunde« und »längere Distanzen«? Ist Herr Gerken mit jemanden zusammengelaufen oder hat er Freunden, die bereits wettkampfmäßig liefen, von seinem gesteigerten Laufengagement erzählt? Von der konkreten Formulierung her liegt es jedenfalls nahe, dass es sich um Freunde gehandelt hat, die ihrerseits wettkampfmäßig gelaufen sind. Warum sonst sollten sie ihn agitieren, einen »Schritt weiter« zu gehen? Es bleibt indes unklar, in welchem Zeitraum sich die Ereignisse abgespielt haben (»dann«). Auch ist nicht klar, ob Herr Gerken bis dato bereits an einem zehn Kilometer Laufwettkampf teilgenommen hat. Das »jetzt hascht schon die zehn Kilometer« suggeriert einerseits einen konkreten Meilenstein, der inhaltlich tatsächlich auch einer leichtathletischen Wettkampfdisziplin entspricht. Dazu passt auch, dass »ein Schritt weiter« eine eingerichtete Abfolge unterstellt und sich daher nur auf die Hierarchie der leichtathletischen Laufdisziplinen beziehen kann; dieser zufolge wäre der nächste Schritt der Halbmarathon. Andererseits ist aber wiederum nicht explizit von einer *Wettkampfteilnahme* die Rede. Im Vordergrund steht die Bewältigung der Distanz als solcher, was sich auch im »hast schon« ausdrückt. Denn damit wird nicht nur auf die erfolgreiche Bewältigung der zehn Kilometer Distanz verwiesen, sondern zugleich auch unterstellt, dass der nächste Schritt keine große Hürde ist, nach dem Motto: Wer zehn Kilometer laufen kann, kann auch Halbmarathon laufen.

Das Entscheidende auf der Darstellungsebene ist jedoch, dass Herr Gerken nicht explizit vom Halbmarathon bzw. einer Halbmarathonteilnahme spricht. Er sagt eben »noch ein Schritt weiter« und nicht »willst net mal nen Halbmarathon mitlaufen?«. Das bedeutet, dass er diesen nächsten Schritt nicht vor dem Hintergrund der Frage nach der Teilnahme an einem offiziellen Wettbewerb thematisiert, um die es der Sache nach geht, sondern lediglich vor dem Hintergrund der Frage, ob er noch längere Distanzen laufen soll oder nicht; die Frage nach der Teilnahme an Wettbewerben generell blendet er aus bzw. verhält sich dazu nicht. Insofern bestärkt dies unsere Vermutung, dass die Marathon- bzw. Wettbewerbsteilnahmen generell für ihn nicht besonders identitätsbedeutsam sind; er scheint das aktive Laufen weniger mit Wettkampfteilnahmen zu assoziieren als vielmehr mit längeren Distanzen.

Auch in der Anschlussäußerung wird der ›nächste Schritt‹ nicht weiter expliziert. Stattdessen reinszeniert Herr Gerken zunächst seine Reaktion auf die zuvor rekapitulierte Agitation durch die Freunde: »Und äh ich hab dann gesagt, naja also zwölf, vierzehn Kilometer reicht mir eigentlich schon«. Von der Sache her wird zum einen deutlich: Herr Gerken wollte sich ursprünglich wohl nicht agitieren lassen und hatte kein Interesse daran, einen »Schritt weiter« zu gehen. Zum anderen fällt auf, dass er nun nicht von ›den‹ zehn Kilometern spricht, sondern von »zwölf, vierzehn«. Das erscheint unpassend. Denn die Frage war ja, ob er nicht einen »Schritt weiter« gehen möchte, was eben in Kategorien der Leichtathletik der Halbmarathondiszi-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

plin entspricht. Insofern müsste die Antwort Herrn Gerkens »die zehn Kilometer reichen mir eigentlich schon« oder »Halbmarathon ist nichts für mich« heißen. Damit würde er gleichsam im leichtathletischen Kategoriensystem bleiben. Mit »zwölf, vierzehn Kilometern« behandelt er die vorausgegangene Frage jedoch wiederum lediglich unter dem Gesichtspunkt der Distanzsteigerung; entscheidend ist für ihn nicht die Frage: »Soll ich an einem Halbmarathon teilnehmen?«, sondern: »Reicht mir das?«. Auf das erlebte Leben bezogen, ist damit nahegelegt, dass ein wettkampfmäßiges Laufengagement für Herrn Gerken von vornherein eigentlich nicht infrage kam bzw. er sich eine entsprechende Frage schlichtweg gar nicht stellte. Entscheidend war für ihn nicht die Teilnahme an Laufwettbewerben, sondern das *privat praktizierte Langlaufen*, bei welchem es ihm vor allem um die gelaufenen Distanzen – in seinen Worten: die »längeren Distanzen« – ging. Das liegt von der bisher rekonstruierten Motivationsstruktur freilich auch nahe bzw. verwundert nicht: Für Herrn Gerken steht vor allem die Selbsterschöpfung im Vordergrund; Wettkampfteilnahmen sind dafür prinzipiell nicht erforderlich, ja im Grunde sogar eher hinderlich, weil die Rahmenbedingungen fremddefiniert sind und man sich an sie halten muss. Wie wir gesehen haben, geht es Herrn Gerken aber eben vor allem um das selbstbestimmte Sich-an-die-Substanz gehen (»in der freien Natur«). Dazu passt auch, dass er bislang vom Laufen als Sport auch nicht gesprochen hat und auch keine positive innere Bindung zum Laufen als solchem zum Ausdruck bringen konnte (»das ist einfach toll«, »Laufen mochte ich schon immer«), sondern dies eher ein innerer Zwang (»selber nicht mehr ausgereicht«) bzw. ein Mittel zum Zweck (Abschalten, Ausgleich) für ihn ist. Lediglich in der Formulierung »in der freien Natur« deutet sich so etwas wie eine positive innere Bindung an; letztlich steht dabei aber eben das selbstbestimmte Runterreißen und nicht das Laufen als solches im Fokus.

Zugleich wissen wir nun ja schon, dass Herr Gerken am Ende dann doch Marathon gelaufen *ist* und zum Interviewzeitpunkt eine erneute Teilnahme anstrebte. Es fragt sich daher, warum ihn eine Wettbewerbsteilnahme irgendwann doch gereizt hat bzw. wie es dazu kam, obwohl es eigentlich nicht sein Fokus gewesen ist. Es liegt nahe, dass es mit der Agitation durch die Freunde zusammenhing. Entsprechend fährt Herr Gerken fort mit:

> **P. Gerken:** und dann habn ähhm (.) diejenigen gemeint, »ahh es gibt aber auch noch die äh ne Dischtanz weiter nach den zehn, die Halbmarathondischtanz«

Herr Gerken behält seinen Erzählstil der Reinszenierung der ursprünglichen Situation bei. Von der Sache her geht es dabei darum, dass ihn die Freunde weiter zu überzeugen versucht haben, den nächsten Schritt zu gehen. Doch auch der wiedergegebene Überzeugungsversuch wird von ihm erneut nicht explizit vor dem Hintergrund der Frage nach der Teilnahme an einem Laufwettbewerb thematisiert, obwohl von der Sache her nichts anderes gemeint sein kann, weil wieder die logische

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Abfolge von leichtathletischen Laufdisziplinen angesprochen ist. Stattdessen geht es wieder nur um die Frage, ob Herr Gerken die Distanz steigern soll oder nicht. Dabei stellt er es so dar, als wären die Freunde davon ausgegangen, dass er es schlichtweg nicht gewusst habe, dass es noch »ne Distanz weiter nach den zehn« gibt. Dass dem tatsächlich so war, ist natürlich sehr unwahrscheinlich, denn als Sportler wird Herr Gerken doch bestimmt gewusst haben, dass eine solche Distanz existiert. Von daher hätte man erwartet, dass der Überzeugungsversuch eher auf eine Formulierung wie »ach komm, mach' doch einmal mit, du wirst sehen, das ist absolut spitze« hinausläuft. Vermutlich ist es faktisch auch so gewesen. Dass Herr Gerken dies hier so reinszeniert bzw. erinnert, wird daher vielmehr damit zu tun zu haben, dass ihn die Wettbewerbsteilnahme als solche nicht sonderlich interessiert (hat) und es für ihn eben lediglich um die Frage »reicht es oder reicht es nicht?« ging bzw. geht. Das reproduziert sich dann auch so in seinen weiteren Ausführungen:

> **P. Gerken:** und ähm ich hab dann auch schon von vielen so ausm ähh ausm Freundeskreis gehört, »ja es isch absolut ne neue Erfahrung« und äh ich sag mal so, das war dann so der Einstieg in diese (.) äh ich würd sagen legale Droge ähhm, weil es hat es hat wirklich die die gleichende äh gleiche berauschende Wirkung ähhhm (.) nachm zehn Kilometer Lauf oder nachm Halbmarathon ähh, wer des erreicht hat, der blickt dann zurück, denkt sich, »äh heut morgen hab ich mich noch für verrückt erklärt, einundzwanzig Kilometer zu laufen, jetzt bin ich sie gelaufen in 1:55, ähhm ich kann jetzt Bäume rausreißen« und dieses Hochgefühl des bleibt auch, ähh //mhm// man hat zwar am nächschten Tag schwere Beine, aber ich weiß noch nach meinem erschten Halbmarathon, ähm der war sonntags ähhh bin ich dienstags wieder fünfzehn Kilometer laufen gegangen, weil ähh dieses Hochgefühl noch so angehalten hat

Mit »und ähm ich hab dann auch schon von vielen so ausm ähh ausm Freundeskreis gehört, ja es isch absolut ne neue Erfahrung« deutet sich an, dass Herr Gerken sich hat überzeugen lassen, an einem Halbmarathon teilzunehmen. Gleichwohl verhält er sich weiterhin nicht dazu, was ihn an der Wettbewerbsteilnahme selbst gereizt hat. Er schildert auch keinen Entschluss, im Sinne von: »…und dann habe ich entschieden, dass ich das mal versuchen möchte«. Die »neue Erfahrung« ist bloß eine Floskel, was in der darin enthaltenen Tautologie zum Ausdruck kommt. Denn per definitionem ist jede Erfahrung neu. Man kann keine »alten« Erfahrungen machen. Man kann »tolle«, »wichtige« oder »negative« Erfahrungen machen. Damit würde man immerhin zum Ausdruck bringen, dass die gemachte Erfahrung gleichsam eine emotionale Valenz für einen hat. Aber selbst dann müsste man im nächsten Schritt noch explizieren, was daran toll, wichtig oder negativ war, damit es für ein Gegenüber verständlich wird. Entsprechend gibt es immer viele ›neue‹ Erfahrungen, die man potenziell machen könnte; ob und warum man das möchte, ist

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gleichwohl eine andere Frage; die Neuartigkeit von etwas allein erklärt demnach noch nicht, was genau einen daran reizt, geschweige denn, dass man es machen soll. Die Erfahrung wird also zum Selbstzweck erhoben. Das »absolut« amplifiziert die Tautologie und damit das Floskelhafte noch weiter. Obwohl also Herr Gerken es der Intention und der Sache nach zu versuchen scheint, zu erläutern, was ihn schließlich überzeugt hat, einen Halbmarathonlauf zu laufen, gelingt ihm dies objektiv nicht. Das Floskelhafte bestärkt uns vielmehr erneut in der Annahme, dass die Teilnahme als solche eigentlich nichts Reizvolles für ihn hatte. Sie war lediglich etwas, zu dem er mehr oder weniger widerwillig überredet wurde. Das Einzige, was ihn zu interessieren scheint, ist die Halbmarathondistanz und die Möglichkeit, die sie ihm bietet, an seine Grenzen zu gehen.

Entsprechend kommt auch im gesamten nachfolgenden Interviewabschnitt nichts mehr zur Teilnahme an sich. Herr Gerken sagt erneut nicht, dass und warum er sich überzeugen hat lassen, sondern spart die dazugehörige ›Oberflächengeschichte‹ (Wann und wo war das? Wie ist es abgelaufen? etc.) gleichsam komplett aus und fokussiert sich vielmehr auf die Wirkung, die die wettkampfmäßige Bewältigung der Halbmarathondistanz – denn der Sache nach bezieht er sich ja darauf – auf ihn hatte: »und äh ich sag mal so, das war dann so der Einstieg in diese (.) äh ich würd sagen legale Droge, weil es hat es hat wirklich die die gleichende äh gleiche berauschende Wirkung«. ›Angefixt‹ war Herr Gerken somit erst, *nachdem* er den Halbmarathon gelaufen ist.

Die Formulierung »legale Droge« sticht nun besonders hervor und wird vom Interviewee in ähnlicher Form mehrmals im Interview verwendet (»positive Droge«, »positive Medizin«, »Droge«). Dabei fällt zum einen generell auf, dass das Laufen so in einen sozusagen funktionalen Zusammenhang gestellt wird, jenseits des Sportlichen: Es sind nicht der Wettkampf mit anderen oder die persönliche Bestzeit, die den Reiz der Teilnahme ausmachen, sondern die »berauschende Wirkung« ist es; auch dies verweist darauf, dass das Wettkampflaufen Herrn Gerken höchstens als eine formal-sportliche Aktivität interessiert. Zum anderen fragt es sich aber auch, was genau daran für ihn so berauschend bzw. warum das Laufen eine »Droge« für ihn ist. Tatsächlich wird unter einer Droge im Allgemeinen eine Substanz verstanden, deren Konsum zu einem Rausch führt (entsprechend ist es in institutionellen Kontexten nicht unüblich, von »Rauschmitteln« oder »Rauschgiften« zu sprechen), welcher je nach Dosierung stärker oder schwächer ausfallen und mit einer Bewusstseinsveränderung einhergehen kann. Zudem besitzen Drogen abhängig machende Potenziale, die je nach Substanz wiederum variieren. Der Umgang mit sowie der Gebrauch von Drogen sind in modernen Gesellschaften gesetzlich geregelt. So ist in den meisten westlichen Staaten der Konsum von Alkohol erlaubt, derjenige von Kokain oder Heroin hingegen nicht. Zudem unterscheiden sich die konkreten Konsumpraktiken je nach Milieu und Region. Die Tatsache, dass eine Droge als *legal* deklariert ist, bedeutet indes nicht zwingend, dass sie nicht oder weniger gesundheits-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gefährdend bzw. abhängig machend ist als eine illegale. Entsprechend kontrovers werden die Debatten um die Legalisierung bzw. das Verbot bestimmter Substanzen geführt. Grundsätzlich sind Drogen – ob legal oder illegal – jedoch im Alltagsbewusstsein eher negativ konnotiert.

Indem Herr Gerken also die Bewältigung seiner ersten wettkampfmäßigen Halbmarathondistanz als »Einstieg« in eine »Droge« bezeichnet, problematisiert er seine Laufpraxis zunächst einmal. Durch das vorgeschaltete »legale« allerdings kommt dieser Anklang von Selbstkritik zugleich schon als ›entschärft‹ daher. Folglich nimmt Herr Gerken eine apologetische Haltung ein, nach dem Motto: »Es ist vielleicht nicht gut, aber immerhin ist es erlaubt«. Darin offenbart er eine durchaus ambivalente Haltung zu seiner Laufpraxis. Faktisch hingegen ist das Laufen natürlich keine Droge; es kann sich zwar wie jegliches Verhalten zu einer stoff*un*gebundenen Verhaltenssucht entwickeln (vgl. Schack 2000), aber es ist keine *Substanz*, die man einnehmen kann. Es wäre daher grundsätzlich denkbar, dass Herr Gerken, indem er vom Laufen als *Droge* spricht, es vermeidet, von *Sucht* zu sprechen und damit eine mögliche Suchtproblematik zu adressieren. Dazu würde nicht nur die Rede vom »Einstieg« (an einer anderen Stelle spricht er auch vom »schleichende[n] Prozess«), sondern auch die ambivalente Haltung, die er seiner Laufpraxis gegenüber zu haben scheint, passen. Tatsächlich wird in der psychoanalytischen Suchtforschung neben einer »adaptive[n]« und »symbiotische[n]« auch eine »masochistische Sucht« differenziert (vgl. Voigtel 2000). Den Mechanismus der Identifikation mit dem Aggressor (»die kleinen Knirpse heutzutage kaputtzukriegen«) und den Wunsch nach »Objektfreiheit« (»in der freien Natur«), der für die masochistische Sucht unter anderem charakteristisch ist (vgl. ebd.: 31), konnten wir im Falle Herrn Gerkens ebenfalls schon identifizieren. Wie wir zudem gesehen haben und später noch sehen werden, weist Herr Gerkens Sport- und Berufspraxis durchaus Anzeichen von Kontrollverlust und Kontinuitätstrieb auf, wenn er eben trotz einer massiven Verletzung nicht aufhört zu spielen oder bis zur vollkommenen Erschöpfung arbeitet. Auch eine Ausweitung der Toleranzschwelle für Belastungen sowie eine enorme Aufwendung von Zeit für die jeweiligen Aktivitäten können wir bei Herrn Gerken beobachten, die allesamt Indikatoren einer primären (Sport = primäres Suchtmedium) oder sekundären Sportsucht (Sportsucht = Symptom einer anderen Erkrankung) sein können.[32]

Wir können im Rahmen dieser Arbeit gleichwohl nicht eindeutig entscheiden, inwieweit es sich im Falle Herrn Gerkens tatsächlich um Sucht handelt (mehr dazu im Schlusskapitel der Analyse). Geht man nach den Kriterien bzw. Indikatoren

32 Vgl. zur Unterscheidung primäre/sekundäre Sportsucht: De Coverley Veale (1987); zu den Indikatoren sportsüchtigen Verhaltens: Hausenblas/Symons Downs (2002); und zur Sportsucht aus soziologischer Perspektive: Bette/Gugutzer (2012).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sportsüchtigen Verhaltens nach Hausenblas und Symons Downs (2002), so liegt eine Sportsucht dann vor, wenn mindestens drei von insgesamt sieben von den Autorinnen identifizierten Kriterien vorfindbar sind. Im Falle Herrn Gerkens trifft dies, wie aufgeführt, zu. Auch eine gewisse Zwanghaftigkeit ist gegeben. Gleichwohl reicht dies meiner Ansicht nach nicht aus, um zu entscheiden, ob es sich deshalb schon um Sucht handelt. Denn masochistisches Verhalten hat rein äußerlich stets etwas Suchtförmiges an sich, da diesem eine gleichsam eskalierende Logik innewohnt: Um das Leiden ›stabil‹ halten zu können, muss die Unterwerfung mit immer höherem Kraftaufwand betrieben werden, weil ansonsten womöglich ein Gewöhnungs- bzw. im Falle sportlichen oder bewegungsbezogenen Handelns ein Trainingseffekt einträte. Die Grenze zur Sucht ist also sehr dünn und dürfte dann überschritten sein, wenn die jeweils suchtförmig werdende Praxis zum lebensbestimmenden Faktor wird und die allgemeine Lebenspraxis einer Person massiv beeinträchtigt. Teilweise deutet sich ein solcher Kontrollverlust in den Erzählungen Herrn Gerkens (auf eine besondere Stelle kommen wir im letzten Teilkapitel dieser Analyse noch genauer zu sprechen) an; im Großen und Ganzen jedoch scheint seine Lebenspraxis zu funktionieren: er ist beruflich erfolgreich, konnte eine Familie gründen und stößt mit seinem exzessiven Sportverhalten offensichtlich auch auf Anerkennung innerhalb seines sozialen Umfelds. Und selbst wenn es sich tatsächlich um Sucht handeln sollte: entscheidend für die Motivationsstruktur seiner Laufpraxis wäre auch dann nicht die Sucht selbst, sondern seine sadomasochistische Persönlichkeitsstruktur, ohne die sich ja auch das masochistisch-süchtige Verhalten nicht ausbilden könnte. Die Kernstruktur der masochistischen Sucht ist eine sadomasochistische charakterliche Disposition; die treibende Kraft ist die masochistische Strebung.

Entscheidend ist für unser Erkenntnisinteresse jedenfalls, dass Herr Gerken mit der Klassifizierung des Laufens als »legale Droge« zwar andeutet, dass er nun etwas dazu sagen wird, was ihn am Laufen reizt; sein Zugriff darauf gleichwohl eher distanziert bleibt. Er unterstellt, dass dies nicht nur *für ihn*, sondern *für alle* Laufenden so sei. Das vorangestellte »ich würd sagen« steht dieser Interpretation nicht entgegen, weil es nicht etwa ausdrückt, was Herrn Gerken persönlich am Laufen gereizt hat (dann hätte er eben »für mich ist es eine Droge« oder »auf mich wirkt es wie eine Droge« sagen müssen), sondern lediglich eine subjektive Deutung ankündigt, die gleichwohl Anspruch erhebt, etwas Objektives am Laufen zu identifizieren. Und dieses Objektive besteht in seiner Darstellung eben darin, dass das Laufen eine drogenähnliche, »wirklich […] berauschende Wirkung« habe – wiederum nicht *für ihn*, sondern generell. Das reproduziert sich dann auch: »wer des erreicht hat, der blickt dann zurück, denkt sich äh heut morgen hab ich mich noch für verrückt erklärt, einundzwanzig Kilometer zu laufen, jetzt bin ich sie gelaufen in 1:55, ähhm ich kann jetzt Bäume rausreißen und dieses Hochgefühl des bleibt auch«. Die Wirkung des Laufens wird weiterhin aus einer distanzierten Perspektive beschrieben. Es heißt nicht: »Als ich meinen ersten Halbmarathon geschafft hatte, merkte ich

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

…«. Der Sache nach geht es darum, das Rauschhafte am Laufen bzw. der Bewältigung eines Halbmarathonwettkampfs zu beschreiben. Dass es tatsächlich bloß um Bewältigung und nicht um sportliche Ziele geht, zeigt sich dabei zum einen in der Zeitangabe »1:55«. Denn das ist nicht mehr als eine durchschnittliche Zeit, mit der man sich folglich nicht wirklich aufwerten kann. Zum anderen aber auch im Zweifel ob der generellen Machbarkeit, aber auch der Vernünftigkeit des Unterfangens (»hab ich mich noch für verrückt erklärt«). Worin besteht nun der Rausch? Zunächst einmal ist nunmehr von »Hochgefühl« die Rede. Ein Hochgefühl ist durchaus mit einem Rausch vergleichbar bzw. hat in sich etwas Rauschhaftes. Gleichwohl wird damit vor allem das gleichsam Aufputschende, Glückhafte und Euphorisierende an der Rauschwirkung betont. Die Formulierung »Bäume rausreißen«, auf die sich die Rede vom Hochgefühl bezieht (»dieses«), passt dazu. Denn vom »Bäume rausreißen« kann nur jemand sprechen, der/die das Gefühl einer schier grenzenlosen physischen Stärke verspürt und sich dabei in einem regelrechten Euphorierausch befindet. Im Kontext betrachtet, kann man sagen, dass Herr Gerken hier eine Art *masochistische Allmachtsphantasie* entwickelt, sofern dem Gefühl unendlicher körperlicher Kraft und Unzerstörbarkeit ein Gefühl der Nichtigkeit und Schwäche entgegenstehen muss, das nur mit der Allmachtsphantasie und der damit verbundenen Bewährung im Wettkampf beschwichtigt werden kann. Und es ist eben auch das Hochgefühl, das ihn am Langlaufen zu reizen scheint, wenn er sodann davon berichtet, wie er nach seinem »erschten Halbmarathon […] dienstags wieder fünfzehn Kilometer laufen gegangen« sei, da »dieses Hochgefühl noch so angehalten hat«. Die Halbmarathonerfahrung – und es kann sich hier nur um eine offizielle Wettkampfteilnahme handeln (»der war sonntags«) – hat ihn nicht etwa abgeschreckt – nach dem Motto: »und dann habe ich mir geschworen: so etwas mache ich nie wieder« –, sondern ihn regelrecht in Ekstase versetzt. Letztlich bestärkt uns dies in der Deutung, dass es sich nicht um ein genuin süchtiges Verhalten handelt, denn im Vordergrund scheint das Rauschhafte des Langlaufens zu stehen, was im Endeffekt sehr gut mit dem masochistischen Element einhergeht: Es indiziert ein aus der Selbstunterwerfung resultierendes Befriedigungsgefühl.

Es passt indes auch sehr gut zur bereits rekonstruierten Struktur, dass Herr Gerken sich weiterhin nicht zur der Frage verhält, warum ihn eine offizielle Wettkampfteilnahme gereizt hat. Auch im weiteren Interview kommt er darauf nicht mehr zu sprechen – auch nicht auf seine erste Marathonteilnahme, die ja bereits erfolgte, als er nur 19 Jahre alt war und was nur gleichsam folgerichtig ist, weil die Teilnahme als solche für ihn wohl nicht besonders prägend war. Das, was ihn am Langlaufen als solchem gereizt hat, war die neue Möglichkeit, seine masochistischen Strebungen ›selbstbestimmt‹ auszuleben; das war das, was er *eigentlich* entdeckt haben muss. Zu den Wettkampfteilnahmen wurde er hingegen eher fremdmotiviert. Dazu passt auch, dass Herr Gerken insgesamt auch nicht viele Wettkampfteilnahmen vorzuweisen scheint. Denn wie gesagt: zum Interviewzeitpunkt hatte er nur einen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Marathon gelaufen und einige Halbmarathonläufe absolviert. Dies gilt auch dann, wenn man berücksichtigt, dass er seine Laufaktivität durch seine Knieverletzung einschränken musste. Anderenfalls würden Wettkampfteilnahmen in seiner Erzählung generell einen viel größeren Stellenwert einnehmen. Tatsächlich kommt er im Interview aber nur auf Nachfrage darauf zu sprechen. Der niedrige Stellenwert, den Wettkampfteilnahmen als solche für ihn haben, reproduziert sich sodann auch in seiner Schilderung, wie es zur Teilnahme in der M-M-W kam:

> **I:** Wie- wie kam's dazu? Haben Sie das irgendwie zufällig gesehen, dass es das gibt oder?
> **P. Gerken:** Ähm, Freunde von mir, die- ähm die sind letzschtes Jahr äh den Teammarathon gelaufen. Das heißt ähm jeder läuft ne vordefinierte Strecke //mhm// zwischen sieben und dreizehn Kilometer. Man kann sich's aussuchen, dreizehn, elf, neun und sieben sind's glaube ich. Ich müsste nochmal nachgucken, aber ich glaub in der in der Staffelung ischs-, und ähm (.) ich sollte äh für den einen Kollegen krankheitsbedingt einspringen, bin aber dann beruflich unterwegs gewesen und konnte net und äh //mhm// da hab ich gesagt »okay, dieses Jahr hat's net ganz gereicht ähh dann werde ich le- äh nächschtes Jahr äh auf jeden Fall wieder die Staffel laufen«. Und ähm ähm n ehemaliger Handballkollege von mir, der hat sich auch angemeldet, unabhängig von mir und dann habn wa gesagt »ey, hat er gesagt, ey, du willscht doch net ernschthaft die Staffel dieses Jahr laufen, wenn, dann laufen wa zusammen die komplette Strecke«. Und dann hab ich überlegt »pff, ob ich jetzt einundzwanzig laufe oder zweimal einundzwanzig, pff, eigentlich isches egal, ähhm irgendwie wird es schon hinhauen.« Bin da auch bisschen leichtgläubig bei der Anmeldung gewesen und hab dann gesagt »okay, komm, ganz oder gar net, ähhm, du willscht's mal wieder machen«, Frankfurt isch wirklich n top Marathon, hat keine Berge in dem Sinne wie jetzt in München oder sonscht wo und äh ischt ne schöne Strecke, am Main entlang. Lasseahh, »ich meld mich jetzt net für de- den Team an oder für die a- für den Halbmarathon, wenn, dann mache ich des voll aufs Ganze« und äh hab dann gesagt »okay«. Und bei der Anmeldung kam dann eben diese Manager-Wertung, und ich musste mich dann erschtmal schlau machen, was jetzt eigentlich diese Manager-Wertung bedeutet. Und ähm hab dann festgestellt, okay, isch einfach n Vergleich ähhh zwischen verschiedenen Führungspositionen und hab dann gesagt »okay komm, machen ma noch mit« äh und habn dann halt das volle Programm angeklickt, mit I-Love-Shirt und Pipapo allem Pipapo

Wir brauchen das nicht mehr en détail zu interpretieren. Man sieht zunächst, dass der Interviewer eine Nachfrage stellt. Diese bezieht sich auf die Teilnahme Herrn Gerkens in der M-M-W (»das«), nach der zuvor schon gefragt wurde, was Herr Gerken jedoch recht knapp und redundant beantwortete, indem er schlichtweg sagte, dass dies eine »ganz spontane Sache« war und er sich in dieser Wertung auf der Internetseite des Frankfurt-Marathons angemeldet habe. Die Nachfrage des In-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

terviewers zielt also darauf ab, mehr über den genauen Hergang der Anmeldung zu erfahren und damit verbunden auch darüber, was die »ganz spontane« Anmeldung tatsächlich motiviert haben könnte. In Herrn Gerkens Antwort wird sodann zunächst deutlich, dass die Marathonteilnahme erneut eher fremdmotiviert war. Erst »sollte« er, wiederum auf die Agitation von Freunden hin, für »einen Kollegen krankheitsbedingt« für eine Marathonstaffel »einspringen«.[33] Da ihm dies aufgrund beruflicher Verpflichtungen jedoch nicht möglich war, hatte er sich vorgenommen (»da hab ich gesagt«), im darauffolgenden Jahr an der Staffel teilzunehmen. Interessant ist, dass er dies nun so darstellt, als sei es von vornherein sein Bestreben gewesen, die Marathonstaffel zu laufen (»net ganz gereicht«), was objektiv nicht der Fall zu sein scheint, wenn er doch nur »krankheitsbedingt einspringen [sollte]«. Er versucht es also als etwas Selbstbestimmtes darzustellen, aber es gelingt ihm nicht. Das setzt sich dann auch in der Entscheidung fort, statt der Staffel einen ganzen Marathon zu laufen. Denn abermals ist es nicht er selbst, sondern eine andere Person, die den entscheidenden Anstoß gibt (»ehemaliger Handballkollege«). Und wiederum versucht Herr Gerken sich als aktiven (Teil-)Part darzustellen, wenn er sagt: »und dann habn wa gesagt«, nur um sogleich zu korrigieren, dass die Agitation *nur* vom Handballkollegen ausging: »ey, hat er gesagt, ey, du willscht doch net ernschthaft die Staffel dieses Jahr laufen, wenn dann laufen wa zusammen die komplette Strecke.« Unabhängig davon, ob der Handballkollege das tatsächlich auch so gesagt hat, bringt die Äußerung beinahe schon einen Befehlston zum Ausdruck; es wird kein Vorschlag unterbreitet, sondern eine Bedingung gestellt: »wenn dann laufen wa zusammen …«. Jedenfalls ist es klar, dass Herr Gerken nur bedingt eine bewusste Entscheidung getroffen zu haben schein, wenn es heißt: »Und dann hab ich überlegt »pff, ob ich jetzt einundzwanzig laufe oder zweimal einundzwanzig, pff, eigentlich isches egal, ähhm irgendwie wird es schon hinhauen«. Zum einen ist nun nicht mehr die ursprünglich anvisierte Marathonstaffel, sondern der Halbmarathon die Alternative zum Marathon. Zum anderen wird der Distanzunterschied zwischen Halb- und Ganzmarathon marginalisiert: »eigentlich isches egal«. Faktisch ist es natürlich nicht egal, denn es ist genau die doppelte Distanz und im Vergleich zur Staffel, wo die längste Strecke laut Herrn Gerken um die dreizehn Kilometer liegt, ist es mehr als drei Mal so viel. Dies ist nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund seiner Knieverletzung, aufgrund derer er eigentlich gar nicht so viel laufen sollte, unvernünftig; er geht ohne Not ein gesundheitliches Risiko ein und macht sich die Agitation des Handballkollegen gleichsam zu eigen: »wenn, dann mache ich des voll aufs Ganze und hab dann gesagt okay«. Zunächst wirkt auch diese Äußerung so, als hätte Herr

33 Auffällig ist hieran auch, dass das die Teilnahme an der Marathonstaffel wie etwas Berufsförmiges behandelt wird, denn man kann bei Freizeitaktivitäten nicht »krankheitsbedingt einspringen«. Zudem impliziert »einspringen« auch, dass es für Herrn Gerken spontan auch problemlos möglich gewesen wäre.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Gerken sich aus eigenen Stücken zur Marathonteilnahme entschieden. Gleichwohl zeigt das konzedierende »okay« an, dass es sich lediglich um eine Einwilligung handelt, welche sich nur auf die Aufforderung seitens des Handballkollegen beziehen kann.

Die Anmeldung in der M-M-W ist nun insofern interessant, als dass Herr Gerken während seiner Anmeldung zum Marathon zumindest darüber ›gestolpert‹ ist; er hat nicht darüber hinweggesehen, sondern musste sich »erschtmal schlau machen« und dazu positionieren, was prinzipiell nicht erforderlich gewesen wäre; er hätte ja auch darüber hinwegsehen können. Entsprechend muss er etwas Interessantes daran entdeckt haben. Dabei hat er sich möglicherweise zunächst etwas anderes darunter vorstellt: »und hab dann festgestellt, okay, isch einfach n Vergleich ähhh zwischen verschiedenen Führungspositionen«. Instruktiv ist jedenfalls, dass er hier tatsächlich die Wettkampfdimension im Blick hat und die Formulierung »Vergleich zwischen verschiedenen Führungspositionen« wählt. Denn wörtlich genommen ist hiermit die sportliche Konkurrenz mit der beruflichen gleichgesetzt. Aber mehr noch: Mit der Rede von »verschiedenen Führungspositionen« hat er die vertikale Konkurrenz, die Hierarchie im Blick; so, als ginge es um die Konkurrenz zwischen unterem, mittlerem und oberem Management. Hier scheint insofern Herrn Gerkens Aufstiegs- bzw. Aspirationsmotiv auch eine Rolle zu spielen, worauf, wie wir im Rahmen der biographischen Konturierung gesehen haben, die Rede vom »Studium« ja auch schon verwies. Jedenfalls kann man sich gut vorstellen, dass ihn die Konkurrenz mit denjenigen, die in einer höheren Führungsposition als er tätig sind, gereizt hat. An dieser Stelle haben wird somit durchaus eine gewisse Strukturähnlichkeit in Bezug auf die Struktur der Verknüpfung von Arbeit und Freizeit, wie wir sie im vorigen Kapitel rekonstruiert haben. Es verwundert Herrn Gerken nicht etwa, dass es eine solche Wertung überhaupt gibt bzw. er interpretiert sie gleichsam von vornherein in terms dessen, was mit ihr objektiv unterstellt wird: Sport bzw. Freizeit und Arbeit fließen ineinander über, aber auch: Manager-Sein heißt Führungskraft-Sein.

Ansonsten jedoch scheint Herr Gerken der Wertung keine besondere Bedeutung beizumessen, wenn er sagt: »okay komm, machen wa noch mit«. Sie erscheint letztlich wie eine Nebensächlichkeit; es war kein ›großes Ding‹, so der Tenor. Dazu passt auch der Rest seiner Ausführungen: »und hab dann halt das volle Programm angeklickt, mit I-Love-Shirt und Pipapo, allem Pipapo«. Herr Gerken hat sich gleichsam etwas ›gegönnt‹, hat nicht gespart etc. Mit anderen Worten: Es drückt sich darin eine konsumistische Einstellung zum Marathon aus; Herr Gerken konsumiert den Marathon als ein Event, zu dem das ganze »Pipapo« eben dazu gehört, so wie wenn man im Restaurant Vor-, Haupt- und Nachspeise bestellt, im Kino Popcorn und Getränke oder bei einer Städtereise alle Sehenswürdigkeiten und Attraktionen abklappert, die man gesehen bzw. gemacht haben ›muss‹, sich klischeemäßige Souvenirs kauft und den Aufenthalt in einem überdurchschnittlich teuren Hotel sich genehmigt. Ja,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

er wirkt wie ein typischer Tourist, ein Marathon-Tourist. Damit bekommt die Marathonteilnahme zugleich den Status von etwas Außeralltäglichem, von etwas, das man nicht ›alle Tage‹ macht, womit sich erneut reproduziert, dass das wettkampfförmige Marathonlaufen für Herrn Gerken nicht besonders identitätsbedeutsam ist und er offenbar nicht vorhatte, es als freizeitmäßig betriebene Wettkampfpraxis zu etwas Regelmäßigem werden zu lassen. Regelmäßig Marathonlaufende würden sich hingegen wohl eher nicht das »I-Love-Shirt« mit »allem Pipapo« kaufen, zumal Finisher*innen bei den meisten Marathonveranstaltungen ohnehin ein Finisher*innen-Shirt und immer eine Medaille bzw. ein Äquivalent bekommen.

Nicht zuletzt muss man sagen, dass dieses Sich-etwas-Gönnen vor dem Hintergrund, dass es dabei um die Anmeldung für einen *Marathon* geht und Herr Gerken damit eigentlich eine Leidensstrecke vor sich hat, freilich fast schon komisch wirkt, weil es damit zu etwas grundsätzlich Lustvollem wird, zu etwas, womit man sich eben ›mal etwas Gutes tut‹. Folglich reproduziert sich darin die masochistische Charakterdisposition: *Für ihn* ist die Teilnahme anscheinend mit Lustbefriedigung verbunden, was wiederum auch zum Rauschhaften, zur legalen Droge, passt.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen. Alles in allem läuft es doch darauf hinaus, dass Herr Gerken keine innere Bindung an die Wettkampfteilnahmen hat. Diese haben sich eher als Gelegenheitsstrukturen angeboten, zu denen er vermittelt über Bekannte mehr oder weniger gedrängt wurde. Woran er aber tatsächlich Gefallen gefunden zu haben scheint, war wohl die damit eröffnete Möglichkeit, sich noch stärker an die Substanz zu gehen und sich zu verausgaben. Was für ihn im Vordergrund stand, war entsprechend das Rauschhafte, das er in der Selbstkasteiung erlebte. Im Folgenden wollen wir uns noch in aller Kürze eine Stelle anschauen, die die indirekte Verbindung beleuchtet, die zwischen der Lauf- und Berufspraxis Herrn Gerkens besteht und wo auch deutlich wird, welche konkrete Funktion das Laufen für ihn als Kompensationsmedium hat.

d) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

Es dürfte bereits auf der Hand liegen, dass Herrn Gerkens Lauf- und Sportpraxis auf der Ebene seiner Motivationsstruktur nicht im direkten Sinne mit seiner beruflichen Praxis verflochten ist. Das zentrale Movens in seinem Fall ist eine grundsätzlich sadomasochistische Charakterstruktur mit einer Dominanz der masochistischen Seite. Es könnte gleichwohl sein, dass es indirekte Bezüge gibt, so wie es bei ihm indirekte Bezüge zwischen Laufen und anderen Handlungsbereichen auch gibt, indem das Laufen ihm eine Kompensationsmöglichkeit für das Ausleben seines masochistischen Triebes eröffnet und als solche immer genau dann relevant wird, wenn Herrn Gerken Letzteres in anderen Handlungsbereichen nicht ohne weiteres mehr möglich ist. So merkte er in seiner Jugend, dass wenn er »raus in die Natur« geht, er sich der ›Enge‹ der Sporthalle entziehen und mehr laufen kann, als

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es im Rahmen des Handballtrainings eigentlich nötig wäre (»selber nimmer ausgereicht«); dies behielt er dann auch in seiner Schul- und Ausbildungszeit bei und lief »in der freien Natur«, um das körperliche ›Stillgestellt-Sein‹ zu kompensieren. *Das Laufen ermöglicht es ihm kurzgesagt, die masochistische Phantasie von Objektfreiheit aufrechtzuerhalten und sich gleichzeitig sozusagen selbstbestimmt an die Substanz zu gehen.* Und wie wir sogleich sehen werden, setzt sich diese Struktur auch im Berufsleben fort. Im folgenden Interviewausschnitt berichtet Herr Gerken von seinem Wechsel und dessen Hintergründen zu seinem zum Interviewzeitpunkt aktuellen Arbeitgeber.

P. Gerken: Also ich komm ähm ich bin ja bei der Firma XY jetzt seit anderthalb Jahren und ähm es ist so, dass die- ich war vorher bei nem Servicedienstleister in äh in der äh äh (nennt Branche) tätig, ähh da hatte ich n Arbeitstag, der hat morgens um vier angefangen und hat abends um dreiundzwanzig Uhr aufgehört. Also ich hatte äh, war dann zwischen vierzehn und achtzehn Stunden am Tag unterwegs, war viel im Auto unterwegs, bin dann auch teilweise morgens um vier (.) sechshundert Kilometer zum Kunden gefahren, hab dann dort n Gerät repariert, bin dann mittags zum nächschten Kunden dreihundert Kilometer entfernt weitergefahren und hab dann dort das Gerät repariert, bin dann- bin aber dann an dem Tag auch wieder Heim gefahren. Das heißt, wenn's wenig waren, waren's sechshundert Kilometer am Tag, wenn's viel waren's zwölfhundert //mhm//. Und irgendwann kommt man an den Punkt, wo der Körper einfach sagt, so, Kollege, da hilft Ihnen dann auch die vierzig-sechzig-Regel nichts mehr ähh, da sagt dann der Körper jetzt isch fertig und äh (.) der Punkt kam und dann war für mich das Naheliegende, entweder ähm ich gehe zu meinem Chef, was ich getan hab, und mein Chef hat mir klipp und klar gesagt, »Herr Gerken äh da wird sich nichts ändern, des bleibt so« //mhm//. Und dann hab ich gesagt, »gut okay, dann muss ich die Reißleine ziehen, weil äh ich will meinen fufzigschten Geburtstag will ich noch erleben. Und ähhm (.) möchte meine Kinder noch aufwachsen sehen« (….) Ja und dann hat sich eben die Stelle hier angeboten und ähhm, für mich waren die erschten drei, vier Monate schon hart //mhm//, weil man isch wirklich in diesem hundertsiebzig Prozent Fordern isch man drin (.), aber dass es auch Unternehmen gibt, wo es heißt nach zehn Stunden »Herr Gerken es reicht« (.). Des war n Lernprozess, der wirklich gedauert hat //mhm//. Weil wenn Sie konschtant zweihundert fahren, gibt's zwei Möglichkeiten, wie Sie Ihr Fahrzeug runterkriegen. Sie bremsen langsam ab, des isch dieser Lernprozess, was ich meine, oder Sie fahren das Ding mit zweihundert gegen die Mauer //mhm//. Dann steht das Ding auch, aber dann haben Sie n Totalschaden //hm//, und ähm, das war halt der Punkt, wo ich gesagt hab, »okay, ich muss hier, muss mich dran gewöhnen«. Es hat lang gedauert, weil, ich hab dann teilweise zu Hause bis nachts um elf noch die E-Mails beantwortet und da hat mein Chef gesagt (.) »Herr Gerken, es gibt jetzt zwei Möglichkeiten, entweder Sie halten sich an die Arbeitszeiten //mhm// oder wir stöpseln Sie ab (.) wir stöpseln Sie dann konsequent, wenn Sie abstechen, ab-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

> stempeln, dann isch aber auch Ihr Internetzugang, also Ihr E-Mail-Postfach in der Zeit gesperrt« //mhm//. Dann hab ich gedacht huh puh he he sss äh »was mach ich denn jetzt mit meiner vielen Freizeit?« //okay//. Und des war dann der Punkt, wo ich dann wieder äh angefangen hab, bewusst die Zeit zu nutzen für Family, Sport, Freunde //mhm//, Laufen und von daher äh bin ich ganz zufrieden

Diese Interviewpassage bringt nochmal deutlich die masochistische Disposition Herrn Gerkens zum Ausdruck. Er beginnt damit, die Arbeitsbedingungen bei seinem früheren Arbeitgeber zu schildern. Dort habe er einen Arbeitstag gehabt, »der hat morgens um vier angefangen und hat abends um dreiundzwanzig Uhr aufgehört«. Was sich zunächst als eine Übertreibung liest, von welcher man denken könnte, dass sie sozusagen dramaturgisch eingesetzt wird, um die Unhaltbarkeit der Arbeitsbedingungen deutlich zu machen, scheint sodann tatsächlich nicht allzu übertrieben, wenn Herr Gerken ausführt, dass er »zwischen vierzehn und achtzehn Stunden am Tag unterwegs« gewesen sei. Das freilich ist extrem viel, eine 70- bis 90-Stunden-Woche. Nimmt man das wörtlich, so muss sein Leben nur aus Arbeiten und Schlafen bestanden haben, wobei selbst für den Schlaf nicht sonderlich viel übrig geblieben sein dürfte. Man kann sich vorstellen, dass etwa Regierungschef*innen oder Konzernvorstände solche Arbeitszeiten haben. Herr Gerken hingegen war ›lediglich‹ als Servicetechniker angestellt. Wir wissen nun einerseits schon, dass der Interviewee einen gewissen Hang zum Übertreiben hat, der mit seiner Persönlichkeitsstruktur zusammenhängt; andererseits gibt seine Darstellung aber auch keinen Anlass dazu, ihm nicht zu glauben. Denn die von ihm genannten Zeiten – von 4 bis 23 Uhr und zwischen 14 und 18 Stunden – stimmen relativ gut überein, und auch die Kilometerangaben sind mit diesen durchaus kompatibel. Letztlich wissen wir es aber natürlich nicht, wie es genau war. Er stellt es jedenfalls so dar, als hätte er in der Zeit nichts außer Arbeiten und Schlafen gemacht. Ja, von dieser Darstellung aus zu urteilen, kommt seine damalige Tätigkeit im Grunde so ziemlich dem nahe, was man in Anlehnung an seine eigene Formulierung tatsächlich als ›Runterreißen‹ bezeichnen könnte.

Indes ist nicht erkennbar, dass Herr Gerken dies sozusagen nur widerwillig über sich ergehen ließ. So hätte er bei weiten Strecken zum Beispiel ja auch in einem Hotel übernachten können, anstatt nach Hause zu fahren. Und sicherlich hätte er die Notwendigkeit dessen mit den geltenden Arbeitszeitregelungen gegenüber seinem Arbeitgeber gut begründen oder sich im Falle einer Abweisung an gewerkschaftliche Vertreter*innen oder Anwältinnen und Anwälte wenden können. Der Punkt ist also: es hätte Möglichkeiten des Widerstandes gegeben, wenn der Widerstand gewollt worden wäre. Herr Gerken allerdings hat anscheinend erst dann etwas unternommen, als er mit seiner Substanz bereits am Ende war und schlichtweg nicht mehr weitermachen konnte: »Und irgendwann kommt man an den Punkt, wo der Körper einfach sagt, so, Kollege […] jetzt isch fertig und äh (.) der Punkt kam«. Im Grunde

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schildert er also einen Zusammenbruch. Handlungsauslösend war damit nicht eine Einsicht, dass es so nicht mehr weitergehen kann respektive die Arbeitsbedingungen unhaltbar sind und verändert werden müssen, sondern es war der ›Sturz‹ in eine Krise, die ihn zum Handeln *zwang*. Das heißt im Umkehrschluss: Wäre es körperlich noch gegangen, dann hätte Herr Gerken wohl so weitergemacht; anscheinend hatte er weniger ein Problem mit seinen Arbeitsbedingungen als vielmehr mit seinem Körper.

Dazu passt auch gut, dass, wie Herr Gerken an späterer Stelle auf Nachfrage des Interviewers noch schildert, er in jener Zeit seine Mittagspausen »dann mal« auch dazu »genutzt« habe, »ne Stunde laufen zu gehen«. Er »war dann irgendwo aufm Rastplatz an ner Raststätte duschen« und »hatte immer […] Ersatzkleidung im Auto«. Anstatt sich zu erholen, hat der Interviewee sich mit dem Laufen folglich sogar noch mehr verausgabt, was entsprechend zum Zusammenbruch beigetragen haben dürfte. Zwar deutet das »dann mal« an, dass er es nicht regelmäßig gemacht hat; die behauptete Tatsache, dass er »immer […] Ersatzkleidung im Auto« hatte, unterstellt gleichwohl, dass er diese Option zumindest *immer* im Blick hatte.

Es drückt sich also durch, dass der Exzess in Sport und Arbeit sozusagen auch von Herrn Gerken aktiv verfolgt wurde; es waren nicht einfach nur die Arbeitsbedingungen, die ihn an seine Grenzen brachten und denen er sich ansonsten zu widersetzen versucht hat, sondern er war bzw. ist selbst bereit, sich die damit verbundenen Strapazen zuzufügen. Dass er schließlich die »Reißleine ziehen« musste, suggeriert dabei, dass er sozusagen die eigentliche Krise durch einen autonomen Akt noch abwenden konnte. Dabei wissen wir aber schon, dass es gleichsam bereits zu spät gewesen sein muss, denn der Zusammenbruch hatte sich der Erzählung nach ja bereits ereignet. Herr Gerken scheint also lediglich zu versuchen, sein Gesicht zu wahren und sich so darzustellen, als wäre er immer noch voll handlungsfähig gewesen. Gleichwohl liegt von seiner Erzählstruktur her das Gegenteil näher. Denn Herr Gerken sagt nicht etwa, dass er genug davon gehabt habe, sich für jemand anderes aufzureiben bzw. ausgebeutet zu werden. Er meldet sich auch nicht krank. Und es scheint auch nicht so gewesen zu sein, dass er sich gegen seinen »Chef« konsequent zur Wehr gesetzt hatte. Die Formulierung »ich geh zu meinem Chef« mutet eher wie eine Bittstellung an und »klipp und klar gesagt« heißt: es gab keine Diskussion. Herr Gerken musste es hinnehmen. Dabei hätte er als jemand, der unter Beweis gestellt hatte, dass er bereit ist, sich für seinen Chef aufzureiben, sicherlich eine gute Verhandlungsposition gehabt. Er sagt dann auch nicht explizit, dass er gekündigt habe, was man als Konsequenz aus »Reißleine ziehen« eigentlich erwartet hätte. Und das »Ja und dann hat sich die Stelle hier angeboten« zeugt nicht davon, dass Herr Gerken sich mit Nachdruck um einen neuen Arbeitsplatz bemüht hat. Es wirkt eher wie eine Gelegenheit, die ihm gerade recht kam, um die er sich aber nicht selbst bemüht hatte. Hätte sich die Stelle nicht angeboten, dann hätte er im Umkehrschluss vielleicht doch noch weiterzumachen versucht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Und schließlich wird deutlich, dass Herr Gerken selbst nach dem Arbeitsplatzwechsel sich weiterhin an die Substanz ging: »und ähhm, für mich waren die erschten drei, vier Monate schon hart //mhm//, weil man isch wirklich in diesem hundertsiebzig Prozent Fordern isch man drin (.), aber dass es auch Unternehmen gibt, wo es heißt nach zehn Stunden »Herr Gerken es reicht« (.). des war n Lernprozess«. Man sieht: Es war also ein Problem für ihn gleichsam abzubremsen und weniger zu arbeiten. Das verwundert natürlich. Denn von seiner manifesten Argumentation her würde man doch erwarten, dass er mit der neuen Stelle nun genau das bekommen hat, was er wollte: bessere Arbeitsbedingungen. Er müsste also eigentlich so etwas sagen wie: »das war das Beste, was mir passieren konnte«. Hingegen scheinen die verbesserten Arbeitsbedingungen, speziell die reduzierten Arbeitszeiten, für ihn ein Problem (gewesen) zu sein. Denn auch »zehn Stunden« sind ja ziemlich viel, auf jeden Fall überdurchschnittlich. Für Herrn Gerken hingegen ist es wenig, beinahe ein ›Klacks‹. Folglich wird deutlich, dass das eigentliche ›Problem‹ seine Charakterstruktur und die darauf aufbauende Bewährungsfigur ist: Bisher hatte sich Herr Gerken offenbar vor allem dadurch bewährt, dass er bereit war, sich aufzureiben und sich an die Substanz zu gehen. Bei seinem neuen Arbeitgeber wurde dies allerdings nicht mehr anerkannt, was Herrn Gerken wiederum in eine Bewährungskrise stürzte, was er beschönigend als »Lernprozess« bezeichnet. Tatsächlich dürfte es wohl ›dramatischer‹ gewesen sein, wenn er diesen ›Lernprozesses‹ bildhaft mit »oder Sie fahren das Ding mit zweihundert gegen die Mauer [.], aber dann haben Sie einen Totalschaden« beschreibt. Auch schildert Herr Gerken, dass er »dann teilweise zu Hause bis nachts um elf noch die E-Mails beantwortet« habe, bis zu dem Punkt, wo wiederum nicht etwa er selbst, sondern sein Vorgesetzter den ausschlaggebenden Impuls zur Veränderung gab: »und da hat mein Chef gesagt (.) ›Herr Gerken, es gibt jetzt zwei Möglichkeiten, entweder Sie halten sich an die Arbeitszeiten //mhm// oder wir stöpseln Sie ab‹«. In der Formulierung »Dann hab ich gedacht huh puh he he sss äh was mach ich denn jetzt mit meiner vielen Freizeit?« kommt dann schließlich der »Totalschaden«, mit anderen Worten: die Bewährungskrise, deutlich zum Ausdruck: Herrn Gerkens Bereitschaft ›runterzureißen‹ war nicht erwünscht, was für ihn in gewisser Weise eine Kränkung bedeutet haben muss, sofern es genau das zu sein scheint, was seinen Identitätskern bildet – wir erinnern uns: Herr Gerken ist derjenige, den man nicht kaputt kriegt. Dass er indes von seiner »vielen Freizeit« spricht, die er gemäß seiner Darstellung dazu gewonnen habe, wirkt dabei schon fast komisch, sofern er ja immerhin noch um die zehn Stunden am Tag gearbeitet haben muss, wenn man jedenfalls seine Angaben wörtlich nimmt. Von der »vielen Freizeit« würde man hingegen schon eher sprechen, wenn man etwa nur noch halbe Tage arbeitet.

Entscheidend ist jedenfalls, dass jener »Totalschaden« letztlich wohl der ausschlaggebende Punkt dafür war, dass Herrn sich unter anderem auch stärker dem Laufen zugewandt hat: »Und des war dann der Punkt, wo ich dann wieder äh ange-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fangen hab, bewusst die Zeit zu nutzen für Family, Sport, Freunde //mhm//, Laufen und von daher äh bin ich ganz zufrieden«. Weil er sich also auf der Arbeit nicht mehr so verausgaben konnte, dass sein masochistischer Trieb gestillt würde, begann er offensichtlich, dies in der Freizeit zu *kompensieren*. Interessant ist dabei auch die Formulierung »bewusst die Zeit zu nutzen«. Denn dies unterstellt weiterhin einen instrumentell-optimierenden Zugriff: Herr Gerken sagt ja nicht: »und dann habe ich angefangen mehr Zeit mit Family und Freunden zu verbringen und mehr Sport zu treiben«. Entscheidend ist, dass die Zeit effizient genutzt wird. Vor dem Hintergrund dessen, dass er gemäß seiner Darstellung körperlich am Ende war, hätte man stattdessen eher erwartet, dass er seine neu gewonnene Freizeit nunmehr zunächst schlichtweg der Erholung verschreibt oder sich ein kontemplatives Hobby sucht. Das »bewusst« verstärkt das Instrumentelle sodann auch nochmal. Denn im Umkehrschluss muss er seine Zeit vorher eben unbewusst genutzt haben. Das heißt: Nun plant er sie durch, und damit plant er auch seine Selbstausbeutung im Sport durch und muss nicht mehr gleichsam wie aus dem Affekt auf einer Raststätte anhalten, um laufen zu gehen. Dabei wäre es eigentlich logischer gewesen, sie vorher zu planen, als er noch vergleichsweise wenig Freizeit hatte und nun, wo er mehr davon hat, sich eher ›treiben‹ zu lassen. Genau das kommt für Herrn Gerken aber offenbar nicht infrage. Und letztlich verwundert es auch nicht, dass er ausgerechnet in dieser Umbruchzeit sich wieder stärker dem Laufen zugewandt und am Ende erneut für einen Marathonwettkampf angemeldet hat.

Wir wollen die Interpretation nun beschließen. Es sollte deutlich geworden sein, dass es im Falle Herrn Gerkens nicht seine Berufspraxis ist, aus welcher sich die Kernmotivation für seine Laufpraxis sich speist. Vielmehr sind es seine sadomasochistische charakterliche Disposition und die damit verbundene spezifische Bewährungsfigur, die ihn antreiben. Die Beziehung zwischen Laufen und Beruf ist daher nur gleichsam indirekter Natur, sofern das Laufen dazu dient, die Unmöglichkeit des Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehens im Beruflichen in der Freizeit zu kompensieren. Entsprechend ist das Laufen für Herrn Gerken auch eher ein Mittel zum Zweck, das weder gesundheitlichen noch mit seinem Handballengagement verbundenen trainingsspezifischen Aspekten, sondern lediglich der Befriedigung seiner sadomasochistischen Triebstruktur dient. Er hat ansonsten keine innere Bindung an das Laufen bzw. Marathonlaufen als solches, ebenso wenig an die damit verbundenen Wettkampfteilnahmen.

e) Idealtypische Verdichtung

Wir brauchen die Analyse an dieser Stelle nicht gesondert zusammenzufassen, da die Fallstruktur bereits in der Analyse ja sukzessive entfaltet und zwischenresümiert wurde. Stattdessen soll es nun um eine idealtypische Verdichtung der rekonstruierten Struktur gehen. Auch diesbezüglich sind im Laufe der Rekonstruktion zum Teil

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schon entsprechende Operationen durchgeführt worden, sodass nun vor allem eine Schärfung der Kontur des rekonstruierten Typus vorgenommen werden soll. Zudem gilt es noch genauer zu bestimmen, in welchem Verhältnis die rekonstruierte Motivations- und Bewährungsstruktur zu den arbeitsweltlichen Strukturen steht, in denen Herr Gerken zum Zeitpunkt des Interviews agiert bzw. agiert hat.

Es ist ziemlich deutlich geworden, dass das entscheidende bzw. dominante Motivationsmoment im Falle Herrn Gerkens auf der Ebene der Persönlichkeitsstruktur liegt. Es ist seine sadomasochistische Charakterstruktur, die ihn letztlich zum und beim Laufen bzw. Marathonlaufen antreibt. Und dieser Charakterstruktur korrespondiert eine besondere Bewährungsfigur, der zufolge Herr Gerken sich als jemand selbstcharismatisiert, ›den man nicht kaputt kriegt‹. Das Eigentümliche dieser Bewährungsfigur besteht dabei darin, dass sie relativ entkoppelt ist vom Ziel bzw. Erfolg der konkreten Handlungen und damit eine gewisse Selbstreferentialität aufweist. Wie in der Analyse in Bezug auf das Handballspielen gesagt: Runterreißen lassen sich auch Spiele, die man verliert. Es ist ziemlich klar, dass Herr Gerken sowohl von seiner Haltung her als auch in seinem faktischen Leben einen Hang zum ›Überengagement‹ hat, der sich gleichsam durchdrückt und ihn immer wieder übers Ziel hinausschießen lässt. Entscheidend ist eine sozusagen unbedingte Härte gegen sich selbst und nicht eine wohldosierte Disziplinierung im Hinblick auf die Erreichung eines lebenspraktischen Ziels, wie dies für die protestantische Leistungsethik etwa konstitutiv ist. Für die innerweltliche Askese, so Weber (2000[1904/05]), ist wesentlich, dass sie eben keineswegs mit »planloser Weltflucht und virtuosenhafter Selbstquälerei« (ebd.: 78) gleichzusetzen ist. Es geht um eine Askese *in* der Welt, die wiederum der Bewährung *in* der Welt dient: »*Nicht Kasteiung* will sie dem Besitzenden aufzwingen«, so Weber an anderer Stelle, »sondern Gebrauch seines Besitzes für notwendige und *praktisch* nützliche Dinge« (ebd.: 145–146, Hervh. i.O.). Und auch für die, wenn man so will, säkularen Ableger der protestantischen Ethik, ja hier umso mehr, ist der Leistungsaufwand eng an das Leistungsergebnis gekoppelt und nicht Selbstzweck – jedenfalls ist dies für die fordistisch-tayloristische Leistungsvorstellung charakteristisch, die ja gerade die *Normalleistung* würdigt (vgl. Voswinkel 2002); hingegen entkoppeln sich bei der postfordistischen Leistungsvorstellung Leistungsaufwand und -ergebnis wieder, allerdings mit einer Tendenz zur Ergebnisseite hin, sodass es sein kann, dass Erfolge erzielt werden, denen nur keine oder nur eine minimale Anstrengung zugrunde liegt (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008[34]; Neckel 2008). Herr Gerken hingegen repräsen-

34 Voswinkel und Kocyba (2008) gehen davon aus, dass Leistung immer eine Aufwands- und eine Ergebnisseite hat. Auf der Aufwandsseite unterscheiden sie dann zwischen eingebrachten Ressourcen und dem geleisteten Einsatz, auf der Ergebnisseite hingegen zwischen einer sachlichen, sozialen und ökonomischen Dimension (vgl. ebd.: 23).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tiert eine *Leistungsethik des Erleidens*, die selbstzweckhaft und damit im Vergleich zur reinen Erfolgsethik gewissermaßen den anderen Extrempol darstellt.

Gleichwohl bedeutet diese Selbstzweckhaftigkeit keineswegs, dass sie losgelöst vom Anerkennungsbezug ist, auch wenn die primäre Anerkennungsinstanz in seinem Fall Gerkens sadistisches Über-Ich darstellt. Dafür spricht zum einen sein Hang zur Selbstdarstellung in Bezug auf seine Leidensfähigkeit (»da bin ich recht ähh schmerzunempfindlich«) sowie in Bezug auf seine grundsätzliche Sportlichkeit (»ich spiel ja noch äh aktiv Handball äh seit ich drei Jahre alt bin«). Zum anderen spricht dafür aber auch die explizite Erwähnung seines Trainers, der die Genese seiner Bewährungsfigur wohl maßgeblich befördert zu haben scheint. Letztlich jedoch muss man sagen, dass eine gewisse Leerläufigkeit der Bewährungsfigur Herrn Gerkens überwiegt. Mit den längeren Laufstrecken hatte er begonnen, weil es ihm eben »selber nimmer ausgereicht« hat; und seine Läufe in der Mittagspause hat auch keiner mitgekriegt. Ebenso hat er sich in seinem Arbeitsleben aufgerieben, ohne dass dies entweder von seinem ehemaligen oder zum Interviewzeitpunkt aktuellen Arbeitgeber besonders gewürdigt wurde. Im Gegenteil: Im Grunde hat sich der eine wie der andere eher geweigert, dies zu tun, wenn auch auf je unterschiedliche Weise und mit unterschiedlichen Konsequenzen.

Damit verbunden ließ sich am Material feststellen, dass das Laufen bzw. Marathonlaufen im Falle Herrn Gerkens tatsächlich eine Autonomie-Bewährungs-Problematik bearbeitet, indem es ihm eine Kompensationsmöglichkeit bietet, seine sadomasochistische Bewährungsfigur gleichsam auszuleben. In der Interviewanalyse konnte entsprechend gut nachgezeichnet werden, dass die das Laufen auslösenden Krisen lebensgeschichtlich dann ausbrachen und Herrn Gerken zur Kompensation drängten, als es ihm sozusagen unmöglich wurde, seine sadomasochistische Bewährungsfigur in den zum jeweiligen Zeitpunkt bewährungsrelevanten Handlungskontexten (Handball, Schule, Studium) zu realisieren. Es erscheint vor diesem Hintergrund nicht zufällig, dass er mit nur 19 Jahren schon seinen ersten Marathon gelaufen ist: Schule und Studium boten ihm eben keine Möglichkeit, sich umfassend an die Substanz zu gehen, und das Laufen erwies sich hier einmal mehr als eine geeignete Kompensationslösung, so wie er sie im Kontext seines Handballengagements bereits kennengelernt hatte, als es ihm »irgendwann selber nimmer ausgereicht« hat. Auf der subjektiven Ebene hingegen deutet er dies lediglich mit dem Schlagwort vom »Ausgleich«, das die Problemkonstellation aber insofern gleichsam in sich trägt, als es gut zum kompensativen Mechanismus passt, nur dass ihm selbst weder die spezifische sadomasochistische Ausformung, die dieser Mechanismus in seinem Fall angenommen hat, noch die darauf bezogene Problemkonstellation klar vor Augen stehen. Eine gewisse Ahnung oder Intuition scheint er gleichwohl zu verspüren, sofern in der Rede von der »legalen Droge« durchaus eine ambivalente Haltung zur eigenen Praxis anklingt. Insofern erklärt sich auch, warum weder das Laufen noch der Marathonwettkampf für Herrn Gerken letztlich von besonderer Be-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutung sind: Solange er sich genügend in anderen Handlungskontexten verausgaben kann, benötigt er das Laufen prinzipiell nicht; und wenn er Kompensationsbedarf hat, dann muss es nicht zwingend ein wettkampfförmiger sein, weil entscheidend allein die Verausgabung ist, und diese lässt sich auch rein privat erzielen. Jedenfalls ist in der Analyse ziemlich klar geworden, dass es nicht der Marathonlauf als Wettkampf war, der Herrn Gerken reizte, sondern die besondere Streckenlänge und damit die Möglichkeit, sich länger und intensiver verausgaben zu können. Von daher lässt sich in Herrn Gerkens Fall letztlich tatsächlich von einer *regressiven* Bewährungsfigur sprechen, deren sadomasochistischer Kern in sich entautonomisierend, weil letztlich auf Selbstaufgabe zielend und vom Leistungsergebnis und einer Bewährung im Kontext der Lösung echter Aufgaben eben relativ entkoppelt ist. Das Autonome ist, drastisch formuliert, auf die Auslöschung echter Autonomie reduziert ist – sowohl das eigene Ich (masochistische Komponente) als auch das Ich von anderen betreffend (sadistische Komponente). Eine wirklich autonome Lösung der Bewährungsproblematik bestünde hingegen darin, sich mit der sadomasochistischen Charakterstruktur auseinanderzusetzen und diese gleichsam auf Distanz zu bringen, sich vom sadistischen Über-Ich zu lösen.

Mit dem Eintritt ins Arbeitsleben hatte sich der Bewährungskontext für Herrn Gerken dann verändert. Und solange er dort die Möglichkeit hatte, sich an die Substanz zu gehen, war auch der Kompensationsbedarf geringer, auch wenn er auf das Laufen dann trotzdem nicht vollständig verzichten konnte und noch in der Mittagspause gelaufen ist. Darin zeigt sich auch gleichsam die volle Antriebskraft seiner masochistischen Motivationsstruktur bzw. Bewährungsfigur: Es muss wirklich an die Substanz gehen. Des Weiteren zeigt sich daran aber auch, dass es nicht etwa nur die spezifischen beruflichen Anforderungen waren, aufgrund derer Herrn Gerken sich aufgerieben hatte. Zwar sagt er, dass sein ehemaliger Vorgesetzter, nachdem er mit diesem ein Gespräch gesucht hatte, ihm deutlich gemacht habe, dass »sich nichts ändern« werde; gleichwohl ist es eindeutig, dass Herr Gerken auch von sich aus schon mehr gemacht hat, als er eigentlich gemusst hätte; das Mindeste wäre dabei gewesen, auf das Laufen in der Mittagszeit zu verzichten und auf die Einhaltung der gesetzlichen Arbeitszeitregelungen seitens seines Arbeitgebers zu pochen, wenn auch wir am Ende nicht genau wissen, ob oder inwieweit letzterer es förderte, dass Herr Gerken so viel arbeitet. Jedenfalls zeigt Herrn Gerkens deutlich überengagierter Start bei seinem neuen Arbeitgeber, dass es definitiv auch einen *inneren* Antriebsdruck gab, der ihn »bis nachts um elf noch die E-Mails« beantworten ließ. Und während er dies auf äußeren Druck hin zurückgefahren zu haben scheint, hat sich kehrseitig sein Kompensationsbedarf erhöht: So geht er, bevor er seinen zwölfstündigen Arbeitstag (Fahrtzeit inklusive) antritt, »teilweise morgens zwischen drei Uhr fünfzig und sechs Uhr laufen« oder aber nach der Arbeit »abends zwischen neun und elf«. Im Grunde kann man sagen, dass sich also im Vergleich zur Tätigkeit bei seinem ehemaligen Arbeitgeber nicht viel verändert hat; sein Leben scheint auch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

weiterhin im Wesentlichen aus Arbeiten und Schlafen zu bestehen, nur dass er die Zeit, in der er sich nicht auf der Arbeit bzw. bei der Verrichtung arbeitsbezogener Tätigkeiten verausgaben kann, nun ins Laufen und die Verausgabung auf diesem Gebiet investiert. Man sieht aber auch an anderen Stellen im Interview, an denen er seinen übermäßigen Arbeitseinsatz als Folge äußerer Bedingungen bzw. ihn als eine sich aus den spezifischen Anforderungen seiner Arbeit ergebende Notwendigkeit darzustellen versucht, dass es letztlich nicht primär diese Bedingungen sind, sondern er selbst, der als eine Konsequenz seiner spezifischen Bewährungsfigur den Anspruch hat, schlichtweg allen Anforderungen umfassend gerecht zu werden. So etwa, wenn er ausführt:

> **P. Gerken:** und des isch halt bei der Betreuung meiner Techniker international n bisschen schwierig zu sagen, ich mach wirklich Samstag Sonntag das Handy aus, ich les' keine E-Mails, weil ich weiß dann genau ähm allein schon durch die Zeitverschiebung und alles, Australien mit zehn Stunden vor, Brasilien mit vier Stunden zurück ähhm das sind schon mal vierzehn Stunden, fünfzehn Stunden, die ich dann überbrücken muss //mhm// ähm zusätzlich zu dem äh acht Stunden Arbeitstag, also normalerweise könnte ich vierundzwanzig Stunden sieben Tage die Woche arbeiten und äh könnte meine Techniker zufriedenstellen. <holt Luft> (.) Das mach ich vielleicht ähh n halbes Jahr n Jahr, dann ähm weiß ich, da kann mich dann mein Chef hier inner Horizontalen in ner Kischte raustragen, weil das isch //mhm// ähh, das isch Raubbau, den Se dann am Körper betreiben und an sich selber, den den wollen Sie gar net, den kann keiner bezahlen

Dass er »normalerweise […] vierundzwanzig Stunden sieben Tage die Woche arbeiten« könnte, bringt seine masochistische Bewährungsfigur gut zum Ausdruck. Denn genau das *muss* er eben nicht tun. Und er muss Samstag und Sonntag auch keine E-Mails lesen, gerade dann nicht, wenn doch sein Vorgesetzter ihm dies sogar ausdrücklich untersagt hat. Dieser Argumentationslogik folgend könnte im Grunde ja jeder Arbeitnehmer und jede Arbeitnehmerin, ja, könnten generell alle Arbeitenden sagen, dass sie 24/7 arbeiten, ihre Arbeit dann aber immer noch nicht vollständig bewältigen könnten. Denn es hört ja generell nie auf. Und genau deswegen gilt es das entsprechend auch zu akzeptieren und Grenzen zu ziehen. Herr Gerken jedoch kann es nicht. Zwar versucht er auch etwas in diese Richtung zu argumentieren, wenn er »Das mach ich vielleicht ähh n halbes Jahr n Jahr […], da kann mich dann mein Chef hier inner Horizontalen in ner Kischte raustragen« sagt; gleichwohl kann er sich anscheinend, und das drückt sich schlichtweg durch, durchaus vorstellen, dies sogar »n halbes Jahr n Jahr« lang zu tun. Und mit dem Verweis auf den »Raubbau […] am Körper« wird zwar ein Problematisierungsversuch unternommen, sodann jedoch mit »den wollen Sie gar net« zum Ausdruck gebracht, dass er dem gleichsam ausgeliefert ist: Dass er es nicht will, stellt er erst fest, während er

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den Raubbau an sich bereits betreibt. Und der Verweis darauf, dass diesen Raubbau »keiner bezahlen« könne, der die Problematisierung ja eigentlich hätte steigern sollen, impliziert kehrseitig, dass es vielleicht doch ginge, wenn es bezahlt würde; anderenfalls hätte er so etwas sagen müssen wie, dass er das für »kein Geld der Welt« machen würde bzw. »kein Geld der Welt« das aufwiegen könnte, was er sich damit antun würde. Seine Charakterstruktur drückt sich also durch, und wir wissen, dass sie nicht nur bloß seine Deutungs- bzw. Reflexionspraxis beeinflusst, sondern tatsächlich auch handlungswirksam ist, auch wenn sie sich vielleicht nicht immer und überall gleichsam eins zu eins ins Handeln übersetzt. Letztlich scheint es aber eine enge Kopplung zwischen Persönlichkeitsstruktur, Bewährungsfigur und Lebenspraxis zu geben.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sagen, dass Herrn Gerkens Bewährungsfigur bzw. Charakterstruktur grundsätzlich gut zu subjektivierten und entgrenzten Arbeitsbedingungen passt. Diese sind zwar, wie gezeigt, nicht der primäre Auslöser seines Laufengagements, aber er ist gleichsam prädestiniert dafür, sich nahtlos in solche Strukturen einzufügen. Denn zum einen ist er jemand, der nicht aktiv ausgebeutet zu werden braucht. Im Gegenteil: Anscheinend muss er von seinem Arbeitgeber sogar gebremst und gewissermaßen vor sich selbst geschützt werden. Zum anderen bringt er aber auch eine Disposition mit, andere auszubeuten (als Vorgesetzter); nicht zufällig scheint er ja auch Manager-Sein eng mit ›Führung‹ zu verbinden, aber es scheint sich eben auch um eine Vorstellung zu handeln, die in seinem Arbeitsumfeld nicht als problematisch gilt, ansonsten würde er sie nicht wie selbstverständlich haben und vertreten können. Insofern gibt es hier eine Strukturhomologie zur Betonung von Führung im Kontext der M-M-W.

Ebenso verwundert es nicht, dass Herrn Gerkens Erzählung auch für subjektivierte Arbeitsverhältnisse typische Strukturen reproduziert. So scheint er grundsätzlich nicht zwischen Arbeit und Freizeit zu trennen; dass er Freizeit faktisch hat, fällt ihm gleichsam erst auf, als sein Arbeitgeber ihm androht, seine Mailadresse zu sperren, sollte er nach Feierabend weiter Mails beantworten. Insofern und vor dem Hintergrund seiner Bewährungsfigur kann man daher sagen, dass es auch nicht sonderlich verwundert, dass er sich letztlich in der M-M-W angemeldet hat. Denn auch in diesem Zusammenhang wurde, wie gezeigt, zum einen eine tendenzielle Nivellierung der Grenze zwischen Arbeit und Freizeit und zum anderen aber auch ein Manager-Typus unterstellt, der eben primär durch außergewöhnliche Durchhaltefähigkeiten sich auszeichnet. Des Weiteren findet sich auch eine Argumentationsstruktur, die auf Effizienzsteigerung in der Freizeit setzt und der Sache nach in Richtung dessen geht, was diejenigen, die diese Haltung haben, oftmals als »quality time« (Hochschild 2001) bezeichnen. So spricht Herr Gerken etwa von einer »Puzzle-Lösung«, die er zu finden versuche, um Laufen und Familie unter einen Hut zu bekommen, was im Endeffekt bedeutet, »Dinge konsequent zu planen« und »Dinge miteinander zu kombinieren«. Das heißt dann zum Beispiel konkret: Er läuft zum

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Bäcker und nimmt die Hunde mit. Auch bringt er an einer anderen Stelle das Beispiel der Navy Seals, über die er eine Reportage gesehen habe, in welcher es hieß, dass »wenn dir dein Körper suggeriert, du bisch am Ende, dann hascht du grade mal vierzig Prozent deiner eigentlichen Leischtungsfähigkeit des Körpers in Anspruch genommen«. Dieses »ich kann nicht mehr«, so Herr Gerken weiter, sei »einfach ne mentale Blockade […], weil der Körper aus seiner Komfortzone net raus will«. Kurzum: Das Selbstoptimierungsvokabular beherrscht er sehr gut und es scheint sehr gut anschlussfähig an seine Bewährungsfigur. Dies eröffnet ihm auf der Seite der Begründungsverpflichtung auch die Möglichkeit, seine eigene Praxis zu legitimieren bzw. zu normalisieren. Es scheint daher doch so, dass seine Bewährungsfigur zwar eine deutliche Fallspezifik aufweist, zugleich mit dem Fokus aufs Durchhalten und Sich-Disziplinieren jedoch auch auf etwas Allgemeines rekurriert. Dafür spricht letztlich auch die Selbstverständlichkeit, mit der Herr Gerken die soeben thematisierten Ausführungen tätigt und eben generell auch sich nicht davor scheut, mit seinen selbstdisziplinarischen Fähigkeiten zu prahlen.[35] Letztlich passt ja auch das sehr gut zur im Kontext der M-M-W kolportierten Vorstellung, dass manageriale Praxis vor allem mit einer außergewöhnlichen Durchhaltefähigkeit zu tun habe; es scheint eine allgemeine Struktur zu sein, jedenfalls im Bereich des mittleren und oberen Managements.

Die sadomasochistische Komponente der Motivations- und Bewährungsstruktur Herrn Gerkens ist nun das entscheidende Element, was meiner Ansicht nach die Typik dieses Falles prägt. Es ist das Element, das am deutlichsten hervorsticht und angesichts dessen es auch gut vorstellbar ist, dass im Bereich des freizeitlichen Marathonlaufens weitere Varianten des damit verbundenen Typus existieren. Unter den Fällen, die ich bisher interpretiert habe, kommt dem vor allem ein Fall am nächsten, den ich bereits im Rahmen meiner Masterarbeit erhoben und analysiert habe und bei dessen Motivationsstruktur es sich im Kern um eine Suchtverlagerung vom Rauchen auf das Laufen, mithin um eine sekundäre Sportsucht handelte. Die Ähnlichkeit zu Herrn Gerkens Fall besteht darin, dass das Suchthandeln ebenfalls eine ziemlich exzessive Dynamik annimmt. So ist der betroffene Interviewte gleichsam ›von Null auf Hundert‹ ins Laufen eingestiegen und es kam auch zum Kontrollverlust. Der entscheidende Unterschied zum Fall Herrn Gerkens scheint mir allerdings zu sein, dass die Suchtstruktur bzw. die Struktur der Suchtverlagerung auf der Ebene des Erzählens über den Laufeinstieg selbst zum Ausdruck kam. So begann der Interviewee seine Ausführungen sogleich damit, dass er »ma

35 So heißt es an einer Stelle im Interview besonders deutlich: »wenn Sie sich dann noch nach zwölf Stunden noch aufraffen können einundzwanzig Kilometer zu laufen, abends zwischen neun und elf, dann sind Sie gut, weil Sie genau wissen, morgen früh um fünf, sechs geht der Wecker wieder rund, damit Sie wieder äh sich fertig machen für die Arbeit, damit Sie dann hier um acht für die Kunden wieder zur Verfügung stehen«.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

früher ähm stark geraucht« habe, ohne gleichwohl weder direkt im Anschluss noch später im Interview explizit zu sagen, dass er *aufgehört* habe. Zudem zog sich das im »ma früher« anklingende Downsizing durch: »Mensch das Rauchen tut Dir gar nicht guut«. Mit anderen Worten: Es war eindeutig eine ›Strategie‹ der »Suchtcamouflierung« (Bette/Gugutzer 2012) nachweisbar. Im Falle Herrn Gerkens scheint es mir anders zu sein. Geht man, wie in der Analyse diskutiert, von Suchtmerkmalen aus, so weist seine Laufpraxis bzw. das, was man darüber anhand seiner Erzählung sagen kann, durchaus eine gewisse Suchtförmigkeit auf. Und auch die Rede von der »legalen Droge« scheint in diese Richtung zu verweisen, weil sie rechtfertigend daherkommt. Gleichwohl lässt sich meines Erachtens auf der Ebene der Erzählung selbst nicht feststellen, dass ein Suchtmotiv das zentrale Movens hinter Herrn Gerkens Laufpraxis ist; im Vordergrund steht vielmehr von Beginn an die sadomasochistische Struktur. Ich würde nicht so weit gehen, es vollständig auszuschließen, aber es spricht meiner Ansicht nach mehr dafür, dass es sich nicht um eine genuine Suchtstruktur handelt. Es scheint vielmehr so, dass die Grenze zwischen masochistischem und süchtigem Verhalten bzw. einer »masochistische[n] Sucht« (Voigtel 2000) recht dünn ist; aber wenn es sich um Sucht handelt, dann muss es auf der Ebene des Erzählens über die jeweilige Suchtpraxis bereits eindeutig zum Ausdruck kommen, und das tut es im Falle Herrn Gerkens nicht. Mir scheint auch so, dass gerade die Rede von der »legalen Droge« dafür spricht, dass es sich nicht um Sucht handelt, weil genuin Süchtige doch eher versuchen würden, das zu kaschieren oder, sofern sie sich die Sucht eingestanden hätten, dies deutlich auszusprechen. Es scheint eher für den masochistischen Rausch zu stehen.

Die Rede von der legalen Droge erinnert im Übrigen auch ein Stück weit an aus dem Alltag bekannte Ausdrücke wie, dass etwas »wie eine Sucht sei«. Und mir scheint, dass es dabei primär darum geht, eine andere Problematik bzw. andere, eigentlich zutreffendere Erklärungen gleichsam zu umschiffen. Denn in gewisser Weise ist eine selbstgetroffene Suchtdiagnose auch recht bequem: Sie lässt sich zum einen relativ einfach behaupten, sofern eine gewisse Bindung an eine Praxis vorliegt bzw. diese mit einer gewissen Ambition praktiziert wird, was gerade im Kontext von Sport und Bewegung besonders leicht ist. Zudem sind diese Praktiken gesellschaftlich positiv konnotiert, sodass eine Sportsucht immer noch gewissermaßen ›besser‹ erscheint als eine Alkoholsucht. Und zum anderen tilgt man damit jeden weiteren Erklärungsbedarf; eine Suchtdiagnose leuchtet oberflächlich gesehen jedem und jeder schnell ein, sodass man womöglich nicht weiter ›nachbohrt‹. Alles zusammengenommen würde ich insofern dafür plädieren, den sadomasochistisch motivierten von dem suchtmotivierten Typus zu unterscheiden, auch wenn sie vielleicht auf ein und demselben Kontinuum liegen mögen.

Man kann in diesem Zusammenhang freilich auch diskutieren, inwieweit in Herrn Gerkens Fall es sich um einen pathologischen oder nicht-pathologischen (Sado-)Masochismus handelt. Diesbezüglich wurden in Kapitel 2.7 bereits einige

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Überlegungen angestellt. Mir scheint diese Frage jedenfalls zum einen nicht am vorliegenden Material entscheidbar zu sein und zum anderen benötigte man hier mehr psychoanalytische Expertise bzw. müsste tiefer in psychologische bzw. psychoanalytische Detailfragen einsteigen, was sich im Rahmen dieser Arbeit nicht leisten lässt. Klar scheint mir jedenfalls zu sein, dass Herr Gerken im Sinne Fromms (1936) fähig zur »Aktivität« ist und seine Lebenspraxis – ungeachtet seiner beruflichen Krisen – ›im Großen und Ganzen‹ funktioniert, er also im Umkehrschluss nicht handlungsunfähig ist. Und selbst wenn es sich um eine Pathologie handeln würde, so könnte man ja nach den sozialen Ursachen dieser fragen, sofern Psychopathologien schließlich interaktive Erfahrungen mit anderen Menschen zugrunde liegen. Jedenfalls scheint Herr Gerkens Verhalten in seinem sozialen Umfeld letztlich auch nicht als pathologisches aufzufallen. Von daher soll hier als entscheidend angesehen werden, dass seine Motivations- und Bewährungsstruktur insofern eine masochistische ist, als dass sie entautonomisierend, da residual auf Akte der Selbstunterwerfung reduziert ist; das zentral Motivierende ist die Selbstunterwerfung. Sozialcharakterlich entspricht Herr Gerken damit so ziemlich dem Typus des autoritären Charakters, wie ihn Fromm beschrieben hat. Und die zentrale Erklärungsbedürftigkeit ist: Wie kommt es, dass es solche Strukturen in sich als modern verstehenden Gesellschaften gibt, die sich ja gerade dadurch wesentlich charakterisierten, dass sie sich als antiautoritär und demokratisch verstehen?

3.2.3 Fallanalyse »Thomas Greipel«

a) Biographische Konturierung

Thomas Greipel wurde in West-Berlin geboren und wuchs ebendort auf. Zum Interviewzeitpunkt ist er 45 Jahre alt, verheiratet und hat eine Tochter (Alter nicht bekannt). Sein Herkunftsmilieu kann als typisch bildungsbürgerlich bezeichnet werden: Seine Mutter war Chemikerin, sein Vater Rechtsanwalt, sein Großvater väterlicherseits Physiker, der Großvater mütterlicherseits Pfarrer (Konfession nicht bekannt).

Wie es von seinem Herkunftsmilieu aus zu erwarten war, besucht Herr Greipel das Gymnasium und schließt dieses mit dem Abitur ab. Ob er im Anschluss daran Wehrdienst oder Zivildienst geleistet hat, ist nicht bekannt. Im Alter von 20 Jahren nimmt er ein Mathematikstudium auf und schließt es sechs Jahre später mit einem Diplom ab. Zum Interviewzeitpunkt ist er Bereichsleiter in einem börsennotierten Unternehmen, das im IT-Bereich tätig ist und auf Softwareentwicklung spezialisiert. Herr Greipel hat zum Interviewzeitpunkt folglich durchaus bereits ›Karriere gemacht‹, und es ist zu vermuten, dass er angesichts seines vergleichsweise noch recht jungen Alters noch nicht am Ende der ›Karriereleiter‹ angekommen ist.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Was seine Sportkarriere angeht, so fokussiert sich, ähnlich wie Herr Gerken, auch Herr Greipel nicht nur auf das Laufen bzw. Marathonlaufen. Nur ist es in seinem Fall keine Mannschaftssportart, die er parallel zum Laufen betreibt, sondern es ist eine weitere Ausdauersportart, die hinsichtlich der Ausdauerleistung das Marathonlaufen gar deutlich übersteigt: Herr Greipel betreibt Triathlon auf der Langdistanz (Ironman[36]). Bis zu seinem zwölften Lebensjahr ging er wettkampfmäßig dem Schwimmen nach und spielte danach – von einigen ›Abstechern‹ zum (Marathon-)Laufen abgesehen – bis zu seinem Triathloneinstieg vor allem Tischtennis im Verein. Seinen ersten Marathon lief er, genauer konnte er es nicht erinnern, in einem Alter von 24/25 Jahren. Weitere Marathonwettkämpfe folgten dann erst zehn bis 15 Jahre später (auch hier konnte er keine genaueren Angaben machen). Seine wöchentliche Trainingszeit gibt Herr Greipel im Interview mit rund sieben bis zehn Stunden an.

b) Der Laufeinstieg

> **I:** So, okay dann erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen erst einmal?

Die Frage, was es bedeutet, zu etwas zu kommen, haben wir in der ersten Fallanalyse bereits extensiv interpretiert und brauchen dies daher hier nicht noch einmal zu tun; es soll ausreichen, die wichtigsten damit verbundenen Implikationen knapp zu resümieren und auf eine Besonderheit dieser Eingangsfrage einzugehen. Mit dem »So, okay dann« wird eine Zäsur gesetzt und das Interview thematisch eröffnet. Es ist damit klar, dass die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewee bereits vorher eingerichtet wurde. Das darauffolgende »erzählen Sie doch mal« ist eine Erzählaufforderung; das Interview wird als ein offenes gerahmt; es soll eine ›lebendige‹ Geschichte evoziert werden. Dabei wird unterstellt, dass der Interviewee das auch leisten kann: Er hat eine Geschichte, und diese kann man erzählen. Das »Sie« verweist auf eine distanzierte Sozialbeziehung. Die Eingangsfrage wird nun in der bereits thematisierten Form »wie sind Sie zum Laufen gekommen« gestellt. Impliziert ist damit, dass das Laufen – als eine wettkampfförmige Praxis wohlgemerkt – für die adressierte Person identitätsbedeutsam ist. Die Unterstellung ist, der Interviewte sei Läufer und nicht Jogger und damit Teil einer Community von Laufenden, für die das wettkampfförmige Laufen etwas Lebensstilmäßiges hat. Damit wird diese Praxis gleichsam entbanalisiert und als eine kulturelle Besonderheit herausgehoben, welcher der Unterstellung nach besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden

36 Bei einem Ironman sind zu absolvieren: 3,8 Km im Schwimmen, 180 Km im Radfahren sowie 42,195 Km im Laufen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

muss. Und schließlich ist mit der gestellten Frage suggeriert, dass die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens Ergebnis eines Werdegangs ist, sich also nicht ›von heute auf morgen‹ eingestellt hat. Die Betonung des Laufens und der etwas salopp wirkende Nachsatz »erst einmal« bringen indes noch zum Ausdruck, dass hier eine Priorisierung getroffen wird: Dieser zufolge soll das Laufen eben als erstes thematisiert werden und anschließend noch etwas anderes, das zwar angekündigt, aber nicht konkretisiert ist. Vor dem Hintergrund der biographischen Konturierung können wir gleichwohl vermuten, dass es sich dabei um das Triathlonengagement des Interviewees handelt. Möglicherweise schreibt der Interviewer der Laufkarriere des Interviewees eine grundsätzlichere Bedeutung im Kontext seiner sportlichen Aktivitäten zu und geht damit verbunden davon aus, dass die latente Motivationsstruktur, die der Laufkarriere Herrn Greipels zugrunde liegt, auch hinter seiner Triathlonpraxis die treibende motivationale Kraft darstellt. Jedenfalls ergibt sich nun eine gewisse ›Spannung‹ zwischen Laufen und Triathlon.

In seiner Antwort muss der Interviewee nun eine biographisch-rekonstruktive Perspektive einnehmen: Er muss erzählen, wie es sich lebensgeschichtlich entwickelt hat, dass er zum wettkampfförmigen Laufen gekommen ist. Damit verbunden muss er auch darauf eingehen, warum er dazu gekommen ist. Ob er das auch tatsächlich tut, ist freilich offen. Konkret könnte er daher etwa mit einer zeitlichen Einordnung, der Schilderung eines biografisch einschneidenden Ereignisses oder eben sogleich mit der Erläuterung motivationaler Aspekte seiner Laufpraxis beginnen. Er könnte aber auch mit einem kurzen Innehalten oder einer Rückfrage einsteigen, sofern er noch keine gleichsam vorgefertigte Geschichte zu seiner Laufkarriere parat hat bzw. ihm der ›Arbeitsauftrag‹ noch nicht klar ist. Zudem wäre es denkbar, dass er aufgrund der Anspielung des Interviewers von sich aus auf seine Triathlonpraxis auch zu sprechen kommt und diese möglicherweise mit dem Laufen auch in Beziehung setzt. Das müssen wir jedoch abwarten. Herr Greipel beginnt folgendermaßen:

T. Greipel: <schnalzt mit der Zunge>

Der Interviewee schnalzt zunächst deutlich hörbar mit der Zunge. Betrachten wir als erstes diese Geste; es ist auffällig, dass der Interviewee ausgerechnet so beginnt. Wie alle Äußerungen lassen sich auch Gesten grundsätzlich als Ausdrucksgestalten verstehen, denen gemäß geltenden sozialen Regeln eine objektive Bedeutung zukommt. Parasprachliche Lautgesten bringen gleichwohl das Problem mit sich, dass es etwas umständlich ist, sie in Schriftsprache zu überführen; man muss sie umschreiben und genau kennzeichnen, was sie von anderen, möglicherweise ähnlichen Gesten unterscheidet. Entsprechend stellt sich im Falle unserer Schnalzgeste zuallererst die Frage, mit welcher spezifischen Form von Schnalzen wir es zu tun haben. Diesbezüglich lässt sich anhand der Audioaufnahme zunächst feststellen, dass es

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich nicht um ein Schmatzen handelt, welches eine Geste des Erwägens bzw. Räsonierens ist. Ferner ist es kein Schnalzen, das durch ein leichtes seitliches Öffnen der Lippen erzeugt wird (entweder zur linken oder rechten Seite hin), während die Zunge an die jeweilige Backeninnenwand gepresst wird; diese Geste hat etwas von einem »habe ich doch gesagt« bzw. einem »Tja« an sich. Solche und andere Schnalzgesten (die Lippen zu einem Kreis geformt, die Zunge gegen die Gaumenfalten gepresst oder nur mit den Lippen erzeugt) werden auch im Rahmen der Kommunikation mit Tieren oder bei der Interaktion mit Säuglingen und Kleinkindern verwendet, ertönen hier jedoch in der Regel eher staccatoartig. Auch darum handelt es sich in unserem Fall nicht.

Die Schnalzgeste Herrn Greipels stellt vielmehr ein scharfes, hochtöniges Zungenschnalzen dar, welches dadurch entsteht, dass die Zungenspitze teils gegen die Gaumenfalten, teils gegen die oberen Schneidezähne gepresst wird. Diese Geste erscheint einerseits in solchen Situationen passend, in denen sich jemand über etwas oder jemanden ärgert: »<schnalz> das gibt's doch nicht/kann doch nicht wahr sein!«. In der Regel wird das Schnalzen hier aber noch von einem Seufzen und Augenrollen begleitet. Andererseits gibt es Kontexte, in denen mit einer solchen Schnalzgeste etwas als schwierig oder knifflig kommentiert wird. So könnte man beispielsweise an eine Diskussion im Rahmen eines Vortrags denken, bei der die Person, die vorgetragen hat, gefragt wird, welche Konsequenzen sich aus ihrer Analyse ableiten ließen. Sie könnte antworten mit: »<schnalz> ich fürchte, das kann ich nicht beantworten« oder »<schnalz> da sprechen Sie einen wichtigen Punkt an«. Das Schnalzen muss dabei jedoch nicht unbedingt am Satzanfang stehen, sondern kann auch mittendrin verwendet werden: »Das ist, wie soll sich sagen, <schnalz> also man muss sehen, dass…«. Und schließlich könnte man noch einen dritten Verwendungskontext unterscheiden, wo das Schnalzen einen Einfall und damit das Ende einer längeren Suchbewegung markiert: »<schnalz> ich hab's, Müller hieß der« oder »<schnalz> wie wär's damit: …«.

Allen Beispielen gemeinsam ist, dass das Schnalzen eine subtile *Kommentierung* darstellt. Subtil ist die Kommentierung dabei eben aufgrund ihrer Parasprachlichkeit, welche in der Regel vor oder nach der Geste aber auch sprachlich zum Ausdruck gebracht wird (z.B. mit »ich hab's«). Ein weiteres gemeinsames Strukturmerkmal, das in den aufgeführten Beispielen zum Vorschein kommt, ist, dass die jeweils thematische Sache damit als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex gerahmt wird; sie lässt sich nicht einfach handhaben, ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden. Dies ist gleichwohl keine rein kognitive Bewertung; vielmehr zeitigt die zum Ausdruck gebrachte Schwierigkeit, Knifflichkeit oder Komplexität ganz praktische Konsequenzen: Die so agierende Person hat offenbar Probleme, fortzufahren, kann nicht routinisiert agieren, hat keine vorgefertigte Antwort parat. Zugleich drückt sich im Schnalzen aber auch ein gewisser Eifer aus, das jeweils Thematische oder zu Thematisierende adäquat zu bearbeiten/zu klären; es ist gleichzeitiger Ausdruck des

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Nicht-fortfahren-Könnens und des Fortfahren-Wollens. Es zeigt daher eine gewisse Besorgtheit um die eigene ›Performance‹; anderenfalls könnte man ja auch ›cooler‹ reagieren und die jeweilige Schwierigkeit sozusagen offen ausagieren, ohne dies mit dem Schnalzen zu kommentieren (»Puh, wie bin ich zum Laufen gekommen?«).[37] Im ersten Beispiel hingegen scheint stärker noch eine Verärgerung zum Ausdruck zu kommen, während im letztgenannten eher das ›Hereinbrechen‹ des Einfalls im Vordergrund steht.

Mit dem protokollierten Text am ehesten kompatibel scheint mir daher vor allem der zweite Kontext zu sein. Denn Herrn Greipels Schnalzen ist weder von einem Seufzen und Augenrollen begleitet, noch ist eine längere Suchbewegung oder Ähnliches protokolliert. Es ist vielmehr eine Reaktion auf die Eingangsfrage des Interviewers, die er damit also als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex kommentiert. Im Kontext betrachtet kann man sagen, dass Herr Greipel sich mit der Kommentierung gleichsam etwas ›erlaubt‹ bzw. ›herausnimmt‹ – so, wie man sagt, dass jemand sich eine »Bemerkung erlaubt« habe. Denn im Kommentieren stellt man sich unweigerlich über die kommentierte Person. Entsprechend ist es für das Gegenüber auch schwierig, darauf zu reagieren; es ist zunächst einmal zur Passivität gezwungen und muss den Kommentar über sich ergehen lassen. Dieses sozusagen undialogische Moment wird durch die Parasprachlichkeit der Geste noch gesteigert, weil es so für das Gegenüber noch schwieriger ist, diese zu adressieren (was bei einer Formulierung wie »puh, schwierige Frage…« eben leichter wäre).[38] Die Kommentierung durch das Schnalzen drückt also auf der latenten Sinnebene eine, wenn man so will, konfrontative Haltung aus; das mit ihr verbundene ›Sich-etwas-Erlauben‹ bzw. ›Über-einen-Stellen‹ verweist, allgemein gesprochen, auf Machtausübung und lässt die Interviewsituation tendenziell ›kampfförmig‹ werden, stellt, zugespitzt formuliert, einen ›Angriff‹ auf strukturelle Asymmetrie der Interviewinteraktion dar.

Mit seiner Kommentierung rahmt Herr Greipel die Eingangsfrage, wie gesagt, als irgendwie schwierig, knifflig oder komplex. Aber was genau könnte daran schwierig, knifflig oder komplex sein? Es liegt nahe, dass dies etwas mit der offenbiographischen Struktur der Frage und der damit verbundenen Erzählaufforderung zu tun hat; schließlich sind damit ja tatsächlich recht hohe Anforderungen verbunden, und die Frage, wie gut deren Bewältigung gelingt, hängt freilich in hohem Maße davon ab, inwieweit Herr Greipel seine Laufpraxis bislang schon reflexiv aufgearbeitet hat. Insofern wäre es denkbar, dass er sich damit noch nicht wirklich beschäftigt hat – zumindest nicht in dem Maße, dass er ohne weiteres und

37 Dazu passt im Übrigen auch, dass das Schnalzen schon rein kinesiologisch betrachtet auf eine Art Spannungsentladung und damit kehrseitig auf eine Angespanntheit verweist.

38 Es ist gleichwohl zu betonen, dass das Sich-über-einen-Stellen zur interaktiven Struktur einer Kommentierung grundsätzlich dazu gehört, unabhängig davon, ob sie sprachlich oder parasprachlich realisiert wird.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in freier Rede darüber zu erzählen beginnen könnte. Der spontane Zugriff auf seine (Lauf-)Biographie scheint ihm also schwerzufallen.

Doch unabhängig davon, wie es um die Reflektiertheit Herrn Greipels bezüglich seiner Laufpraxis tatsächlich bestellt ist, kann man in Bezug auf die Eingangsfrage jedenfalls sagen, dass Herr Greipel, indem er diese als schwierig, knifflig und komplex rahmt, zugleich darin mit der Unterstellung des Interviewers übereinstimmt, dass es sich eben nicht um ein banales, sondern um ein besonderes Thema handelt, um ein Thema, das einer besonderen Zuwendung und eines besonderen Zugriffs bedarf. Damit rahmt er seine noch anstehende Antwort als besondere Herausforderung, die es zu meistern gilt und pflichtet in der Besonderung des (Marathon-)Laufens als eines außeralltäglichen Lebensbereichs dem Interviewer prinzipiell bei. Und weil der Interviewee objektiv eben auch selbst an diesem Lebensbereich partizipiert, erscheint er somit gewissermaßen selbst außeralltäglich. Und vielleicht lässt sich dieser ›Drang zur Außeralltäglichkeit‹ auch mit der Struktur der Kommentierung zusammenbringen: Durch das Sich-über-einen-Stellen besondert sich Herr Greipel bereits, was letztlich auch zum Eifer bzw. zur Sorge um die eigene ›Performance‹ passen würde, die sich im Schnalzen ja ebenfalls andeuten.

Herr Greipel hat nun die Möglichkeit, entweder umgehend mit seiner Erzählung zu beginnen oder zunächst noch weiter die Schwierigkeit der Eingangsfrage zu thematisieren, beispielsweise durch eine sprachliche Kommentierung oder eine Rückfrage an den Interviewer.

T. Greipel: () oh da muss ich lange nachdenken <atmet ein>

Offenkundig steigt Herr Geipel nicht in eine Erzählung ein, sondern setzt seine Kommentierung auf sprachlicher Ebene fort. Die kurze Pause (<1 Sek.), die nach dem Schnalzen erfolgt, verweist dabei auf die Notwendigkeit einer Sortierung: Herr Greipel muss überlegen, wie es weitergehen soll, was das Schwierige, Knifflige und Komplexe an der Beantwortung der Eingangsfrage, das im Schnalzen unterstellt wurde, geradezu dramaturgisch heraushebt; die Pause wirkt wie ein rhetorisches Mittel. Zugleich wird damit aber auch eine Spannung im Hinblick auf die anstehende Erzählung aufgebaut. Das folgende »oh« passt dazu: es drückt ein Überrascht-Sein aus, was zwar zuvor in der Schnalzgeste schon ein Stück weit enthalten war, nunmehr die Überraschung aber gleichsam explizit macht und damit das Wundersame und Komplexe am (Marathon-)Laufen nochmal deutlich hervorhebt; es reproduziert sich die Unterstellung, dass es etwas Außeralltägliches ist, dem man sich in besonderer Weise zuwenden muss. Das setzt sich dann auch in der Anschlussäußerung »da muss ich lange nachdenken« fort. Denn wörtlich genommen müsste Herr Greipel das Interview nun unterbrechen und zunächst »lange nachdenken«, bevor er fortfahren kann. Im Grunde, so die Unterstellung, mit der sich Herr Greipel auch wieder über den Interviewer stellt, sei die Frage

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

spontan bzw. im laufenden Interview nicht beantwortbar; er weist also die Erzählaufforderung des Interviewers zurück.[39] Anderenfalls hätte Herr Greipel die Äußerung im Konjunktiv formulieren und so etwas wie »da müsste ich *länger* nachdenken« sagen müssen. Dann wäre jedenfalls markiert, dass es sich lediglich um ein Ideal handelt, das unter den gegebenen Bedingungen nicht erreichbar ist bzw. nicht verfolgt werden kann; damit würde der Interviewee die dialogische/kooperative Ebene aufrechterhalten; ähnlich wie der Formulierung »da muss ich weit ausholen«. Durch das Undialogische und Konfrontative, das sich insofern ebenfalls reproduziert, mutet die tatsächlich realisierte Äußerung jedoch wie ein nach außen getragenes Selbstgespräch an, wirkt selbstreferenziell bzw. gewissermaßen autistisch.[40] Herr Greipel strukturiert seine Ausführungen damit wie eine Art Vortrag oder Monolog und unterstellt im Grunde, da er sich faktisch ja nicht einfach aus dem Gespräch ausklinken kann, dass er im Folgenden sozusagen laut nachdenken wird, während der Interviewer und die potenziellen Leser*innen dieser Interpretation in eine passive Rezipientinnen- bzw. Rezipientenrolle gleichsam gedrängt werden. Natürlich stehen bei Interviews die Interviewees immer im Fokus und bekommen damit durchaus eine Art Bühne. Letztlich bleiben es aber immer *interaktive* ›Veranstaltungen‹, sie bleiben *Gespräche*. Herr Greipel hingegen scheint das Interview, überspitzt formuliert, zu einer ›One-Man-Show‹ zu machen und sich der objektiven Gesprächsförmigkeit der Situation zu entziehen. Parallel zur Besonderung des Laufens findet damit eine Besonderung des Interviewees statt: er ist der ›Star‹ und steht im ›Spotlight‹.

Mit dieser Besonderungsbewegung korrespondiert jedenfalls auch, dass Herr Greipel vom »nachdenken« spricht. Denn selbst dann, wenn er die Äußerung im Konjunktiv formuliert hätte, bliebe das, worüber nachgedacht werden sollte, als etwas gerahmt, das nicht ›einfach so‹ erzählbar wäre. Das »da« passt dazu, weil es im Gegensatz zu einem »darüber«, das einen inhaltlichen Bezug aufweist, eben auf das interviewpraktische Problem des Erzählens rekurriert, nach dem Motto: »Wenn Sie die Frage *so* stellen, dann kann ich das nicht ohne weiteres beantworten und muss erst mal nachdenken.« ›Nachdenken‹ nun ist eine prinzipiell müßige Praxis, die sich – im Gegensatz zum ›Überlegen‹ etwa – nicht in der Abwägung von Handlungsalternativen erschöpft, sondern zeitlich und sachlich tendenziell entgrenzt bzw. zukunftsoffen ist; das, worüber man nachdenken muss, ist immer komplex, vielschichtig etc. Die dem (Marathon-)Laufen, dem daran geknüpften Lebensstil und der dahinterstehenden ›Karriere‹ zuvor schon unterstellte Komplexität und Außeralltäglichkeit wird hiermit förmlich ins ›Unermessliche‹ gesteigert,

39 Würde der Interviewer Herrn Greipel beim Wort nehmen, könnte er nun vorschlagen, das Gespräch zu verschieben.

40 Vermutlich ist es genau das, was das Agieren Herrn Greipels ›konfrontativ‹ oder ›kampfförmig‹ wirken lässt; es hängt mit dem Undialogischen zusammen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

zu einem rätselhaften Abstraktum gemacht, das erst kognitiv erschlossen werden muss; die Zurückweisung der Erzählaufforderung zeigt sich demnach auch hierin. Das vorgeschaltete, dezidierte »lange« ›versucht‹ die unterstellte Komplexität indes noch weiter zu erhöhen, was letztlich aber misslingt. Denn sofern Nachdenken ein prinzipiell offener Prozess ist, weiß man im Grunde nie, ob es lange dauern wird oder nicht. Das »lange nachdenken« hat also etwas von einer ›leeren Gewissheit‹.

All dies zusammengenommen dräng sich die These auf, dass wir es hier mit einer *Inszenierungslogik* zu tun haben, deren Sinngestalt einer *Selbstheroisierung* bzw. einer *Veraußeralltäglichung des Selbst* gleicht. Anderenfalls hätte der Interviewee ja auch die Möglichkeit gehabt, direkt mit einer Erzählung zu beginnen; denn erzählen kann man schließlich auch ohne lange über etwas nachgedacht zu haben, weil man sich zum Beispiel auf die Schilderung der äußeren Umstände auch konzentrieren könnte, die einem bei einer identitätsbedeutsamen Praxis doch mehr oder weniger präsent sein müssten. Durch den expliziten Verweis auf die Notwendigkeit des langen Nachdenkens stellt sich Herr Greipel hingegen als jemand dar, der den Dingen stets ›auf den Grund‹ geht, sie umfassend auf einer abstrakten Ebene reflektiert und macht damit eben auch das Reden über seinen Laufeinstieg zu einer abstraktionsbedürftigen Aufgabe. Wäre er gleichwohl tatsächlich so reflektiert, dann hätte man eigentlich erwartet, dass er seine Laufpraxis bereits umfassend durchdacht *hat* und nun entsprechend mit einer konsistenten Deutung dieser aufwarten kann. Damit verbunden liegt es nahe, dass die Inszenierung kehrseitig auf eine *Identitätsunsicherheit* bzw. *Autonomieproblematik* verweist. In der Inszenierung könnte der Interviewee seine Identitätsunsicherheit gleichsam zu überspielen und sich einer offenen, authentischen Auseinandersetzung mit der eigenen Lebenspraxis zu entziehen versuchen. Möglicherweise ist die Inszenierung auch ein Teil seiner Bewährungsfigur, die somit schon aus sich heraus etwas Künstliches hätte. Er würde sich genau dann bewähren, wenn er mit der Inszenierung auf Anerkennung stößt. Dazu passte auch das undialogisch-konfrontative Moment: Durch die ›Abkapselung‹ von der Dyade der Interviewinteraktion und den Wechsel zum Monologisch-Vortragshaften schützt sich der Interviewee gleichsam vor ›Angriffen‹ auf seine Identitätskonstruktion. Und die Frage ist letztlich, welchen Platz das (Marathon-)Laufen sowie auch seine Triathlonaktivität in dieser Konstruktion möglicherweise einnehmen. Zu vermuten ist, dass sie ›irgendwie‹ Teil der inszenierten Selbstheroisierung bzw. -veraußeralltäglichung sind.

Was nun die Anschlussoptionen betrifft, so hat sich Herr Greipel gewissermaßen in Schwierigkeiten gebracht: Um der Besonderung des (Marathon-)Laufens weiter Rechnung zu tragen, müsste er seine Ankündigung, lange nachzudenken, im Folgenden eigentlich tatsächlich einlösen, was er offenkundig nicht macht und was daher unsere These bestätigt, dass es sich um eine Inszenierungslogik handelt.

T. Greipel: <atmet ein> ähm ich bin im Studium zum Ausdauerlaufen gekommen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Durch das laute Einatmen werden die anstehenden Ausführungen wiederum gleichsam dramaturgisch gerahmt: Herr Greipel betritt die Bühne, bündelt die Aufmerksamkeit des Publikums und beginnt nach einer kurzen Sortierung (»ähm«) mit seinem Räsonnement; zugleich rahmt er das Nachfolgende dadurch wieder als ein schweres Unterfangen. Mit »ich bin im Studium« leitet er dabei eine Retrospektive ein, die von einem eher erzählerischen als räsonierenden Charakter ist. Dabei bringt »*im* Studium«, im Gegensatz zu »*während* des Studiums«, eindeutig zum Ausdruck, dass hiermit nur Vorgänge und Ereignisse angesprochen sein können, die tendenziell eng mit der Studienpraxis bzw. den Studieninhalten selbst verbunden waren; es geht nicht um etwas, das lediglich während des Studiums im Sinne einer Lebensphase (implizit aber natürlich auch darum), sich ereignete. Herr Greipel sagt auch nicht etwa »als Student«, was den Studentenstatus bzw. die Studentenrolle herausgehoben hätte (dann könnte man sich zum Beispiel vorstellen, dass er im Rahmen des Hochschulsports zum Laufen gekommen ist). Die Formulierung »im Studium zum Ausdauerlaufen gekommen« suggeriert hingegen wörtlich genommen, dass das Laufen *immanenter Teil der Studienpraxis* gewesen und (aufgrund des »gekommen«) als ebensolcher für Herrn Greipel auch identitätsbedeutsam geworden sei.

Aber inwiefern könnte das Laufen tatsächlich immanenter Teil seiner Studienpraxis gewesen sein? Am ehesten würde man hier an ein Sportstudium oder etwa an Feldforschung denken.[41] Gleichwohl wissen wir aus der biographischen Skizze, dass weder das eine noch das andere auf Herrn Greipel zutrifft, denn er hat Mathematik studiert und das Laufen war nicht Gegenstand seiner Forschung. Wir können deshalb daraus schlussfolgern, dass sich hier eine instrumentelle Verknüpfung von Laufen und Studium, mithin von beruflicher und läuferischer Karriere, andeutet: Kann es sein, dass Herr Greipel das Laufen als irgendwie funktional für sein Studium betrachtet bzw. dass es tatsächlich irgendwie funktional dafür war? Jedenfalls ist es erklärungsbedürftig, warum der Prozess der identitätsmäßigen Bedeutsamwerdung des Laufens als immanenter Bestandteil der beruflichen Orientierung und Ausbildung dargestellt wird und das Laufen dabei eben *nicht als Freizeitaktivität* in Erscheinung tritt, obwohl es doch faktisch eigentlich nicht immanenter Bestandteil des Studiums gewesen sein kann.

Nun spricht Herr Greipel aber nicht einfach vom »Laufen«, sondern vom »Ausdauerlaufen«. Das heißt: Es ist diese *spezifische* Form des Laufens, die für ihn identitätsbedeutsam geworden ist. Darin, das kann man jetzt schon sagen, reproduziert sich die Besonderungs- und Inszenierungslogik: Herr Greipel ist

41 Dann würde man aber vielleicht auch eher davon sprechen, dass man sich im Studium mit dem Ausdauerlaufen »beschäftigt« habe und nicht, dass man dazu »gekommen« sei. Zumindest müsste es dann noch deutlich werden, dass es sich um einen Forschungsgegenstand gehandelt hat.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kein normaler Läufer, sondern jemand, der einer besonderen Form des Laufens nachgeht, die mit der Bezeichnung »Ausdauerlaufen« auch ein Stück weit gehoben bzw. elitär anmutet. Und das passt wiederum nicht nur gut zum »lange nachdenken«, sondern auch zur instrumentellen Logik. Denn der im Alltag eigentlich eher weniger gebräuchliche Ausdruck, »Ausdauerlaufen« verweist auf der Ebene der objektiven Bedeutungsstruktur zunächst einmal lediglich auf eine Trainingspraxis. Entsprechend spricht man von Ausdauer- oder Dauerläufen etwa im schulischen Kontext (Dauerlauf als Teil des Sportunterrichts) sowie vor allem im Bereich der Trainingswissenschaft bzw. -lehre, wo Ausdauer- bzw. Dauerläufe spezifische und probate Trainingsinstrumente darstellen, welche in zahlreichen Sportdisziplinen zur Steigerung der Kondition bzw. zur Verbesserung und/oder Erhaltung der Grundlagenausdauer genutzt werden. Der Fokus liegt dabei darauf, über einen längeren Zeitraum (in der Regel um eine Stunde herum) ohne Unterbrechung und mit gleichbleibender und relativ niedriger Geschwindigkeit zu laufen; die Trainingsintensität liegt hier im sogenannten »aeroben Bereich«, das heißt, es wird ein Trainingspuls von ca. 70–80 % der maximalen Herzfrequenz angestrebt. Der Fokus liegt dabei auf der Ausdauer bzw. dem Durchhalten, und zwar nicht nur auf physischer, sondern auch auf psychischer Ebene, da es sich eben um eine hochgradig monotone Aktivität handelt und das Ganze eigentlich nur gemacht wird, um in der Kernsportart besser zu werden. Als Pendant zu Ausdauerläufen könnte man Sprints bzw. Intervallläufe ansehen, die ebenfalls probate Trainingsinstrumente sind, aber vom Trainingseffekt her auf die Verbesserung der Kraft-Ausdauer und Schnelligkeit zielen und damit primär eine Intensität im »anaeroben Bereich« anvisieren. Indes ist das Laufen freilich nur *ein* mögliches Mittel zur Erhöhung und Aufrechterhaltung einer bestimmten Ausdauerleistungsfähigkeit; prinzipiell kämen hierfür auch andere Ausdauersportarten bzw. auf Ausdauertraining gerichtete Bewegungsformen wie etwa Schwimmen oder Radfahren infrage, wobei es letztlich von den individuellen Voraussetzungen eines Sportlers/einer Sportlerin sowie den jeweiligen Zielen und Erfordernissen ihrer Kernsportarten abhängt, welche Form von Ausdauertraining die jeweils geeignetste ist.

Mit dem Rekurs auf das »Ausdauerlaufen« zieht Herr Greipel somit eine eindeutige Grenze dahingehend, welche Form von Laufen für ihn »im Studium« identitätsbedeutsam wurde. Und zwar zum einen in Richtung wettkampfzentrierter Laufformen – anderenfalls hätte er etwa vom »Langstreckenlaufen« sprechen oder eine konkrete Laufdisziplin nennen (Marathonlaufen z.B.) können; und zum anderen in Richtung des gesundheitsbezogenen »Jogging«. Unterstellt ist also, dass es ihm weder um den Wettkampf noch um die Gesundheit ging, sondern um die Optimierung bzw. Aufrechterhaltung der Ausdauerleistungsfähigkeit in einem anderen Bereich als dem des Laufens bzw. Laufsports, wobei dieser andere Bereich gemäß seiner konkreten Formulierung eben nur das Studium gewesen sein kann. Mit anderen Worten: Das Ausdauerlaufen wird als eine Art ›Training für das Studium‹ dar-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gestellt. Damit stellt sich für die weitere Interpretation zum einen die Frage, was es genau damit auf sich hat: Warum stellt es Herr Greipel so dar, obwohl es von der Sache her eigentlich unplausibel ist? Denn inwiefern kann das Ausdauerlaufen dabei helfen, mathematische Probleme zu lösen bzw. mathematische Zusammenhänge zu verstehen? Eigentlich, so scheint es, müsste es doch möglich sein, relativ erfolgreich Mathematik zu studieren, ohne Ausdauerlauf betreiben zu müssen. Zum anderen fragt es sich aber auch, warum es letztlich ausgerechnet Laufen und nicht etwa Schwimmen oder Radfahren geworden ist. Zudem stellt sich die Frage, wie Herr Greipel dann zum wettkampfförmigen (Marathon-)Laufen und schließlich auch zum Triathlon gekommen ist, wenn es ihm ursprünglich eigentlich doch eher um etwas Instrumentelles gegangen zu sein scheint. Könnte es daher sein, dass auch seine Marathon- und Triathlonaktivität instrumentell motiviert ist? Und wie könnte *dieser* instrumentelle Zusammenhang aussehen? Von der Logik der Selbstinszenierung ausgehend, liegt es hingegen nahe, dass es tatsächlich keinen wirklich instrumentellen Zusammenhang zwischen Laufen und Studium gibt und es Herrn Greipel lediglich darum geht, sich darüber noch weiter zu besondern bzw. noch außeralltäglicher darzustellen: als jemand, der außergewöhnlich leistungsfähig ist und gleichsam zu einer Leistungselite gehört, die alles daran setzt, ihre Leistung zu optimieren. Dazu würde auch gut passen, dass in der Verknüpfung von Laufen und Studium sich eine Verknüpfung der Sphären von Freizeit und Arbeit ankündigt, wie sie charakteristisch für den Typus des (neoliberalen) Selbstoptimierenden ist. Schauen wir uns an, wie es weitergeht.

> **T. Greipel:** und zwar hatte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit <atmet ein> einen Assistenten

Zunächst ist festzustellen, dass Herr Greipel nahtlos (es gibt keine Sortierung, kein Innehalten) und weiterhin im erzählerischen Modus fortfährt. Mit »und zwar« kündigt er dabei eine Detaillierung des zuvor Eingeführten bzw. Angesprochenen an, sieht selbst einen Explikationsbedarf. Zugleich ist damit unterstellt, dass eine referierbare Erzählung bereits vorliegt; es scheint nachgerade so, als hätte Herr Greipel sie schon öfters erzählt. Die Inszenierungslogik reproduziert sich also abermals. Mit dem Anschluss »hatte ich im Rahmen meiner Diplomarbeit« reproduziert sich sodann aber auch die Unterstellung, dass es um etwas der Studienpraxis Immanentes geht, mithin Arbeit und Freizeit verschränkt werden. Denn »im Rahmen« verweist immer darauf, dass etwas Teil der damit adressierten Praxis und diese Praxis wiederum in einem institutionellen Kontext angesiedelt ist (man würde z.B. nicht sagen: »Als ich im Rahmen meines Urlaubes in Amsterdam war«), was auf die »Diplomarbeit« ja auch zutrifft. Damit ist zugleich die Endphase des Studiums angesprochen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Die Formulierung »hatte ich […] einen Assistenten« mutet nun wie ein Freud'scher Versprecher an. Denn wörtlich genommen ist damit unterstellt, dass Herr Greipel der Vorgesetzte des Assistenten gewesen sei; der Assistent, so die Implikation, habe nicht Herrn Greipels Arbeit *betreut*, sondern hat ihm dabei regelrecht *zugearbeitet*, war sein persönlicher Gehilfe.[42] Faktisch kann dies gleichwohl schwerlich der Fall gewesen sein, da es eine solche Studienordnung bzw. universitäre Praxis nicht gibt, zumal sie auch mit den praktischen Erfordernissen, welche mit einer Abschlussarbeit einhergehen, inkompatibel erscheint und zu Problemen der Zurechenbarkeit der erbrachten Leistung führen dürfte. Im Allgemeinen sind Assistent*innen Handelnde, die einer ihnen gegenüber weisungsbefugten Handlungsinstanz *zuarbeiten* und daher in einem direkten, arbeitsförmigen Kooperationszusammenhang mit diesen stehen (»Assistenz der Geschäftsführung«, »Assistent des Professors«, »Operationstechnische Assistenz«). Die ›Idee‹ dabei ist, grob gesagt, dass die Haupthandelnden, welche über besondere Kompetenzen bzw. Spezialfähigkeiten verfügen, sich auf ihre Kernaufgaben konzentrieren können sollen, während die Assistierenden primär vorbereitende/organisatorische bzw. routineförmige Arbeiten übernehmen und den Haupthandelnden gleichsam den Rücken frei halten; sie treffen nicht die wichtigen Entscheidungen, agieren gleichsam auf der Hinterbühne, während diejenigen, denen assistiert wird, auf der Vorderbühne stehen.

Es ist somit naheliegend, dass Herr Greipel auf der manifesten Sinnebene eigentlich meint, dass er entweder einen *Betreuer* hatte, der seinerzeit die Position eines Assistenten des jeweiligen Lehrstuhlinhabers bekleidete oder aber, dass ihn der Assistent des ihn *eigentlich* betreuenden Professors/der ihn eigentlich betreuenden Professorin gleichsam stellvertretend bei der Anfertigung seiner Abschlussarbeit betreut hat, da der Professor/die Professorin dies an ihn delegiert hatte. Der entscheidende Punkt ist jedoch, dass Herr Greipel dies nicht sagt, sondern wörtlich genommen den faktischen oder stellvertretenden Betreuer seiner Abschlussarbeit zu seinem Assistenten macht und damit zu jemandem, der in seiner Weisungsbefugnis steht und ihm zuarbeitet, ja nachgerade eine Dienstleistungsfunktion für ihn erfüllt. Damit kehrt er nicht nur die faktische Status- und Beziehungsasymmetrie zwischen ihm und seinem damaligen Betreuer um, sondern weist überhaupt jegliche Betreuungsbedürftigkeit von sich. Vielmehr stellt er sich, zugespitzt formuliert, als *Genius* dar, der keine Betreuung benötigt, sondern lediglich einen persönlichen Assistenten, der ihm auf der Hinterbühne ›den Rücken frei hält‹ und ihm nach Bedarf bzw. auf Anfrage alle nötigen Informationen liefert und Routinearbeiten erledigt, damit er alle relevanten Fäden zusammenziehen und auf der Vorderbühne

42 Laborassistentierende können hier nicht gemeint sein, da man diese auch genauso bezeichnen würde. Außerdem gibt es sie ohnehin nur in Studiengängen wie Physik, Chemie oder Biologie.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

brillieren kann. Mit anderen Worten: Es drückt sich auf der latenten Sinnebene eine Art ›königliche‹ Haltung des Interviewees aus, der zufolge er wie selbstverständlich davon ausgeht, dass andere ihm zuarbeiten, ihn hofieren, ihm ›den roten Teppich ausrollen‹. Herr Greipel ist, zugespitzt formuliert, kein Mann für die einfachen, alltäglichen Dinge, kein Mann der Routine, sondern zuständig für außergewöhnliche intellektuelle Leistungen. Insofern können wir festhalten, dass sich die Heroisierung und Veraußeralltäglichung des Interviewees deutlich fortsetzt.[43]

Für den Fortgang der Interpretation stellt sich nun natürlich die Frage, in welcher Beziehung Laufen, Diplomarbeit/Studium und Assistent faktisch, aber auch auf der Ebene der Selbstdarstellung stehen. Herr Greipel sagt:

T. Greipel: der selber Langstreckenlauf gemacht hat

Mit »der selber Langstreckenlauf gemacht hat« wird nahegelegt, dass der Assistent gleichsam das verbindende Element zwischen Herrn Greipel und dem Laufen gewesen sei. Das »selber« betont dabei einerseits das authentische der Erfahrung des Assistenten, akkreditiert ihn als jemanden, »der weiß, wovon er spricht«. Zugleich deutet es an, dass Herr Greipel ebenfalls bereits gelaufen sein muss. Anderenfalls wäre das »selber« überflüssig. Herr Greipel sagt wohlgemerkt nicht, dass der Assistent ihn *beeinflusst* habe, mit dem Laufen zu beginnen. Es scheint daher klar, dass er eine gewisse Rolle hinsichtlich der Genese der spezifischen Laufmotivation Herrn Greipels gespielt haben muss, aber welche, das ist noch rätselhaft. Jedenfalls muss Herr Greipel seiner Darstellung nach ja schon vorher gelaufen sein, was bedeutet, dass seine Ursprungsmotivation möglicherweise eine andere war und er durch das Laufen mit dem Assistenten gleichsam eine neue Facette am Laufen für sich entdeckt hat, die sodann auch zentral für die Identitätsbedeutsamkeit des Laufens wurde.

43 Damit korrespondiert sehr gut, dass Herr Greipel an einer anderen Stelle im Interview sagt, dass er auch einen »persönlichen Onlinetrainer« habe, der seinen Trainingsplan mache: »äh ich äh hab' n persönlichen Onlinetrainer, der macht meinen Trainingsplan, da seh' ich dann auch, was steht an welchem Tag an«. Der Trainingsplan ist also etwas, mit dem Herr Greipel lediglich konfrontiert wird und das er ausführen muss, womit er ansonsten aber nichts zu tun hat. Er ist lediglich für die Performance und die Realisierung des Erfolgs zuständig; die Hintergrundarbeit erledigt sein ›Trainer‹. »Persönlicher Onlinetrainer« ist im Übrigen auch eine Übertreibung und Inszenierung, weil ein Onlinetrainer eben kein persönlicher Trainer ist, wie man ihn sich klassischerweise vorstellen würde: nämlich als gleichsam face-to-face-Trainer, der nicht bloß Trainingspläne schreibt, sondern die einzelnen Trainings persönlich an- und begleitet. Daher liegt es nahe, dass Herr Greipel mit der Betonung des Persönlichen gewissermaßen an dieser Besonderheit, einen echten persönlichen Trainer zu haben, einfach nur partizipieren möchte.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Da Herr Greipel nunmehr vom »Langstreckenlauf« spricht und damit eine wettkampfförmige Kategorie verwendet, liegt es nahe, dass es motivationstechnisch eine wichtige Rolle gespielt hat, dass der Assistent wettkampfförmiger Läufer auf der Langdistanz war; das machte ihn als einen ›besonderen Typen‹ aus. Daher ist vor dem Hintergrund der bisher rekonstruierten Fallstruktur zu vermuten, dass Herr Greipel in der Sozialbeziehung zum Assistenten gleichsam eine Möglichkeit für sich erblickt hatte, vermittelt über das Langstreckenlaufen an der Besonderheit bzw. Außeralltäglichkeit des Assistenten partizipieren zu können. Mit anderen Worten: Herr Greipel wollte auch ein ›besonderer Typ‹ sein. Das Naheliegende ist nun freilich, dass er mit dem Assistenten laufen gegangen ist oder von diesem zumindest irgendwie dazu motiviert worden ist. Und die zentrale Frage wäre dann, was genau ihn daran gereizt hat.

> **T. Greipel:** //mhm// und wenn ich ne () Frage zu nem Thema hatte, also ich hab in in Mathematik diplomiert

Man sieht schnell, dass die Darstellung nun geradezu die Gestalt eines ›Mythos‹ annimmt. Das Mythische besteht dabei darin, dass es sich hier um einen ›legendenartigen‹ *Erklärungsversuch* dessen handelt, was für die Genese der Laufmotivation Herrn Greipels ausschlaggebend war. Mit anderen Worten: Angekündigt ist eine Art läuferisches Erweckungserlebnis, das den motivatorischen Grundstein legte.

Dieses wird nun eingeleitet mit »und wenn ich ne () Frage zu nem Thema hatte«. Das »ne Frage zu nem Thema« stellt dabei eine leere Konkretisierung dar, denn »nem Thema« ist völlig unspezifisch. Es wäre also ausreichend gewesen, »wenn ich ne Frage hatte« zu sagen. Zugleich sagt Herr Greipel aber auch nicht etwa »Problem« oder dass er »Diskussionsbedarf« gehabt habe. Damit wird die Diplomarbeit, um die es ja geht, ein Stück weit trivialisiert; es wirkt nicht so, als ginge es um etwas besonders Herausforderndes; daher wertet Herr Greipel sich dadurch wieder auf. Denn er suggeriert damit, dass er eigentlich keine Probleme oder Schwierigkeiten bei der Erstellung seiner Abschlussarbeit hatte, sondern lediglich Fragen zu fachinternen Themen, die ihn besonders interessiert haben, zumal mit »nem Thema« ja auch unterstellt ist, dass er in seiner Diplomarbeit sogar mehrere Themen behandelt habe. Er stellt sich kurzum als fachlich besonders umtriebig, engagiert und interessiert dar und ›unterschlägt‹ kehrseitig, einen Betreuungsbedarf gehabt zu haben, um den es ja der Sache nach geht. Der Assistent erscheint in dieser Darstellung damit lediglich als Experte, der Auskünfte erteilt. Die Konditionalkonstruktion macht sodann klar, dass eine Gesetzmäßigkeit angekündigt ist (»wenn X, dann Y«), wobei noch unklar ist, welche Rolle dabei das Laufen spielt.

Darauf geht Herr Greipel sodann auch noch nicht ein, sondern schiebt noch eine Erläuterung ein: »also ich hab in in Mathematik diplomiert«. Offenbar sieht er einen Explikationsbedarf und möchte diesen aufklären. Sequenziell bezieht sich die Er-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

läuterung darauf, dass Herr Greipel »ne Frage zu nem Thema hatte«. Der Umstand, dass er überhaupt Fragen zu Themen hatte und dass es jene angekündigte Gesetzmäßigkeit gibt, so die Implikation, hing also damit zusammen, dass er »in Mathematik diplomiert« habe, nach dem Motto: »Da hat man schon mal ne Frage«; die besondere Schwere des Mathematikstudiums legitimiere bzw. mache das ›Fragenhaben‹ sozusagen objektiv erforderlich; es ist nicht etwas, das auf Studierende aller Studienfächer zutreffe. Herr Greipel besondert sich kurzum über sein Studienfach, und nach allem, was wir bis hierhin über die Struktur seiner Selbstinszenierung bereits gesagt haben, hätte es nun im Grunde auch verwundert, wenn er mit einem gleichsam weniger eindrucksvollen Fach aufgewartet wäre (mit Sport z.B.). Dazu passt auch, dass er »diplomiert« sagt. Alternativ hätte er nämlich auch etwa sagen können, dass er »Mathe« oder »Mathematik« *studiert* oder dass er seinen »Abschluss in Mathematik« *gemacht* habe. Auch wenn allein schon mit der Betonung, dass er überhaupt auf Diplom (und nicht etwa auf Magister) studiert hat, eine gewisse Aufwertung verbunden ist, weil das Diplom aufgrund seines Praxisbezuges und auch in Relation zu den heute gängigen Studienabschlüssen durchaus ein hohes Renommee genießt, so hebt die konkrete Formulierung »diplomiert« die Selbstaufwertung auf eine höhere Stufe. Denn dies ist ein Wort, das es seit einiger Zeit in der Alltagssprache zwar zu geben scheint, das aber irgendwie konstruiert und hochgestochen wirkt, was vor allem daran liegen dürfte, dass es einerseits an »promovieren« erinnert bzw. von der Wortkonstruktion her eine Strukturähnlichkeit dazu aufweist, es gleichzeitig aber keinen institutionalisierten Prozess gibt, der »Diplomieren« oder »Diplomation« heißt. Entsprechend trägt man ja auch keinen »Diplomtitel« im Namen, sondern verweist darauf höchstens in der Berufsbezeichnung (»Diplom-Ingenieur«). Insofern scheint es doch so, dass das Wort »diplomieren« sich sozusagen in Anlehnung an »promovieren« im Alltagssprachgebrauch verfestigt hat, in dieser Verfestigung aber eben auch eine besondere Haltung bzw. Vorstellung sich ausdrückt: der Wunsch nach Partizipation am Promotionsstatus bzw. an dessen, wenn man so will, Exklusivität. Das scheint auch in Herrn Greipels Fall so zu sein – er macht seine Diplomarbeit der Tendenz nach zu einer Dissertation. Denn damit hebt er sich tendenziell aus der Masse der gewöhnlichen Studierenden weiter heraus. Die implizite Vorstellung dabei ist: Wer »in Mathematik diplomiert«, schließt nicht einfach ein Studium ab, sondern gehört zu einem elitären Kreis, dessen Angehörigen ein gleichsam höherer Status als den Normalstudierenden zukommt und mit welchem eine höhere soziale Anerkennung verbunden ist. Nach dem soeben interpretierten Einschub setzt Herr Greipel neu an, um die angekündigte Gesetzmäßigkeit darzulegen:

T. Greipel: ähm wenn ich ne Frage zum Thema hatte, dann hat er einem gesagt »Thomas haste deine Laufschuhe dabei?«

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Er schließt den Einschub mit einer kurzen Sortierung (»ähm«) ab und knüpft dann an den ›Mythos‹ dergestalt an, dass er zunächst die Bedingungskomponente der bereits eingeführten Konditionalkonstruktion wiederholt, wobei mit der darin eingelassenen Korrektur »*zum* Thema« der Bedeutungsüberschuss der vorherigen Formulierung manifest deutlich wird. Die angekündigte Gesetzmäßigkeit schildert er nun so, dass er den Assistenten zitiert: »dann hat er einem gesagt ›Thomas haste deine Laufschuhe dabei?‹«. Ob der Assistent dies tatsächlich wörtlich so gesagt hat oder nicht, spielt dabei vorerst keine Rolle. Entscheidend ist, dass Herr Greipel es hier mythenhaft so darstellt, und die Frage ist, was es für seine motivationale Erweckung im Hinblick auf das Laufen bedeutet. Mit der konkreten Formulierung wird jedenfalls nahegelegt, dass die Bedingung dafür, dass der Assistent Fragen von Herrn Greipel beantwortet, darin bestanden habe, dass letzterer mit ihm laufen geht: Die Laufschuhe erscheinen so nicht nur wie eine Art ›Ticket‹ für die Beratung, sondern förmlich wie ein Ausrüstungsgegenstand, der für die Durchführung der Beratung zwingend notwendig, ja ein Bestandteil von ihr ist. Beratung bedeutet Laufengehen, und das wiederum bedeutet: man braucht Laufschuhe. Auch Eltern könnten, wenn man »Laufschuhe« etwa durch »Mathebuch«, »Taschenrechner« oder »Trinkflasche« ersetzt, so zu ihrem Kind sprechen, mit dem sie morgens das Haus verlassen, um es zur Schule zu bringen oder mit diesem bereits auf dem Weg dorthin sind. Die Äußerung hat also zunächst einmal den Status einer Rückversicherung; die Fragenden gehen sicher, dass die so Adressierten die jeweils angesprochene Sache dabei haben. Damit bringen sie sich in die Position einer sorgenden Kontrollinstanz und unterstellen damit kehrseitig, dass dies zum einen notwendig und zum anderen berechtigt/angemessen ist. Denn mit so einer Frage wird die adressierte Person in eine gleichsam sorgebedürftige Position gebracht. Die Unterstellung ist: sie seien nicht ganz selbstständig; man müsse ein Auge auf sie haben; sei für sie zuständig.[44] Umgekehrt kann die sorgebedürftige Person so nicht sprechen. Außerdem muss es sich aufgrund des »Du« um eine persönliche Sozialbeziehung handeln (es sei denn, es ist eine Schüler*innen-Lehrer*innen-Interaktion). Zudem ist die Frage freilich nur dann angemessen, wenn es tatsächlich fraglich ist, ob jemand die Sache dabei hat; es wäre unpassend, danach zu fragen, wenn es offensichtlich wäre. In jedem Fall hängt die Durchführung der jeweils mitthematischen Praxis, wie schon gesagt, an der aktuellen Verfügbarkeit der jeweils angesprochenen Sache; ohne sie geht es unterstelltermaßen nicht.

Damit wird das Laufen in der Darstellung Herrn Greipels also nicht nur zu einem wesentlichen, unentbehrlichen Teil der Beratungspraxis, sondern es wird auch

44 Anders wäre es, wenn die Frage »Thomas, haste *zufällig/vielleicht* deine Laufschuhe dabei?« lauten würde. Das wäre eine Auskunftsfrage, bei der nicht unterstellt wäre, dass die so adressierte Person die Laufschuhe dabei haben und diesbezüglich unbedingt kontrolliert werden müsste.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

deutlich, dass der Interviewee sich in eine gleichsam hilfs- bzw. sorgebedürftige Position bringt, wie sie sich kehrseitig ja bereits im Assistenten-Haben ausgedrückt hat. Herr Greipel wirkt mit anderen Worten geradezu kindlich. Korrelativ dazu erscheint der Assistent nun wie eine Sorgeperson, der ›sich seiner annimmt‹ und sich geradezu mit einer elternhaften Zuwendung darum kümmert, dass er das nötige Material dabei hat, damit die Beratung klappt, was in der Vergangenheit, so die Implikation, auch mal nicht geklappt hat; ansonsten müsste der Assistent nicht fragen. Zudem stellt Herr Greipel durch den Wechsel von »hatte […] einen Assistenten« auf »hat er einem gesagt« die faktische Beziehungsasymmetrie zum Assistenten wieder her.

Aber welche Funktion könnte das Laufen in der Beratung nun haben? In der Darstellung als etwas funktional Unabdingbares erinnert es jedenfalls an eine Art zenbuddhistische Praxis, in der meditiert wird, um eine Erleuchtung zu erlangen oder an den »Kairos« aus der griechischen Mythologie, den »rechten Augenblick«, den es durch das Laufen zu begünstigen gilt. Der Assistent wäre dann, überspitzt formuliert, eine Art spiritueller Lehrer, der Herrn Greipel auf dem Weg der Erkenntnissuche anleiten bzw. in eine Situation bringen soll, die als eine Art Katalysator für den Kairos fungiert. Zum Assistenten als eine Art spirituellem Lehrer passt indes auch gut, dass Herr Greipel »dann hat er *einem* gesagt« sagt. Das »einem« unterstellt nämlich nicht nur, dass das der Modus war, in dem der Assistent seine Betreuungspraxis *generell* gestaltete – das Laufen war *seine* Methode, mit der *alle* betreut wurden –, sondern auch, dass er dafür gleichsam *bekannt* war: Es war ein Identitätsmerkmal, das ihn, und das reproduziert sich hier, eben zum besonderen Typen machte – so, wie jemand sagen könnte, dass »der Peter ein Typ war, der einem immer gleich die Meinung gesagt« habe oder Ähnliches. Und Herr Greipel erhielt die Chance, an dieser Besonderheit zu partizipieren, die Chance, um in der spirituellen Sprache zu bleiben, ein Jünger zu werden. Hierin ist insofern durchaus eine gewisse Distinktionsbewegung zu erkennen, eine – jedenfalls in der Deutung Greipels so erscheinende – Vergemeinschaftungsbewegung mit dem Assistenten und ein damit verbundenes elitäres Denken, wie es ja auch Lutz (1989: 100) schon unter Laufenden identifizierte. Alles das hebt Herrn Greipel gleichsam aus der Masse der ›normalen Menschen‹ heraus; er befindet sich von seiner Erzählung her zwar erst im Studium, stellt sich aber zugleich bereits als Angehöriger einer Elite dar. Insofern kann man vermuten, dass sich hier der Einfluss seines Herkunftsmilieus kenntlich macht und zudem möglicherweise auch eine berufsfeldspezifische Deutung der eigenen Biographie zum Ausdruck bringt, die an die Selbstinszenierung von Top-Managern erinnert, wie sie etwa Renate Liebold in ihrer Analyse von Autobiographien von Top-Managern wie Hans-Olaf Henkel oder Ferdinand Piëch festgestellt hat und welche darin besteht, sich zum einen als gleichsam geborener Genius bzw. außergewöhnliche Persönlichkeit darzustellen und zum anderen aber auch an das Herkunftsmilieu insofern anzuknüpfen, als dass die eigene (Berufs-)Biographie als eine Fortschrei-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bung einer familial-herkunftsbezogenen Erfolgsgeschichte erscheint (vgl. Liebold 2017). Das Laufen mit dem Assistenten scheint für Herrn Greipel also eine Art Anker für eine elitäre Vergemeinschaftung zu bilden: Es gehört gewissermaßen zum Elitestatus, den er für sich wie selbstverständlich beansprucht, dazu, und der Assistent repräsentiert diese Verknüpfung.

Dass Herr Greipel anschließend ausgerechnet »*Thomas* haste deine Laufschuhe dabei« und nicht einfach, was im Anschluss an das »einem« grammatischer wäre, »haste deine Laufschuhe dabei?«, verstärkt die Vergemeinschaftungsbewegung, indem die Art der Zuwendung des Assistenten und die Beziehung zu ihm wieder als besondere, partikulare dargestellt und betont werden.

> **T. Greipel:** //mhm// Und dann hab ich entweder gesagt »nein«, und dann hat er gesagt »morgen bitte mit Laufschuhen und dann klären wir des Thema« <atmet ein> oder »Ja«, und dann hat er gesagt »in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen und dann sprechen wir über alles, ich nehm mir Zeit«

Herr Greipel setzt fort mit »Und dann hab ich entweder gesagt nein«. Es geht also um seine Reaktion auf die Frage des Assistenten nach den Laufschuhen. Das »entweder« unterstellt, dass er eine Wahl zwischen verschiedenen Optionen hatte, wobei das »nein« offenbar für die Option steht, keine Laufschuhe dabei zu haben. Vor dem Hintergrund des bereits Rekonstruierten verwundert das natürlich bzw. ist logisch inkonsistent. Denn gemäß der Darstellung des Interviewees müsste er es ja eigentlich schon gewusst haben, dass der Assistent nur *mit* Laufschuhen berät. Warum geht er also ohne Laufschuhe hin? Es liegt nahe, dass dies mit der Mythenhaftigkeit der Darstellung zu tun hat: Wir wissen nicht, wie es sich tatsächlich abgespielte; vielleicht hat der Assistent ja auch ohne Laufschuhe beraten; und vielleicht hat Herr Greipel auch nie mit »nein« geantwortet. Auf der *Darstellungsebene* suggeriert er damit jedenfalls, in seiner Reaktion auf die Kondition des Assistenten autonom gewesen zu sein: Die Entscheidung, ob er seine Laufschuhe mitnimmt, traf *er*, so die Unterstellung. Hingegen liegt auf der latenten Ebene de facto eine Ausweglosigkeit vor, die sich in der Anschlussäußerung dann auch in sozusagen gesteigerter Form reproduziert.

Denn mit »und dann hat er gesagt »morgen bitte mit Laufschuhen und dann klären wir des Thema« setzt sich fort, dass das Laufen essenziell für die Beratung ist, es *muss* sein. Das »morgen bitte mit Laufschuhen« ist eine Ansage, keine Frage oder Option. Wenn Herr Greipel seine Laufschuhe also nicht dabei hatte, so die Unterstellung, war keine Beratung/Betreuung möglich und er hatte am nächsten Tag mit Laufschuhen vorzusprechen. Es gibt keine Alternative; Laufen ist notwendig, damit sich der Kairos einstellen kann. Und der Assistent ist wiederum derjenige, der sicherzustellen hat, dass Herr Greipel in diese Situation kommt; er ist derjenige, der dafür sorgen muss, dass Herr Greipel mit der entsprechenden Ausrüs-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tung erscheint, wobei das Sorgende nun gleichsam einen autoritären Ton erhält. Das »klären wir« unterstellt indes, dass die Fragen auch mit Sicherheit beantwortet werden können, wobei dies als ein beidseitiges Unterfangen nun erscheint. Zum einen wird das »Thema« also wie ein Problem behandelt, das sich relativ einfach »klären« lässt. Zum anderen fungiert der Assistent dabei aber nicht einfach als Experte bzw. Informant, der lediglich Auskünfte erteilt, sondern, darin Herrn Greipel sozusagen gleichgestellt, als jemand, der selbst erkenntnisbedürftig und auf den Kairos im Kontext des Laufens angewiesen ist; entscheidend ist, dass sie beide laufen gehen, dann stellt sich, so die Implikation, die Erkenntnis bzw. Problemlösung schon ›wie von selbst‹ ein. Das Entscheidende ist das Laufen; es ist integraler Teil des Erkenntnisprozesses bzw. der Problemlösung im Rahmen der Betreuung/Beratung. Damit reproduziert sich die Besonderung bzw. Inszenierung des Laufens als einer Praxis der Außergewöhnlichen, der intellektuellen Genies, die sich über ein Ritual der Erzeugung von Geistesblitzen gleichsam vergemeinschaften.

In der Logik der Autonomiewahrung, die Herr Greipel mit dem »nein« manifest suggerierte, müsste er nun in seiner Darstellung eigentlich entweder eine Kritik am Assistenten formulieren bzw. eine Beratung auch ohne Laufschuhe einfordern, aber das macht er nicht, und es würde auch nicht zur rekonstruierten Struktur passen, weil dies die Vergemeinschaftung und Besonderung gleichsam zerstören würde. Er sagt: »oder ›Ja‹, und dann hat er gesagt ›in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen und dann sprechen wir über alles, ich nehm mir Zeit‹«.

Damit zieht sich der autoritäre Ton durch bzw. wird verstärkt. Das »in ner halben Stunde vor meinem Büro, wir gehen laufen« ist befehlsartig und apodiktisch. So kann nur jemand sprechen, der/die eine Art Befehlsgewalt gegenüber der adressierten Person innehat; die Äußerung erinnert – nicht zuletzt auch wegen ihrer telegrammartigen Struktur – an militär- und polizeiähnliche Kontexte, wo es Befehlsketten und entsprechende Hierarchien gibt. So könnte etwa eine Kriminalkommissarin mit einer ihr unterstellten Kollegin sprechen, mit der zusammen sie an einem Fall arbeitet: »In einer halben Stunde am Flughafen, wir nehmen den Flieger nach Brüssel. Der Verdächtige hat sich abgesetzt«. Es handelt sich also um eine Einbestellung angesichts dessen, dass es einen ziemlich akuten Handlungsdruck gibt; für Fragen oder Erklärungen ist keine Zeit. Insofern muss es sich auch um etwas ausgesprochen Wichtiges handeln, das nicht aufschiebbar ist. Im inneren Kontext reproduziert sich damit natürlich die Besonderung bzw. Veraußeralltäglichung des Laufens und die um dieses herum zentrierte Elitegemeinschaft: Der Kairos ist flüchtig, es darf keine Zeit verloren werden; es gilt, ihm sofort nachzujagen; es ist wie eine Mission, die beginnt.

Das »und dann sprechen wir über alles« reproduziert sodann die Besonderheit der Beziehung, betont das Moment der partikularen Zuwendung. Das Über-alles-Sprechen impliziert einen umfassenden, prinzipiell keine sachlichen, zeitlichen oder persönlichen Grenzen kennenden Dialog, der eine Verpflichtung zur Ex-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

position beinhaltet: nichts wird geheim gehalten. Mit »ich nehm mir Zeit« wird die Exklusivität der Beziehung zum Assistenten herausgehoben, denn Sich-Zeitnehmen impliziert immer eine nicht selbstverständliche Zurückstellung anderer Verpflichtungen und damit eben eine besondere Zuwendung, was objektiv freilich nicht passt, weil es sich bei dem erzählten Kontext um eine Betreuungs- bzw. Beratungsbeziehung handelt und damit eben doch um etwas Selbstverständliches, das Herrn Greipel ohnehin zugestanden hätte. Der Assistent *musste* sich Zeit für ihn nehmen, das war sein ›Job‹; die entscheidende Frage wäre nur gewesen, *wann* es am besten passt. Herr Greipel deutet es also nur so, weil für ihn das Exklusive, die exklusive Vergemeinschaftung entscheidend ist. Damit unterläuft ihm eine Verkehrung von Informalität und Formalität bzw. von rollenförmiger und diffuser Sozialbeziehung, was ja auch zu der Entgrenzung von Studium und Freizeit passt. Und letztlich passt beides sehr gut zu Strukturen, die für subjektivierte Arbeitsbeziehungen (vgl. Moldaschl/Voß 2002) bzw. den sogenannten »Arbeitskraftunternehmer« (Pongratz/Voß 2004) als typisch gelten.

Dazu passt ebenso gut, dass Herr Greipel als Treffpunkt zum Laufen ausgerechnet ›vor dem Büro‹ des Assistenten nennt. Denn damit ist klar, dass das Laufen *in der universitären Öffentlichkeit* stattgefunden haben muss bzw. das Büro, metaphorisch gesprochen, nach draußen verlegt wurde; die beiden haben sich der Darstellung nach nicht etwa privat im Park oder sonst wo getroffen. Das Laufen erscheint hier also eindeutig nicht als eine freizeitliche Praxis. Natürlich wissen wir letztlich nicht, wie es wirklich gewesen ist; aber zugleich haben wir eben auch keinen Anlass, Herrn Greipels Darstellung nicht zu glauben. Und auch wenn sich die beiden ›nur‹ im Foyer oder vor dem Institutsgebäude getroffen haben, würde es sich ja letztlich immer noch (im weitesten Sinne) um universitäre Öffentlichkeit handeln. Das scheint insofern das entscheidende Moment zu sein, und es liegt für mich relativ auf der Hand, warum das so ist: Das Laufen in der universitären Öffentlichkeit bot Herrn Geipel und dem Assistenten eine Bühne, auf welcher sie sich als elitäre Gemeinschaft *inszenieren* konnten. Mit anderen Worten: Das Laufen in der universitären Öffentlichkeit war Teil ihrer Inszenierungspraxis. Das ist das, was Herr Geipel beim Laufen mit jenem Assistenten also ›gelernt‹ haben muss: Die Verschränkung von Laufen bzw. Freizeit und Arbeit ermöglicht es, sich gleichsam mithilfe der jeweiligen Freizeittätigkeit in der Arbeit zu profilieren, die Zugehörigkeit zu einem elitären ›inner circle‹ zu markieren und sich auf diese Weise gegenüber Kolleginnen und Kollegen zu distinguieren.

Von hier aus fragt es sich freilich nun, wie es denn während des Laufens dann konkret ablief und was die beiden dabei besprochen haben und wie Herr Greipel von hier aus dann überhaupt zum Marathon- bzw. Wettkampflaufen gekommen ist etc. Gleichwohl geht er darauf in seiner Eingangsdarstellung nicht mehr ein, sondern mündet in ein Resümee, was bedeutet, das in seiner Perspektive er offenbar alles gesagt zu haben meint, was für die Frage, wie er zum Laufen gekommen und war-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

um diese Praxis für ihn identitätsbedeutsam geworden sei, relevant ist. Sein läuferischer Habitus wurde also in seiner Studienzeit grundgelegt; in gewisser Weise, so kann man zugespitzt sagen, dass Herr Greipel gleichsam nicht nur in Mathematik, sondern auch im Laufen »diplomiert« hat. Und das, was ihn dabei auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur gereizt zu haben scheint, scheint darin zu bestehen, dass er das Laufen als ein ›Mittel‹ entdeckt hat, das er zum Zwecke der Selbstinszenierung nutzen kann, einer Inszenierung als jemand, der zu einer (Leistungs-)Elite gehört und ein außergewöhnlicher Typ ist.

> **T. Greipel:** »und so bin ich zum Langstreckenlauf gekommen, also so bin ich dann hab i- bin ich dann meinen ersten Marathon <atmet ein> gelaufen und <schluckt> ja so kam dann das eine zum anderen«

Wie gesagt: Herr Greipel nimmt keine weiteren Konkretisierungen vor, verhält sich aber auch auf der manifesten Ebene weiterhin nicht dazu, was ihn letztlich am Laufen interessiert hat. Stattdessen suggeriert er, dass die weitere Entwicklung zum Wettkampfläufer unmittelbar einsichtig bzw. logisch gewesen sei: »so kam dann das eine zum anderen«. Er versucht es zwar als eine autonome Entscheidung darzustellen und eine Erläuterung zu geben: »so bin ich«, »also so bin ich dann«. Gleichwohl bleibt zum einen die Erläuterung bis auf den impliziten Hinweis, dass das Laufen mit dem Assistenten wohl zu einer Marathonteilnahme geführt hat, völlig leer. Und zum anderen wird durch den Wechsel von der Ich- auf die Beobachterperspektive – »so kam dann« die autonome Position wiederum eingeklammert; es bleibt ein Prozess mit einer Herrn Greipel nicht bewusst zugänglichen Dynamik bzw. es kommt eine regelrechte Vermeidung einer Positionierung zum Ausdruck, weil Herr Greipel dem Detaillierungszwang, der an dieser Stelle objektiv gegeben ist, ausweicht. Was heißt es, dass er »so« seinen »ersten Marathon« gelaufen ist? Wann war »dann«? Welche Rolle hat der Assistent dabei gespielt? Sind die beiden zusammen einen Marathon gelaufen? Haben sie während der Sprechstunden dafür trainiert? Oder hat der Assistent ihn lediglich dazu motiviert, für einen Marathon zu trainieren, den er irgendwann später alleine gelaufen ist? Die explizite Thematisierung der dazugehörigen Zusammenhänge fehlt.

Von der rekonstruierten Motivationsstruktur aus betrachtet, kann man sich gleichwohl, auch wenn Herr Greipel nicht darauf eingegangen ist, gut vorstellen, warum das Marathonlaufen für ihn interessant wurde: Im Grunde stellt es eine gleichsam logische Konsequenz dar, da es eben nicht nur die ›Königsdisziplin‹ des Laufsports ist, sondern für seine Inszenierungspraxis auch eine *Bühne* bietet. Und es passt von hier aus freilich gut, dass er später zum *Ironman* gekommen bzw. gewechselt ist, denn diese Praxis ist noch exklusiver und bietet damit noch mehr

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Distinktionspotenziale im Hinblick auf die Selbstdarstellung als Elite.[45] Wie er zu seiner ersten Marathonteilnahme gekommen ist, werden wir uns weiter unten noch genauer anschauen.

Eine zentrale Frage für die weitere Analyse wird ebenfalls sein, wie die Inszenierungslogik auf berufspraktischer Ebene Herrn Greipels eingebettet ist: Ausgehend von der rekonstruierten Motivationsstruktur liegt es natürlich nahe, dass er das Laufen, allgemeiner: sein ausdauersportliches Engagement auch im beruflichen Kontext zu Selbstdarstellungszwecken nutzt und eine funktionale Verbindung zwischen Arbeit und sportlicher Aktivität herzustellen versucht. Dabei liegt es wiederum nahe, dass es nicht nur bei einer gleichsam bloß gedachten Verbindung bleibt, sondern es erneut zu einer Entgrenzung von Arbeit und Freizeit auch auf der lebenspraktischen Ebene kommt. Eine weitere wichtige Frage wird dabei insofern sein, wie er darüber vermittelt möglicherweise Anerkennung bekommt und wie seine faktischen beruflichen Anforderungen bzw. Arbeitsbedingungen beschaffen sind, dass dies möglich ist. Denn es ist bereits jetzt erklärungsbedürftig, wie es sein kann, dass jemand, der formalstrukturell zum oberen Management gehört und damit qua Position Gestaltungsmacht hat und sie nutzen muss, sich über eine Leistungsvorstellung inszenieren kann, die vor allem etwas mit Durchhalten und damit geradezu mit dem Gegenteil von Gestalten zu tun hat.

Auch die Bewährungsfigur betreffend scheint mir die Inszenierung das Kernelement zu sein: Herrn Greipels Selbstcharismatisierung, der zufolge er sich als jemand begreift, der außergewöhnlich und Teil einer Leistungselite ist, ist, wenn man so will, künstlich aufgebläht und wird nicht authentisch verkörpert. Die Inszenierung ist damit Teil der Bewährungspraxis Herrn Greipels. Insofern besteht die Kehrseite seiner Bewährungsfigur eben darin, dass sie entgegen dem Selbstverständnis, das Herr Greipel von sich hat, auf ein wenig autonomes Ich verweist, das der Inszenierung eben überhaupt *bedarf*. Damit ist die Selbstcharismatisierung gleichsam ein Stück weit von der faktischen Lebenspraxis entkoppelt, rekurriert auf ein idealisiert-verklärtes Selbstbild. Insofern passt dies auch gut zur Struktur des nicht-

45 Auch seine Schilderung dessen, wie er zum Triathlon bzw. Ironman gekommen ist, passt gut dazu: »und ähhm äh dann habn wir hab' ich so in in also ichh wohn' in X und in der Umgebung <atmet ein> ähm gab es dann so, ich sag mal so drei, vier alte Männer, die waren immer mit dem Fahrrad unterwegs und dann habn wir 'n Kreiselfest, wo halt alle, die <atmet ein> ähh <macht komische Geräusche, sucht nach passenden Wörtern> in der Umgebung von mir wohnen, zusammen feiern und dann kamen wir auf das Thema Fahrradfahren <atmet ein>// I: mhm//und dann (unv. habn?) die vier gesagt ›wir nehmen dich mal mit‹«. Ohne dies ausführlich zu interpretieren, sieht man, dass auch hier wieder das Thema Exklusivität eine Rolle spielt, und wieder ist Herr Greipel wie ein Kind, das in eine fast schon geheim anmutende Sache eingeweiht wird (»wir nehmen dich mal mit«) und das sich lediglich gleichsam von oben betrachtet, ohne sich dazu als autonomes Ich zu verhalten.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sportlichen Marathonlaufens und ähnelt auch der Bewährungspraxis Herrn Gerkens, die ebenfalls das Moment der Bewährung ›außerhalb des echten Lebens‹ in sich trägt. Zum einen hat die Inszenierung für Herrn Greipel also einen sozusagen nach innen gerichteten Reiz, der sein Ich stabilisiert; zum anderen ist sie jedoch auch an die Anerkennung durch andere geknüpft, sofern sich ja nur über etwas inszenieren lässt, was allgemein anerkannt ist. Und das wiederum bedeutet, dass es gleichsam auf Dauer gestellter Anpassungsleistungen an Erwartungen anderer bedarf.

Insgesamt erinnert diese Inszenierungsstruktur im Kern an die von Fromm so bezeichnete »Marketing-Orientierung«, der er eine Identitätsformation zurechnet, die sich auf die Formel: «*Ich bin so, wie ihr mich wünscht*« bringen lässt (Fromm 1989[1947]: 50, Hervh. i.O.). Diese korrespondiert auch mit Riesmans außengeleitetem Charakter – in der angepassten Ausprägung jedenfalls – (1965[1950]: 38, 252ff.), den er explizit im Anschluss an Fromms Marketing-Orientierung entwickelt hat bzw. mit dem bereits zitierten reflexiv-konformistischen Charakter, von dem Voswinkel (2002: 83) wiederum in Anlehnung an Riesman spricht. Entscheidend in allen Bestimmungen ist, dass der Identitätskern eines solchen Charakters darin besteht, dass er auf die Anerkennung durch andere angewiesen ist und sich dieser Anerkennung durch Konformitätsleistungen stetig versichern muss. Aus diesem Grund, so Fromm, seien Anerkennungsmarker wie »Prestige, Stellung, Erfolg und die Tatsache, daß er anderen als eine bestimmte Person bekannt ist« für jemanden mit einer solchen Charakterstruktur gewissermaßen »der Ersatz für das echte Identitätsgefühl« (Fromm 1989[1947]: 50). »Das«, so Fromm weiter, »zwingt ihn, die gleiche Rolle weiterzuspielen, mit der er einmal Erfolg hatte« (ebd.) und alle »Eigenheiten«, die nicht zu dieser Rolle passen, zu eliminieren: »Denn die Marketing-Persönlichkeit muß frei sein, frei von jeglicher Individualität« (ebd.: 53). Fromm sagt indes nicht explizit, dass die Marketing-Orientierung mit einem Hang zur Selbstinszenierung einhergeht, aber im Grunde kann man sagen, dass dies dieser Charakterstruktur immanent sein muss und in der spezifischen Bezeichnung selbst ja auch schon angelegt ist (es geht darum, sich zu vermarkten). Denn sofern der Identitätskern dieses Charakters darin besteht, gewissermaßen flüssig oder austauschbar zu sein und auf entsprechende Anerkennung angewiesen ist, muss er in der Konsequenz inszeniert werden: Das, was jemand mit dieser Charakterstruktur ist, ist immer das, was er vorgibt zu sein, in Abhängig dessen, wie andere als anerkennungswürdig und erstrebenswert ansehen. Und freilich ist die Ausbildung eines solchen Charakters sowie einer auf diesem aufbauenden Bewährungsfigur nur innerhalb einer solchen Anerkennungsgemeinschaft vorstellbar, in welcher die Selbstinszenierung selbst als legitime Praxis anerkannt ist und gleichsam nicht so auffällt, wie sie es täte, wenn dies nicht der Fall wäre.

Was Herr Greipel also im Studium anscheinend ›gelernt‹ hat, ist, dass es schlichtweg dazugehört, sich zu inszenieren, wenn man als zur Elite zugehörig

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich zeigen und Erfolg haben, mit anderen Worten: sich in dieser anerkennungsrelevanten Gemeinschaft *bewähren* will, und er muss gelernt haben, dass das Laufen bzw. Marathonlaufen ein in diesem Milieu anerkanntes Selbstinszenierungsritual bzw. -instrument darstellt. Das erklärt jedenfalls seine Positionslosigkeit dazu: Es war nicht etwas, das er aufgrund persönlicher Präferenzen bewusst gewählt hatte, sondern etwas, bei dem er einfach mitmachte, weil es sich so gehörte. Man kann diesen Inszenierungshabitus durchaus mit Bourdieu (1983: 186) als ein »inkorporiertes Kulturkapital« begreifen, das bei der Sozialisation ins Berufsleben (die ja im weiteren Sinne mit dem Eintritt ins Studium schon beginnt), aber vermutlich auch schon vorher bei der Sozialisation im Herkunftsmilieu verinnerlicht worden sein muss. Denn es ist etwas, das Herrn Greipel wie ›am laufenden Band‹ unterläuft, es ist etwas, was er nicht steuern kann: Die Selbstinszenierung und das mit ihr verbundene Geltungsbedürfnis als elitär/außergewöhnlich sind selbstlaufend, und die Vergemeinschaftungsbewegung mit dem Assistenten wird als etwas dargestellt, das sich wie selbstverständlich ereignet hat. Offenbar ist es für ihn von vornherein klar, dass sein Laufengagement ihm die Möglichkeit des Zugriffs auf ein spezifisches »soziale[s] Kapital« (ebd.: 190) eröffnet, im Sinne der Zugehörigkeit zu einer tendenziell exklusiven Gruppe, mit der möglicherweise wiederum Chancen auf beruflichen Aufstieg einhergehen. Damit findet sich insofern auch ein Anknüpfungspunkt zu Neckels in Kapitel 2.7 bereits zitierten Diagnose, der zufolge das Marathonlaufen vor allem ein Distinktionsmittel sei und »die innerstädtische Konkurrenz heutiger »Leistungsträger« symbolisiere (2000: 136, Hervh. i. O.). Und tatsächlich kann man die Inszenierungspraxis Herrn Greipels als Ausdruck einer Konkurrenzorientierung interpretieren, denn schließlich geht es ja darum, sich von anderen abzuheben und damit möglicherweise etwaige Vorteile im Berufsleben sich zu verschaffen. Allerdings stellt sich dann die Folgefrage, warum die Inszenierung ausgerechnet über eine Praxis läuft, die in sich auf Selbstunterwerfung abzielt und zu welcher die Vorstellung gehört, dass Leistung vor allem etwas mit Durchhalten und Erleiden zu tun hat.

Fromm (1989[1947]) betrachtet die Charakterstruktur des ›Marketing-Menschen‹ nicht als sadomasochistisch, sondern als eine »indifferente Orientierung« (ebd.: 73), weil sie »in seelischer Hinsicht Beziehungslosigkeit« (ebd.: 74) bedeutet, auch wenn die jeweilige Person oberflächlich gesehen durchaus viele Kontakte haben und ein ›umgänglicher Typ‹ sein kann; hingegen ist die sadomasochistische Orientierung beziehungsmäßig symbiotisch. Dies scheint einerseits auch für Herrn Greipels Fall zuzutreffen: Denn ein in idealtypischer Hinsicht zentraler Unterschied zur Motivationsstruktur bzw. Bewährungsfigur Herrn Gerkens besteht darin, dass seine Laufpraxis nicht primär masochistisch motiviert anmutet – jedenfalls war etwas Derartiges in seiner Eingangsdarstellung im Gegensatz zu der Herrn Gerkens nicht feststellbar. Stattdessen leiten seine Laufpraxis ein Geltungsbedürfnis und ein damit verbundener Selbstinszenierungswunsch an: Er ›setzt‹

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sein Laufengagement, so die Strukturhypothese, nachgerade ein, um sich als Teil einer Leistungselite zu inszenieren, die unter Leistung offenbar primär besonderes Durchhaltevermögen versteht und entsprechende Selbstdarstellungen anerkennt; aber es ist nicht das Durchhalten selbst, aus dem Herr Greipel seinen Pay-off zieht. Insofern lieg es nahe, dass mit sich verändernden Anerkennungsverhältnissen auch seine Inszenierungspraxis sich ein neues Medium suchen könnte.

Andererseits, und das ist das Gemeinsame der beiden Fälle, rekurriert Herr Greipel eben wie selbstverständlich auf eine Leistungsvorstellung, die in erster Linie auf Durchhalten und Erleiden abstellt, auch wenn dies in der weiteren Analyse noch stärker unterfüttert werden muss (sein faktisches Lauf- und Triathlonengagement sowie die Formulierungen »Ausdauerlaufen« und »Langstreckenlauf« legen das jedenfalls nahe). Darin würde sich durchaus ein masochistischer Zug zeigen, zu der auch sein sich andeutender Hang zum Konformismus passt, denn zum einen ist die Logik der Inszenierung grundsätzlich nicht ohne Anpassung denkbar und zum anderen hat sich Herr Greipel ja eben auch den Bedingungen des Assistenten bereitwillig unterworfen. Korrelativ dazu verweist seine ›königliche‹ Haltung auf einen sadistisch anmutenden Zug; es ist eine Haltung ›von oben herab‹. Fromm betont letztlich, dass es auch Mischtypen zwischen unterschiedlichen Orientierungen geben kann; er unterscheidet die hortende, rezeptive und ausbeuterische Orientierung, die er wie die Marketing-Orientierung zu den »nicht-produktiven« Orientierungen zählt (ebd.: 74ff.). Von daher wäre es denkbar, dass sich hier die Inszenierungsstruktur mit einer autoritären Disposition paart, auch wenn, wie gesagt, das primär Motivierende hinter der Laufpraxis Herrn Greipel die durch die Inszenierung erzielbaren ›Benefits‹ zu sein scheinen.

Schließlich liegt es nahe, dass auch die Bewährungsfigur Herrn Greipels eine wenig autonome, regressive ist (nicht umsonst spricht Fromm eben von »nicht-produktiven« Orientierungen). Denn wie gesagt: Offenbar ist es ihm nicht möglich, ohne die auf seinem Sportengagement aufbauende Selbstinszenierungspraxis sich zu bewähren. Auch in seinem Fall lässt sich insofern davon sprechen, dass das Laufen kompensativ auf eine Autonomie-Bewährungs-Problematik bezogen ist. Und wiederum ist es auch in seinem Fall instruktiv, dass er, wie Herr Gerken lebensgeschichtlich relativ früh und in einem Kontext zum (Marathon-)Laufen gekommen ist, in welchem die Adoleszenzkrise typischerweise langsam, aber sicher ihren Höhepunkt erreicht und damit verbunden natürlich auch das Bewährungsproblem als solches immer drängender wird. Offenbar stellte das Laufen in dieser Zeit ein, wie Lutz es ausdrückt, »Angebot des Raumes« (1989: 171) dar, das Herrn Greipel zusprach und das er ergriffen hat und was sich, auch wenn nunmehr der Triathlon dazugekommen ist, bis zum Interviewzeitpunkt als eine Art ›Bewährungshilfe‹ biographisch durchgezogen hat. Dabei ist bemerkenswert, dass dieses, wenn man so will, Autonomiedefizit Herrn Greipels sich auch auf der Ebene der Erzählung selbst zeigt: Er kann sich zu seinem Laufeinstieg eben nicht explizit als autonome Person verhal-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ten, sondern schildert lediglich mythenhaft einen äußeren Ablauf, bei dem er gleichsam nur selbstbeobachtend (»da muss ich lange nachdenken«) über sich ›schwebt‹. Dazu passt auch der fast schon kindliche Charakter seines Erzählduktus.[46] Das distanzierte Selbstverhältnis des Sich-selbst-Beobachtens erinnert dabei stark an eine Identitätsformation, die von Oevermann als eine »versozialwissenschaftlichte« bezeichnet wurde (Oevermann 1984) und die eben auch gut mit der Marketing-Orientierung und dem Autonomiedefizit bzw. der Identitätsproblematik, die damit einhergehen, korrespondiert. Ohne es an dieser Stelle en détail auszuführen, lässt sich eine solche Identitätsformation so bestimmen, dass sie Lebenspraxis insofern zu verweigern neigt, als dass sie das strukturelle Problem, als autonome Lebenspraxis in eine offene Zukunft hinein zu handeln – das heißt: Entscheidungen zu treffen, obwohl keine rationalen Entscheidungskriterien zur Verfügung stehen – und sich damit verbunden auch als autonome Person zu bewähren, dahingehend löst, dass sie glaubt, »durch objektivierende wissenschaftliche Betrachtung Entscheidungsprobleme bewältigen zu können und [dabei nicht bemerkt], daß man sie als lebenspraktische durch Reduktion auf wissenschaftliche Problemlösung gerade umgeht« (ebd.: 472). Dafür, dass Herr Greipel diesem Typus bzw. einem Subtypus dieser Identitätsformation zuzurechnen ist, spricht ebenfalls, dass er auf einem Berufsprofil von sich im Internet angegeben hat, »Fan« von insbesondere zwei Autoren zu sein, die erfolgreiche Ratgeber zum Thema Erfolg, Effizienz und das, was man allgemein als ›mentales Training‹ bezeichnen könnte, geschrieben haben und die dabei eine Verknüpfung auch zu spirituellen bzw. esoterischen Konzepten herstellen. Insofern passt das Versozialwissenschaftlichte in seinem Fall vielleicht nicht ganz so gut, aber eine Verweigerung von Lebenspraxis bleibt es trotzdem.

Wir wollen die idealtypische Verdichtung und theoretische Kontextuierung der bisher rekonstruierten Fallstruktur an diesem Punkt unterbrechen und im Weiteren zunächst schauen, inwiefern sich die Fallstruktur reproduziert und ob neue Aspekte hinzukommen. Dazu wollen wir uns einen Abschnitt anschauen, in dem es explizit um die erste Marathonteilnahme Herrn Greipels geht. Anschließend soll es noch kurz um seine Anmeldung in der M-M-W gehen. Da es nun, wie gesagt, um die Überprüfung und Anreicherung der bisher rekonstruieren Fallstruktur geht, können wir im Folgenden nun zügiger interpretieren.

46 Das haben wir zwar nicht gesondert interpretiert, aber es scheint unsere Interpretation ebenfalls zu bestärken: Das recht häufige laute Einatmen, das im Transkript protokolliert wurde, unterstreicht gleichsam gestisch die Schwierigkeiten, die Herr Greipel hat, seine Biographie zu thematisieren; entsprechend zieht sich dies durch das ganze Interview durch: Er leidet förmlich an der Erzählung.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

c) Erste Marathonteilnahme und Anmeldung bei der Marathon-Manager-Wertung

Direkt nach der Eingangspassage, in welcher der Interviewee die Geschichte mit dem Assistenten erzählte, stellt der Interviewer eine Nachfrage bezüglich seiner erster Marathonteilnahme, die Herr Greipel im Resümee jenes Abschnitts selbst zwar thematisch gesetzt, aber nicht weiter thematisiert hat:

> **I:** Ja okay. Wie war das äh konkret mit dem ersten Marathon ähh wie sah das aus? Habn habn Sie gesacht so jetzt »ich ich nehm mir das vor und mach jetzt äh unbedingt nen Marathon« oder hat sich das irgendwie ergeben //wie//

Mit dem »Ja okay« signalisiert der Interviewer zunächst, dass er den bisherigen Ausführungen folgen konnte und sie gewissermaßen gelten lässt. Kehrseitig deutet sich darin aber auch schon an, dass er noch nicht ganz zufrieden ist. Offenkundig sieht er noch einen Explikationsbedarf im Hinblick auf die erste Marathonteilnahme Herrn Greipels. Der erste Teil der Frage ist dabei sehr offengehalten (»Wie war das?«, »wie sah das aus?«). Das »konkret« impliziert, dass der Interviewer vor allem auf das »erlebte Leben« (Rosenthal 2015) abzielt: Wie hat sich das mit dem Laufen und der ersten Marathonteilnahme lebenspraktisch zugetragen? Es geht offenbar um die Transition vom Laufen mit dem Assistenten im Rahmen des Studiums zum wettkampfförmigen Laufen, die im vorhergehenden Abschnitt unexpliziert geblieben ist. Im Grunde hätte die Frage so stehengelassen werden können. Der Interviewer aber sieht nun selbst noch einen Konkretisierungsbedarf, was gleichwohl dazu führt, dass die Offenheit des ersten Frageteils etwas eingeschränkt wird, weil jetzt zwei Antwortoptionen vorgegeben werden, die sich auf die übergeordnete Frage beziehen, wie *bewusst* die Entscheidung, einen Marathon zu laufen, eigentlich war, was die Thematisierung des motivationalen Hintergrunds impliziert. Die beiden Antwortoptionen markieren hierbei zwei entgegengesetzte Pole: Während die erste Option eine feste Absicht (»ich nehm mir das vor«, »unbedingt«) und eine daraus resultierende bewusste Entscheidung (»habn Sie gesacht so jetzt«, »mach jetzt«) unterstellt, wird im zweiten Teil suggeriert, dass es sich in der Binnenperspektive des Interviewees um etwas Kontingentes gehandelt habe, das auch nach wie vor noch nicht reflexiv ›eingeholt‹ wurde (»irgendwie ergeben«). Diese zweite Option schränkt die Offenheit nun noch stärker ein, denn Bezug nehmend darauf könnte der Interviewee in seiner Antwort auf die Explikation seiner Motivation auch gänzlich verzichten bzw. darauf verweisen, keine Erklärung parat zu haben. Gleichwohl wird er aber auch dann nicht drum herumkommen, dies zu begründen: Warum ist ihm das nicht zugänglich? Zudem wäre dies von der Inszenierungslogik ausgehend auch eher unwahrscheinlich, dass er sich darauf zurückzieht. Und letztlich kann er sich der Konkretisierungsanforderung aus dem ersten Frageteil auch ungeachtet der angebotenen Optionen nicht wirklich entziehen, denn diese stehen nun mal

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

schon ›im Raum‹; zumindest muss er also damit rechnen, dass der Interviewer weiter nachfragt, wenn er selbst nichts dazu sagt.

Just als der Interviewer mit dem »wie« dazu ansetzt, eine weitere Frage zu stellen bzw. die Frage womöglich wieder zu öffnen, fällt ihm der Interviewee ins Wort und sagt:

> **T. Greipel:** //des hat sich// irgendwie ergeben also das war eher so

Herr Greipel übernimmt tatsächlich die Formulierung des Interviewers. Dass er ihm dabei ins Wort fällt, erinnert wieder an das Schnalzen vom Anfang des Interviews; er *nimmt* sich das Wort, zeigt wieder eine gewisse Eifrigkeit bzw. Beflissenheit. Mit der Übernahme der Formulierung bestätigt er, dass es ihm nicht zugänglich ist, wie und warum er am Marathon teilgenommen hat. Schließlich hätte er diese eben nicht übernehmen müssen. Wie gesagt: Ausgehend von der Inszenierungslogik wäre eher zu erwarten, dass er die Formulierung nicht übernimmt und sich weiterhin als besonders rational und reflektiert inszeniert. Daher wirkt diese Reaktion letztlich auch überraschend offen, als würde ihm die Inszenierung hier ein Stück weit entgleiten; offenbar sieht er es nicht als problematisch an, offen zu zeigen, dass sein reflexiver Zugriff auf seine Vergangenheit eingeschränkt ist.

Mit »also das war eher so« scheint er sodann zu versuchen, gleichsam die Kontrolle über die Darstellung wiederzuerlangen; kündigt eine erläuternde Erzählung an. Gleichwohl gelingt ihm das nicht wirklich, weil sich im »eher so« die Unsicherheit ob des reflexiven Zugriffs reproduziert: es ist lediglich der *Versuch* einer Ad-hoc-Rekonstruktion.

> **T. Greipel:** ähm äh mh <undeutlich: »i mein«> ich komm aus Berlin, mein erster Marathon war n Berlin-Marathon

Herr Greipel stockt zunächst und sucht nach einem Anfang, nach einer Formulierung. Darauf folgt ein undeutlich ausgesprochenes »ich mein'«. Mit einer solchen Äußerung kündigt man in der Regel eine argumentative Untermauerung eines Zusammenhangs an, welchen man selbst für plausibel, zugleich aber auch intersubjektiv für nachvollziehbar hält; man unterstellt, dass es sich tendenziell um etwas Naheliegendes handelt (»Ich mein, schau dir doch nur die Zahlen an: die Vermögensungleichheit nimmt zu.«). Folglich deutet sich damit gleichsam eine Distanzierungsbewegung von der eigenen Fallspezifik an; Herr Greipel scheint auf einen äußeren Begründungszusammenhang zu rekurrieren, was sich in der folgenden Reihung auch reproduziert: »ich komm aus Berlin, mein erster Marathon war n Berlin-Marathon«. Denn hiermit wird eine offenkundige Kausalität suggeriert: Für einen gebürtigen Berliner (»ich komm aus Berlin«) sei es eine nur logische Konsequenz,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dass der erste Marathon ein »Berlin-Marathon« sein müsse – so, wie wenn man sagen würde: »Ich mein', ich komm' aus Wolfsburg, mein erstes Auto war n Volkswagen«. Die Frage »Warum Marathon?« und »Warum in Berlin?« beantwortet Herr Greipel also mit dem Verweis auf seine Herkunft, aber er verhält sich dazu nicht als autonome Person: Was hat *ihn* am Marathon überhaupt bzw. am Berlin-Marathon im Besonderen gereizt?

Die Formulierung »mein erster Marathon«, die Herr Greipel auch schon in der Eingangspassage verwendete, unterstellt indes eine herausgehobene lebensgeschichtliche Bedeutung des damit Angesprochenen (»mein erstes Auto«, »mein erster Urlaub«, »mein erster Auftritt«, »mein erstes Zeugnis«). Die herausgehobene Bedeutung besteht dabei darin, dass es sich um den Einstieg in eine institutionalisierte soziale Praxis handelt, an der man fortan partizipiert und womit entsprechend ein neuer sozialer Status verbunden ist. Dass Herr Greipel also ausgerechnet darauf verweist, dass sein »erster Marathon« »n Berlin-Marathon« war, reproduziert sein Besonderungsstreben: Es war nicht ›irgendein‹ Marathon, sondern ein *Berlin*-Marathon, der zu den größten und renommiertesten Laufveranstaltungen der Welt zählt und für zahlreiche Weltrekorde bekannt ist, die in seinem Rahmen aufgestellt wurden. Daher stellt die Teilnahme am Berlin-Marathon für viele Laufende eine Art Krönung ihrer Laufkarriere dar; Herr Greipel hingegen *beginnt* seine Karriere dort. Das Besondere wird sodann noch dadurch gesteigert, dass Herr Greipel den unbestimmten Artikel benutzt, wodurch der Berlin-Marathon gleichsam zu einem Qualitätsprodukt bzw. einer Qualitätsmarke wird – so, wie wenn man sagte: »Meine erste Stratocaster war eine »Fender Stratocaster«. Dessen ungeachtet stellt freilich auch allein schon die Tatsache, dass er seine Herkunft »aus Berlin« relevant setzt, bei welcher es sich ja nicht nur um die bundesrepublikanische Hauptstadt, sondern um eine Weltstadt handelt, in der gleichsam ›Großes‹ passiert und die viele außergewöhnliche ›Töchter und Söhne‹ hat, eine Besonderung dar.

> **T. Greipel:** und die Marathonstrecke die ging immer an meinem Haus also an meinem Wohn- Wohn- an meiner Wohnung vorbei //mhm// <atmet ein> und wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe, wie sie vorbeigelaufen <atmet ein> sind, hat das ne gewisse Form von Gänsehaut erzeugt

Zunächst fällt auf, dass Herr Greipel, was seine Marathonmotivation angeht, auf der manifesten Ebene weiterhin in der Logik des Naheliegenden bleibt: Er ist nicht nur in Berlin geboren, sondern der Marathon fand gleichsam vor seiner Haustür statt; Herr Greipel war offenbar direkter ›Zeuge des Geschehens‹ (»wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe«). Die Formulierung »an meinem Haus« reproduziert dabei sein Geltungsbedürfnis, denn es handelt sich offensichtlich um einen Versprecher: eigentlich war es lediglich seine *Wohnung*. Er wertet sich also kontrafaktisch zum Hausbesitzer auf, was sich sogar noch in seinem ersten Korrekturver-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

such durchdrückt, weil er damit aus dem »Haus« nur ein »Wohnhaus« gemacht hätte und damit eben ›Hausbesitzer‹ geblieben wäre; so, wie Herr Geipel als Student schon einen Assistenten ›hatte‹, ›besaß‹ er als Student eben auch schon ein Haus. Es wirkt kurzum angeberisch; der ›königliche‹ Habitus und die Inszenierung drücken sich durch.

Mit »und wenn ich dann die Marathonläufer gesehen habe, wie sie vorbeigelaufen <atmet ein> sind, hat das ne gewisse Form von Gänsehaut erzeugt« deutet Herr Greipel nun tatsächlich so etwas wie die Explikation seiner Marathonmotivation an. Der erste Teil stellt dabei die Schilderung einer vorreflexiven ästhetischen Erfahrung dar, die etwas Träumerisches bzw. Schwärmerisches an sich hat, was auf ein Beeindruckt-Sein verweist: Herr Greipel scheint die Laufenden bewundert zu haben, war »von dem Anblick ergriffen«, wie man sagt. Zugleich und damit verbunden wirkt die Äußerung aber auch kindlich bzw., als würde Herr Greipel beim Erzählen eine Kindperspektive einnehmen oder zu einem Kind sprechen, dass die Zusammenhänge noch nicht versteht und gleichsam der Bildsprache bedarf. Mir scheint, dass vor allem die Formulierung »die Marathonläufer« das kindliche Moment erzeugt, weil Erwachsene doch eher von den Laufenden, den Läufern, den Athleten oder den Massen sprechen würden. »Die Marathonläufer« erinnert hingegen daran, wie Erwachsene mit Kindern sprechen, um ihnen durch die explizite Benennung die entsprechende Prädikation zu vermitteln: »Was machen denn die Bauarbeiter da?«, »Guck mal, wie schnell die Fußballspieler laufen«.

Das dann folgende »ne gewisse Form von Gänsehaut« steht dem Kindlichen gleichwohl ein Stück weit entgegen, da Herr Greipel hiermit augenscheinlich um eine differenziertere Einordnung/Beschreibung bemüht ist. Letztlich gelingt ihm dies jedoch nicht und mutet erneut inszeniert an (nimmt man dieses Moment mit dem Kindlichen zusammen, könnte man annehmen, dass hier ein altkluges Kind spricht). Denn rein physiologisch betrachtet gibt es nur eine Form von Gänsehaut; sie kann zwar an verschiedenen Körperstellen auftreten, aber die *Form* ist immer gleich. Hingegen kann Gänsehaut durch verschiedene Reize ausgelöst werden, die nicht nur witterungsbedingt sein, sondern mit einer emotionalen Reaktion in Verbindung stehen können. Die Reize können dabei glückhaft oder traumatisch sein: den sogenannten »Gänsehautmomenten« können »Angstmomente« als Auslöser entgegenstehen. Im vorliegenden Fall jedoch kann es sich nur um etwas handeln, was man alltagssprachlich als Gänsehautmoment bezeichnen würde, da Herr Greipel ja etwas zu beschreiben versucht, was ihn zum Marathonlaufen hingezogen und nicht, was ihn davon abgeschreckt hat. Was das genau war, kann er gleichwohl nicht authentisch ausdrücken, sondern mit der konkret gewählten Formulierung nur markieren, dass jenes Erlebnis etwas mit ihm ›gemacht‹, eine signifikante emotionale Spur bei ihm hinterlassen hat. Es handelt sich also im Kern um eine Pseudo-Differenzierung, die erneut etwas Vergeistigtes an sich hat, das an die versozialwissenschaftlichte Identitätsformation erinnert.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Was aber könnte das gewesen sein, das ihn ›gepackt‹ hat? Da er den Fokus auf »die Marathonläufer« legt und die Art und Weise »*wie* sie vorbeigelaufen sind«, liegt es nahe, dass es das Rampenlicht war, in dem die Laufenden gestanden haben: Die Marathonstrecke war eine Bühne, auf der sie sich präsentierten, und Herr Greipel hat ihnen dabei zugesehen und womöglich sich vorgestellt, dass er ›eines Tages‹ selbst auf dieser Bühne stehen könnte; er bewunderte die Laufenden und wollte selbst bewundert werden. Schauen wir uns nun noch den letzten Abschnitt seiner Ausführungen zu seiner ersten Marathonteilnahme an:

> **T. Greipel:** und ähh damit hab ich dann gesagt »irgendwann muss ich das auch mal machen, ob ich denn des schaffe und-« <atmet laut ein> ähm heute gehe ich da ganz anders ran, aber damals war das so »joa die lange Strecke das passt schon« <atmet ein> //mhm//, heute hat man <langgezogen: Pacing> <atmet ein> auch <langgezogen: Funktionskleidung> und ich weiß gar nich wann des war, das muss so <atmet lange ein und sagt ausatmend: sechs n' neunzich fümuneunzich> gewesen sein

Mit »*damit* hab ich dann gesagt« wird die Kundgebung einer Positionierung bzw. Entscheidung in Form wörtlicher Rede angekündigt, die sich für Herrn Greipel, so die Unterstellung, als Konsequenz aus dem Vorherigen ergeben hat. Das ›Gänsehautmoment‹ wird, wie schon vorweggenommen, zwar nicht weiter expliziert, jedoch reproduziert sich im anschließenden »irgendwann muss ich das auch mal machen« auf der latenten Ebene das Schwärmerische und Bewundernde. So könnte man das beispielsweise über eine Dokumentation sagen, in der über eine schwierige Bergwanderung berichtet wurde, was einen fasziniert hat. Damit ist gleichwohl kein konkretes Vorhaben angesprochen; es ist nicht »ich werde das auch machen« oder »das mache ich auch«, und auch nicht: »ich will das auch machen«, was sozusagen das subjektive Begehren betont hätte. Das »muss ich […] auch mal« unterstellt vielmehr, dass es um eine Notwendigkeit der *Teilhabe* am so Angesprochenen geht; entscheidend ist die Praxis der Teilhabe als solche. Zudem ist *nicht* der Einstieg in eine prinzipiell auf Dauer gestellte Praxis angesprochen, sondern aufgrund des »mal« eine bloß singuläre Partizipation, was ihre Selbstzweckhaftigkeit nur mehr betont. Kurzum: Es deutet sich an, dass sich hierin der Wunsch Herrn Greipels reproduziert, an der außergewöhnlichen Aura der Marathonlaufenden zu partizipieren; das, was ihn selbst daran fasziniert hat, soll andere faszinieren, wenn sie *ihn* laufen sehen. Entscheidend ist allerdings, es nur »mal« mitgemacht zu haben, in die Community der Marathonabsolvent*innen zu gelangen, aber nicht, Marathonläufer zu werden. Damit verbunden scheint die Machbarkeit einer erfolgreichen Marathonteilnahme für Herrn Greipel auch außerfrage zu stehen; die Hürde ist, es überhaupt zu tun, aber nicht die Bewältigung als solche, was ihn in seiner körperlichen Leistungsfähigkeit freilich aufwertet; anderenfalls hätte er vom »pro-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

bieren« oder »versuchen« sprechen müssen. Hierdurch verstärkt sich die Priorität der ›Partizipation an sich‹, der Teilhabe um der Zugehörigkeit zu einer besonderen Gruppe willen.

Mit »ob ich denn des schaffe« ist wiederum klar: es geht weder darum, dauerhaft Marathonläufer zu werden, noch stehen sportliche Aspekte im Vordergrund. Vielmehr geht es darum, die Bewährungsprobe des Marathons mal zu bestehen, was er sich offenbar zugetraut hat, weil sich ansonsten diese Frage gar nicht erst stellt.

Mit »und ähm heute gehe ich da ganz anders ran« wechselt Herr Greipel sodann den Fokus von der Thematisierung seines eigentlichen Erweckungserlebnisses und seiner Motivation in Bezug auf das Marathonlaufen hin zur Frage nach der Vorbereitung für einen Marathon; die Äußerung hat also den Charakter eines Einschubs. Der Sache nach scheint sich dieser auf die zuvor getätigte Unterstellung Herrn Greipels zu beziehen, dass er einen Marathon einfach »mal machen« könne. In dieser Hinsicht habe sich seine Herangehensweise radikal verändert (»ganz anders«). Daher könnte man sich vorstellen, dass der Einschub ein Stück weit auch eine Selbstkritik sein soll, nach dem Motto: »Ich war damals blauäugig«. Gleichwohl sagt Herr Greipel das nicht explizit, vielmehr unterstellt er damit implizit, dass er damals auch bereits eine *Herangehensweise* hatte, nur was es eben eine andere. Die Rede von einer Herangehensweise impliziert aber einen von mehreren möglichen gleichsam methodischen Zugängen im Hinblick auf die Erreichung eines Ziels; es geht um Systematik. Insofern ist ziemlich klar – und die Anschlussäußerung »aber damals war das so ›joa die lange Strecke das passt schon‹« bestätigt dies – dass Herr Greipel wieder ein Stück weit übertreibt bzw. sich inszeniert, indem er das tendenziell Ins-Blauehinein seiner ersten Marathonteilnahme implizit als etwas Systematisches deutet.

Jedenfalls suggeriert er nun, dass sich seine Herangehensweise mit der Zeit verändert habe. Diesbezüglich könnte man sich vorstellen, dass er nunmehr systematischer trainiert bzw. sich höhere Ziele für den Wettkampf steckt. Und das scheint auch so zu sein: »heute hat man <langgezogen: Pacing> <atmet ein> auch <langgezogen: Funktionskleidung>«. Herr Greipel unterstellt also, dass es zum Zeitpunkt des Interviews gleichsam neue Möglichkeiten gibt, die Wettkampfteilnahme effizienter zu gestalten, die es »damals« nicht gab. Zum einen kann man daher sagen, dass er sich hier sozusagen ex-post heroisiert – und entsprechend sein damaliges Verhalten nicht etwa kritisiert –, nach dem Motto: »damals war es viel schwieriger«, so als würde man sagen: »heute hat man fließend Wasser und Telekommunikation«. Die lang gezogene Aussprache passt dazu, weil sie gleichsam mitkommuniziert: »ich könnte jetzt noch viel mehr aufzählen«. Zum anderen zeigt sich aber auch, dass es sich wiederum bloß um eine Inszenierung handelt. Denn ›Pacing‹ und ›Funktionskleidung‹ gab es in den 1990er Jahren, als er seinen ersten Marathon gelaufen ist, auch schon. Zudem bringt Herr Greipel damit erneut zum Ausdruck, dass er förmlich jemanden oder etwas braucht, der/die/das ihn sozusagen bis zum entsprechenden Ziel durchlotst. Denn beim Pacing geht es lediglich darum, sich die

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kraft über das gesamte Rennen einzuteilen (10 km mit 10 km/h, 20 km mit 12 km/h und den Rest mit 14 km/h z.B.). Professionell Laufende nutzen hierzu meistens auch sogenannter ›Pacer‹, die ihnen vorauslaufen und sie förmlich in Schlepptau nehmen und entsprechend auch darauf achten, dass die anvisierten Zwischenzeiten eingehalten werden. Die Laufenden werden so nicht nur motiviert, sondern auch entlastet, weil sie nicht selbst auf die Zwischenzeiten achten müssen. Insofern könnte man sich durchaus vorstellen, dass Herr Greipel vielleicht zwar keine echten ›Pacer‹ engagiert, stattdessen aber etwa eine Laufuhr hat, die ihm anzeigt, wann und wie lange er wie schnell zu laufen hat. Auch die Funktionskleidung passt sehr gut dazu; auch hier könnte man sich gut vorstellen, dass Herr Greipel gleichsam vollausgerüstet ist und das ›Neuste vom Neusten‹ trägt. Es geht also kurzum, und wie schon gesagt, vor allem um eine Optimierung bzw. eine effizientere Gestaltung des Wettkampfs; es geht wohlgemerkt *nicht um die Optimierung des Trainings*, damit man schnellere Zeiten laufen bzw. bessere Platzierungen erzielen kann. Denn Pacing und Funktionskleidung sind im Training nicht ausschlaggebend. Faktisch ist es gleichwohl auch fraglich, ob Pacing und Funktionskleidung für jemanden, der nicht profisportlich unterwegs ist, überhaupt einen so großen Effekt haben. Entscheidend ist jedenfalls, dass Herr Greipel hier ein Effizienzdenken zeigt, das den Fokus vor allem auf die Optimierung des Wettkampfs und nicht des Trainings legt. Daran sieht man auch, dass die entscheidende Motivation für ihn nicht das Durchhalten bzw. das Erleiden darstellt. Denn Effizienz bedeutet ja, dass man die gleiche Leistung bzw. das gleiche Ziel mit *geringerem* Aufwand bzw. ein höheres Ziel mit demselben Aufwand erreicht. Es ist also davon auszugehen, dass sich sein wettkampfbezogener Fokus im Laufe der Zeit verschoben hat: Ging es ihm bei seiner ersten Marathonteilnahme noch darum, einfach nur ins Ziel zu kommen, so scheint es ihm nunmehr darum zu gehen, im Wettkampf besser abzuschneiden, gleichsam bei minimalem Aufwand den Erfolg zu maximieren. Dazu passt ebenfalls, dass Herr Greipel im Rahmen seines Triathlontrainingsplans etwa auf ein »High-Intensity Intervalltraining« beim Radtraining setzt, was darin besteht, »auf der Rolle«[47] zwei Minuten sich aufzuwärmen und dann abwechselnd 20 Sekunden »Vollgas« und zehn Sekunden »locker« zu fahren, das ganze acht Mal; in Summe also bloß sechs Minuten.

Im letzten Abschnitt seiner Ausführungen, bevor der Interviewer ihn unterbricht, setzt sich sodann auch die Ex-post-Heroisierung fort: »und ich weiß gar nich wann des war, das muss so <atmet lange ein und und sagt ausatmend: sechs n' neunzich fümuneunzich> gewesen sein«. Die Suggestion ist also: »das ist schon sehr lange her«. Ein Stück weit verwundert es zwar, dass Herr Greipel ausgerechnet das Jahr seines ersten Marathons nicht präsent hat, gleichwohl erklärt sich dies

47 Damit ist eine Vorrichtung gemeint, in die ein gewöhnliches Rennrad eingespannt werden kann, ein Laufband fürs Rennrad gleichsam, wodurch ein Training zu Hause möglich wird, ohne, dass man sich ›vom Fleck‹ bewegt.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auf der Ebene der Fallstruktur: Entscheidend war eben teilgenommen bzw. das mal gemacht zu haben; damit scheint es sich für Herrn Greipel ›erledigt‹ gehabt zu haben; wann das war, war/ist nicht so bedeutend für ihn. Nicht zufällig kommt für ihn die Wann-Frage erst gegen Ende seiner Ausführungen und nicht schon zu Beginn. Am Beginn war für ihn vor allem wichtig, dass der erste Marathon in Berlin stattfand, ein »Berlin-Marathon« war. Interessanterweise kommt der Assistent hier nicht mehr vor; vielleicht wäre Herr Greipel ja noch auf ihn zu sprechen gekommen, wenn der Interviewer ihn nicht unterbrochen hätte. Er war wohl vor allem dafür ausschlaggebend, dass Herr Greipel überhaupt dazu gekommen ist, längere Strecken zu laufen und dadurch auch für den Marathon sozusagen schon sensibilisiert wurde. Seinen ersten Marathonwettkampf wird er aber vermutlich ohne den Assistenten bestritten haben.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen, da sich die Fallstruktur deutlich reproduziert. Im Folgenden soll es nun noch kurz darum gehen, wie es dazu gekommen ist, dass Herr Greipel sich in der M-M-W angemeldet hat und was ihn dabei motivierte. Auf die Frage, wie er zur M-M-W »gekommen« sei, sagt Herr Greipel:

> **T. Greipel:** <atmet ein> ich hab da einfach das Kreuz bei der Anmeldung gesetzt //okay// und hab gesagt »ist doch lustig da //mhm// äh des Kreuz zu setzen«

Die Frage, wie Herr Greipel zur M-M-W gekommen sei, unterstellt der Teilnahme daran natürlich einen recht hohen Stellenwert, eine besondere Identitätsbedeutsamkeit. Diese weist Herr Geipel in seiner Antwort auch zurück (»ich hab da *einfach* das Kreuz…«), nach dem Motto: »es war keine große Sache«, »da gibt's nichts zu erklären«. Dazu passt auch das logisch Redundante des ersten Satzes, denn sofern er sich in der Wertung angemeldet hat, ist es naheliegend, dass er dafür etwas ausfüllen/ankreuzen musste. Herr Greipel reduziert die Anmeldung in der M-M-W also auf den rein technischen Vorgang des Ankreuzens. Die entscheidende Frage ist aber natürlich: *Warum* war das interessant, dort das Kreuz zu setzen? Interessant ist dabei auch, dass Herr Greipel ausgerechnet vom *Kreuzsetzen* spricht. Er sagt nicht etwa: »Ich hab das angekreuzt«. Im Alltag kann man dann vom Kreuzsetzen sprechen, wenn es etwa um Wahlen geht: »Und hast du heute schon dein Kreuz gesetzt?«. Sein Kreuz zu setzen, heißt also zunächst einmal, eine Wahlhandlung zu vollziehen und folglich eine Wahl zu haben. Die Possessivpronomen zeigen dabei allerdings auch an, dass die tatsächliche Wahl Ausdruck der je individuellen Präferenzen ist. Das ist, wie im vorliegenden Kontext, anders, wenn ein bestimmter Artikel vor dem Kreuz steht. Denn immer dann, wenn man *das* Kreuz setzt, ist die Wahl eben nicht Ausdruck individueller Präferenzen, sondern Ausdruck eines Passungsverhältnisses zwischen einer bestimmten Wahloption und einem objektiven Sachverhalt, der auf die jeweilige Person gleichsam *als Fall* bezogen ist. Insofern stellt sich hier nicht

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Frage »Soll ich lieber X wählen oder Y?«, sondern »was trifft in meinem Fall zu?«. Im Grunde handelt es sich also nicht wirklich um eine Wahl. Typischerweise ist es so bei amtlichen Auskünften, wie sie im Rahmen von Steuererklärungen oder demographischen Umfragen erteilt werden müssen. Wenn ich etwa in einem Einpersonenhaushalt lebe, dann kann ich das Kreuz in der Steuererklärung nicht bei »Haushaltsgemeinschaft« setzen usw. Ich muss mich zwar zwischen den Optionen entscheiden, aber die Entscheidungskriterien ergeben sich nicht aus meinen Vorlieben und müssen nicht darauf bezogen begründet werden, sondern sie ergeben sich aus den objektiven Wohnverhältnissen, in denen ich lebe und die es in vorgegebenen Begriffen der protokollierten bürokratischen Praxis auszudrücken gilt.

Herr Greipel unterstellt also, dass er zwar eine Option wählen musste, dies jedoch nicht gemäß seinen individuellen Präferenzen, sondern im Hinblick auf einen ihn betreffenden objektiven Sachverhalt zu tätigen war. Mit anderen Worten: Er macht aus der prinzipiell freiwilligen Anmeldung in der M-M-W, bei welcher es ja eigentlich um die Frage geht, ob man da mitmachen *möchte*, einen gleichsam verwaltungstechnischen Akt der Selbstauskunft; die Option, an der M-M-W teilzunehmen, interpretiert er als eine Aufforderung, »Zutreffendes anzukreuzen«. Der Akt des Ankreuzens bedeutet in seiner Wahrnehmung also nicht: »Ich möchte in der Marathon-Manager-Wertung« teilnehmen, sondern: »Ja, ich bin Marathon-Manager«. Er identifiziert sich in seiner Darstellung also damit.

Ausgehend vom rekonstruierten inneren Kontext hätte eine Begründung für die Anmeldung in der M-M-W nun also eigentlich nur die sein können, dass die Kategorie »Marathon Manager« auf Herrn Greipel eben zutraf und er sie deswegen angekreuzt habe. Das kommt jedoch nicht. Vielmehr versucht der Interviewee mit »und hab gesagt ›ist doch lustig da […] äh des Kreuz zu setzen‹« eine Begründung für seine Entscheidung, in der M-M-W teilzunehmen, abzugeben. Im inneren Kontext gesehen erweist sich dies freilich als brüchig, weil der anerkannte Begründungsbedarf nun doch eine Wahlmöglichkeit unterstellt, was nicht zur vorhergehenden Darstellung passt. Herr Greipel scheint also gemerkt zu haben, dass er eine Begründung liefern muss. Gleichwohl ist ziemlich klar, dass ihm dies nicht gelingt. Zum einen schon deshalb, weil er sich im Interview nicht explizit zu seiner Entscheidung positioniert, sondern mit »und hab gesagt«, wie auch schon zu Beginn des Interviews, auf die Inszenierung wörtlicher Rede zurückgreift; er inszeniert sozusagen lediglich einen ursprünglichen inneren Dialog, aber er verhält sich nicht zu seiner Entscheidung im Sinne einer Reflexion dieser; es bleibt bei der Selbstbeobachtung. Anders wäre es gewesen, wenn er so etwas gesagt hätte wie: »Ich hab da einfach das Kreuz bei der Anmeldung gesetzt, *weil* ich es lustig fand«. Es liegt also nahe, dass Herr Greipel hier eine Begründung nur deswegen abzugeben versucht, um gleichsam sein Gesicht als autonome Person zu wahren; objektiv jedoch passiert eher das Gegenteil: Es zeigt sich einmal mehr, dass er keinen adäquaten reflexiven Zugriff

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auf seine Motivation, in der M-M-W teilzunehmen, hat. Er ›schwebt‹ weiterhin über sich.

Zum anderen setzt sich das dann aber auch darin fort, dass die versuchte Begründung sich ja gar nicht explizit auf die Teilnahme in der M-M-W bezieht, sondern wiederum auf den technischen Akt des Kreuzsetzens als solchen: »ist doch lustig da […] des Kreuz zu setzen«. Ansonsten hätte er sagen können: »Ist doch lustig, da *mitzumachen*«. Dadurch reproduziert sich die Ausweichbewegung hinsichtlich der Begründung der Teilnahme in der M-M-W: es sei lediglich ein technischer Akt gewesen, so der Subtext. Vor dem Hintergrund, dass Herr Greipel hier aufgefordert ist, sich ernsthaft zu einer Entscheidung zu verhalten, wirkt »ist doch lustig« geradezu kindlich und passt überhaupt nicht zum dem, was man von einer »Führungskraft« aus dem oberen Management erwarten würde; er scheint hier eine Reservierung zu haben, sich zu seiner Motivation zu verhalten; vielleicht ist es ihm peinlich. Im Anschluss kommt dann auch entsprechend nichts Neues mehr zur Motivation in der M-M-W:

> **I:** also Sie wollten quasi beim Frankfurt-Marathon einfach sowie so schon mitmachen //ja// und habn gesehen, dass es diese Wertung gibt //genau genau// okay
> **T. Greipel:** genau () also- genau ja so war's
> **I:** ja also //das (unv.)//
> **T. Greipel:** //das war eher bei der Anmeldung// und dann stand da ähm wenn Se äh Führungskraft sind äh äh dann können Sie hier bei der Manager-Wertung mitmachen und dann hab ich da das Kreuz gesetzt

Der Interviewer spielt in seiner Rückfrage auf die Unterstellung Herrn Greipels an, die Anmeldung in der M-M-W sei etwas Kontingentes gewesen, auf das er erst während der Anmeldung zum Frankfurt-Marathon gestoßen sei und es sich nicht vorher schon überlegt hatte. Allerdings stellt er dann keine weitere Nachfrage in Bezug darauf, was denn Herrn Greipel speziell an der M-M-W gereizt hat und ob er dies nicht noch ausführen könnte, sondern suggeriert mit »okay«, das auf Herrn Greipels eifrige Bestätigung »genau genau« bezogen ist, dass für ihn alles klar sei. Herr Greipel wiederholt dann nochmal, obschon er dabei auch etwas zögert (s. die kurze Pause), seine Übereinstimmung mit der Deutung des Interviewers, der dann seinerseits nochmal ansetzt, etwas zu sagen, von Herrn Greipel aber schließlich unterbrochen wird. Der Interviewee scheint also selbst noch einen Erläuterungsbedarf zu sehen, denn ansonsten hätte er es ja auch dabei belassen können. In seinem Erläuterungsversuch reproduziert sich dann aber die Vermeidung einer expliziten Positionierung. Auf der latenten Ebene hingegen wird dies nun deutlich. Denn mit der Formulierung »wenn Se äh Führungskraft sind äh äh dann können Sie hier bei der Manager-Wertung mitmachen« wird angezeigt, dass es eine Zugangsbeschränkung gibt, das Mitmachen gleichwohl optional ist; man kann sich da anmelden, wenn

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

man die entsprechenden Kriterien erfüllt, muss dies aber nicht. Für Herrn Greipel scheint nun aber allein schon die Möglichkeit, dort mitmachen zu können, hinreichend zu sein, dies auch zu tun: »und dann hab ich da das Kreuz gesetzt«. Es heißt nicht: »und dann habe ich gedacht ›warum eigentlich nicht?‹«. Das Mitmachen-Können ist Grund genug für die Anmeldung. Mit der Rede vom Kreuzsetzen vermeidet er dabei wiederum eine Positionierung, reproduziert die Vorstellung, es gehe lediglich um die Prüfung eines objektiven Passungsverhältnisses; das Mitmachen-Können wird nicht als Angebot verstanden. Es folgt auch keine Problematisierung der Verknüpfung von Laufen und Beruf; Herr Greipel wundert sich nicht darüber, dass dies von den Organisator*innen des Frankfurt-Marathons wie selbstverständlich gemacht wird; er bleibt also wortkarg, vermeidet eine Explikation. Mit der Rede von »Führungskraft« markiert er im Übrigen ebenfalls wie Herr Gerken, dass er sich maßgeblich damit identifiziert und Manager-Sein für ihn zentral darin besteht, Führungskraft zu sein.

Leider hakt der Interviewer dann nicht mehr nach und wechselt das Thema. Es scheint mir gleichwohl recht deutlich zu sein, dass dem Interviewee seine Motivation nicht nur nicht zugänglich ist, sondern er sich dazu auch nicht wirklich verhalten möchte. Auf der latenten Ebene scheinen jedenfalls das Mitmachen-Können und die damit verbundene Besonderung motivational ausschlaggebend zu sein. Die Darstellung seiner Teilnahme in der M-M-W als rein technischer Vorgang lässt ihn jedenfalls nicht besonders souverän bzw. autonom dastehen.

d) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

Zum Schluss wollen wir uns noch anschauen, ob und wie die latente Motivationsstruktur und Bewährungsfigur des Interviewees auf seine berufliche Praxis bezogen sind. Dazu müssen wir uns naheliegenderweise denjenigen Interviewstellen zuwenden, in denen seine Berufspraxis und der Bezug dieser zu seiner Sportpraxis zum Thema wird. Das ist in der folgenden Passage der Fall, auch wenn der Interviewer zunächst den Fokus auf die zeitstrukturellen Implikationen der Arbeit Herrn Greipels legt:

> **I:** Uuund ähm <atmet ein> wie sehen <betont: Sie> das, also man könnte ja sagen <atmet ein> ähm Sie haben einen () wahrscheinlich zeitlich ziemlich intensiven Job () wie lang- wie wie lange arbeiten Sie so am Tag? so circa

Der Interviewer zeigt mit dem »Uuund ähm« an, dass er an etwas Vorangegangenes anschließt. Entweder fehlt ihm nun schlichtweg eine passende Formulierung oder er wägt ab, womit er in thematischer Hinsicht fortsetzen könnte. Das »wie sehen Sie das« ist eine offene Frage nach einer Einschätzung bzw. Meinung in Bezug auf einen allgemeinen Zusammenhang (»das«). Möglicherweise war dieser unmittelbar vorher bereits thematisch. Es scheint jedenfalls so, als läge dieser nun nahe, denn einen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Themen- bzw. Fokuswechsel würde man expliziter ankündigen (»okay, dann würde ich gerne noch auf XY zu sprechen kommen…«). Indem der Interviewer das »Sie« betont, unterstreicht er noch einmal, dass es ihm um die *persönliche* Einschätzung Herrn Greipels geht; er unterstellt damit kehrseitig auch, dass es im Hinblick auf jenen allgemeinen Zusammenhang differente Ansichten gebe, die prinzipiell dargelegt werden könnten oder wurden und zu welchen der Interviewee sich in seiner Antwort gegebenenfalls auch verhalten müsste.

Sodann wird es nicht ganz klar, worauf der Interviewer mit dem »also man könnte ja sagen« hinaus möchte. Einerseits könnte er damit ankündigen, eine mögliche Deutung des angesprochenen allgemeinen Zusammenhangs, die als unmittelbar einsichtig bzw. allgemein bekannt unterstellt wird (»man…ja«), ins Feld zu führen. Andererseits könnte dies eine Art Kontextuierungsversuch sein, in dem der allgemeine Zusammenhang näher erläutert werden soll. Der Interviewer mutmaßt nun, der Interviewee habe »einen () wahrscheinlich zeitlich ziemlich intensiven Job«. Dieser Logik folgend hätte er beispielsweise auch sagen können: »Sie sind ja Leistungsträger, was halten Sie von XY?«. Es scheint sich also tatsächlich eher um einen Kontextuierungsversuch als um eine Deutung zu handeln; der Interviewer möchte hier auf etwas Bestimmtes hinaus, etwas, das, wie gesagt, bereits gleichsam sich aufdrängt, aber zugleich auch noch umrissen werden muss, bevor eine explizite Frage gestellt werden kann.

Etwas überraschend ist, dass die Kontextuierung schließlich abgebrochen wird und in eine geschlossene und vergleichsweise einfach zu beantwortende Faktenfrage nach der geschätzten Arbeitszeit mündet (»wie lange arbeiten Sie so am Tag?«). Und der Interviewee könnte nun entsprechend schlichtweg eine mehr oder weniger präzise Zahl nennen. Er könnte alternativ aber auch von selbst auf jenen implizit angedeuteten allgemeinen Zusammenhang zu sprechen kommen, falls er ihn bereits erahnen kann. Dabei ist es vorstellbar, dass, weil es im Interview ja ums freizeitliche Marathonlaufen geht, auf den Zusammenhang zwischen Laufen und Beruf bzw. auf die Vereinbarkeit beider Praktiken abgehoben wird, im Sinne von: »Wie vereinbaren Sie das zeitlich umfangreiche Training mit überdurchschnittlich langen Arbeitszeiten und ihrem Familienleben?«. Damit wäre das Handlungsproblem der ›Balancierung‹ von Freizeit, Familie und Beruf angesprochen. Sollte Herr Greipel zunächst nur die Faktenfrage beantworten, müsste der Zusammenhang jedenfalls dann noch später irgendwie thematisch werden – sei es, dass der Interviewer nochmal diesbezüglich nachhakt oder sei es, dass Herr Greipel diesen nach der Beantwortung der Faktenfrage wiederum eigenständig aufgreift.

Bevor wir uns die Antwort des Interviewees anschauen, stellt sich an dieser Stelle nun aber noch die Frage, welche Tätigkeiten objektiv als *zeitlich ziemlich intensiv* gelten könnten bzw. was diese Formulierung objektiv genau bedeutet. Denn hier wird ja eine Mutmaßung in Bezug auf die berufliche Tätigkeit des Interviewees getätigt, die nicht bloß mit einer rein subjektiven Einschätzung des Interviewers gleich-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zusetzen ist, sondern zugleich auch eine allgemeine Vorstellung über so strukturierte berufliche Tätigkeiten impliziert, zu der sich der Interviewee verhalten muss. Zudem müssen wir fragen, was genau es bedeutet, jemanden zu fragen, wie lange er am Tag arbeitet.

Wenden wir uns zuerst dem »zeitlich ziemlich intensiven Job« zu. Das ist eine interessante Formulierung insofern, als dass nicht etwa »zeitaufwendig« gesagt wird, was alltagssprachlich am gängigsten scheint. Es heißt aber auch nicht einfach: »Sie arbeiten wahrscheinlich ziemlich viel?« oder »Sie haben einen ziemlich intensiven Job«. Offenbar geht es dem Interviewer also darum, nicht nur den zeitlichen Umfang der Tätigkeit zu betonen, sondern eben auch die Intensität, die Anstrengung, die unterstelltermaßen irgendwie damit einhergeht; es handelt sich also um eine Zusammenziehung. Adressiert ist eine Tätigkeit, die vom zeitlichen Umfang her tendenziell entgrenzt und ein hohes Maß an autonomer Arbeitszeitgestaltung (Vertrauensarbeitszeit z.B.) impliziert (bei einem nine-to-five-Job bzw. einer tariflich geregelten Tätigkeit würde man eher nach der Anzahl von Überstunden fragen) und überdurchschnittlich anstrengend ist. Köchinnen und Köche, Politiker*innen oder Selbstständige etwa könnte man durchaus so fragen. Wichtig ist gleichwohl, dass nicht einfach davon gesprochen wird, dass die Tätigkeit »anstrengend« sei, sondern eben *intensiv*. Denn damit wird die Anstrengung an die ›Dichtheit‹ der Arbeit geknüpft (wenn man beispielsweise an einen Intensivkurs, eine Intensivstation oder eine intensive Trainingseinheit denkt, so steht das »intensiv« immer für eine Verdichtung von Handlungsvollzügen/Zuwendungen). Auf unseren Kontext bezogen: Unterstellt ist nicht nur, dass Herr Greipel lange Arbeitszeiten hat, sondern innerhalb dieser Arbeitszeit gleichsam die Belastung pro Zeiteinheit auch überdurchschnittlich hoch ist. Dagegen steht etwa die Komplexität seiner beruflichen Tätigkeit nicht im Vordergrund. Hierzu passt auch die Kategorie »Job«, denn in Bezug auf ihren gesellschaftlichen Stellenwert und ihre unterstellte Bedeutung für Herrn Greipel wird seine berufliche Tätigkeit damit eher niedriggehängt bzw. abgewertet.

Zusammengenommen kann man sagen, dass in der Interviewerfrage eine gewisse Spannung zwischen einer tendenziell dem freiberuflichen Modell folgenden und einer eher dem Normalarbeitsverhältnis entsprechenden routineförmigen Tätigkeit aufgemacht wird. Einerseits wird unterstellt, dass es sich um eine Tätigkeit handelt, die arbeitszeitlich tendenziell entgrenzt ist, damit verbunden ein hohes Maß an Autonomie bezüglich der Arbeitszeitgestaltung impliziert und von der Arbeitsbelastung sehr dicht ist; andererseits wird unterstellt, dass der Herr Greipel seine Arbeitszeit aber prinzipiell recht genau angeben kann, was dem freiberuflichen Modell entgegenläuft (mit dem »so circa« wird dies sodann wieder etwas zurückgenommen). Zudem wird die Tätigkeit zum bloßen »Job« degradiert.

Diese Spannung passt nun einerseits ganz gut zur tatsächlichen beruflichen Tätigkeit Herrn Greipels. Denn als Bereichsleiter im oberen Management wird er Vertrauensarbeitszeit haben, ist zugleich aber angestellt; andererseits wird aber nur

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die zeitliche Belastung betont, was wiederum nicht so gut passt, weil die zentralen Belastungen seiner Tätigkeit im Zusammenhang mit der Geschäfts- und Personalführung sowie der Softwareentwicklung eigentlich nicht bloß in der ›zeitlichen Intensität‹ liegen können. Die entscheidende Frage ist also nun, wie Herr Greipel sich dazu in seiner Antwort positioniert: Ist er jemand, der die Autonomiespielräume, die ihm seine Position objektiv bietet (zunächst unabhängig von seinen konkreten Arbeitsbedingungen), aktiv gestaltet – und zwar auch über die Gestaltung der Arbeitszeiten hinaus – und damit eher dem freiberuflichen Modell folgt oder orientiert er sich sowohl auf der Ebene der konkreten Arbeitspraxis als auch von der Arbeitszeitgestaltung eher am Normalarbeitsverhältnis? Schließlich könnte er aber auch, wie gesagt, die Frage als reine Faktenfrage behandeln und lediglich kurzangebunden antworten. Ein flüchtiger Blick ins Transkript zeigt gleichwohl bereits, dass dem nicht so ist. Im Gegenteil: Die Interviewerfrage scheint für Herrn Greipel ein ›Trigger‹ zu sein, eine längere Erzählung zu beginnen. Und zwar folgendermaßen:

> **T. Greipel:** <schwerfällig einatmend und beim Ausatmen sagend: bestimmt, also ich bin bestimmt jeden Tag 10/11 Stunden im Büro>

Das schwerfällige Ein- und Ausatmen kommentiert das Angesprochene zunächst als nicht leicht zu beantworten. Ansonsten hätte Herr Greipel ja gleichsam aus dem Stegreif eine konkrete Zahl nennen können. Damit reproduziert er also implizit die Unterstellung, dass er keinem ›nine-to-five-Job‹ nachgeht. Das »bestimmt«, das sich eindeutig auf die Frage nach der Länge der Arbeitszeit bezieht, passt gut dazu. Denn es impliziert einerseits, dass eine eindeutige Antwort nicht gegeben werden kann. »Wie groß war denn der Hecht?« – »Bestimmt 1,20«. Es verweist darauf, dass man etwas nicht genau weiß und dass die kundgegebene Angabe ein Stück weit spekulativ bzw. subjektiv gefärbt ist. Insofern erschiene es eher unpassend, auf die Frage »Wie lange war denn der Kuchen im Ofen?« mit »Bestimmt eine Stunde.« zu antworten, weil man es in diesem Fall ja eigentlich genau wissen müsste. Andererseits zeigen die Beispiele nun aber auch, dass mit einem »bestimmt« – im Gegensatz zu einem »vielleicht« – dennoch durchaus ein gewisses Maß an Geltung beansprucht wird. Man weiß es zwar nicht genau, will sich aber trotzdem festlegen. Das ist auch bei einem »mindestens« so; gleichwohl geht es dabei um eine Untergrenze, für die ein höherer Geltungsanspruch erhoben wird als beim »bestimmt«; was man »mindestens« angeben kann, ist geltungsmäßig gesichert; es ist sozusagen die sparsamste Lesart; daher indiziert es eher eine *Unter*treibung, während das »bestimmt« eher auf eine *Über*treibung verweist. Insofern deutet sich damit an, dass Herr Greipel hinsichtlich der Angabe seiner Arbeitszeit eher hoch- als tiefstapeln wird.

Nun hätte Herr Greipel im Grunde einfach eine Zahl bzw. eine Spanne nennen können: »bestimmt 10/11 Stunden«. Das macht er jedoch nicht, sondern setzt mit

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer Erläuterung gleichsam neu an bzw. sieht einen Erläuterungsbedarf: »also ich bin bestimmt jeden Tag 10/11 Stunden im Büro«. Allein schon in diesem Bedarf reproduziert sich die Besonderung seiner Tätigkeit: Wie viel er arbeite, so die Implikation, könne er nicht einfach so beziffern, sondern müsse dies erläutern. Das erneut aufgegriffene »bestimmt« korrespondiert natürlich gut damit: Er weiß es nicht, versucht jedoch im Zuge der Erläuterung trotzdem eine Antwort zu geben und sich festzulegen. Was erläutert die Erläuterung aber nun genau?

Nun, die Formulierung »jeden Tag« bringt zunächst zum Ausdruck, dass für Herrn Greipel jeder Wochentag prinzipiell ein Arbeits- bzw. Werktag ist. Denn »jeden Tag« heißt wörtlich genommen: montags bis sonntags. Das wäre offenkundig anders, wenn er gesagt hätte: »Ich bin jeden Tag 10/11 Stunden im Büro, auch am Wochenende« oder »vor 20 Uhr bin ich selten zu Hause«. Damit hätte er eine klare Grenze zwischen Werk- und Wochenendtagen bzw. generell zwischen Arbeits- und Freizeit gezogen. So, wie er es tatsächlich formuliert hat, ist hingegen grundsätzlich erst mal alles Arbeitszeit. Freilich macht auch der Interviewer in seiner Frage keinen Unterschied zwischen Werk- und Nichtwerktagen; wäre Herrn Greipel diese Differenzierung allerdings wichtig gewesen, so hätte er sie ja dennoch vornehmen können. Die Unterstellung ›stört‹ ihn also zumindest nicht, was darauf hinweist, dass sie sich mit seiner eigenen Perspektive deckt.

Faktisch ist es nun aber recht unplausibel, dass Herr Greipel tatsächlich jeden Tag »10/11 Stunden im Büro« ist; denn am Wochenende ist ja in der Regel ›nichts los‹ – jedenfalls was die Anwesenheit der Mehrheit der Mitarbeitenden, Geschäftspartner*innen und Kund*innen angeht. Selbst bei Selbstständigen bzw. Freiberufler*innen wäre es unwahrscheinlich, dass sie auch am Wochenende 10/11 Stunden im Büro verbringen. Man kann sich zwar vorstellen, dass etwa Geschäftstermine wahrgenommen werden oder auch durchaus im Homeoffice gearbeitet wird, aber dann ist man eben nicht »im Büro«, was ja eindeutig die Anwesenheit am Arbeitsplatz *in der Firma* unterstellt. Davon abgesehen hat Herr Greipel an einer anderen Stelle im Interview berichtet, dass er am Wochenende in der Regel intensiv trainiert. Folglich kann es zumindest nicht der Normalfall sein, dass er da im Büro ist. Intentional kann Herr Greipel also nur *Werktage* meinen, latent zeigt sich jedoch, dass er tatsächlich der Übertreibungslogik folgt und sich als vielarbeitender Mensch darstellt, der im Grunde genommen keine Freizeit bzw. kein Privatleben hat. Damit geht er entsprechend auch mit der Unterstellung des Interviewers, er habe einen »zeitlich ziemlich intensiven Job«, grundsätzlich d'accord. Ja, im Grunde geht er sogar noch darüber hinaus, weil der »Job« seiner Vorstellung nach nicht einfach viel von seiner Zeit in Anspruch nimmt, sondern tendenziell die gesamte Zeit okkupiert: Lebenszeit ist grundsätzlich Arbeitszeit, auch wenn nicht immer gleichsam 24/7 durchgearbeitet wird.

Die Formulierung »jeden Tag […] im Büro« impliziert nun aber noch mehr. Denn Herr Greipel wurde ja danach gefragt, wie lange er am Tag *arbeite* und nicht wie lange

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

er »*im Büro*« sei. Dass er es aber ausgerechnet so formuliert, bringt zum Ausdruck, dass er Arbeit grundsätzlich mit *Anwesenheit am Arbeitsplatz* gleichsetzt. Arbeit heißt für ihn in erster Linie also: ›Im-Büro-Sein‹. Es kann freilich sein, dass dies gleichsam der Anfang einer Reihung ist, nach dem Motto: »Ich bin jeden Tag 10/11 Stunden im Büro und dann noch ein bis zwei Stunden in Meetings«. Und sofern jeder Tag prinzipiell ein Arbeitstag ist, liegt dies im Grunde ja auch nahe; der Arbeitstag läuft ja sozusagen weiter, auch wenn er das Büro verlässt. Dies würde gleichwohl nichts an der Vorstellung ändern, das bloße im ›Im-Büro-Sein‹ sei bereits Arbeit; die Arbeit qua Präsenz im Büro würde dann lediglich noch um etwas anderes ergänzt, wobei auch denkbar wäre, dass die Präsenz dann lediglich in anderen Räumlichkeiten fortgesetzt wird (eben etwa in Meetings, die in Meetingräumen stattfinden). Letztlich, das können wir abkürzend sagen, kommt in der weiteren Darstellung Herrn Greipels aber auch nichts Ergänzendes mehr.

Insofern können wir festhalten, dass Herr Greipel sich anscheinend über eine *außeralltägliche Präsenz* zu inszenieren versucht; es geht ihm nicht etwa um *Aktivität*, was man von seiner Position her eigentlich erwartet hätte, sondern vor allem um *Anwesenheit*. Wie er sich faktisch in seiner Arbeitspraxis verhält, wissen wir freilich nicht, aber es ist jedenfalls eine Orientierung, die er hat und die habituell verwurzelt sein muss, weil sie *latent* zum Ausdruck kommt. Damit liegt es auch nahe, dass diese Orientierung keine bloß individuelle ist, sondern ein allgemeines Moment in sich hat. Objektiv gesehen wertet Herr Greipel damit seine Tätigkeit jedoch ab, und zwar nicht nur, weil diese lediglich auf Präsenz reduziert ist, sondern weil mit »im Büro« ja auch die Terminologie des Normalarbeitsverhältnisses bedient wird, was die außeralltägliche Präsenz sozusagen lediglich zu einer Art *Dauerdienst* macht. Grundsätzlich weist Herr Greipel die vom Interviewer unterstellte Spannung zwischen etwas Freiberuflichem und Angestelltenmäßigem in Bezug auf seine berufliche Tätigkeit also nicht zurück, sondern reproduziert diese, wobei das autonome Moment sich bei ihm lediglich der außeralltäglichen Präsenz erschöpft. Die Betonung der außeralltäglichen Präsenz passt zugleich sehr gut zur Struktur der Selbstinszenierung an sich, weil damit eben das *Präsentsein* auf der Arbeit und nicht die Arbeit selbst zentral gesetzt wird.

Die Zeitangabe 10/11 Stunden, die Herr Greipel nennt, erscheint, wenn man sie tatsächlich nur auf Werktage bezieht, letztlich als nicht besonders beeindruckend.[48] Auch wenn sie – selbst wenn man die An- und Abreise miteinbezieht und so die durch Arbeit gebundene Zeit berücksichtigt – überdurchschnittlich hoch ist, würde

48 Zum Vergleich: Die durchschnittliche Wochenarbeitszeit von Vollzeitbeschäftigten lag in Deutschland in 2019 bei 41 Stunden. Vgl. online unter: https://www.destatis.de/DE/Themen/Arbeit/Arbeitsmarkt/Qualitaet-Arbeit/Dimension-3/woechentliche-arbeitszeitl.html#:~:text=34%2C8%20Stunden%20betrug%20die,jedoch%20getrennt%20voneinander%20betrachtet%20werden, [Letzter Aufruf: 28.11.2022].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

man von einem Workaholic bzw. jemandem, der sich über außeralltägliche Präsenz »im Büro« inszeniert, jedenfalls mehr erwarten, zumal die Stundenangabe ja aufgrund des »bestimmt« auch schon als eher übertrieben konnotiert ist, Herr Greipel also faktisch womöglich gar weniger arbeitet. Zum »bestimmt« passt ferner auch nicht, dass die Abweichung von zehn auf elf Stunden sehr gering bzw. die Stundenangabe ziemlich präzise ist; es geht ja auch nicht um einen Durchschnitt. Herr Greipel scheint seine Arbeitszeit also doch recht genau angeben zu können, was wiederum der Logik des Normalarbeitsverhältnisses entspricht und zeigt, dass er auch in dieser Hinsicht übertreibt: So viel Spielraum scheint er da nicht zu haben.

Für die weitere Analyse stellt sich nun freilich die Frage, in welchem Verhältnis die Orientierung an der Anwesenheit bzw. die Inszenierung über außeralltägliche Präsenz zu der faktischen Berufspraxis des Interviewees steht. Denn vor dem Hintergrund der objektiven Handlungsanforderungen, die mit seiner gehobenen managerialen Tätigkeit verbunden sind (vor allem: Entscheidungen treffen bzw. Gestalten), hätte man doch eher einen ›Macher-Habitus‹ erwartet, also eher eine Orientierung an Aktivität und dem freiberuflichen Modell. Präsenz ist hierbei eigentlich eher nachrangig, worauf ja auch die Tatsache verweist, dass Arbeitende in solchen Positionen in der Regel Vertrauensarbeitszeit haben. Denn dies bedeutet ja nicht nur, dass die Regelarbeitszeit sozusagen nur nach oben überschritten werden kann, sondern eben auch nach unten; man kann also auch weniger als acht Stunden arbeiten, weil es letztendlich in erster Linie darauf ankommt, dass ›der Laden läuft‹, die getroffenen Entscheidungen sich also bewähren. Wie kommt es dann aber, dass Herr Greipel vor allem die Präsenz betont? Hier kommt freilich einerseits die Fallspezifik zum Tragen. Ausgehend von der bereits rekonstruierten Fallstruktur, der zufolge Herr Greipel sich als zu einer Leistungselite zugehörig und damit außeralltäglich inszenierte, scheint die Inszenierung über Präsenz jedenfalls nicht sonderlich überraschend. Denn auch während seiner Studienzeit war es ja bereits das »Ausdauerlaufen« bzw. das Marathonlaufen, was ihn reizte und worin er eine Bühne gefunden zu haben schien, auf der er sich über das Durchhalten als besonders leistungsfähig darstellen konnte. Die Leistungsvorstellung, welcher zufolge Leistung vor allem etwas mit Durchhalten von Strapazen zu tun hat, ist also dieselbe, denn auch außergewöhnliche Präsenz bedeutet im Kern nichts anderes als Durchhalten, stellt auf eine damit verbundene Leistungsvorstellung ab. Das Durchhalten scheint also auch in seiner Berufspraxis etwas zu sein, worüber er sich als außergewöhnlich leistungsfähig inszeniert. Andererseits muss dies aber auch, wie gesagt, mit seinen konkreten Berufsstrukturen und sodann aber auch mit den Strukturen der gegenwärtigen Arbeitswelt im Allgemeinen korrespondieren. Denn diese Art der Inszenierung bzw. der Bewährung über Inszenierung eines außeralltäglichen Durchhaltevermögens scheint sich ja in Herrn Greipels Berufsalltag auch tatsächlich zu bewähren, das heißt, es müssen Bedingungen vorherrschen, die die Anerkennung einer solchen Bewährungsfigur ermöglichen, sonst könnte er das hier nicht mit so

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

einer Selbstverständlichkeit vortragen und auch nicht damit prahlen. Mit anderen Worten: Er sieht keinen Begründungsbedarf dafür, und das verweist auf allgemeine Strukturen. Und die Frage ist natürlich, welche das konkret sind. Und ist es wirklich so, dass er auf der Ebene der faktischen Berufspraxis mehr oder weniger nur durchhält oder handelt er auch gestalterisch? Anders gefragt: Wie kommt es, dass Herr Greipel trotz dieser antigestalterischen, auf bloße Präsenz fixierten Haltung beruflich so erfolgreich ist und eine Position bekleidet, deren objektive Anforderungen damit eigentlich nicht kompatibel sind? Dazu müssen wir noch etwas erfahren. Schließlich ist aber auch noch offen, wie das (Marathon-)Laufen nunmehr mit der beruflichen Praxis wechselwirkt, wobei wiederum von der bereits rekonstruierten Fallstruktur ausgehend, es naheliegt, dass Herr Greipel dies weiterhin nutzt, um sich selbst zu inszenieren. Die Frage ist eben nur: Wie macht er dies in seinem Arbeitsalltag konkret? Schauen wir uns nun an, wie es weitergeht:

T. Greipel: //mhm// also ich schreib die Zeiten nicht auf

Herr Greipel setzt mit einer zweiten Erläuterung fort. Zum ›Im-Büro-Sein‹ kommt also tatsächlich nichts mehr dazu; Arbeit erschöpft sich für ihn darin. Die konkrete Äußerung ist nun aber insofern etwas rätselhaft, als dass sie redundant ist, denn wir wissen ja bereits, dass er die Zeiten nicht aufschreibt: wenn er es täte, könnte er es genau sagen. Warum sagt er das dann aber so? Es scheint ihm wohl wichtig zu sein, vor dem Hintergrund der Nennung seiner Arbeitsstunden nochmal explizit zu betonen, dass es letztlich eine vage Angabe ist und dass er es nicht genau sagen kann. Möglicherweise ist ihm nun selbst aufgefallen, dass seine Zeitangabe zum einen zwar hoch, gleichwohl keineswegs sehr hoch war, und zum anderen, dass sie auch schon recht genau war. Insofern können wir die nun getätigte Erläuterung als eine Reaktion verstehen, die jenen Eindrücken entgegenarbeiten soll, nach dem Motto: »Es könnten durchaus auch mehr als 10/11 Stunden« bzw. »die Spanne könnte auch größer sein«. Allerdings impliziert dies umgekehrt: »Es könnten auch weniger sein«, was zum Ausdruck zu bringen, Herr Greipel wohl nicht intendiert hat. Gleichsam schwerwiegender ist jedoch die wiederum seiner Äußerung inhärente Umkehrung, dass er *prinzipiell* seine Arbeitszeiten aber auch aufschreiben *könnte*; er macht es bloß nicht, aber möglich wäre es. Passend dazu verweist »die Zeiten« darauf, dass es sich um klar abgrenzbare Von-bis-Angaben handelt; es wäre anders, wenn er von »Stunden« gesprochen hätte. Das autonome Moment besteht also lediglich darin, dass er seine Arbeitszeit einfach nicht protokolliert und offenbar nicht verpflichtet ist, dies zu tun; ansonsten aber scheint es sich um relativ gleichbleibende Zeitspannen zu handeln. Im Grunde erscheint Herr Greipel ›nur‹ als ein gehobener Angestellter, der sich seinem Gestus nach gleichwohl selbst eher im freiberuflichen Arbeitsmodell zu sehen scheint.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> **T. Greipel:** aber, wenn Sie mich fragen, ich hab bestimmt ne 50/60 Stunden Woche

Das »aber, wenn Sie mich fragen« ist merkwürdig, denn natürlich wird er *gefragt*. Die Betonung liegt dabei nicht auf dem »mich«, was eine andere Lesart indiziert hätte, sondern auf dem »fragen«. Im inneren Kontext kann man dies so erklären, dass er damit die Darstellung, eine genaue Angabe der Arbeitszeit sei in seinem Fall schwierig, reproduziert, nach dem Motto: »Ich kann's nicht genau sagen, aber wenn Sie mich *fragen*, dann versuche ich es zu beantworten«. Gleichwohl fragt es sich, warum der Interviewee das Thema hier überhaupt noch einmal aufrollt. Denn er hat ja eigentlich schon alles dazu gesagt; wir wissen ja, dass er »die Zeiten« nicht aufschreibt und »10/11 Stunden im Büro« ist. Es hängt ihm also sozusagen nach, sodass er eine neue Schätzung ankündigt und nennt: »ich hab bestimmt ne 50/60 Stunden Woche«. Nun wird klar, warum er das nochmal aufgreift: Er prahlt mit seiner Arbeitszeit, oder genauer: mit dem Leiden daran. Der Gestus ist: »Ich kann's zwar nicht genau sagen, aber ich kann sagen: das ist viel und es ist sehr anstrengend«. Dass er nunmehr seine Wochenstunden nennt, obwohl er nach den Arbeitsstunden pro Tag gefragt wurde, passt dazu: Es macht offenbar einen stärkeren Eindruck als die zuvor genannten 10/11 Stunden. Es bleibt jedoch objektiv dabei, dass es sich um eine Stundenzahl handelt, die zwar deutlich über die 40-Stunden-Woche hinausgeht, zugleich jedoch auch nicht extrem viel ist, zumal sie ja auch weiterhin im Verdacht steht, eine Übertreibung zu sein (»bestimmt«). Jedenfalls bringt sie eine andere, zuvor getätigte Übertreibung nun deutlich zum Ausdruck: In der Logik, dass jeder Tag ein Arbeitstag ist, müsste Herr Geipel nämlich eigentlich eine 70/77 Stunden Woche haben.

> **T. Greipel:** die Leute fragen mich auch häufig auch Kunden <atmet ein> ähmm ähhuäh, wie ich des schaffe <atmet ein> äh äh, das eine mit dem anderen zu verbinden

Herr Greipel wechselt nun ziemlich plötzlich den thematischen Fokus und scheint sich jetzt auf jenen Zusammenhang zwischen Sport und Arbeit zu beziehen, auf den in der Interviewerfrage wohl bereits angespielt wurde. Das liegt zwar ein Stück weit nahe, weil zum einen in der Passage unmittelbar vor der Interviewerfrage darüber gesprochen wurde, wie lange Herr Greipel trainiert und zum anderen, weil bei der Interviewakquise mitgeteilt wurde, dass es thematisch um Sport und Arbeit geht. Allerdings wurde der Zusammenhang und was den Interviewer daran interessiert, zumindest noch nicht explizit angesprochen. Dass Herr Greipel antizipieren zu können meint, worauf der Interviewer hinaus möchte, legt daher nahe, dass es etwas am unterstellten Zusammenhang gibt, womit er sich bereits beschäftigt hat und sozusagen aus dem Stegreif etwas anfangen kann.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Die Äußerung »die Leute fragen mich auch häufig« ist dabei insofern interessant, als dass so eigentlich nur eine sogenannte »Person des öffentlichen Lebens« sprechen kann, also jemand, der/die einen starähnlichen Status innerhalb einer diffusen Öffentlichkeit hat, denn »die Leute« ist unbestimmt. So würden etwa Barkeeper*innen eher »die Gäste«, Hochschuldozent*innen hingegen »die Studierenden« sagen. Um so zu reden wie Herr Greipel, muss man also einen gewissen prominenten Status haben, was in seinem Fall jedoch faktisch nicht zutrifft: Er ist keine Person des öffentlichen Lebens. Sicherlich werden ihn Menschen in seinem Alltag nach seinen Freizeitaktivitäten fragen, wer auch immer das dann konkret ist. Aber der entscheidende Punkt ist, dass man sie nach geltenden Regeln nicht als »die Leute« bezeichnen kann, wenn man, wie Herr Greipel, nicht prominent ist, weil das schlichtweg vermessen wäre. Dass er das trotzdem tut, kann folglich nur bedeuten, dass er sich als eine prominente Persönlichkeit *imaginiert*, womit sich sein Geltungsbedürfnis als außergewöhnliche Person deutlich reproduziert: In seiner Phantasie ist er ein außergewöhnlicher und in dieser Außergewöhnlichkeit quasi-prominenter Typ, der auf öffentlichen Bühnen präsent ist und für seine Außergewöhnlichkeit bewundert wird. Dass »die Leute« ihn nun »häufig« fragen, kann indes nur bedeuten, dass es um ein Thema geht, das in der Öffentlichkeit aktuell verhandelt wird bzw. viele umtreibt und bei dem er gleichsam als Experte oder Vorbild gilt, an den man sich in dieser Sache wenden kann. Vom inneren Kontext her kann es dabei eigentlich nur um Vereinbarkeitsprobleme im Spannungsfeld zwischen Privatem und Beruflichem gehen: »Die Leute fragen mich auch häufig, hast Du überhaupt noch Freizeit?«, könnte zum Beispiel ein Anschluss lauten. Damit würden die Dramatisierung der außergewöhnlich langen Präsenz auf der Arbeit und die Selbstinszenierung darüber gleichsam weiter verschärft.

Was ihn die Leute nun tatsächlich fragen, sagt Herr Greipel allerdings noch nicht, sondern fügt hinzu: »auch Kunden«. Von der benutzten ›Formel‹ her wird damit zunächst eine gewisse Steigerung der Besonderheit der so sprechenden Person suggeriert. Die Ergänzung »Kunden« muss also eine Zuspitzung bzw. Besonderung in Relation zu »Leute« darstellen. Denn rein logisch sind die »Kunden« in »die Leute« ja bereits impliziert. So könnten beispielsweise Schauspieler*innen sagen: »Die Leute fragen mich auch häufig, auch Kolleg*innen, wie ich es schaffe, so viele Filme in so kurzer Zeit zu drehen«. Das heißt: Selbst diejenigen, die der sprechenden Person statusmäßig gleichsam ebenbürtig sind und womöglich eigens viel Erfahrung haben, fragen *sie*; die Satzpragmatik impliziert also eine weitere Aufwertung der so sprechenden Prominenz. Worin jedoch die Steigerung bei »Kunden« bestehen soll, ist unklar. Denn Kunden sind lediglich relativ Fremde, mit denen man in einer Geschäftsbeziehung steht und denen man Produkte oder Dienstleistungen verkauft. Herr Greipel spricht ja auch nicht von »Großkunden« oder den »treuen Kunden«, was vielleicht noch eine gewisse Steigerung dargestellt hätte. Insofern kann man sagen, dass »auch Kunden« faktisch eher eine Rücknahme

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

der in Anspruch genommenen Prominenz ist als eine Aufwertung bzw. Steigerung dieser. Mit anderen Worten: Herr Greipel konzediert hier gleichsam contre cœur, dass er in Wirklichkeit eben keine Person des öffentlichen Lebens, dass er entgegen seiner Wunschvorstellung eben nicht prominent ist und »Kunden« anscheinend schlichtweg die einzig relativ fremde Personengruppe sind, mit denen er zu tun hat.

Damit schließt sich nun aber die Frage an, wie die Kunden von seinem sportlichen Engagement – und darum geht es hier der Sache nach – denn überhaupt erfahren. Denn um ihn fragen zu können, müssen sie wissen, dass er Marathon läuft und Ironman betreibt. Eine Erklärungsmöglichkeit wäre, dass er Poster von bekannten Laufenden oder Triathlet*innen oder Medaillen von seinen Wettkampfteilnahmen in seinem Büro aufgehangen bzw. Pokale auf seinem Schreibtisch hingestellt hat. Sofern er nämlich seinen Arbeitsalltag größtenteils im Büro zu verbringen scheint, müsste er dort ja auch Kund*innen empfangen. Allerdings lässt sich diese Option schnell ausschließen, weil das Interview tatsächlich ebenfalls in seinem Büro stattfand und dort keine Poster, Medaillen oder Pokale sich befanden; tatsächlich war es eher minimalistisch eingerichtet. Herr Greipel muss seinen Kunden also entweder von sich aus von seinen Sportaktivitäten erzählen oder, was eine zusätzliche Option wäre, die Kunden könnten von seinem Triathlonengagement über sein Profil auf einer Internetseite erfahren, auf der das berufliche Profil Herrn Greipels öffentlich zugänglich dargestellt ist und auf dem unter anderem auch seine Freizeitaktivitäten aufgeführt sind. Insofern wäre vorstellbar, dass sie ihn dann bei Geschäftsterminen darauf ansprechen. In jedem Fall ist klar, dass sein Sportengagement im Kundenkontakt irgendwie thematisch wird.

In der Darstellung fragen »die Kunden« Herrn Greipel nun: »wie ich des schaffe <atmet ein> äh äh, das eine mit dem anderen zu verbinden«. Wir können nun schneller interpretieren, da sich hier eine Struktur ankündigt, die wir bereits zu Beginn der Analyse erschlossen haben. Offenbar wird die sportliche Aktivität wieder nicht als etwas Eigenständiges begriffen, sondern ist in den nunmehr beruflichen Kontext funktional integriert. Die Normalitätsvorstellung »der Kunden« und Herrn Greipels, darauf verweist das »verbinden«, ist also: Arbeit und Sport *müssen* verbunden, *müssen* funktional aufeinander bezogen sein. Der prinzipielle Gegensatz zwischen zwei grundsätzlich getrennten Dingen (das unterstellt »das eine mit dem anderen« ja, im Sinne von: »das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden«) muss aufgehoben werden, und Herr Greipel stellt sich also als jemand dar, dem dies gleichsam außergewöhnlich gut gelingt, wofür er eben ›bekannt‹ ist und wonach er insofern von den »Leuten« gefragt wird. Es geht daher nicht etwa, was man vom bisherigen Kontext, in dem es um Trainingsumfänge und Arbeitszeiten ging, ja hätte denken können, um *Vereinbarkeitsprobleme* von Sport und Arbeit (dann hätte er eben von »vereinbaren« sprechen müssen), sondern nachgerade umgekehrt um *Kopplungsprobleme*. Und da der Sport ja zur Ebene der Freizeit gehört, kann man

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sagen, dass sich hier die allgemeinere Vorstellung reproduziert, Arbeit und Freizeit seien ineinander zu überführen, seien funktional füreinander. Das »wie ich des schaffe« legt dabei auch nahe, dass es sich nicht einfach nur um eine gedachte Synthese handelt, sondern der Interviewee dies tatsächlich auch auf lebenspraktischer Ebene zu realisieren versucht. Ausgehend von dem, was wir zu Beginn der Analyse in Bezug auf die Verbindung von Laufen und Studium rekonstruiert haben, können wir insofern nun erwarten, dass nunmehr etwas Ähnliches kommt: Das Mindeste ist, dass Herr Greipel seine sportlichen Aktivitäten mit dem Beruflichen insoweit integriert, dass er beides irgendwie parallel macht. So wäre denkbar, dass er beim Laufen telefoniert oder mit seinen Kunden und Geschäftspartner*innen laufen geht. Eine darüber hinausgehende Verbindung könnte darin bestehen, dass die sportliche Aktivität erneut eine Art Kairos-Effekt herbeiführen soll, was hieße: Berufliche Probleme werden generell beim Laufen, oder wenn man alle Triathlondisziplinen berücksichtigt, beim Radfahren oder Schwimmen gelöst, weil diese körperlichen Aktivitäten gleichsam mäeutisch wirken. Jedenfalls scheint klar, dass Herr Greipel sich über die Verbindung von Sport bzw. Freizeit und Arbeit wieder als außergewöhnlicher Typ zu inszenieren versucht. Und wie macht er das?

> **T. Greipel:** und ich sage »ich kann meine a- ich schaffe meine Arbeit, <langsam und jedes Wort betonend: weil ich so viel Sport mache>« <atmet ein>

Mit »und ich sage« inszeniert Herr Greipel seine Reaktion auf die Fragen der »Kunden«. Nun, so würde man erwarten, kommt sein ›Geheimrezept‹, wie denn Sport und Arbeit am besten zu verbinden seien. Das ist jedoch nicht der Fall. Denn Herr Greipel bezieht sich jetzt der Sache nach tatsächlich auf das Vereinbarkeitsproblem angesichts dessen, dass seine sportlichen Aktivitäten eben auch viel Zeit in Anspruch nehmen.[49] Das manifeste Argument lautet dabei: Der Sport trägt zur Bewältigung der beruflichen Anforderungen bei und ist deshalb nicht etwa eine Zusatzbelastung, sondern nachgerade eine *Ermöglichungsbedingung* der Bewältigung der Arbeit. Mit anderen Worten: Die Vereinbarkeit gelingt, weil Sport und Arbeit eine funktional konstitutive Symbiose eingehen. Die Unterstellung ist, dass es Herrn Greipel mit seinen ›natürlichen Bordmitteln‹ nicht möglich ist, die an ihn gestellten beruflichen Anforderungen zu bewältigen. Der Wechsel von »ich kann…« auf »ich schaffe meine Arbeit« zeigt dabei an, dass er die Notwendigkeit der Symbiose prinzipiell noch fundamentaler darstellen könnte: Mit »ich kann meine Arbeit machen« oder »ich kann meine Arbeit schaffen« würde er unterstellen, dass der Sport

49 Dazu passt auch, dass er jedes Wort einzeln betont (»weil ich so viel Sport mache«), weil es so wie eine Reaktion auf einen häufig geäußerten Einwand daherkommt, nach dem Motto: »Die Leute wundern sich immer wieder, wie es schaffe, so viel Sport zu machen, obwohl ich so viel arbeite. Ich sage aber…«.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ihn in seinem Arbeitsbereich überhaupt erst leistungsfähig macht; die Fähigkeit, seine Arbeit zu bewältigen, hätte er ohne den Sport nicht. Dies hätte jedoch seine Kompetenz grundlegend infrage gestellt, sodass dies vermutlich auch der Grund für den Wechsel aufs ›Schaffen‹ ist: Beim Versuch darzustellen, wie essenziell Sport aus seiner Sicht für seine Arbeit ist, ist er gleichsam übers Ziel hinausgeschossen und rudert nun zurück, um sich nicht zu diskreditieren. Mit dem Schaffen hebt er dabei das Moment der *Bewältigung* hervor: Durch den Sport komme er mit der außergewöhnlichen Arbeitslast *gerade so* zurecht; der ›Arbeitsberg‹ könne gerade so weggearbeitet werden, so die Unterstellung. Es geht nicht etwa darum, dass die Arbeit aufgrund des Sports besonders gut gelingt oder besonders leicht von der Hand geht. Damit ist klar, dass die Sportaktivität von der Arbeit bestimmt wird: Es ist nicht etwa so, dass er sich mithilfe des Sports von der Arbeit erholt bzw. einen Bewegungsmangel ausgleicht oder dergleichen, sondern im Grunde genommen richtet sich die Menge des Sports nach der Menge der Arbeit (»weil ich so viel Sport mache«); würde er mehr arbeiten, müsste er zwingend auch mehr Sport machen; vice versa könnte er dieser Logik zufolge seine Arbeitsleistung durch eine Erhöhung des Sportpensums aber auch steigern.

Wir können also feststellen, dass Herr Greipel sich weiterhin so inszeniert, als sei er außergewöhnlichen Belastungen ausgesetzt. Nicht nur ist jeder Tag ein Arbeitstag, sondern auch die Arbeitsmenge als solche ist so hoch, dass sie nur mithilfe des Sports bewältigt werden kann, worin er sozusagen Experte ist bzw. was ihm besonders gut gelingt, weshalb »die Leute« bzw. »Kunden« ihn eben auch fragen – so jedenfalls seine ›subjektive Theorie‹. Gleichzeitig jedoch reproduziert sich auch das Moment der Außengeleitetheit dabei (›Im-Büro-Sein‹): Es ist keine selbstbestimmte Arbeit. Er steht sozusagen jeden Tag aufs Neue vor einem ›Arbeitsberg‹, den es sisyphosmäßig abzutragen gilt; die Arbeit ist nicht ein ›Ort‹ der Selbstverwirklichung, sondern eine ›Mühle‹, und jeden Tag stellt sich die Frage, ob er es schaffen wird, sie am Laufen zu halten und den Anforderungen, die sie an ihn stellt, gerecht zu werden. Er ist wie Charlie Chaplin am Fließband bzw. ein Manager am Fließband, das nie stillsteht. Kurz: Er ist ein »Marathon Manager«. Freiberuflich bzw. autonom Arbeitende könnten so nicht sprechen, weil die Arbeit hier ja nie wirklich bewältigt ist und immer etwas Neues dazu kommt; zugleich wird die Arbeit aber auch selbst strukturiert, weshalb ein solches Gefühl des Ausgeliefertseins, wie Herr Greipel es unterstellt, hier ebenfalls eher weniger erwartbar wäre; vielmehr würde man hier mit Problemen hinsichtlich des Gelingens und nicht des Schaffens der Arbeit rechnen.

Die außergewöhnliche Arbeitsbelastung besteht im Falle Herrn Greipels also im Wesentlichen im Durchhalten und Bewältigen einer außergewöhnlich hohen Menge an Arbeit, die von außen ihm aufgetragen wird, besteht mithin im Aushalten des Leidens, das daraus resultiert, wobei die Arbeit auch eher unspezifisch ist; es sind eben nicht konkrete Aufgaben, sondern ein diffuser Arbeitsberg. Entsprechend ist

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Arbeit auch nicht etwa eine Sphäre, in der man gestaltend und selbstverwirklichend tätig sein kann, sondern ein Ort, an dem man gezwungen ist, außerordentlich präsent zu sein und alle Anforderungen, die an einen gestellt werden, zu bewältigen. Gleichwohl müssen wir bedenken, dass Herr Greipel seine Arbeitsbedingungen zunächst einmal nur so dargestellt. Es reiht sich jedenfalls gut in seine Inszenierungslogik ein. Der Grundtenor ist offenkundig: Er muss außergewöhnlich viel bewältigen; es ist deutlich überdurchschnittlich. Ob seine faktische Arbeit tatsächlich bloß eine ›Mühle‹ ist, wissen wir nicht. Vielleicht erlebt er sie auch nur so. Jedenfalls erscheint es von seiner objektiven beruflichen Position her wenig wahrscheinlich, dass er ausschließlich ›in der Mühle gefangen‹ ist und lediglich durchhält. Es ist sicherlich so, dass er gleichsam einem hohen Marktdruck ausgesetzt ist, zumal er auch in einem börsennotierten Unternehmen arbeitet und damit verstärkt auch die Interessen der Aktionär*innen berücksichtigen muss. Aber es ist doch schwer vorstellbar, dass er als Teil des oberen Managements ansonsten nur durchhält und einsteckt. Ich würde deshalb vermuten, dass gleichsam ein Primat der Inszenierung vor dem Faktischen gibt: Sie läuft sozusagen unabhängig von seinen tatsächlichen Kompetenzen und dem, was er sonst so in seiner Arbeitspraxis macht.

Neben der Frage nach den faktischen Arbeitsanforderungen stellt sich nun des Weiteren die Frage, welche Rolle dem Sport bei der Bewältigung des ›Arbeitsberges‹ konkret zukommt. Jedenfalls hat Herr Greipel bisher noch keine bestimmten Sportarten angesprochen; »Sport« kann insofern bisher im Grunde ›alles Mögliche‹ sein; entscheidend ist, dass es irgendwie die Arbeit zu bewältigen hilft.

> **T. Greipel:** also es sind äh äh ganz interessante Effekte, das ist für mich eher ne Zeitersparnis als n Zeitgewinn is

Nun scheint Herr Greipel daran zu gehen, zu erläutern, wie ihm der Sport tatsächlich bei der Bewältigung der Arbeit hilft. Dass es lediglich »ganz interessante Effekte« sind, verwundert vor dem Hintergrund seiner bisherigen Darstellung jedoch: Es scheint nun doch um etwas recht Banales zu gehen; es sind keine »ganz wichtigen« oder »gravierenden Effekte«. Zugleich stellt sich Herr Greipel dabei wieder als einen Beobachter seiner selbst dar, geradezu als einen Forscher, der ein Experiment an sich selbst durchführt. Dadurch wird aber die funktionale Verbindung zur Arbeit objektiv weiter gelockert: Es sind Effekte, die Herr Greipel gleichsam lediglich registrierend zur Kenntnis nimmt; es ist nicht etwas, das er notwendig instrumentell einsetzen muss, um seine Arbeit überhaupt zu schaffen. Die Funktionalität des Sports scheint eine eher gedachte als faktische zu sein. Mit anderen Worten: Sie existiert primär auf der Ebene der Inszenierung.

Im Anschluss »das ist für mich eher ne Zeitersparnis als n Zeitgewinn« zeigt sich sodann, dass es auch nur ein Effekt und selbst dieser aufgrund des »eher« noch nicht eindeutig bestimmt ist, was beides wiederum für die Inszenierungslogik spricht.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Die Formel »eher ne Zeitersparnis als n Zeitgewinn« unterstellt sodann manifest, dass der maßgebliche Effekt des Sports, der zur Bewältigung der Arbeit beitragen soll, in einer Zeitersparnis besteht. Die Gegenerwartung, mit der »die Leute« bzw. »Kunden« an ihn herantreten und die er in seiner Argumentation gleichsam umdreht, muss also sein: Der Sport sei etwas zeitlich zusätzlich Belastendes. Daher hätte Herr Greipel eigentlich auch nicht »Zeitgewinn«, sondern *Zeitverschwendung* oder *Zeitverlust* sagen müssen; ihm unterläuft also eine Fehlleistung. Im Folgenden müssen wir also so verfahren, dass wir die Gegensatzpaare Zeitersparnis/Zeitverschwendung bzw. -verlust und Zeitersparnis/Zeitgewinn zunächst jeweils für sich analysieren und dann kontrastieren, um herauszubekommen, worin die Fehlleistung besteht.

Was ist zunächst eine Zeitersparnis? Beispielsweise spart man Zeit, wenn man einen kürzeren Weg gefunden hat als den, den man sonst geht. Oder man verbessert einen Ablauf, etwa im Produktionsprozess, wodurch ein Produkt ohne Qualitätseinbußen schneller hergestellt werden kann. Die gesparte Zeit kann sodann anderweitig investiert werden, wobei ihre Neunutzung nicht im Vordergrund steht; entscheidend ist, dass man Zeit einsparen konnte. Kurzum: Zeitersparnis bedeutet in erster Linie *Effizienzsteigerung*. Das kann man sich nun beim Sport aber schwer vorstellen: Wie soll etwas Zeit sparen, das zunächst einmal Zeit kostet? Die Sportzeit geht ja objektiv von der Freizeit ab, ist Freizeit. In Herrn Greipels Fall sind es sieben bis zehn Stunden an wöchentlicher Trainingszeit, exklusive Wettkampfteilnahmen, Organisation, Information etc. Zeitsparend kann der Sport also nur sein, wenn man annimmt, dass er von der Prämisse ausgeht, dass es um Effizienzsteigerung *innerhalb der Arbeitspraxis* geht, in dem Sinne, dass der Sport es ihm irgendwie ermöglicht, schneller zu arbeiten, sodass er am Ende mehr Freizeit hat, als wenn er keinen Sport machen würde. Im Umkehrschluss bedeutet es: Ohne den Sport wäre er weniger effizient und müsste länger arbeiten. Der Sport ist in diesem Konstrukt also selbst *nicht Freizeit*, sondern ein Instrument, das Herr Greipel, wie zunächst auch immer, zur Optimierung der Bewältigung des Arbeitsberges nutzt. Mit anderen Worten: Der Sport ist nur deswegen keine *Zeitverschwendung*, weil er funktional auf die Arbeit bezogen ist, was sich also einmal mehr reproduziert. Die Logik der Effizienzsteigerung sagt letztlich aber noch nichts darüber aus, was mit der gesparten Zeit passiert. Es kann also sein, dass sie als Freizeit, aber auch zur Mehrarbeit genutzt wird, was von der bisherigen Darstellung näherläge, weil die Arbeitsanforderungen an Herrn Greipel ja von außen gestellt werden, er also keine Kontrolle über den Arbeitsberg hat. Hingegen wäre, sofern »die Leute« bzw. »Kunden« sagen, der Sport sei *Zeitverschwendung*, was, wie gesagt, Herr Greipel eigentlich intendiert haben dürfte, unterstellt, dass Sport nichts Berufliches sei, sondern zur Freizeit gehöre und daher eher Zeit raube, die nicht anderweitig freizeitlich genutzt werden könne – zum Beispiel für Erholung, die Pflege von Sozialbeziehungen, reproduktive Arbeiten im Haushalt etc. Doch genau das ist der Sport aufgrund der Negation für Herrn

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Geipel nicht: Er ist keine Freizeit. Insofern reproduziert sich diese Vorstellung also gleich doppelt.

Nun ist »Zeitverschwendung«, wie gesagt, etwas, dass Herr Greipel eigentlich sagen wollte, aber offenbar nicht sagen konnte. Die Fehlleistung indiziert damit, dass er es gleichsam nicht einmal ex negativo aussprechen konnte, dass Sport etwas Freizeitliches sein könnte. Stattdessen sagt er »Zeitgewinn«. Bei einem Zeitgewinn gewinnt man relativ unverhofft Zeit im Hinblick auf eine Deadline. Es geht immer gewissermaßen um einen ›Wettlauf gegen die Zeit‹ (z.B. bei der Behandlung einer Krankheit oder bei der Aufklärung einer Straftat). Natürlich ist eine Zeitgewinnung nicht völlig unbeeinflussbar, aber sie ist doch vom Ausgang her offener als eine Zeitersparnis, die im Gegensatz dazu ein im Grunde technokratischer Vorgang ist. Aber auch im Hinblick auf die Nutzung der Zeit ist ein Zeitgewinn offen: Während bei einer Zeitersparnis sich die Frage der Nutzung der gesparten Zeit, wie gesagt, nicht zwingend stellt (man kann sie eben auch einfach ›auf die hohe Kante‹ legen), muss man sich überlegen, wie man die gewonnene Zeit nutzt, da man hierfür wiederum nur begrenzt Zeit hat, weil diese Zeit anderenfalls verpufft. Das Gemeinsame von Zeitersparnis und Zeitgewinn ist hingegen, dass sie sich beide auf arbeitsweltliche bzw. zweckgebundene Kontexte beziehen. Auch der Zeitgewinn ist daher funktional auf eine Zielerreichung hin ausgerichtet.

Die Gegenerwartung bzw. das Gegenargument der »Leute« bzw. »Kunden« wäre in Bezug auf Zeitgewinn insofern, dass der Sport frei disponible Zeit generiert, die man zum Zwecke der jeweiligen Zielerreichung nutzen könnte. Das ist sozusagen das Höchste, was Herr Greipel dem Sport ex negativo zugestehen kann. Denn letztlich ist gemäß der in Anschlag gebrachten Formel der Sport für ihn eben auch noch nicht einmal das: eine Zeit, die er frei gestalten kann. Selbst in diesem gegenüber der Zeitverschwendung bzw. dem Zeitverlust gewissermaßen ›positiven‹ Pol drückt sich also letztlich die latente Haltung durch, dass nicht nur Freizeit gleichsam nicht sein darf, sondern die autonome Gestaltung freier Zeit für Herrn Greipel grundsätzlich ein Problem ist. Im Vordergrund steht die technokratische Effizienzsteigerung, bei der es lediglich um Anpassungsleistungen gegenüber fremdgestellten, arbeitsweltlichen Anforderungen geht; es reproduziert sich also im Grunde die Vorstellung, dass Herr Greipel jeden Tag auf Neue vor einem nicht von ihm beeinflussbaren Arbeitsberg steht und diesen restlos abarbeiten muss, und das Einzige, was sozusagen in seiner Macht steht, ist, um im ›gemalten‹ Bild zu bleiben, sich in der Abtragung des Arbeitsberges mit geeigneten sportlichen Aktivitäten zu optimieren. Dieses Effizienzdenken passt letztlich gut zur Vorstellung, dass Arbeit und Freizeit entgrenzt seien, was darauf verweist, dass Herr Greipel hier in klassischen Mustern ›der subjektivierten Arbeitswelt‹ argumentiert (vgl. etwa Hochschild 2001: 212f.). Nun stellt sich natürlich die Frage, wie genau Herr Greipel den Sport zur Effizienzsteigerung einsetzt. Er fährt fort:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

T. Greipel: weil ich merke <atmet ein> ähm <schluckt>, dadurch, dass das das Gehirn dann abschaltet, ich dann bestimmte Problemstellungen <atmet ein> <betont: die sind dann plötzlich da> //mhm// beim Laufen () oder ähm mmmmmm die E-Mail is sozusagen <atmet ein> jetzt nich äh sinngemäß, aber die is sozusagen aufm Weg morgens zur Arbeit wenn ich aufm Fahrrad <atmet ein> äh sitze, dann dann is- äh is äh ne schwierige E-Mail schonmal im Kopf geschrieben und dann brauch ich mich hier nur nochmal an Schreibtisch setzen und die schnell runtertippen <atmet ein> //ja// und ähm äh wenn ich diese Trainingseinheit vorher nicht hätte <atmet ein> äh dannn äh würd ich da bestimmt an schwierigen E-Mails sehr viel länger () äh knabbern und überarbeiten und es gibt doch Situationen <atmet ein> da krieg ich dann mal Abends ne E-Mail, die mich ärgert und <atmet ein> äh da sag ich dann auch ›ich geh jetzt nochmal ne Stunde laufen <atmet ein> //mhm// ähh power ma alles raus, danach setz ich mich doch nochmal in- an an Schreibtisch und <atmet ein> unterm Strich ist es <atmet ein> ne () Intensivierung der Qualitätszeit, also der Zeit, wenn ich dann Freizeit habe <atmet ein> die ich qualitativ genießen kann <atmet ein> weil ich ebent abschalten kann, weil ich ausgeglichen bin <atmet ein> und äh wenn ich den Sport nicht mache, dann fehlt mir genau dieser Aspekt oder dann gehen mir die Dinge auch nicht so leicht von der Hand

Wir werden diese abschließenden Ausführungen Herrn Greipels im Rahmen seiner Antwort auf die Frage nach seinen Arbeitszeiten nicht mehr durchinterpretieren, sondern nur einige Formulierungen aufgreifen, die unsere bisher rekonstruierte Fallstruktur gleichsam anreichern. Zunächst zeigt das »weil ich merke […], dadurch, dass das Gehirn dann abschaltet«, dass die funktionale Symbiose nicht die eigentliche Motivation für den Ausdauersport sein kann, denn das Abschalten des Gehirns ist in dieser Darstellung ein Effekt, den Herr Greipel lediglich en passant registriert hat, *nachdem* er den Sport aufgenommen hatte. Anderenfalls hätte er so etwas sagen müssen wie: »weil das Gehirn dann abschaltet«. Damit verbunden wird deutlich, dass er hier tatsächlich lediglich eines sozialtechnokratischen Deutungsmusters bedient, aus dem sich eben auch die Funktionalitätsvorstellung speist: Er ist weiterhin der verwissenschaftlicht-rationale Beobachter seiner selbst, und das Abschalten des Gehirns ist lediglich ein biologischer Vorgang, ein Automatismus, der in Gang kommt, wenn er mit dem Sport beginnt; er ist wie eine Maschine. Das Ich als Vermittlungsinstanz fehlt also komplett; es ist nicht: »*ich* kann dann besser abschalten/arbeiten«, und es heißt auch nicht: »*mein* Gehirn«. Dass das »weil ich merke« im Präsens formuliert ist, passt gut dazu, weil es suggeriert, es sei eine immer wieder aufs Neue gemachte Erfahrung, die sich gleichsam wie von selbst einstellt, wenn Herr Greipel laufen geht. Eigentlich ist es also eben kein ›Merken‹; es ist lediglich ein Vollzug, der sich ohne ihn ereignet.

Die sodann kurz angedeutete Ich-Perspektive »ich dann bestimmte Problemstellungen« wird abgebrochen und mündet in das wiederum entsubjektivierte,

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

selbstbeobachtende »die sind dann plötzlich da […] beim Laufen«. Es ist nicht Herr Greipel, der »bestimmte Problemstellungen« beim Laufen besser erkennen oder lösen kann, sondern das Laufen evoziert sie überhaupt erst; das Laufen erzeugt das Kairos-Moment. Die Inszenierung reproduziert sich. Dazu passt auch, dass mit »bestimmte Problemstellungen« unterstellt ist, dass diese bereits bekannt sind; es sind also nicht etwa »neue Problemstellungen«, und es sind auch keine »Problemlösungen«, die dann auch weitaus besser zum Kairos gepasst hätten. Insofern, und das passt ebenfalls zur Inszenierung, wirkt »bestimmte Problemstellungen« verwissenschaftlicht bzw. aufgesetzt rational/reflektiert. Entsprechend wäre es letztlich doch auch sehr verwunderlich, wenn Herrn Greipel in seiner Position »bestimmte Problemstellungen« nicht klar wären bzw. nur beim Sport ihm klar würden; anderenfalls müsste man ja annehmen, dass er für seine Position nicht geeignet ist, Kompetenzen vorgetäuscht oder schlichtweg keine echten Aufgaben zu bewältigen hat, was allesamt recht voraussetzungsvolle Lesarten sind, die sich vom Text her nicht decken lassen. Jedenfalls kann vor dem Hintergrund dieser Darstellung vom ›Gehirnabschalten‹ eigentlich keine Rede sein. Denn mit dem plötzlichen Hereinbrechen der »Problemstellungen« ist ja nachgerade das Gegenteil unterstellt: Die Probleme drücken sich ›ohne Barriere‹ durch. Es scheint also so, dass Herr Greipel beim Laufen zumindest über seine Arbeit nachdenkt und damit Arbeit und Freizeit verschränkt; gleichwohl würde ich vermuten, dass die Verschränkung dabei, wie gesagt, dennoch faktisch nicht gar so funktional ist, wie er sie darzustellen versucht. Vielleicht hat er tatsächlich ein paar Mal die Erfahrung gemacht, dass ihm beim Laufen etwas Berufsbezogenes eingefallen ist, und das hypostasiert er nun.

Dazu passt denn auch, dass das Auf-dem-Fahrrad-Sitzen, wie Herr Greipel es ja auch selbst sagt, eben kein Sport ist (und auch das Laufen war bis jetzt ja auch nicht als etwas Wettkampfförmiges eingeführt), sondern lediglich den Weg zur Arbeit darstellt, bei dem er über die Arbeit nachdenkt. In einem vorherigen Abschnitt des Interviews hat er zwar erzählt, dass der Weg zur Arbeit bereits seine erste Trainingseinheit sei (er fährt mit dem Rennrad). Gleichwohl ist auch das genau genommen noch nicht wirklich Sport und auch nicht Arbeit, sondern eben bloß Training für den Wettkampf. Vor diesem Hintergrund würde also im Grunde genommen jedwede körperliche Aktivität hinreichen, die auf Ausdauer abstellt bzw. über einen längeren Zeitraum hinweg betrieben wird, also etwa auch Spazierengehen oder Wandern. Mit anderen Worten: Es gibt zwar faktisch eine Verschränkung von körperlicher Aktivität und Nachdenken über Arbeit, aber es gibt keinen fundamentalen funktionalen Zusammenhang von Sport und Arbeit in dem Sinne, dass wir es hier mit einer wettkampfförmigen Praxis zu tun haben, die der Interviewee zwingend für die Bewältigung seiner arbeitsweltlichen Anforderungen benötigt. Auch wenn er »die E-Mail« nicht »im Kopf« schreiben würde, wäre die Bewältigung seiner Arbeit doch wohl nicht grundsätzlich gefährdet; er müsste es dann eben bloß »im Bü-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ro« machen. Es reproduziert sich hier also, dass er die Verbindung von Sport und Arbeit überdramatisiert bzw. sie schlichtweg gedanklich stärker ist als faktisch; faktisch ist es lediglich so, dass er im Kontext von körperlichen Aktivitäten wie Laufen oder Fahrradfahren, die objektiv zur Freizeit zählen, über arbeitsweltliche Probleme nachdenkt. Zudem bleibt es ein Zusammenhang, der gleichsam außerhalb seiner Steuerungskraft liegt: Die E-Mail schreibt sich gewissermaßen wie von selbst, nicht *er* schreibt die E-Mail; das Ich ist wiederum nicht präsent. Herr Greipel scheint die konstitutive Funktionalität von Sport und Arbeit auf der Inszenierungsebene also ›mit Gewalt‹ aufrechterhalten zu wollen, tatsächlich wird sie aber sukzessive schwächer (bzw. hat schon fast etwas Abergläubisches/Esoterisches an sich): Erst war die Unterstellung, dass er seine Arbeit ohne den Sport nicht schaffen würde, dann ging es lediglich um Effizienzsteigerung, die man haben kann oder auch nicht, ohne dass die Bewältigung der Arbeit gefährdet wäre, und nun geht es lediglich um Mails, über die er sich auf dem Weg zur Arbeit Gedanken macht, was zwar zur Logik der Effizienzsteigerung passt, aber, wie gesagt, nichts zu sein scheint, von dem man sagen würde, dass dies objektiv gravierend effizienzsteigernd oder funktional wäre. Genau das ist aber eben der Darstellungsduktus Herrn Greipels: Es seien schwerwiegende Probleme, die er »aufm Fahrrad«/»beim Laufen« löst.

Dazu passt auch, dass er von einer »schwierigen E-Mail« spricht, denn so etwas gibt es eigentlich genauso wenig wie »leichte« E-Mails, wenn man den rein technischen Vorgang des E-Mail-Schreibens betrachtet. Das Schwierige kann also wenn, dann nur im Inhalt bzw. in dem, was in einer E-Mail auf der Ebene der Interaktion mit den Adressaten vor sich geht, liegen. Ähnlich könnte man auch von einem »schwierigen Telefonat« sprechen, das man geführt oder noch zu führen habe. Es muss sich also um so etwas handeln wie Kündigungen, Abmahnungen, Konfrontationen, Dinge, die in jedem Fall irgendwie konflikthaft sind. Man könnte nun zwar mutmaßen, dass Herr Greipel möglicherweise Probleme auf der Ebene der Interaktion mit seinen Kolleg*innen hat und dass das Laufen ihm diesbezüglich irgendwie Stabilität verleiht; sparsamer scheint mir jedoch die Lesart, dass er lediglich weiterhin ›auf Biegen und Brechen‹ einen konstitutiven Funktionalitätsbezug herzustellen versucht, um seine Inszenierung aufrechtzuerhalten. Er sucht ›mit Gewalt‹ nach schwierigen Problemen, die man nur beim Sport lösen kann, und die schwierigen E-Mails sind eben das Einzige, was ihm dazu einfällt, weil er, wie gesagt, möglicherweise tatsächlich mal die Erfahrung gemacht hat, dass ihm beim Training eine gute Idee gekommen ist. Anderenfalls hätte er ja auch konkreter werden können: Was sind das genau für E-Mails? Worum geht es da? Und warum lassen sie sich ausgerechnet während einer körperlichen Anstrengung besser konzipieren, obwohl man doch intuitiv eher denken würde, dass es am Schreibtisch besser geht, allein schon deshalb, weil man seine Ideen dort direkt aufschreiben kann. Dagegen ist es auf dem Fahrrad nicht nur schwieriger, sich Notizen zu machen (man könnte sich höchstens vorstellen, Memos mit einem Smartphone oder einem einfachen Aufnahmegerät

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

aufzuzeichnen), sondern muss, zusätzlich zur Belastung des Fahrens, ja auch noch auf den Verkehr achten und ist Witterungseinflüssen ausgesetzt. Es ist also schwer vorstellbar, wie man unter diesen Bedingungen routinisiert ›arbeiten‹ können soll. Und außerdem hätte man vor dem Hintergrund, dass Herr Greipel mit Softwareentwicklung zu tun hat und »in Mathematik diplomiert« hat, doch auch eher erwartet, dass er auf dem Fahrrad komplexe Programmierungen tätigt bzw. über besondere Algorithmen nachdenkt und nicht lediglich schwierige E-Mails vorkonzipiert.

Im nachfolgenden Verlauf der oben aufgeführten Interviewpassage sieht man sodann auch schnell, dass es nicht so sehr die tatsächlichen Verschränkungen von körperlicher Aktivität und dem Nachdenken über Arbeit sind, die die These der Entgrenzung von Arbeit und Freizeit stützen, sondern es ist die grundlegende, latente Haltung, die er hat, der zufolge Arbeit und Freizeit prinzipiell nicht getrennt sind, sondern alles erst einmal Arbeitszeit ist. Denn das »dann brauch ich mich hier nur nochmal an Schreibtisch setzen und die [die E-Mail, R.F.] schnell runtertippen« unterstellt ja aufgrund des »nochmal« im Umkehrschluss, dass auch sein Fahrrad, auf dem er zuvor auf dem Weg zur Arbeit saß, bereits eine Art Schreibtisch ist, ungeachtet dessen, dass auch die Effizienzlogik sich hier reproduziert. Entgrenzung ist folglich der habitualisierte Normalfall für ihn, und die tatsächlichen Verschränkungen, oder besser: Verschränkungsversuche, von Arbeit und Freizeit sind eine Folge dieses Habitus.

Das arbeitsweltlich dominierte Zeitkontinuum setzt sich sodann auch in der Äußerung »da krieg ich dann mal abends ne E-Mail, die mich ärgert« fort. Denn es passiert nicht »nach Feierabend«, sondern lediglich »abends«. Nicht nur heißt das, dass er faktisch seine E-Mails auch dann abruft, wenn er zu Hause ist bzw. objektiv gesehen Feierabend hat, sondern es heißt auch, dass in seiner Vorstellung schlichtweg kein Konzept von Feierabend existiert: Die gesamte Zeit ist potenzielle Arbeitszeit, das heißt, es gibt zwar Phasen, wo er nicht arbeitet, aber sobald Arbeit ›reinkommt‹, muss er sie bewältigen. Zugleich und damit verbunden zeigt sich hier auch wieder die Spannung zwischen dem Normalarbeitsverhältnis und dem Freiberuflichen. Zum einen, wenn Herr Greipel zuvor sagt, dass es »*doch* Situationen« gibt; es sind also Ausnahmen, die eigentlich auch in seinem Selbstverständnis nicht vorgesehen sind. Zum anderen aber auch aufgrund des »mal abends«, was ebenfalls auf das Okkasionelle verweist. Er *könnte* also durchaus eine klare Grenze zur Arbeit ziehen, macht dies aber nicht, weil er die Vorstellung hat, dass es diese Grenze nicht gibt. Das reproduziert sich auch in der Formulierung »geh jetzt nochmal ne Stunde laufen«, die mit dem »nochmal« ja unterstellt, dass das Laufen wiederum Arbeit ist. Und »doch nochmal […] an Schreibtisch« bedeutet wiederum: es war eigentlich nicht vorgesehen. Herr Greipel kann also quasi nichts machen: Die Arbeit okkupiert ihn auch in der Freizeit, und er lässt dies zu, übt keine Kritik an der Entgrenzung. Im »doch nochmal« klingt, wie gesagt, lediglich an, dass Arbeit eigentlich nicht mehr vorgesehen war, aber es heißt nicht, dass er Freizeit hatte. Im Übrigen ist es auch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wieder ›nur‹ eine »E-Mail«, die Anlass genug ist, ihn sofort wieder in den Arbeitsmodus zu versetzen; der Arbeitsberg muss immer vollständig bewältigt werden: Wenn noch etwas reinkommt, dann muss er es sofort abarbeiten, sonst finde er ›keine Ruhe‹, so die Unterstellung. Und die Funktionalität zwischen Laufen und Arbeit ist nunmehr gänzlich gelockert: Zwar sieht er das Laufen weiterhin auf der latenten Ebene als Arbeit an, stellt dies nun aber so dar, dass es lediglich dazu dient, sich ›auszupowern‹, was offensichtlich darauf bezogen ist, dass es sich um eine E-Mail handelt, die ihn »ärgert« (wohlgemerkt nicht: *was* ihn ärgert). Das Laufen wird hier also als ein emotionaler Regulator, nicht als Schreibtisch dargestellt. Zwar scheint er das in seiner Darstellung zu benötigen, um die Mail nicht etwa impulsiv zu beantworten und damit die Gefahr einzugehen, den ›falschen Ton‹ zu treffen; gleichwohl könnte er sie ja auch genauso gut am nächsten Tag auf der Arbeit beantworten. Es reproduziert sich also deutlich, dass die funktionale Verbindung vor allem eine konstruierte ist. Möglicherweise ist es auch so, dass das Laufen bzw. der ›Sport‹ es Herrn Geipel ermöglicht, eine Art *Freiberuflichkeitsfiktion* aufrechtzuerhalten, weil es sich ja eben faktisch um etwas handelt, dass er freiwillig in seiner Freizeit tut und nicht »im Büro«, wo er ja sein *muss*. Das würde jedenfalls gut zur Inszenierung passen, der zufolge er sich ja auch deutlich autonomer und wichtiger darstellt, als er faktisch ist. Tatsächlich autonom wäre es hingegen, eine klare Grenze zur Arbeit zu ziehen und eben nur »im Büro« bzw. auf der Arbeit zu arbeiten.

Mit »unterm Strich ist es <atmet ein> ne () Intensivierung der Qualitätszeit, also der Zeit, wenn ich dann Freizeit habe« wird sodann eine Bilanz gezogen, die sich auf die Zeitersparnis durch den Sport bezieht. Damit sowie mit dem Verweis auf die »Qualitätszeit« reproduziert sich nun ausdrücklich nochmal: Sport ist nicht Freizeit, sondern Arbeit. Mit der Rede von der »Qualitätszeit« bedient Herr Greipel nun eindeutig ein Deutungsmuster von Freizeit, das Arlie Hochschild in ihrem Buch »Time Bind« (2001) beschrieben hat. »Quality time« ist ihr zufolge die Zeit, die übrigbleibt, wenn die gesamte Freizeit nach Effizienzkriterien durchorganisiert worden ist und, so die Hoffnung, nunmehr wirklich frei disponible Zeit darstellt. Praktisch führt dies jedoch zu einem paradoxen Effekt: Da die Freizeit grundsätzlich unter dem Primat der Arbeit steht, schrumpft die Qualitätszeit immer weiter zusammen, wodurch ein Druck entsteht, auch diese immer effizienter zu nutzen bzw. zu verdichten. Genau das kommt in der Formulierung »Intensivierung« zum Ausdruck, die Herrn Greipel wohl unterlaufen sein muss, weil er ja intentional sicherlich eher so etwas wie eine *Ausweitung* oder eine *Zunahme* der Qualitätszeit meinte. Intensivierung hingegen unterstellt eine *Verdichtung* und damit eigentlich mehr Stress. Von daher scheint es auch unplausibel, dass Herr Greipel diese Zeit, wie er sagt, wirklich »qualitativ genießen« bzw. dort »abschalten kann«, denn die Arbeit ist für ihn und im besagten Deutungsmuster ja nie stillgestellt, sodass dem Genießen und Abschalten mit jeder neu reinkommenden E-Mail potenziell schon ein Strich durch die Rechnung gemacht wird. Und schließlich heißt die Rede vom Abschalten und

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Genießen innerhalb der Qualitätszeit im Umkehrschluss ja wieder: Alles außerhalb dieser Zeit ist eben kein Genuss, ist keine Erholung, und insofern ist es eben auch Sport bzw. körperliche Aktivität nicht.

e) Fortführung der idealtypischen Verdichtung im Lichte arbeitssoziologischer Forschung

Der vorliegende Fall differiert, wie bereits festgestellt, deutlich von dem als erstes analysierten. Während der Kern der latenten Motivationsstruktur Herrn Gerkens in seiner sadomasochistischen Charakterstruktur und einer auf dieser aufbauenden Bewährungsfigur lag und das Laufen als Kompensationsmedium bei ihm immer dann ins Spiel kam, wenn ihm das Sich-selbst-an-die-Substanz-Gehen in anderen Kontexten nicht möglich war, ist es im Falle Herrn Greipels ein Geltungsbedürfnis, das er mit dem Laufen – allgemeiner: mit seinen ausdauersportlichen Bewegungsaktivitäten – kompensiert, indem er sich als außergewöhnlich leistungsfähiger Typ und als zu einer entsprechenden Elite zugehörig inszeniert. Der ›Motor‹ hinter seiner Sportpraxis ist der Wunsch nach Partizipation an etwas status- und leistungsmäßig Außergewöhnlichem und die Darstellung dieser Partizipation. Die Krise, für welche seine überdurchschnittliche Aktivität eine Lösung darstellt, ist daher eine *Geltungskrise des Selbst* und damit letztlich eine Identitäts- bzw. Autonomie- und Bewährungskrise: Offenbar ist es Herrn Greipel nicht möglich, sich in seinem Alltag ausschließlich über echte Leistungsbeiträge zu bewähren und ein authentisches Selbstverhältnis aufzubauen; er benötigt die Inszenierung; sie ist, wie wir es in Anlehnung an die von Fromm so genannte »Marketing-Orientierung« (Fromm 1989[1947]) versucht haben typologisch schärfer zu fassen, Teil seiner Charakterstruktur und scheint mir insofern auch den Kern seiner Bewährungsfigur auszumachen: Sowohl sein Selbstverhältnis als auch seine Selbstdarstellung sind nicht authentisch, sondern gewissermaßen aufgesetzt (was sich in der Brüchigkeit seiner Selbstdarstellung zeigt), in Abhängigkeit dessen, was jeweils als elitär und außergewöhnlich anerkannt ist. Daher lässt sich in seinem Fall auch mit Riesman (1965[1950]) von einer außengeleiteten Persönlichkeit sprechen, die jedoch nicht autonom, sondern angepasst, konformistisch, mit Voswinkel (2002) gesprochen: *reflexiv*-konformistisch ist. Im Interview drückt sich dies nicht zuletzt auch darin aus, dass er als Ich gleichsam kaum in Erscheinung tritt; vielmehr nimmt er eine – teils verwissenschaftlichte – Selbstbeobachtungsperspektive ein, in der ihm seine Biographie gewissermaßen bloß passiert und er die Ereignisse registrierend zur Kenntnis nimmt. Vom Gestus seiner Selbstdarstellung her jedoch hat er ganz offenkundig den Anspruch, sich als besonders reflektiert darzustellen (»lange nachdenken«). Dieses besondere Über-sich-selbst-Beugen scheint mir insofern ebenfalls zu seiner Selbstinszenierung dazuzugehören.

Es nimmt vor diesem Hintergrund nicht wunder, dass Herr Greipel keine besondere innere Bindung an die von ihm praktizierten Ausdauersportarten, sofern man

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

dabei von *Sport* überhaupt sprechen kann, zu haben scheint (etwas, das er mit Herrn Gerken gemeinsam hat). So ist er nach seinem ersten Marathon eben auch längere Zeit (nach eigenen Angaben: 10/15 Jahre) keinen Marathon mehr gelaufen und hatte stattdessen »als Fokussport lange Zeit Tischtennis […] im Verein gespielt«. Das jedoch »lief dann irgendwie aus«, wie Herr Greipel sich bezeichnenderweise ausdrückt. Das heißt: Es ist wiederum bloß selbstbeobachtend und wenig reflektiert, und es ist anzunehmen, dass sich seine Anerkennungsverhältnisse verändert haben (etwa durch einen Arbeitsplatzwechsel). Kurz: Womöglich konnte er sich mit Tischtennis nicht mehr adäquat in Szene setzen. Tischtennis passt zum Verwissenschaftlichten, Rationalen seiner Selbstinszenierung, weil hier der Fokus auf der Konzentrationsfähigkeit liegt (vielleicht hat er ja deswegen vom »*Fokus*sport« gesprochen). Und das Wettkampfmäßige passt zu seinem Distinktionsbedürfnis und dazu, dass er eben nicht wie Herr Gerken primär masochistisch motiviert ist. Gleichwohl erfahren wir im Interview nichts *explizit* darüber, warum Herr Greipel letztlich nach seinem ersten Marathon so lange keinen mehr gelaufen ist und welche konkreten Umstände dazu geführt haben, dass er das doch wieder aufnahm. Sofern wir jedenfalls davon ausgehen, dass es sich bei der Inszenierungsstruktur um eine generative Struktur handelt, müsste dies, wie gesagt, mit Anerkennungsverhältnissen zu tun haben, die sich verändert hatten.

Dem freizeitsportlichen Engagement kommt nun innerhalb der Inszenierungslogik eine besondere Funktion zu: Die Inszenierung läuft zentral über die Vorstellung, dass Freizeitsport und Arbeit *funktional* aufeinander bezogen seien, und zwar in dem Sinne, dass der Sport dazu dient, gleichsam den Kairos zu beschwören. Überspitzt formuliert: Die ausdauersportlichen Aktivitäten werden als die Praxis der ›Genies‹ dargestellt, die sie wie ein Ritual vollziehen, im Rahmen dessen sie in einen Zustand versetzt werden, in dem sich die Wahrscheinlichkeit für Geistesblitze immens erhöht und infolgedessen die Arbeit optimaler bewältigt werden kann. Das war offenbar nicht nur in der Studienzeit Herrn Greipels so, wo seine Kernmotivation für den Ausdauersport sozusagen grundgelegt wurde, sondern zieht sich eindeutig auch in seinem Berufsleben durch (»die Leute fragen mich auch häufig«). Hinter dieser, letztlich dem typischen Selbstoptimierungsduktus folgenden Vorstellung, scheint mir indes ein für subjektivierte Arbeitsverhältnisse typisches soziales Deutungsmuster von Arbeit und Freizeit zu stehen, das im Kern die Vorstellung transportiert, dass beides, freilich unter dem grundsätzlichen Primat der Arbeit stehend, entgrenzt und unter Effizienzgesichtspunkten zu organisieren sei (vgl. Hochschild 2001; Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007). Schließlich würde die Inszenierungslogik ohne diese Vorstellung wohl kaum ›funktionieren‹ können. Es ist insofern sehr fraglich, inwieweit die funktionale Verschränkung sozusagen einen ›echten‹ Optimierungseffekt auf die Arbeit Herrn Greipels hat. Zwar lässt sich eindeutig sagen, dass die Verschränkung von Sport und Arbeit tatsächlich auch auf lebenspraktischer Ebene sich vollzieht und nicht bloß eine

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gedachte Verschränkung ist, und es ist freilich auch nicht auszuschließen, dass das Laufen oder Fahrradfahren in der Tat positive Synergieeffekte für die Arbeit hat. Gleichwohl überwiegt letztlich die gedachte bzw. inszenierte Funktionalität: Es sind eben keine besonders schwerwiegenden, komplexen (mathematischen oder programmierungstechnischen) Probleme, die Herr Greipel seiner Darstellung nach beim Fahrradfahren auf dem Weg zur Arbeit oder beim Joggen »im Kopf« bearbeitet, sondern tatsächlich wohl eher banale ›Probleme‹, die er nur als schwierig darzustellen versucht (»schwierige E-Mail«). Mit diesen Aktivitäten sind dabei bloß »ganz interessante Effekte« für die Arbeit verbunden, das heißt, sie sind nicht gar so konstitutiv für die Bewältigung seiner Arbeit, wie Herr Greipel es suggeriert (»ich schaffe meine Arbeit […] weil ich so viel Sport mache«). Vom Gestus seiner Erzählung her geht die Funktionalität also weit über das hinaus, was sie tatsächlich zu sein scheint. Mit anderen Worten: Es ist ziemlich wahrscheinlich, dass er seine Arbeit auch dann würde bewältigen können, wenn er lediglich »im Büro« arbeitete. Insofern liegt es nahe, dass die praktische Verschränkung von ›Sport‹ und Arbeit insbesondere der Inszenierung von Außeralltäglichkeit und leistungsmäßiger Elitenhaftigkeit dient, weil sie Herrn Greipel gleichsam eine ›Bühne‹, eine Kommunikationsplattform bzw. -möglichkeit für seine Inszenierungsbemühungen zur Verfügung stellt. Und dazu gehört nicht nur, dass er offenbar gerne im beruflichen Kontext über seine ›Verbindung‹ von ›Sport‹ und Arbeit redet – anderenfalls würden ihn »die Leute« eben auch nicht fragen bzw. könnte er sich nicht als eine Person des öffentlichen Lebens imaginieren –, sondern etwa auch, dass er mit dem Rennrad zur Arbeit fährt, was seitens seiner Kolleg*innen mit Sicherheit nicht unbemerkt bleiben wird, sofern er sich ja entsprechend auf der Arbeit dann auch duschen und umziehen muss und sein Rennrad womöglich auch direkt im Büro parkt. Hieran sieht man auch, dass es bei all dem tatsächlich nicht wirklich um Sport, sondern höchstens um Training sich handelt. Im Grunde, so könnte man deshalb annehmen, könnte Herr Greipel auch darauf verzichten, an Marathon- und Ironmanwettkämpfen teilzunehmen. Allerdings würde er dann nicht nur die Wettkampfbühne aufgeben, sondern auch seinen offiziellen Status als Marathonläufer bzw. Ironman. Zudem könnte er den Weg zur Arbeit oder das abendliche Laufen nicht als Trainingseinheit mehr bezeichnen und müsste dies vor seiner Familie und seinen Kolleg*innen anders legitimieren. Auch wenn in der Interviewanalyse darüber nichts Explizites in Erfahrung gebracht werden konnte, so scheint es mir doch naheliegend, dass auch im Hinblick auf das Wettkampfengagement das Inszenierungsmoment entscheidend ist, wenn auch ich es nicht ausschließen würde, dass der Wettkampf selbst Herrn Greipel *auch* reizt, weil die Logik der Selbstdarstellung und Distinktion eben eine recht starke Konkurrenzorientierung vermuten lassen (die auf der Ebene des Erzählens im Übrigen ja schon in der Schnalzgeste zu Beginn des Interviews sich andeutet), was letztlich ja auch zu seiner Inszenierung passt: Er muss auch im Wettkampf überdurchschnittlich sein. Und tatsächlich

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

deutet seine Marathonzeit von knapp 3:17 Stunden in der M-M-W (62. Platz) auf eine für Amateurverhältnisse ausgeprägte Ambition hin, zumindest eindeutig über dem Durchschnitt zu sein; der Vergleich mit anderen ist also wohl zumindest in dieser Hinsicht wichtig. Vielleicht könnte man daher von einer Art generalisiertem Vergleich mit anderen sprechen, von einer Konkurrenzorientierung, die über die faktischen Wettkämpfe hinaus und in Richtung der Konkurrenz mit Kolleg*innen weist. Aber auch das wäre nur ein Beleg dafür, dass Herr Greipel den Sport nicht in erster Linie als Sport betreibt, sondern ihn gleichsam zweckentfremdet, ja die Zweckfreiheit des Leistungsvergleichs geradezu aufhebt. Wenn es ihm jedenfalls wichtig wäre, deutlich zu machen, dass er Marathon und Triathlon tatsächlich im genuin sportlichen Sinne betreibt, dann hätte er dies ja auch entsprechend in den Mittelpunkt seiner Erzählung stellen können; primär habitusbildend war ja auch nicht zufällig ausgerechnet das »Ausdauerdauerlaufen«, zu dem er »im Studium« gekommen ist und nicht eine Wettkampferfahrung.

Über die faktische Berufspraxis Herrn Greipels hat die Analyse indes nur wenig Aufschluss geben können; dem Interview fehlt es in dieser Hinsicht an authentischen Schilderungen. Was wir rekonstruieren konnten, ist vor allem eine spezifische *Deutung* der Berufspraxis, der zufolge er seine Arbeit vordergründig als ein entfremdetes Terrain betrachtet, in dem er von außen strukturierten Bedingungen und Anforderungen gewissermaßen ausgeliefert ist: Es ist ein ›Arbeitsberg‹, dem er sich »jeden Tag« aufs Neue sozusagen gegenübergestellt sieht und über den er keine Kontrolle hat; der ›Berg‹ wird immer wieder neu aufgeschichtet, und er muss ihn abtragen. Zentral ist nicht sachbezogene Aktivität/Gestaltung, sondern außergewöhnliche Präsenz und gleichsam restlose Bewältigung der von außen kommenden Anforderungen. Dem Entfremdeten steht zugleich eine Art Freiberuflichkeitsfiktion entgegen, in welcher die Autonomie sich jedoch lediglich auf die tendenziell ausufernde und entgrenzte Arbeitszeitgestaltung sowie die Effizienzsteigerung hinsichtlich der Bewältigung des Arbeitsberges beschränkt. Die Berufspraxis Herrn Greipels gleicht in seiner Deutung somit eher einer Art Dauerdienst als einem autonom strukturierten und strukturierbaren Handlungsbereich; zudem scheint er sich vor allem als »Führungskraft« zu sehen. Gleichwohl kritisiert Herr Greipel das entfremdete Moment nicht etwa, sondern er prahlt damit und damit verbunden mit seiner Fähigkeit, solch außergewöhnliche Belastungen zu bewältigen. Dies scheint deshalb auch Teil seiner Inszenierungspraxis zu sein, was man letztlich ja auch an der Brüchigkeit seiner Darstellungen sieht: So ist er tatsächlich wohl nicht »jeden Tag […] im Büro«, sondern primär an Werktagen, und den Umfang seiner Arbeitszeit könnte er durchaus auch so darstellen, dass dieser geringer ist, als er ihn tatsächlich angegeben hat (»bestimmt«). Entscheidend ist also, sich als außergewöhnlich (leistend) darzustellen, und das macht er über die außergewöhnlich hohe Arbeitsmenge und damit verbunden im Rekurs auf eine im Kern masochistische Leistungsvorstellung, die vor allem auf das *Durchhalten und*

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Erleiden abhebt und damit auf der Seite des Leistungs*aufwandes* gleichsam die Anstrengung überstrapaziert (vgl. zum hier verwendeten Leistungsbegriff wiederum Voswinkel/Kocyba 2008: 23). In der Verkopplung mit dem Deutungsmuster einer Entgrenztheit von Arbeit und Freizeit hat die Leistungsvorstellung als *Vorstellung* ebenfalls etwas Entgrenztes, weil sie mit einer Haltung verbunden zu sein scheint, den ›Arbeitsberg‹, um in der bemühten Metapher zu bleiben, immer gleichsam vollständig abzutragen; der ›Arbeitsberg‹ hat bzw. die Ansprüche der Arbeitswelt haben immer Priorität. Letztlich passt die Inszenierung gut zu seiner Identifikation als Führungskraft, denn beides hat sozusagen eine Nähe zum Manipulieren, und es ist gut vorstellbar, dass er die Inszenierung tatsächlich auch zum Zwecke der Gefolgschaftsbildung einsetzt.

Und dazu passt auch, dass auf der Seite der faktischen Praxis für ihn vor allem das Leistungsergebnis und hier der (ökonomische) Erfolg entscheidend zu sein scheint. Es geht nicht um eine Sachorientierung – diese spielt in seiner gesamten Erzählung so gut wie keine Rolle – oder darum, ein gesellschaftliches Problem zu lösen. So antwortet er auf die Frage, woran er seine Leistungsfähigkeit festmache, folgendermaßen: »klar als Geschäftsbereichsleiter erst mal […] in dem Deckungsbeitrag am Ende des Jahres, den der Geschäftsbereich erzielt, daran wird es gemessen«. Herr Greipel definiert hier nicht etwa aus der Ich-Perspektive, sondern macht seine Leistungsfähigkeit an äußeren Kriterien (»wird es gemessen«) fest. Was letzten Endes also *faktisch* zu zählen scheint, ist, von außen definierte Ansprüche zu erfüllen, sie sich förmlich zu eigen zu machen, nach dem Motto: »Wenn es daran gemessen wird, dann sind es auch meine Ansprüche.« Es sind nicht selbstgesetzte, an der Sache orientierte Standards. Dies reproduziert sich auch im Resümee, dass Herr Greipel nach einigen Erläuterungen anschließt: »wie effektiv und effizient ist mein Team aufgestellt, wie motiviert sind meine Mitarbeiter <atmet ein> ähm (unv.) wie lassen sie sich auch von mir mitziehen und meiner Energie.« Zwar ist die Ich-Perspektive hier dann doch ein Stück weit präsent, aber es geht immer noch primär um Anpassungsleistungen, denn bei Effektivität und Effizienz steht die Zielerreichung als solche im Fokus. Es geht also lediglich um eine Optimierung der Bewältigung der ansonsten fremdgesetzten Anforderungen. Es handelt sich um eine deutlich außengeleitete Haltung, und man kann sich gut vorstellen, dass dies für Herrn Greipel gewissermaßen der ›Schlüssel zum Erfolg‹ ist, sofern er eben bereits ›Karriere‹ gemacht hat und angesichts seines vergleichsweise noch jungen Alters vermutlich auch noch weiter Karriere machen wird. Die Inszenierung passt freilich insofern gut dazu, als dass sie eben auch von vornherein außengeleitet, weil auf die Anerkennung durch andere notwendig angewiesen ist und eben stets die Haltung kommuniziert, die man in Abwandlung der Fromm'schen Paraphrasierung der Marketing-Orientierung mit »Eure Ziele sind meine Ziele« umschreiben könnte. Und schließlich kommt in der Rede von Motivation und vom »mitziehen«, von seiner »Energie«

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wieder die Führungsperspektive zum Tragen: Entscheidend ist wiederum nicht die Sachlogik, sondern die Bildung einer Gefolgschaft.

Dass Anerkennung generell für Herrn Greipel entscheidend ist, sieht man auch an einer Interviewstelle, wo er gefragt wurde, in welchen Situationen er sich in seinem beruflichen Alltag als leistungsfähig erlebe. Dazu sagte er, dass es »so Tage mit Meetings« seien, und zwar ausdrücklich »Meetings auf Geschäftsführerebene« (alles darunter wäre gleichsam nicht standesgemäß, wäre leistungsmäßig zu vernachlässigen), in denen er »n Beitrag leiste, ne Diskussion zu strukturieren« bzw. »Dinge sehr prägnant aufn Punkt zu bringen«. Von einer ›Mühle‹ hat dies nun offensichtlich nichts mehr. Es sind auch wiederum nicht etwa besonders riskante Entscheidungen, die sich bewährt haben oder originelle Leistungen auf der *Sachebene* (komplexe technische Probleme), sondern in Relation zu seiner objektiven Position und Funktion im Unternehmen recht banale Leistungen; es sind lediglich ›Performances‹, die er auf einer Bühne erbringt und sich damit in einer unmittelbar anerkennungsrelevanten Situation befindet. Hier kann er sich als außergewöhnlich inszenieren und so im ›obersten Kreis‹ seine Reputation erhöhen. Hieran sieht man auch noch einmal, dass er in seiner faktischen Arbeitspraxis nicht einfach nur die ganze Zeit durchhält und erleidet, sondern es geht, lapidar gesagt, darum, ›eine gute Figur‹ zu machen und sich damit möglicherweise etwaige Vorteile zu verschaffen. Insofern könnte man vielleicht sagen, dass die Leistungsvorstellung des Durchhaltens und Erleidens eher auf der Inszenierungsebene operiert, während faktisch der Erfolg entscheidend zu sein scheint. Und dass keine Sachorientierung erkennbar ist, passt natürlich gut dazu. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, dass Herr Greipel womöglich fachlich nicht kompetent ist oder nichts Substanzielles bzw. Sachbezogenes in seiner Berufspraxis zustande bringt, aber in seiner Darstellung setzt er dies jedenfalls nicht als entscheidend.

Die Inszenierungslogik passt nun gut zu den zentralen Befunden der arbeits- und wirtschaftssoziologischen Subjektivierungsforschung der vergangenen Jahrzehnte. Es gibt aber auch Abweichungen. Dazu müssen wir etwas weiter ausholen. Die zentrale Argumentationslinie im Zusammenhang mit der Subjektivierungsthese lautet wie folgt: Der Wandel der Arbeitswelt von fordistisch-tayloristischen hin zu postfordistischen Strukturen ging mit einer Forderung nach mehr Autonomie in der Arbeit seitens der Arbeitnehmer*innen einher (vgl. Baethge 1991). Infolgedessen haben sich für sie dann auch tatsächlich mehr Autonomiespielräume ergeben; die Chancen auf Selbstverwirklichung in der Arbeit sind gestiegen. Zugleich jedoch geht diese Entwicklung mit einer paradoxalen Verkehrung einher: Der Forderung nach Autonomie seitens der Arbeitnehmer*innen stehen nunmehr auch Autonomieerwartungen seitens der Arbeitgeber*innen gegenüber. Mit anderen Worten: Arbeitende wollen und können nicht nur autonomer arbeiten, sondern *müssen* dies verstärkt auch tun, unabhängig von ihrer Qualifikation und Stellung im Betrieb oder von anderen Faktoren, die ihre realen Handlungsmöglichkeiten begrenzen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

mögen. Die auf Autonomisierung zielende Kritik an entfremdeten Arbeitsverhältnissen ist damit unter kapitalistischen Bedingungen für die Arbeitgebenden zugleich zur einer neuen Ressource geworden, die Arbeitskraft der Arbeitenden gleichsam subtiler und umso erschöpfender auszubeuten (vgl. Boltanski/Chiapello 2003). Für diesen Zusammenhang hat sich im Subjektivierungsdiskurs die Rede von der »doppelten Subjektivierung von Arbeit« etabliert (vgl. Voswinkel 2002: 77ff.).

Entsprechend ist für doppelt subjektivierte – oder auch postfordistische – Arbeitsverhältnisse wesentlich kennzeichnend, dass Unternehmensführungen vor allem auf *indirekte Steuerung* der Mitarbeitenden setzen (vgl. Voswinkel 2022: 216ff.). Das heißt, das Management gibt die Arbeitsvollzüge nicht mehr vor und kontrolliert diese dann direkt, sondern legt nunmehr lediglich Rahmenbedingungen und Zielvorgaben fest (»Management by Objectives«), die dann von den Beschäftigten in selbstorganisierter Form erreicht werden *sollen*, unabhängig davon, *wie* sie es tun. Das hat einen paradoxen Effekt zur Folge, und zwar insofern, als dass sich »Fremdbestimmung über Selbstbestimmung durchsetzt« (ebd.: 217). Dabei ist diese Paradoxie nicht bloß eine normative (Fremderwartungen werden zu eigenen Erwartungen), sondern sie zeitigt auch ganz praktische Konsequenzen: Die Beschäftigten sind unter solchen Bedingungen dazu angehalten, autonom vorgegebene Ergebnisse zu generieren, was zugleich jedoch nicht gänzlich in ihrer Macht steht, da Marktzwänge und -kontingenzen nunmehr unmittelbar an sie heranrücken, wogegen alles das im Fordismus/Taylorismus noch mehr oder weniger von ihnen ›ferngehalten‹ wurde. Daher wird in diesem Zusammenhang in der Arbeitssoziologie auch typischerweise von »Vermarktlichung« (Voswinkel/Kocyba 2008: 33) gesprochen. In der Folge kommt es zu einer Entwertung des Leistungs*aufwandes* und zu einer Aufwertung des Leistungs*ergebnisses*: Entscheidend ist nunmehr, was ›unterm Strich rauskommt‹ und nicht, was an Arbeitskraft investiert wurde; das postfordistisch-tayloristische Leistungsverständnis läuft kurzum darauf hinaus, dass Aufwand und Leistungserfolg entkoppelt werden (vgl. ebd.: 32ff.), wobei betrieblicherseits gewissermaßen das Gegenteil unterstellt wird, wenn »als sach-objektiv« erscheinende Rahmenbedingungen vorgegeben werden, in denen die Kontingenz der Zielerreichung tendenziell negiert ist (paradigmatisch zum Ausdruck kommt dies etwa in der Steuerungsform des Projekts) (Voswinkel 2022: 218).

Neben der bereits mehrfach angesprochenen Entgrenzung von Arbeit und Freizeit bzw. einer regelrechten ›Kolonialisierung‹ der Freizeit durch die Arbeit (ebd.: 222) gehört nun zu den weiteren Folgen von Prozessen doppelter Subjektivierung ganz zentral dazu, dass auch die arbeitsweltlichen *Anerkennungsverhältnisse* sich in einer spezifischen Weise verändern. So war nach Voswinkel (2002) unter fordistisch-tayloristischen Arbeitsverhältnissen der Anerkennungsmodus der *Würdigung* zentral. Anerkannt wurden damit vor allem Normalleistungen, die Erfüllung der *Pflicht*, und zwar unabhängig davon, ob oder inwieweit sie letztlich zum Erfolg

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

am Markt führten – dies war Sache der Manager*innen (vgl. Voswinkel 2002: 72). Geht man davon aus, dass, wie wir das oben bereits getan haben, Leistung immer eine Aufwands- *und* eine Ergebnisseite hat (vgl. Voswinkel/Kocyba 2008: 23), so wurde damit also primär die Aufwandsseite von Leistung anerkannt, das heißt: die Anstrengung, die Mühe und damit Arbeit im eigentlichen Sinne des Wortes (auch wenn qualifizierte Arbeit damit zugleich entwertet wurde).

Mit dem Strukturwandel der Arbeitswelt hin zu postfordistischen, subjektivierten Verhältnissen ist der Anerkennungsmodus der Würdigung hingegen einem Erosionsprozess unterworfen: Im Zuge der Aufwertung des Leistungsergebnisses zuungunsten des Leistungsaufwandes werden Normalleistungen und Pflichterfüllung nicht mehr in dem Maße gewürdigt und dies umso weniger, je stärker Selbstverwirklichung und Autonomie handlungsleitende Maximen sind. »Wer selbstständig arbeiten will«, so Voswinkel lapidar, »kann kein gewürdigter Diener sein wollen« (2002: 81). Was unter diesen Umständen vielmehr anerkennungsrelevant wird, sind insofern *besondere* Leistungen, vor allem besondere (Markt-)Erfolge, und der ›neue‹ zentrale Anerkennungsmodus ist nunmehr derjenige der *Bewunderung* (vgl. ebd.: 81, 70). Damit verbunden wird Anerkennung gewissermaßen flüchtig bzw. kurzlebig – denn die bloße Wiederholung eines Erfolgs ist freilich nichts Besonderes mehr –, was »Wettbewerbe um Erfolge« begünstigt (Voswinkel/Wagner 2014: 118); sie wird aber auch paradox, sofern die Kriterien für das, was als besonders gilt, tendenziell nicht oder kaum von den Arbeitenden mitbestimmt, letztlich aber dennoch *als ihre eigenen* ausgegeben werden, um dem Selbstanspruch an Selbstverwirklichung gerecht zu werden, sodass das, was dann anerkannt wird, gerade nicht Ausdruck authentischer Selbstverwirklichung, sondern Zeugnis einer Anpassungsleistung ist, deren charakterstrukturelles Korrelat, welches unter solchen Bedingungen gewissermaßen erzeugt wird, Voswinkel, wie bereits mehrfach zitiert, als *reflexiv-konformistisch* bezeichnet (vgl. Voswinkel 2002: 83).

Vor diesem Hintergrund wird in der Arbeitssoziologie recht einheitlich die These vertreten, dass unter solchen Umständen die Besonderheit von Leistungserfolgen vor allem der *Darstellung, der Inszenierung* bedarf bzw. derlei Bestrebungen begünstige, womit »Reputation« zu einem zentralen »Kapital« wird, dass Besonderung gleichsam objektiviert und das es gewissermaßen durch Selbstdarstellung zu akkumulieren und zu mehren gilt (ebd.: 81). Inszenierung kann dabei verstanden werden als eine *Täuschungspraktik*, die nach der Maxime funktioniert: »im Zweifelsfall genügt es, sich erfolgreicher darzustellen, als man ist« (Voswinkel/Wagner 2014: 119; Funken/Stoll/Hörlin 2011). In diesem Zusammenhang wird auch oft von einer »Erfolgskultur der Marktgesellschaft« (Neckel 2008) gesprochen, in der es vor allem darum gehe, Außeralltäglichkeit *performativ* zu suggerieren. Auch mit dem Typus des »Arbeitskraftunternehmers« (Pongratz/Voß 2004) oder dem Dispositiv des »unternehmerischen Selbst« (Bröckling 2007) gehen entsprechende Annahmen einher: Das moderne Arbeitssubjekt müsse Strategien der Selbstvermarktung ausbil-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

den. Und schließlich ist ja auch schon die »Marketing-Orientierung« bei Fromm (1989[1947]), auf die oben bereits mehrfach rekurriert wurde, sowohl ihre Genese als auch ihre Struktur betreffend eng mit Vermarktlichungsprozessen verknüpft. Dabei geht man gemeinhin – explizit oder implizit – davon aus, dass Selbstdarstellungsbemühungen »strategisch angestrebt werden« (Voswinkel 2002: 83) bzw. auf einer »Fähigkeit […] zur gezielten Inszenierung« (Funken/Stoll/Hörlin 2011: 182) beruhen.

Inszenierungsstrategien lassen sich insgesamt als regressive, wenig autonome Formen der Aneignung subjektivierter Arbeitsverhältnisse begreifen, allein schon deshalb, weil sie letztlich außengeleitet und damit unauthentisch sind. Regressiv sind sie aber auch insofern, als dass ja immer und gerade vor dem Hintergrund des hohen Stellenwertes, den Autonomie unter modernen Arbeitsbedingungen hat, die Möglichkeit der Kritik oder des Exits besteht (vgl. Voswinkel 2002: 87; 2022: 219). Inszenierung ist also keine Unausweichlichkeit, sondern – jedenfalls analytisch – eine Wahl, die man trifft. Damit verbunden weisen einige Untersuchungen zu subjektivierten Arbeitsverhältnissen auch explizit darauf hin, dass die Frage nach der Möglichkeit der Selbstverwirklichung respektive Autonomierealisierung unter subjektivierten Arbeitsbedingungen auch noch keineswegs geklärt ist und es entgegen dem Grundtenor der Subjektivierungsforschung, Selbstverwirklichungsansprüche hätten sich gleichsam in ihr Gegenteil verkehrt, dennoch auch Praktiken und Chancen der autonomen Aneignung subjektivierter Arbeitsverhältnisse gibt und dass Autonomiechancen auch je »nach betrieblicher Position und Funktion, nach individueller Qualifikation, sowie nach Alter, Geschlecht und Lebensweise« (Frey 2009: 14) stark variieren (vgl. auch Holtgrewe 2006). So stellt Holtgrewe (2006) in ihrer Untersuchung von Subjektivierungsverhältnissen in drei verschiedenen Unternehmensfeldern (Telekom, Callcenter, Open-Source-Entwickler) fest, dass erweiterte Handlungsspielräume vor allem im Management und Vertrieb existieren und genutzt werden, während in den administrativen Abteilungen Handlungsspielräume eher restringiert sind, wobei ihnen aber von der Unternehmensseite trotzdem Autonomie abverlangt wird (vgl. ebd.: 138). Und Voswinkel und Wagner (2014) weisen darauf hin, dass auch Erfolgs- und Leistungskulturen sowie darauf bezogene Anerkennungserwartungen von Organisation zu Organisation sowie auch innerbetrieblich je nach Abteilung und Hierarchiestufe sich unterscheiden (vgl. ebd.: 111). Daher könne letztlich – entgegen den Diagnosen – von einer umfassenden Vermarktlichung und Umstellung der Leistungs- und Anerkennungsverhältnisse auf Erfolg und Bewunderung, »von einer eindimensionalen Erfolgskultur keine Rede sein« (ebd.: 120). Die Autorinnen und Autoren machen damit zugleich deutlich – ähnlich wie Holtgrewe (2006) und Frey (2009) –, dass die Ebene der Organisation und der in ihnen Interagierenden als eine eigenständige Strukturierungsebene verstanden werden muss und sich Vermarktlichungsprozesse nicht einfach gleichsam eins zu eins in innerbetriebliche und abteilungsinterne

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Strukturen übersetzen, sondern sich eben immer die Frage stellt, inwieweit sie von den Agierenden reproduziert oder transformiert werden.

Wie lässt sich die Fallstruktur Herrn Greipels vor diesem Hintergrund einordnen? Zunächst lässt sich wiederholen, dass Herrn Greipels Inszenierungsbedürfnis und -praxis gut zu den dargestellten Strukturen der postfordistischen, subjektivierten Arbeitswelt passt. Beides ist dabei deutlich von einer Orientierung an Außergewöhnlichkeit bzw. Besonderheit geleitet, Orientierungen, die auch Herr Greipel sich zu eigen gemacht hat; vom Gestus her ist er eindeutig auf Autonomie ausgerichtet. Damit wird es zugleich aber auch schon paradox, weil, wie erläutert, allein schon die Inszenierung selbst eben auf Nicht-Autonomie und Nicht-Außergewöhnlichkeit verweist. Verstärkend kommt hinzu, dass Herr Greipel sich über etwas inszeniert – Marathonlaufen und Triathlon/Ironman –, das, wie in Kapitel 2.7 gezeigt, zentral damit verbunden ist, dass man sich gleichsam selbst auslöscht. Auch seine grundsätzlich reflexiv-konformistische Haltung bzw. seine faktische Angepasstheit sowie der Selbstbeobachtungsmodus indizieren nicht gerade eine wirklich autonome Persönlichkeit. Eine solche könnte sicherlich auch ihre Arbeitsbedingungen nicht als ›Mühle‹ deuten und könnte anerkennungstechnisch nicht bloß auf Bewunderung, sondern auch auf Würdigung von echten, arbeitsbezogenen Leistungen pochen. Herr Greipel ist also jemand, der in der Tat als ein subjektivierter Arbeitnehmertypus gelten kann, weil diese Struktur beim ihm habitualisiert ist, was nicht nur für die Verschränkung von Arbeit und Freizeit und das Primat der Ersteren gilt, sondern eben auch für das Inszenierungsbedürfnis. Zugleich muss man davon ausgehen, dass auch persönlichkeitsstrukturelle und vielleicht milieuspezifische Aspekte dabei eine Rolle spielen, weil er ansonsten wohl schon im Studium nicht mit dem Assistenten gelaufen wäre. Die Art der Selbstbeobachtung und seine ›Kindlichkeit‹, die sich hin und wieder bahnbricht, sprechen auch dafür. Zugleich deutet Herrn Greipels Fall aber auch an, dass Inszenierung nicht einfach nur zum Aufbau einer bestimmten Reputation und zum Erfolg beiträgt, sondern womöglich auch Bestandteil einer modernen Führungskultur ist, in der zwar keine Befehle mehr gegeben werden, Macht nunmehr aber auf eine manipulative Weise ausgeübt wird, indem mithilfe von Inszenierung Gefolgschaft und Hörigkeit erzeugt werden, die zugleich aber nicht als solche erscheinen bzw. nicht gesehen werden, gerade weil Werte wie Autonomie und Selbstverwirklichung sich durchgesetzt haben. In der Rede von »Führungskräften« drückt sich die ›neue Autorität‹ jedoch – im Grunde nicht gar so latent – durch.

Letztlich muss man insofern sagen, dass Herr Greipel gleichsam ein waschechter Marathon-Manager ist. Dazu passt nicht nur die Inszenierungslogik als Elite innerhalb einer Elite, sondern eben auch die entsprechende Leistungsvorstellung und die Art, wie er seine Berufspraxis deutet sowie sein berufliches Selbstverständnis als ›Führungskraft und Motivator‹. Hinsichtlich der konkreten Berufspraxis sowie der Anmeldung Herrn Greipels in der M-M-W war die Analyse nicht sehr ergiebig, aber

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

es zeichnet sich doch ab, dass es sich hier um Strukturen handelt, die nicht bloß individuell, organisations- oder branchenbezogen sind, sondern auf eine, wenn man so will, ›moderne Führungskultur‹ und einen darauf bezogenen Manager*innentypus verweisen, zumal, wie gesagt, Herr Greipel mit seinem Habitus in seiner Berufspraxis offensichtlich auf Anerkennung stößt, auch »auf Geschäftsführerebene«. Und als Teil dieser Ebene wird er nicht zuletzt auch jemand sein, der Leistungsstandards auch nach ›unten‹ hin maßgeblich mitdefinieren dürfte.

An dieser Stelle sei ein kleiner Exkurs bzw. Ausblick auf einen anderen Fall erlaubt, den ich wiederum bereits im Rahmen meiner Masterarbeit rekonstruieren konnte und welcher denselben Typus wie Herr Greipel repräsentiert. So erzählte der Interviewee (damals kaufmännischer Angestellter in leitender Position in verschiedenen Konzernen und mittelständischen Unternehmen in der Industrie tätig) auf die Frage, wie er zum Laufen gekommen sei, dass er – sinngemäß – einen anstrengenden Job (»keine geregelte Arbeitszeit«) und irgendwann gemerkt habe, dass es »nicht funktionieren« werde, wenn er sich nicht »einen vernünftigen Ausgleich« schaffen würde. Daraufhin ist er ebenfalls zunächst mit dem Rennrad zur Arbeit gefahren, bis er von einem Arbeitskollegen, der das »gesehen hat«, darauf angesprochen und für einen Marathonwettkampf agitiert wurde (»Ja wenn de jetzt schon im Februar von X mitm Rad kommst un abends wieder zurückfährst, dann kannste hier im Sommer auch Marathon laufen«). In der Folge ist er Marathon- und Ultramarathonläufer geworden und hatte sich das Ziel gesetzt, bis zu seinem 50. Lebensjahr auf jedem Kontinent einen Marathon zu laufen. Mittlerweile ist er selbstständig als Berater tätig und wirbt dabei sehr offenkundig mit seinem Marathonengagement, wobei er Marathonlaufen und Arbeit sehr ostentativ funktional miteinander verschränkt. Da dieser Typus von Marathonlaufenden eben zentral auf Inszenierung setzt, erscheint er auf der Oberfläche wiederum einem anderen Typus recht ähnlich, bei dem es jedoch um die *Bearbeitung von Sinnkrisen* geht. So konnte ich in einem Fall, den ich zusammen mit anderen kontrastiv zu den hier dargestellten erhoben und analysiert habe, feststellen, dass es um die Kompensation einer gescheiterten Fußballerkarriere ging (»von Haus aus Fußballer gewesen«), worauf hin der Interviewee zum Marathon- und Ultramarathonlauf gekommen ist und zum Interviewzeitpunkt über 300 Marathons (und das in recht kurzer Zeit) absolviert hatte. In einem anderen Fall, der zum Marathon »wie die Jungfrau zum Kind kam« und in seinem »ersten Leben Augenarzt« war, war das sehr ähnlich. Allen Fällen ist gemeinsam, dass sie sehr großen Wert darauf legen, ihre Leistungen in besonderer Weise zu inszenieren (entsprechend bestand der Fall mit den 300 Marathons etwa auch darauf, mir seine Medaillensammlung zu zeigen, für die er ein ganzes Zimmer in seinem Haus reserviert hatte) und sich als außergewöhnlich darzustellen. Auf der Ebene der latenten Motivationsstruktur handelt es sich jedoch um verschiedene Strukturen. Diese beiden Fälle scheinen mir insofern auch gut zu jenem suspensiven Typus des Freizeithandelns zu passen, der nach Habermas (1967[1958]) auf

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

die Kompensation von Sinnerfüllung abstellt; Herrn Greipels Typus würde ich hingegen eher als *symbiotisch* bezeichnen: Die Freizeit kompensiert nicht Versagungen in der Arbeit, sondern Arbeit und Freizeit sind als funktional aufeinander bezogen, das heißt: als sich verstärkend gedacht.

Nun zurück zur Subjektivierungsforschung. In einigen Hinsichten unterscheiden bzw. ergänzen die Ergebnisse aus der Analyse des Falls Greipel aber auch die referierten Befunde. Dies betrifft zum einen die Inszenierungslogik. Denn es muss, wie bereits angesprochen und wie die Analyse gezeigt hat, nicht so sein, dass es sich um eine tatsächlich *strategisch* eingesetzte Technik in dem Sinne handelt, dass es immer bewusst sich vollzieht. Natürlich sind manche Anteile der Inszenierung recht manifest, was etwa für die Behauptung eines funktionalen Zusammenhangs zwischen Sport und Arbeit gilt. Die Inszenierungs*logik* selbst scheint jedoch eine habitualisierte und damit eine, die sich weitgehend *latent*, das heißt: eben nicht auf einer bewussten Ebene abspielt, sondern als generative Struktur wirkt; sie unterläuft, wie wir gesehen haben, Herrn Greipel einfach; anderenfalls würde er sie eben besser unter Kontrolle haben und wäre sie entsprechend in sich konsistenter. Zudem würde es wohl ja auch niemand bewusst anstreben, ein ›Poser‹ sein zu wollen. Damit könnte man entsprechend sagen, dass sich im Grunde erst dann von wirklicher Subjektivierung sprechen lässt, wenn man nachweisen kann, dass diese sich tatsächlich auf der latenten Ebene als quasi inkorporierte Struktur vollzieht, den Arbeitssubjekten gleichsam in ›Fleisch und Blut‹ übergegangen ist; vielleicht könnte man sagen, dass das Strategische sich selbst latent vollzieht. Des Weiteren hat die Analyse zumindest einen Blick darauf werfen können, wie Inszenierung in der Arbeit unter Rekurs auf eigentlich der Sphäre der Freizeit zugehörige Praktiken vonstattengehen kann und wie sie wohl eingesetzt wird, um Macht auszuüben bzw. zu manipulieren. Entscheidend scheint hierfür eine Verschränkung beider Sphären bzw. eine Vorstellung davon, dass Arbeit und Freizeit prinzipiell entgrenzt seien und dass die freizeitlichen Praktiken tatsächlich auch auf oder zumindest im Kontext der Arbeit praktiziert werden und dass sie dort auch kommunikativ thematisch gesetzt werden. Damit lässt sich in der Tat von einer Instrumentalisierung der Freizeit sprechen, und die Verschränkung von Arbeit und Freizeit stellt gewissermaßen das Einfallstor für solche Inszenierungen und damit verbundene Machtausübungen dar, auf welchen konkreten Inszenierungs*medien* sie letztlich auch beruhen mögen (Herr Greipel erzählte zum Beispiel auch, dass er im Büro auch meditiert). In diesem Punkt gibt es wiederum eine Passung zu Habermas, wenn er davon spricht, dass die Freizeit letztlich »von den Bedürfnissen der Berufssphäre bestimmt« werde (ebd.: 30); die »Unverhältnismäßigkeit des Leistungsanspruchs« (ebd.: 33) drückt sich durch, in dem die Grenze zwischen Arbeit und Freizeit aufgelöst wird und dies zugleich aber als Freiheitsgewinn daherkommt.

Zum anderen konnte die Analyse zeigen, dass ein Stück weit entgegen der These von Holtgrewe (2006) offenbar auch Beschäftigte in hohen Positionen, bei de-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen man davon ausgehen würde, was wir auch gemacht haben, dass ihnen eben qua dieser Position recht hohe Autonomiespielräume zukommen, eine Haltung und charakterliche Disposition haben können, die es nicht sehr wahrscheinlich macht, dass solche Spielräume tatsächlich auch im Sinne echter Autonomie genutzt, im Zweifelsfall vielleicht gar eingeklagt werden. Die Kernkompetenzen des modernen Managements scheinen, überspitzt formuliert, Durchhalten, Manipulieren, Anpassen und Inszenieren zu sein. Letztlich müsste man dem allerdings noch genauer empirisch nachgehen. Zum einen müsste man genau wissen, wie die faktischen Handlungsspielräume tatsächlich verfasst sind und welche Rolle auch die spezifische Organisation/Branche dabei spielt. Zum anderen müsste genau herausgearbeitet werden, wie das Zusammenspiel von Inszenierung, Durchhalten, Manipulieren und Anpassen berufspraktisch funktioniert und wie Machtausübungs- und Anerkennungsmechanismen sich real vollziehen. Idealerweise sollte dies dann anhand der Analyse *natürlicher* Protokolle dieser Praktiken geschehen (die Frage, wie man an solche Protokolle herankommt, steht freilich auf einem anderen Blatt).

Schließlich noch ein Punkt zu der Leistungsvorstellung, die sich im Falle Herrn Greipels gezeigt hat und zu seiner Bewährungsfigur. Mir scheint, dass die Betonung des Durchhaltens und Erleidens auf der Seite der Selbstdarstellung im Grunde sehr gut zu den postfordistischen Strukturen passt. Denn in dem Moment, in dem es faktisch primär auf das Ergebnis ankommt, der Erfolg aber nicht mehr ausschließlich auf die eigenen Leistungsanstrengungen zurückgeführt werden kann und maßgeblich von den Anpassungs- und Inszenierungsleistungen der Subjekte abhängt, die Sachorientierung niedriggehängt ist und für die Subjekte die Vorstellung von einer Entgrenzung zwischen Arbeit und Freizeit unter dem Primat der Arbeit handlungsleitend ist, liegt es nahe, dass sie, vorausgesetzt sie unterstellen das Leistungsprinzip dennoch weiterhin als geltend, eine Leistungsvorstellung des Durchhaltens und Erleidens entwickeln, eine Leistungsvorstellung, die gleichsam ungewollt ihr Ausgeliefertsein den Verhältnissen gegenüber – man muss sagen: ironischerweise – authentisch zum Ausdruck bringt.

Was die Bewährungsfigur Herrn Greipels anbelangt, so hat sich, ähnlich wie im Falle Herrn Gerkens, eine im Kern regressive Bewährungsfigur gezeigt. In ihrer Fallspezifik sind die beiden Bewährungsfiguren freilich deutlich verschieden: Während Herr Gerken derjenige ist, ›den man nicht kaputt kriegt‹, ist Herr Greipel das außergewöhnliche Genie und somit Teil einer exklusiven Leistungselite. Und während der Regress bei Herrn Gerken darin besteht, dass er Krisensituationen gleichsam nur mit einer Aufopferungshaltung begegnen kann und sie durchs ›Runterreißen‹ zu bewältigen versucht, drückt sich das Regressive der Bewährungsfigur Herrn Greipels in ihrem künstlichen und letztlich selbsttäuschenden Moment aus. Entsprechend benötigt er das Laufen auf der Ebene der Bewährungspraxis als Inszenierungsmedium. Im Grunde, und darin ist er Herrn Gerken ähnlich, kommt Herr Greipel als Subjekt in seiner Bewährungspraxis kaum vor. Und das reproduziert sich freilich auch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in der konkreten Wahl seiner Inszenierungsmedien (Marathon/Triathlon), welche in besonderer Weise eben Selbstunterwerfungsleistungen betonen.

3.2.4 Fallanalyse »Ulf Baumann«

Diese Analyse ist etwas anders strukturiert als die vorangegangenen. Zum einen wird die Anmeldung des Interviewees, den ich Ulf Baumann genannt habe, in der M-M-W nicht gesondert betrachtet, weil dies nur wenig Neues im Hinblick auf seine Motivationsstruktur und das Verhältnis zwischen Marathon und Beruf zutage befördert; sie wird im Abschnitt »d« aber dennoch noch kurz thematisiert. Zum anderen wird auch die erste Marathonteilnahme Herrn Baumanns nicht gesondert betrachtet, da sie gewissermaßen Teil seiner Eingangsdarstellung ist und es vor dem Hintergrund seiner Motivationsstruktur Sinn macht, sie gleichsam direkt in die Analyse mit einzubeziehen.

a) Biographische Konturierung

Ulf Baumann ist zum Zeitpunkt des Interviews 41 Jahre alt. Er ist ledig und hat keine Kinder. Nach dem Abitur absolvierte er zunächst den Grundwehrdienst. Anschließend studierte er Wirtschaftsingenieurwesen und beendete dieses Studium mit einem Diplom. Im vorletzten Studienjahr studierte er als Erasmusstudent an einer Elite-Business-School in Frankreich, ein Semester lang die Fächer BWL und VWL. Seine berufliche Laufbahn begann er um das Jahr 2000 herum als Consultant. Nach zwei Jahren wurde er Assistent des Vorstandsvorsitzenden. Anschließend arbeitete er mehrere Jahre lang in unterschiedlichen Unternehmen in einem südeuropäischen Land und erwarb parallel dazu einen sogenannten »Master of Business Administration« (MBA). Zum Zeitpunkt des Interviews lebt er seit zwei Jahren wieder in Deutschland und ist Leiter der Geschäftsentwicklung in einem börsennotierten Unternehmen; die Branche kann hier aus Anonymisierungsgründen leider nicht näher beschrieben werden. Leider konnten auch keine Informationen über sein Herkunftsmilieu in Erfahrung gebracht werden.

Als Kind hat Herr Baumann keinen Sport jenseits des Schulsports betrieben. Seinen ersten Marathon lief er gen Ende seines Studiums – mit etwa 24 Jahren. Dabei läuft er im Vergleich zu den anderen beiden Interviewees am regelmäßigsten Marathon: zum Zeitpunkt des Interviews seit rund 17 Jahren.

b) Rekonstruktion der (Marathon-)Laufmotivation

I: Gut (.) Dann ähh ja erzählen Sie doch mal, wie sind Sie zum Laufen gekommen?

Die Frage beginnt mit einer Zäsur, wodurch das Interview in inhaltlicher Perspektive eröffnet wird. Das »Sie« verweist auf eine distanzierte Sozialbeziehung; es liegt keine persönliche Bekanntschaft respektive eine alters- oder milieubedingte Verge-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

meinschaftung vor. Mit dem entscheidenden Teil der Frage, »wie sind Sie zum Laufen gekommen?« wird der Interviewee sodann aufgefordert, eine Geschichte seines läuferischen Werdegangs zu erzählen. Damit verbunden wird nicht nur unterstellt, dass er dies auch leisten kann, sondern ebenfalls, dass das Laufen als etwas potenziell Lebensstilmäßiges für ihn besonders identitätsbedeutsam sei. Entsprechend muss er sich in seiner Antwort dazu verhalten und auch implizit oder explizit darauf zu sprechen kommen, was ihn am Laufen respektive Marathonlaufen reizt, worin also seine Motivation dafür besteht.

Herr Baumann kann etwa mit einem bestimmten Ereignis beginnen, das prägend für seinen Laufeinstieg war; er kann aber auch mit der Nennung eines Zeitraums oder eines konkreten Datums eröffnen. Alternativ könnte er direkt in die Schilderung seiner motivationalen Hintergründe einsteigen. Er beginnt wie folgt:

U. Baumann: (.) wie bin ich zum Laufen gekommen?

Bezeichnenderweise eröffnet Herr Baumann seine Antwort mit einer Suchbewegung, die sich in der ca. zweisekündigen Pause und sodann in der an sich selbst gerichteten Wiederholung der Interviewerfrage ausdrückt. Daraus ist zu schließen, dass er keine Schablone parat hat, auf die er bei der lebensgeschichtlichen Thematisierung seiner Laufkarriere zurückgreifen könnte; es scheint, als hätte er sich diese Frage zuvor noch nicht gestellt, weshalb wir nun mit einer gleichsam ›frischen‹ Geschichte rechnen können. Dass er hier keine Stegreiferzählung parat hat, zeigt auch, dass ihm die vom Interviewer unterstellte besondere Identitätsbedeutsamkeit des Laufens zumindest subjektiv nicht präsent ist, was freilich nicht bedeutet, dass er sie abstreitet; objektiv gesehen muss jedenfalls etwas Identitätsbedeutsames da sein, sofern Herr Baumann doch schon recht lange regelmäßig Marathon läuft. Daher stellt sich nun weiterhin die Frage, wie er seine Erzählung beginnt; nach wie vor stehen ihm dazu die oben formulierten Optionen zur Verfügung.

U. Baumann: Also ähm (.) wahrscheinlich über diee () über die Leichtathletik

Man sieht, dass die Suchbewegung weitergeht: »also ähm (.)«. Dies setzt sich auch im anschließenden »wahrscheinlich über […] die Leichtathletik« fort: Herr Baumann kündigt lediglich eine Wahrscheinlichkeitshypothese in Bezug auf den Beginn seiner Laufkarriere an; zwar suggeriert das »wahrscheinlich« eine gleichsam höhere Treffsicherheit als etwa ein »vielleicht« dies getan hätte, gleichwohl bleibt eine grundsätzliche Unsicherheit: Ganz sicher ist sich Herr Baumann nicht. Dazu passt auch, dass mit »über die Leichtathletik« eine lediglich schwache Verbindung zum Laufen konstruiert wird. Die Leichtathletik habe eine irgendwie *vermittelnde* Rolle beim Laufeinstieg gespielt; eine direkte Kausalität, die mit »durch die Leichtathletik« angezeigt wäre, wird hingegen kehrseitig ausgeschlossen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Mit der Unsicherheit und Vagheit der in Anschlag gebrachten Vermittlungsrolle der Leichtathletik korrespondiert sodann auch der Handlungsmodus, in dem Herr Baumann zu verharren scheint: der Modus des Selbstgesprächs. Denn aufgrund des direkten Artikels bei »die Leichtathletik« muss man ja ansonsten davon ausgehen, dass »die Leichtathletik« bereits thematisch war, was aber nicht stimmt. Insofern lässt sich das nur damit erklären, dass Herr Baumann sich förmlich über sich selbst beugt bzw. eine Selbstbeobachtungsperspektive einnimmt und regelrecht einen Rekonstruktionsversuch seiner Laufkarriere beginnt. Und dies wiederum bestärkt nur unsere Annahme, dass er sich die Eingangsfrage selbst noch nicht gestellt hat, mithin ihm die Identitätsbedeutsamkeit seiner Laufkarriere nicht vor Augen steht.

Irritierend ist des Weiteren, dass mit »die Leichtathletik« sogleich die komplette Bandbreite an unterschiedlichen leichtathletischen Disziplinen und nicht etwa nur eine Disziplin angesprochen ist; es wird also eine Oberkategorie verwendet. Damit nimmt Herr Baumann eine gewisse sportliche Vielseitigkeit für sich in Anspruch, zu der auch ein Moment einer sportlichen Ambitioniertheit gehört, weil es sich der konkreten Formulierung nach nur um ein vereinsmäßiges Engagement gehandelt haben kann, was entsprechend die Teilnahme an Wettkämpfen impliziert; gemäß geltenden Regeln wäre es nicht adäquat zu sagen, dass man »Leichtathletik« gemacht habe, wenn es sich faktisch entweder bloß um Schulsport oder ein gleichsam privates Engagement gehandelt hat.

Von der Sache her ist es dabei gleichwohl eher rätselhaft, wie jemand von der Leichtathletik im Allgemeinen zum Langstreckenlaufen kommt. Freilich sind die Laufdisziplinen und hierunter eben auch diejenigen, die auf die Langstrecke fokussiert sind, wesentlicher Bestandteil der Leichtathletik; zugleich jedoch gibt es auch Disziplinen, die mit Laufen wenig bis nichts zu tun haben – Hochsprung oder Kugelstoßen etwa. Wie man von hier aus zum Marathon- bzw. Langstreckenlauf kommt, ist nicht unmittelbar ersichtlich. Und selbst bei genuinen Laufdisziplinen wie dem Sprint oder den Kurzstrecken liegt es nicht ohne weiteres nahe, dass man vermittelt über sie sich für den Langstreckenlauf begeistert, da dieser eben ganz andere Anforderungen – insbesondere natürlich hinsichtlich des Durchhaltens – an einen stellt. Hypothetisch wäre es freilich vorstellbar, dass Herr Baumann tatsächlich auf der Langstrecke aktiv war, ja vielleicht sogar auf der Marathondistanz; gleichwohl würde es dann doch sehr verwundern, warum er das nicht gleich gesagt hat bzw. warum er sich die Frage nach seinem Zum-Laufen-Kommen dann noch nicht selbst gestellt hat. Dem Rekonstruktionsversuch Herrn Baumanns wohnt also eine gewisse Fragilität inne und es ist weiterhin offen, in welcher motivationalen Beziehung »die Leichtathletik« zu seinem langstrecklerischen Laufengagement steht. Darauf muss er im Folgenden eingehen und »die Leichtathletik« konkreter erläutern, damit es für den Interviewer verständlich wird. Auch der zeitliche Bezug dahinter ist noch unklar. Es geht weiter mit:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> **U. Baumann:** ähm im Allgemeinen das hab ich früher ähm als als kleiner Junge äh schon gemacht. Leichtathletik im Allgemeinen

Mit »ähm im Allgemeinen«, das er zum Schluss auch noch einmal wiederholt, nimmt der Interviewee eine Ergänzung vor, welche betont und bestätigt, dass es um ein disziplinübergreifendes Engagement geht; er nimmt nicht etwa eine Konkretisierung vor. Damit hebt er seine sportliche Vielseitigkeit zwar erneut hervor, lässt jedoch die motivationale Verbindung zwischen Leichtathletik und Laufen weiterhin im Nebel: Wie soll man sich das konkret vorstellen, dass er über »die Leichtathletik *im Allgemeinen*« zum Langstrecken- bzw. Marathonlaufen gekommen ist? Der einzige Anhaltspunkt auf der latenten Ebene wäre höchstens der Wettkampf, weil dieser ja allen Leichtathletikdisziplinen gemeinsam ist. Doch selbst von hier aus wäre es noch ein weiter Weg bis zum Marathon, da es dafür eine spezifischere Motivation braucht. Den Bezug auf diese scheint Herr Baumann jedoch nachgerade auszuklammern. So sagt er anschließend nicht etwa, was an dieser Stelle sich gewissermaßen angeboten hätte, dass er das »als kleiner Junge schon *gern* gemacht« habe. Damit hätte er eine klare persönliche Affinität markiert; mit der tatsächlich realisierten Formulierung hingegen spart er sie aus.

Die Darstellungslogik tendiert damit nun offenkundig dahin, eine sozusagen naturwüchsige Kontinuitätslinie zu zeichnen, nach dem Motto: »Ich war einfach schon immer sportlich«, was zur Vermeidung einer motivationalen Positionierung passt. Zugleich zeichnet sich eine Dramatisierungsbewegung ab: Denn »kleiner Junge« verweist vom Lebensalter her auf Grundschulalter (nicht höher als zehn). Es kann sich also höchstens um *Kinder*turnen oder *Kinder*leichtathletik gehandelt haben, mitnichten jedoch um richtige Leichtathletik mitsamt einem regelrechten Wettkampfbetrieb. Es liegt daher die Hypothese nahe, dass Herr Baumann hier gleichsam ›mit der Brechstange‹ eine Kontinuität zu konstruieren versucht, seine eigentliche Motivation ihm jedoch nicht zugänglich ist respektive eine Positionierung in dieser Hinsicht von ihm eben nachgerade vermieden zu werden scheint. Auf der latenten Ebene käme bisher, wie erwähnt, lediglich der Wettkampf als motivierender Faktor und damit auch eine gewisse Leistungs- und Konkurrenzorientierung infrage; aber artikuliert ist das nicht.

> **U. Baumann:** wo ich ähm eigentlich relativ gut war früher in der Schule, das war Sprint

Wir haben es tatsächlich mit einer Dramatisierung zu tun: Es handelt sich eben nicht um Leichtathletik, sondern bloß um *Schul*sport, wobei der Interviewee dies nicht etwa explizit richtigstellt (»also ich muss dazu sagen, es war Schulsport« o.Ä.), sondern lediglich en passant einstreut. Und es handelt sich auch nicht um »Leichtathletik im Allgemeinen«, sondern nur um »Sprint«, was, wie wir schon gesagt

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

haben, sich als Motivationsanker fürs Marathonlaufen nicht wirklich eignet. Herr Baumann konstruiert sich also tatsächlich eine Verbindung bloß zurecht. Und dazu gehört auch, dass er wie selbstverständlich etwas eigentlich Fremdstrukturiertes in ein freiwilliges Engagement umdeutet. Denn Schulsport müssen prinzipiell alle machen, man sucht sich das nicht aus. Damit eignet er sich also auch nicht dazu, etwas als besonders identitätsbedeutsam darzustellen, weil man dafür ein über das Schulische hinausgehendes Interesse und Engagement am Laufen deutlich machen müsste, was Herr Baumann eben nicht tut und was auch nicht verwundert. Abgesehen davon zeugt das »relativ gut« noch nicht einmal von einem besonderen Vermögen, sondern weist gleichsam gerade so über den Durchschnitt hinaus. Kurz: Eine ›Sportskanone‹ war er offensichtlich nicht; anderenfalls würde man eher sagen: »Da war ich richtig gut drin« oder »Ich war immer der Schnellste«.

Die Erzählung Herrn Baumanns ist also in sich brüchig und scheint sich in Kontingenzen zu erschöpfen; er versucht eine biographische Kontinuität gleichsam zu erzwingen, wobei objektiv keine Kontinuität erkennbar ist, weder äußerlich noch innerlich. Vor allem Letzteres ist höchst erklärungsbedürftig, da es an dieser Stelle in seiner Erzählung eigentlich ja erneut nahegelegen hätte, nicht nur zu sagen, dass er im Sprint »gut« war, sondern auch, dass er es gut *fand*. Die einzige wirkliche Kontinuität in seiner Schilderung scheint daher bisher zu sein, dass er eine motivationale Positionierung vermeidet, im Sinne von: Die Motivation *darf* förmlich nicht raus. Aber was für eine Motivation kann es dann sein, wenn sie nicht raus darf? Eigentlich nur eine, die schambehaftet oder mit einem traumatischen Erlebnis verknüpft ist und daher einen psychischen Widerstand evoziert. Insofern deutet sich hier an, dass Herr Baumann keine positive motivationale Bindung zum Laufen selbst hat; das eigentlich Motivierende muss demnach außerhalb des Laufens liegen.

> **U. Baumann:** Also Sprint damit auch n bisschen verbunden äh äh Weitsprung, aber nicht ähm der klassische Ausdauerlauf

Man sieht schnell: Die Struktur reproduziert sich; die Dramatisierung spitzt sich gleichsam weiter zu; die Darstellung folgt weiter der Struktur der Kontinuitätsherstellung in Richtung Leichtathletik, was nicht nur in der Hinzunahme des Weitsprungs sich ausdrückt, sondern selbst noch in der negierenden Formulierung »nicht ähm der klassische Ausdauerlauf«, die ja unterstellt, es gebe noch eine andere, nicht klassische Form davon (= Sprint). In sich ist die Kontinuitätsherstellung aber nach wie vor brüchig (»n bisschen verbunden«), denn nicht nur ist Weitsprung noch weiter vom Langstreckenlauf entfernt als Sprint, sondern auch der explizite Hinweis, dass es nicht »der klassische Ausdauerlauf« war, verweist ja darauf, dass Herr Baumann weder eine praktische Verbindung dazu hatte, noch motivational etwas daran fand. Im sequenziellen Zusammenhang gesehen muss er darin ja auch »relativ schlecht« gewesen sein. Und was man nicht gut kann, das macht man auch –

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - cc by

sei es als Kind oder als Erwachsene(r) – nicht gern. Das scheint sich denn auch in der Bezeichnung »Ausdauerlauf« selbst zu reproduzieren, weil in der leichtathletischen Terminologie, aber auch alltagsweltlich man doch eigentlich eher vom »Langstreckenlauf« bzw. von der »Langstrecke« oder zumindest trainingsterminologisch vom »Dauerlauf« sprechen würde. Daher liegt es nahe, dass in der Formulierung »Ausdauerlauf« unkontrolliert bereits ein spezifisches Verhältnis Herrn Baumanns zum Laufen bzw. seiner eigenen Laufpraxis zum Ausdruck kommt: Für ihn ist das Laufen eine Angelegenheit, die primär mit Zwang und Durchhalten verbunden ist. Hierin ähnelt er Herrn Greipel, der ebenfalls vom »Ausdauerlaufen« sprach. Eine motivationale Positionierung wird weiterhin vermieden. Im Grunde wird es immer rätselhafter, warum Herr Baumann das Laufen überhaupt macht.

> **U. Baumann:** Und ähm dannn wann ist man zum Ausdauer- zum zum wirklichen Ausdauerlauf oder zu längeren Strecken gekommen, das war mehr oder weniger ähm während der Bundeswehrzeit im Wehrdienst wo man dann auch keine Ahnung zwei drei Mal ähm morgens () ich weiß nicht vielleicht sssind's drei Kilometer gewesen also relativ wenig eigentlich, naja vielleicht waren's auch fünf oder so, einfach mal äh gelaufen ist und da hat man halt äh grundsätzlich relativ viel Sport gemacht

Wir wollen nun schneller interpretieren, weil sich die bisher rekonstruierte Struktur durch die gesamte restliche Eingangspassage zieht; dabei wollen wir uns auf die für die Fallstruktur instruktivsten Äußerungen konzentrieren. Mit »wann ist man zum […] Ausdauerlauf […] gekommen« reproduziert sich zunächst die Selbstbeobachtungsperspektive: Diese Frage stellt sich Herr Baumann selbst, wobei das »man« die in der Selbstbeobachtung ohnehin schon enthaltene Distanzierung noch steigert; zuvor war immerhin noch vom »ich« die Rede. Gleichzeitig versucht er auf der Darstellungsebene – darauf verweist die Korrektur »zum wirklichen Ausdauerlauf« – trotzdem die biographische Kontinuität aufrechtzuerhalten.

Mit der Figur des ›Dazu-gekommen-Seins‹ wird nun jedenfalls – auch wenn das »man« es aufgrund der Distanzierung ein Stück weit relativiert – eine Transformation in der Motivationsstruktur suggeriert: Das Entscheidende sei in dieser Hinsicht »während der Bundeswehrzeit im Wehrdienst« passiert. Mit dem vorgeschalteten »mehr oder weniger« wird allerdings zugleich eingeschränkt, dass es auch kurz vorher oder nachher gewesen sein kann; in jedem Fall sei die Bundeswehrzeit für das Zum-Laufen-Kommen irgendwie wichtig gewesen, so die Unterstellung. Das jedoch erweist sich letztlich erneut auf mehreren Ebenen als brüchig.

Zum einen wird im Folgenden nämlich deutlich, dass es sich nicht wirklich um Langstreckenlaufen gehandelt hat. Denn drei oder auch fünf Kilometer sind, wie Herr Baumann ja auch selbst einigermaßen verwundert bemerkt, »relativ wenig«. Und »zwei drei Mal […] morgens« heißt, dass es mehr auch nicht war: Es waren nicht

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwei drei Mal *pro Woche*. Zudem weiß Herr Baumann das alles auch gar nicht so genau und es ist ihm offenbar auch nicht so wichtig (»keine Ahnung«, »ich weiß nicht vielleicht…«, »naja vielleicht waren's auch fünf oder so«). So identitätsbedeutsam scheint all dies also nicht gewesen zu sein.

Zum anderen eignet sich der Kontext ›Bundeswehr‹ aber auch generell nicht besonders gut dazu, dass man darüber vermittelt zum Langstreckenlauf kommt, denn damit ist, wie auch schon im Kontext der Schule, erneut ein *fremdbestimmter* Kontext angesprochen. Das Laufen war hier also wiederum nichts Selbstgewähltes; Herr Baumann musste das machen, ist dabei also gerade nicht »einfach mal« gelaufen und hat auch keinen »Sport« gemacht; das kann man im Kontext der Bundeswehr nicht sagen, weil hier vielmehr *Märsche* absolviert bzw. *Übungen* abgehalten werden usw. Es geht, anders gesagt, um Aktivitäten, die Teil einer *Drillprogrammatik* sind und nicht etwas Freizeitliches, das bloß aus Spaß oder der Fitness wegen betrieben wird. Bemerkenswerterweise unterläuft Herrn Baumann diese Verkehrung von Fremdzwang in etwas Freiwilliges erneut wie selbstverständlich, indem er Letzteres als unmittelbar einsichtig unterstellt: »da hat man halt äh grundsätzlich …«. Entsprechend kann er weder das Fremdbestimmte noch das Freiwillige klar benennen.[50]

Objektiv gesehen stellt sich Herrn Baumanns Laufpraxis folglich als etwas lediglich Fremdbestimmtes, Zwanghaftes dar; subjektiv hingegen scheint sie als etwas Freiwilliges repräsentiert. Und das passt letztlich natürlich gut zu seiner fehlenden motivationalen Haltung zum Laufen bzw. zu seiner darauf bezogenen, widerstandsbehafteten Vermeidungsbewegung: Womöglich kann und/oder möchte er das Zwanghafte nicht sehen.

> **U. Baumann:** und ähm ich bin später auch eingesetzt worden äh auf einem ehemaligen Fliegerhorst und da konnte man einmal um den ganzen Flugplatz //mhm// drumherum laufen ähm das war bei der deutsch-französischen Brigade in der Nähe von Freiburg und ähm da gab's einen äh sportverrückten Franzosen, der wollte immer laufen, suchte nen Laufpartner und ähm der Kompaniechef hat ihm gesacht, »du darfst gerne laufen, aber wenn du um den ganzen Flugplatz rum laufen willst, bitte mit einem zusammen, falls irgendwie was passieren sollte oder so«, damals gab's ja noch nicht die <holt Luft> äh die Handys, die jeder //mhm// mit hatte oder so ähm, dass da jemand äh dabei ist, und da hatte er einen gesucht und da hat er gesacht »ja willste nicht mal mitkommen« und so, und da hab ich gesacht »ja okay«, dann macht man das einfach mal, und dann hat man auch so seine Zeit für sich, einfach mal einmal rumlaufen, das

50 Damit verbunden ist natürlich auch allein schon die Tatsache instruktiv, dass Herr Baumann trotz der Möglichkeit, den Wehrdienst zu verweigern, diesen abgeleistet hat und offenbar kein Problem damit hatte, zur Bundeswehr zu gehen. Es kann natürlich sein, dass ein Verweigerungsgesuch abgelehnt wurde, gleichwohl würde man so etwas eigentlich erzählen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> waren vielleicht dann () ich sag mal zehn Kilometer oder so, man hat etwas über ne Stunde gebraucht

In dieser Passage ist nun offensichtlich die erste *tatsächlich* freiwillige Langlauferfahrung des Interviewees angesprochen, die gleichwohl wiederum nicht explizit als solche benannt ist. Der Kontext ist zwar weiterhin die Bundeswehr bzw. nunmehr vermutlich die Zeit nach der Grundausbildung, aber es geht jetzt um eine Laufaktivität, die nicht mehr Teil des Drills war, sondern auf die freiwillige Initiative des »sportverrückten Franzosen« hin stattfand und für welche Herr Baumann sich somit auch aus freien Stücken entscheiden konnte bzw. sich entschieden hat (»da hab ich gesacht ja okay«). Dabei bleibt er zwar vorerst weiterhin Beobachter seiner selbst, welcher lediglich den als faktisch unterstellten Ereignisverlauf reinszeniert (»da hat er gesacht…«, »und da hab ich gesacht…«); allerdings handelt er sich damit zugleich auch einen Begründungsbedarf bzw. einen Zugzwang ein, darauf einzugehen, warum er sich letztlich dafür entschieden hat, mit dem Franzosen mitzulaufen. Und weil seine Erzählung vor dem Hintergrund der Rahmung abläuft, dass er im thematischen Kontext zum ersten Mal mit einer längeren Laufstrecke in Berührung gekommen ist und dies sich wiederum ja immer noch auf die übergeordnete Frage nach seinem Zum-Laufen-gekommen-Sein bezieht, *muss* er sich nun eigentlich auch zum Laufen selbst positionieren.

Und tatsächlich unternimmt Herr Baumann sodann auch einen Begründungsversuch: »dann macht man das einfach mal, und dann hat man auch so seine Zeit für sich, einfach mal einmal rumlaufen […]«. Schaut mal gleichwohl genauer hin, wird deutlich, dass dieser Versuch gleichsam ins Leere läuft: Das »dann macht man das« unterstellt nämlich eine Selbstverständlichkeit (auch aufgrund des »man«, das sich erneut hier durchzieht), ja geradezu eine Gesetzmäßigkeit: Wenn man gefragt wird, dann hat man nicht etwa eine Wahl, sondern es steht schon fest, dass man es macht; pragmatisch liegt hier insofern eine Abweisung von Begründungsbedürftigkeit vor. Es heißt nicht etwa: »dann macht man das einfach mal der Kameradschaft wegen« oder so ähnlich, wobei selbst dann das Laufen als solches wie im tatsächlichen Kontext unaffiziert bliebe. Es zieht sich also durch: Das Laufen erscheint in Herrn Baumanns Erzählung weiterhin als eine zwanghafte Praxis. Das »einfach mal« reproduziert dies sowie die Abweisung der Begründungsbedürftigkeit. Denn es unterstellt, dass es sich um etwas Spontanes, Okkasionelles gehandelt hat, etwas, was eben nicht erklärungsbedürftig ist und keine besondere Bedeutung für die sprechende Person hat; es war keine ›große Sache‹. Als Subjekt verschwindet Herr Baumann dahinter jedoch und bleibt nicht nur für uns, sondern auch für sich selbst ein Rätsel. Das reproduziert sich dann auch nochmal im Nachsatz: »einfach mal einmal rumlaufen«. Und selbst der Einschub »und dann hat man auch so seine Zeit für sich« wirkt eher wie eine Selbstberuhigung: »Immerhin gab es da auch etwas Positives dran«. Zudem bezieht sich dieser Kollateraleffekt auch nicht auf das Laufen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

selbst, sondern auf den Kasernenalltag, in dem es nur wenige Rückzugsmöglichkeiten für die Soldaten und Soldatinnen gibt und es vermutlich auch eher langweilig und monoton zugeht – zumal es sich im konkreten Fall ja auch bloß um einen »*ehemaligen* Fliegerhorst« gehandelt hat.

Diese Erzählstruktur verweist also sehr deutlich darauf, dass Herr Baumann nichts am Laufen selbst fand; anscheinend hat es ihm von Beginn an keinen Spaß gemacht. Allerdings: Wenn es nicht das Laufen selbst war, das ihn dazu motivierte, dann muss es etwas mit dem »sportverrückten Franzosen« sowie mit dem Umstand zu tun haben, der Baumann ja schließlich erwähnenswert erschien, dass sogar der »Kompaniechef« involviert war.

Diesbezüglich entscheidend ist meines Erachtens die Stelle »und da hatte er einen gesucht«. Während die Formulierung »sportverrückter Franzose« im Übrigen ebenfalls noch eine gewisse Distanzierung von der so angesprochenen Praxis anzeigt – »sportverrückt« unterstellt ein gewisses Maß an Irrationalität – legt das »…hatte er einen gesucht« nahe, dass das Aushelfen, das Sich-als-nützlich-Erweisen den ausschlaggebenden ›Pull-Faktor‹ darstellte. So könnte man sich vorstellen, dass jemand darüber berichtet, wie er/sie zu einem aktiven Mitglied bei einer Gewerkschaft geworden ist: »Es gab da einen Gewerkschaftssekretär, der organisierte bei uns eine Betriebsversammlung und suchte einen, der dafür Flyer verteilt. Und dann hab' ich mich gemeldet«. Das gleichsam positiv Motivierende am Mitlaufen mit dem Franzosen scheint für Herrn Baumann also die Möglichkeit gewesen zu sein, sich als nützlich zu erweisen und auszuhelfen; entsprechend imaginiert er das Mitlaufen regelrecht wie eine echte Dienstaufgabe – deswegen war ihm die Erwähnung des Kompaniechefs wichtig. Gleichwohl ist entscheidend, dass die Aufgabe selbst in dieser Logik nicht so wichtig ist, sondern es vielmehr darum geht, überhaupt einen Beitrag zu leisten und dafür Anerkennung zu bekommen. Entscheidend war kurzum, dass der Franzose »einen« gesucht hatte, und Baumann war zur Stelle; dadurch konnte er sich gleichsam auszeichnen und einen entsprechenden Status in den Augen seiner Kameraden und des Kompaniechefs bekommen: Er war nun ›der Retter in der Not‹. Es scheint also ein, wenn man so will, vergemeinschaftendes Moment in seiner Motivationsstruktur zu geben, eine sozusagen tatsächlich soziale Motivierung, wofür ebenfalls spricht, dass mit »sportverrückt« der Franzose ja auch besondert wird: Er war ein Typ, mit dem Baumann ›etwas zu tun‹ haben wollte. Vor diesem Hintergrund wird die Bedeutung des »dann macht man das einfach mal« klarer: Herr Baumann sieht sein Mitlaufen als einen selbstverständlichen Akt der Hilfe an. Während Herr Greipel mit seinem Assistenten also mitgelaufen ist, weil ihm dies die Möglichkeit eröffnet hat, sich als außergewöhnlich zu inszenieren, scheint im Falle Baumanns weniger die Inszenierung das Movens zu sein – er erscheint in dieser Hinsicht geradezu bescheiden –, als vielmehr ein Bedürfnis nach Anerkennung im Sinne von *Zugehörigkeit zu einer Gruppe*. Das würde letztlich auch zur Positionslosigkeit passen, denn die Sache, um die es geht, ist eben nachrangig und *muss* nachgera-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

de nachrangig sein, wenn das Dazugehören im Vordergrund steht. Im Grunde sind dies Struktureigenschaften, die für die Figur des Mitläufers bzw. der Mitläuferin auch kennzeichnend sind: Beim Mitlaufen geht es immer primär um die Zugehörigkeit zu einer Gruppe und nicht um die Sache, was kehrseitig Positionslosigkeit förmlich erzwingt, denn anderenfalls könnte man nicht mitlaufen. Und das bestätigt sich auch im weiteren Verlauf der Erzählung Baumanns:

> **U. Baumann:** ähm so und dann ging's darum und ähm () später beim Studium ähm () war ich als Erasmus-Student, also früher ein bisschen als als äh Ausgleich gemacht ähm zum zum ganzen Nachdenken und Studieren einfach mal locker flockig <holt Luft> ähm aber nie äh wirklich mit der Intention richtig lang zu laufen //mhm// und Marathon zu laufen

Man sieht, dass der Interviewee nicht weiter auf seine Bundeswehrgeschichte eingeht; für ihn scheint dieses Thema erledigt. Entsprechend – und wenig überraschend – sagt er auch nichts mehr dazu, wie er es fand, die rund zehn Kilometer mit dem Franzosen zu laufen. Und diese widerstandsbehaftete Vermeidungsbewegung hinsichtlich der Adressierung seiner Motivation reproduziert sich dann auch im Anschluss: »ähm so und dann ging's darum«. Denn hiernach hätte er eigentlich ausführen müssen, *worum* es ging; offensichtlich scheint es ja einen Grund zu geben, der prinzipiell zumindest auch benennbar wäre. Faktisch jedoch kann Herr Baumann das nicht, bricht den Satz ab und wählt einen anderen Satzplan: »und ähm () später beim Studium«. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass »und dann ging's darum« sich nicht auf das Vorherige bezieht, wie es etwa bei einer nach außen getragenen inneren Sortierung wie »so, das war das« der Fall wäre; anderenfalls hätte Herr Baumann eben genau das sagen müssen. Zudem zeigen ja auch schon die Zäsurkonstellation »ähm so« und das nachfolgende »und dann« an, dass hier zu einem neuen Punkt/Thema übergeleitet und das Vorherige somit abgeschlossen ist. Insofern wird an dieser Stelle nochmals sehr deutlich, dass es sich um eine regelrechte *Vermeidungsbewegung* handelt, hinter der ein psychischer Widerstand steht und Herr Baumann nicht einfach keinen Zugriff auf seine Motivation hat; sie ›dämmert‹ ihm, aber sie darf nicht raus. Und zum Mitlaufen sowie der dazugehörigen Positionslosigkeit passt das freilich sehr gut, weil das Strukturen sind, mit denen man nicht prahlen bzw. zu denen man sich nicht bekennen kann. Mit anderen Worten: Es gehört etwas dazu, sich das einzugestehen, und Herr Baumann ist jemand, der das nicht kann.

Er wechselt nun den Kontext: Es geht jetzt um die Zeit nach seinem Wehrdienst, es geht ums Studium bzw. spezifischer: um seine Zeit als Erasmus-Student. Interessanterweise sieht er dann doch noch einen Erläuterungsbedarf und schiebt ein: »also früher ein bisschen als als äh Ausgleich gemacht ähm zum zum ganzen Nachdenken und Studieren einfach mal locker flockig ähm aber nie äh wirklich mit der

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Intention richtig lang zu laufen und Marathon zu laufen«. Interessant ist dieser Einschub vor allem deshalb, weil es dem Interviewee offensichtlich schon ein Stück weit vor Augen zu stehen scheint, dass er etwas zu seiner Motivation sagen muss; denn mit dem Rekurs auf das Deutungsmuster vom »Ausgleich« sowie seine »Intention« adressiert er ja eindeutig die motivationale Ebene. Allerdings bezieht er sich damit lediglich auf die Zeit nach seinem Wehrdienst und vor seinem Erasmusstudium. Daher erfahren wir von hier aus auch weiterhin nichts darüber, wie er das Laufen im Bundeswehrkontext fand und inwiefern genau es für sein Zum-Laufen-Kommen relevant war. Ja, eigentlich erfahren wir damit nur einmal mehr, dass das Laufen nichts besonders Identitätsbedeutsames für ihn war/ist, zumal eine Positionierung (fand er das gut oder nicht?) letztlich weiterhin ausbleibt. So ist der Ausgleich, der ja schon aus sich heraus einen primär funktionalen Bezug zur damit bezeichneten Praxis markiert und – da ein soziales Deutungsmuster – auch keine individuelle Begründung darstellt, sondern eine Selbstsubsumtion, zunächst durch das »ein bisschen« abgeschwächt; zudem tilgt das »einfach mal locker flockig« wiederum jeglichen Explikationsbedarf, rückt das Laufen in den Bereich des ›Spontanen und Banalen‹; und das »ähm aber nie äh wirklich mit der Intention richtig lang zu laufen und Marathon zu laufen« unterstellt schließlich sogar explizit, dass der Langstreckenlauf von Herrn Baumann nicht angestrebt wurde, wobei das »wirklich« ambivalent ist, weil es kehrseitig suggeriert, dass er zumindest unterschwellig womöglich doch etwas damit kokettiert hat. So richtig kann Baumann sich also auch weiterhin nicht zu seiner Motivation im Hinblick auf das Marathonlaufen verhalten. Es bleibt dabei: Irgendetwas zieht ihn, aber es ist nicht das Laufen selbst, und weder das eine noch das andere kann er klar adressieren bzw. artikulieren; es steht ihm trotz 17-jähriger Laufkarriere nicht vor Augen. Bemerkenswert ist dabei nicht zuletzt, dass er trotzdem eine biographische Erzählung konstruiert und gleichsam hartnäckig weiterspinnt. Denn im Grunde hätte er ja gleich zu Beginn seiner Erzählung sagen können, dass er eigentlich nicht weiß, warum er läuft bzw. hätte direkt auf das Deutungsmuster vom Ausgleich rekurrieren können. Aber vielleicht ist es eben gerade die Tatsache, dass Baumann seine Motivation nicht präsent ist, weshalb er seine Erzählung gleichsam in die Länge zieht bzw. sich darin gewissermaßen verliert.

Jedenfalls spitzt sich die Dramaturgie seiner Darstellung weiter zu: Herr Baumann muss nun erläutern, warum er denn *trotzdem* zum Marathonlaufen gekommen ist.

> **U. Baumann:** und äh dann war ich als Erasmus-Student in Frankreich und ein äh Italiener, der war ähmmm Trainer für irgendwelche Jugendgruppen und ähm, der hatte halt sehr viel Sport gemacht, der brauchte auch immer einen, »ja willste nicht mal mitlaufen« und so weiter //mhm// und ähm dann wollten die als Abschlussprojektt von der ähm Hochschule dort äh von der Uni in Frankreich irgendwie äh am Marathon von San Diego teilnehmen //I: mhm//, warum auch im-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> mer San Diego, ähm meinten se alle müssen wa alle trainieren und die wollten Sponsorengelder einwerben, damit wa dann irgendwie da rüberfliegen können //mhm//, das hat sich dann aber zerschlagen, aber man hatte sich schon mal n bisschen vorbereitet und dann dachte ich mir auch »okay <holt Luft> ähm jetzt haste halbwegs mal trainiert und ähm dann läufste auch mal n Marathon« (.) ähm dann hatte ich damals in Stadt A studiert und da gab's den XY-Marathon, irgendwann im äh September 99 und das ist mein erster Marathon gewesen //mhm//, den bin ich dann einfach mal mitgelaufen <holt Luft> im Sinne von »jetzt haste schon so trainiert ähm, dann machste's, äh wer weiß, wenn de später im Berufsleben bist, da haste wahrscheinlich gar nicht mehr die Zeit dazu«

Wir brauchen auch diese Passage nicht in Gänze interpretatorisch zu würdigen, denn die bisherige Struktur zieht sich deutlich durch. Zunächst ist festzuhalten, dass die Darstellung insgesamt wie auch zuvor schon sehr diffus und wenig souverän bleibt; die Zusammenhänge zwischen den Ereignissen sind sowohl objektiv als offenbar auch für den Interviewee selbst doch ziemlich unklar (»irgendwelche Jugendgruppen«, »irgendwie am Marathon von San Diego teilnehmen«, »warum auch immer San Diego«, »irgendwie da rüberfliegen«). Kurz: Herr Baumann bleibt ›Gefangener der Umstände‹, Umstände, die er weder damals noch zum Zeitpunkt des Interviews durchblickt bzw. verstanden zu haben scheint, und es scheint auch nicht so, als wäre er wirklich daran interessiert. Er bezieht sich auch erneut auf einen *externen* Einfluss bzw. eine weitere Begegnung, nur, dass es dieses Mal »ein Italiener« ist. Und wie schon der Franzose »sportverrückt« war, wird auch der Italiener als besonders sportlich gezeichnet: »der hatte halt sehr viel Sport gemacht«. Irgendwie scheint auch der Ausländerstatus der Personen, mit denen Herr Baumann mitgelaufen ist, wichtig für ihn zu sein. Zwar fehlt auch in diesem Abschnitt wieder eine Positionierung und bleiben die geschilderten Umstände diffus: Was heißt »mal mitlaufen«? In welchem Kontext? Nur mit dem Italiener oder mit jenen »Jugendgruppen«? Im Rahmen eines Wettkampfs oder nur im Training? Wer sind »die« und was ist das für ein »Abschlussprojekt«? Nimmt man das »der brauchte auch immer einen« gleichwohl hinzu, so bestätigt sich die oben aufstellte Hypothese, dass das Dazugehören im Sinne sozialer Integration auf der latenten Ebene das zentrale Motiv hinter dem Mitlaufen ist: Denn stärker als beim »da hatte er einen gesucht« kommt im »brauchte auch immer einen« der Aspekt des Gebraucht-Werdens zum Ausdruck. Es galt wieder eine läuferische Aufgabe zu übernehmen, worin Baumann sich bereits in seiner Wehrdienstzeit bewähren konnte und durch deren Übernahme er sich nunmehr – auch dieser Aspekt zeigt sich nun deutlicher – *gebraucht fühlen* konnte. Das (Mit-)Laufen war für ihn wie ein Türöffner bzw. ein ›Ticket‹ in die Vergemeinschaftung in einem neuen und – das wird nun auch klar – *internationalen* Milieu, was er als besonders empfand und wo er gleichsam Mitglied werden wollte. Herr Baumann hatte das Laufen entsprechend als eine Art ›Währung‹ entdeckt, die

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in diesem internationalen Milieu gefragt war und über die er ›verfügte‹ und die er ›einsetzen‹ konnte.

Von hier aus erklärt sich auch jenes Abschlussprojektt, in dessen Zentrum die Teilnahme am »Marathon von *San Diego*« stand: Das Marathonlaufen war offenbar eine erstrebenswerte und anerkannte Praxis im durchaus elitären internationalen *Businessmilieu*, zu dem Baumann als Erasmusstudent Zugang suchte und durch die Partizipation an dieser Praxis letztlich auch fand. Gleichwohl wird erneut deutlich, dass es ihm im Gegensatz zu Herrn Greipel nicht darum ging, sich damit als elitär und außergewöhnlich zu inszenieren, sondern tatsächlich darum, sich in das besagte Milieu zu integrieren und darin einen Beitrag zu leisten, der als valide eingestuft wurde. Anderenfalls würde er damit zu prahlen versuchen, was er nicht tut und auch den Aspekt des Gebraucht-Werdens nicht in den Vordergrund stellen. Natürlich ist es aber letztlich bezeichnend, dass als anerkennungswürdiger ›Beitrag‹ in diesem internationalen Businessmilieu ausgerechnet eine *Freizeit*praxis zu gelten scheint und diese durch die Rubrizierung als »Abschlussprojekt […] von der Uni in Frankreich« auch noch ganz klar als Teil der universitären Praxis gerahmt wird. Zwar ist mit »Sponsorengeldern« angezeigt, dass es dabei wohl tatsächlich irgendwie auch um betriebswirtschaftliche Studieninhalte ging. Das ändert allerdings nichts an der Tatsache, dass im Fokus die Partizipation an einer freizeitlichen Praxis stand, die als besonders ›reizvoll‹ betrachtet wurde und für Baumann eben das Eintrittsticket in jenes Milieu abgab. Auf der Ebene subjektiver Repräsentanz bleiben diese Zusammenhänge Herrn Baumann aufgrund seiner Positionslosigkeit gleichwohl verborgen: Seine Beteiligung am Marathonprojekt wirkt, obwohl es eine freiwillige Sache gewesen sein muss (man kann sich ja nur schwerlich vorstellen, dass es faktisch einen Zwang gab, an jenem Marathon teilzunehmen), zwanghaft bzw. wie ein Automatismus (»meinten se alle müssen wa alle trainieren«);[51] es sind nicht etwa »wir«, die es »wollten«, sondern eben bloß »die«. Eine Positionierung bleibt aus, obwohl erneut deutlich wird, dass Baumann vom Laufen selbst nicht gerade begeistert war; er sagt nicht so etwas wie: »Ich fand die Idee einfach spitze und wollte un-

51 Besonders deutlich reproduziert sich diese Struktur an einer späteren Stelle im Interview, an der Herr Baumann sich selbst die Frage stellt: »warum is es auso- automatisch der Marathon gewesen?«. Denn mit dem Wechsel von »ausgerechnet« auf »automatisch« tilgt er die Erklärungsbedürftigkeit, die er eigentlich aufwerfen wollte und lässt seine Frage performativ widersprüchlich werden: Wenn es ein automatischer Vorgang war, dann stellt sich die Frage nach dem »warum« ja nicht mehr. Das »automatisch« setzt sich also als Ausdruck seines Widerstandes, als ›Ich‹ zu sprechen, sozusagen gegen das »ausgerechnet« durch, das den Ich-Impuls repräsentiert: Eine Positionierung darf nicht sein, die eigentliche Motivation darf nicht raus, und das drückt sich auf der manifesten Ebene im Automatismus aus. Im selben Interviewabschnitt wird er etwas später entsprechend auch die Formel »das hat sich einfach so/irgendwie ergeben« dafür finden und immer wieder bemühen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

bedingt mitmachen, das war genau mein Ding.« Stattdessen lässt er es eher über sich ergehen, nach dem Motto: »Na gut, wenn es sein muss.« Es ist vor diesem Hintergrund sehr interessant, dass es Herrn Baumann nicht auffällt, dass ihm in seiner Erzählung eine eigentümliche Verkehrung unterläuft: Während er in tatsächlich fremdstrukturierte Kontexte (Schule, Bundeswehr) ›mit Gewalt‹ eine individuelle bzw. freiwillige Komponente zu implementieren versucht, deutet er den Kontext, in welchem er tatsächlich *eine Wahl* hatte, hingegen in etwas Fremdstrukturiertes um. Bemerkenswert ist dabei, wie gleichsam leichtfertig und selbstverständlich ihm dies passiert und er weder das eine noch das andere auch nur ansatzweise adäquat benennen kann. Jedenfalls scheint ihm die Verkehrung nichts auszumachen. Letztlich muss man natürlich sagen, dass dies gut zum Mitlaufen und zur Positionslosigkeit passt. Gleichwohl ist das damit verbundene Autonomiedefizit schon verblüffend, und das umso mehr, wenn man bedenkt, dass es sich um jemanden in einer hohen Leitungsposition handelt. Wenn Herr Baumann nicht über die Fähigkeit verfügt, seine ›Lebensspuren‹ angemessen zu rekonstruieren und damit der lebenspraktischen Begründungsverpflichtung nachzukommen, wie soll er dann im Beruf verantwortungsvoll handeln? Dabei ist es wichtig, zu berücksichtigen, dass es nicht darum geht, dass er sein Leben bisher schlicht wenig reflektiert hat, weil es etwa eine absolute ›Erfolgsgeschichte‹ ist, die sich insofern gleichsam eine ›Begründungslücke‹ leisten kann. Denn in diesem Fall wäre es nicht grundsätzlich ausgeschlossen, dass man der Frage *prinzipiell* trotzdem nachgehen könnte; man hätte es eben angesichts eines fehlenden akuten Handlungsbedarfs lediglich noch nicht getan. Herrn Baumann hingegen scheint aber genau diese Fähigkeit zu fehlen, denn er begibt sich ja auf die Suche, aber es gelingt ihm schlichtweg nicht, einen angemessenen Zugriff auf seine Biographie zu bekommen.

Damit scheint Herr Baumann letztlich auch über eine gewissermaßen ›blasse‹ Bewährungsfigur zu verfügen, der zufolge er jemand ist, der stets zur Stelle ist, wenn ›jemand einen braucht‹ und ihm komplementär dazu das Gefühl gibt, gebraucht zu werden, worum es auch immer sich der Sache nach jeweils handelt. Das sieht man auch daran, dass er sich nicht klar dazu positionieren kann; er sagt eben nicht explizit: »Ich wollte halt unbedingt in dieses Milieu rein und das Laufen war dabei ganz hilfreich.« Vielmehr ist er ja auch schon während seiner Bundeswehrzeit mitgelaufen, als es also noch nicht um eine Vernetzung im *Businessmilieu* gegangen sein kann; das hat er erst später im Studium entdeckt. Es geht also primär um Zugehörigkeit. Insofern ist Baumann auch jemand, der eine klare Disposition für doppelt subjektivierte Arbeitsverhältnisse mit sich bringt: Es liegt nahe, dass er auch im Berufsleben nicht gut zwischen fremd- und selbstgesetzten Anforderungen differenzieren kann und dazu bereit ist, sich ersteren zu unterwerfen und sich diese zu eigen zu machen, sofern man ihm dadurch Anerkennung gewährt und ihn Teil von etwas sein lässt, bei dem er sich gebraucht fühlen kann – was auch immer es dann konkret sein mag. Das könnte im Übrigen auch seine für sein Alter

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ungewöhnlich vielen Arbeitsplatzwechsel – wenn auch größtenteils innerhalb mehr oder weniger desselben Unternehmens – erklären.

Dass sich jenes »Abschlussprojekt« letztlich »zerschlagen« hat, scheint Herrn Baumann dann auch nicht besonders getroffen zu haben: Weder bedauert er es (z.B. mit »*leider* zerschlagen«), noch führt er überhaupt aus, was die Gründe dafür waren. Und so verwundert es im Endeffekt nicht, dass er zu seiner ersten Marathonteilnahme nicht etwa aus einem besonderen Interesse am Laufen oder einem Wettkampfmotiv heraus kam, sondern wiederum zwanghaft: »aber man hatte sich schon mal n bisschen vorbereitet und dann dachte ich mir auch okay ähm jetzt haste halbwegs mal trainiert und ähm dann läufste auch mal n Marathon«. Die Entscheidung zur Marathonteilnahme wird dabei zwar nun tatsächlich als eine autonome dargestellt (»dachte ich mir auch okay…«), aber in ihrer Begründung letztlich wieder bloß auf äußere Umstände zurückgeführt; es heißt nicht: »dann *willste* auch mal n Marathon laufen«. Die Logik der Begründung ist dabei eine des Durchziehens, nach dem Motto: »Damit der Aufwand nicht umsonst war.« Ob man auf die jeweilige Sache Lust hat oder warum man sich den Aufwand überhaupt bereits gemacht hat, sich mit ihr zu beschäftigen, spielt keine Rolle bzw. es zeigt sich, dass er eigentlich eben keine Lust darauf hatte. Hinzu kommt, dass die konkreten Formulierungen wie »n bisschen vorbereitet«, »halbwegs mal trainiert« wiederum nicht einmal von besonderem Engagement bzw. einer besonderen Mühe zeugen, ja es vielmehr nahelegen, das Vorhaben einfach ad acta zu legen. Herr Baumann sagt ja nicht so etwas wie: »Jetzt habe ich da so viel Schweiß und Blut reingesteckt, habe so lange davon geträumt, jetzt will ich auch unbedingt einen Marathon laufen.« Und auch das »mal n Marathon« zeigt deutlich an, dass es als etwas Einmaliges gedacht war, das es gleichsam wie von einer To-do-Liste abzuhaken galt. Abschließend wiederholt Herr Baumann sein ›Motto‹ auch fast wörtlich: »im Sinne von jetzt haste schon so trainiert, dann machste's«. Es reproduziert sich die Abweisung einer Positionierung: Die Frage nach dem Wollen bzw. nach einer individuellen Motivation stellt sich nicht, es bleibt mechanisch. Und auch das anschließende »wer weiß, wenn de später im Berufsleben bist, da haste wahrscheinlich gar nicht mehr die Zeit dazu« stellt ein bloß selbstberuhigendes Zusatzargument dar, nach dem Motto: »Wenn man schon die Gelegenheit hat, sollte man sie ergreifen.« Aber möchte man sie ergreifen? Es ist keine autonome Haltung, die hier zum Ausdruck kommt.

Insofern lässt sich bis hierher konstatieren, dass Herr Baumann ein ambivalentes Verhältnis zu seiner Marathonpraxis zum Ausdruck bringt; anders als Herr Gerken und Herr Geipel kann er das nicht positiv aufladen, sei es, indem er es als eine erstrebenswerte, besondere Herausforderung rahmt (Greipel: »irgendwann muss ich das auch mal machen, ob ich denn des schaffe«) oder indem er zumindest die Erfahrung des Marathonlaufens positiviert (Gerken: »ich kann jetzt Bäume rausreißen und dieses Hochgefühl des bleibt auch«). Zwar haben auch Herrn Gerken und Herr Greipel keine besondere innere Bindung zum Laufsport im Sinne einer Lei-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

denschaft zum Ausdruck gebracht, gleichwohl konnten sie sich dazu zumindest ein Stück weit positionieren (Greipel: »ne gewisse Form von Gänsehaut«; Gerken: »hat mir dann irgendwann selber nimmer ausgereicht«). Das fehlt bei Herrn Baumann jedoch bisher gänzlich. Auf der latenten Ebene ist eindeutig, dass das Laufen selbst nichts für ihn ist und dass vielmehr das Mitlaufen zum Zwecke des Dazugehörens das entscheidende, in seinem Fall *genuin soziale* Motiv darstellt.

Wir wollen die Rekonstruktion der (Marathon-)Laufmotivation Herrn Baumanns damit abschließen, dass wir uns noch zwei weitere Interviewstellen anschauen. Die erste schließt beinahe nahtlos an die soeben interpretierte an und suggeriert auf den ersten Blick, dass es doch nicht das Mitlaufen ist, das Herrn Baumann antreibt und dass er auch sehr wohl zu einer Positionierung bereit und fähig ist. Auf den zweiten Blick wird sich allerdings zeigen, dass sich die bisher rekonstruierte Struktur reproduziert. Der besagten Stelle geht eine kurze Zwischenfrage des Interviewers voraus, in der er nach dem Alter des Interviewees bei seinem ersten Marathon fragt. Herr Baumann gibt diesbezüglich an, 24 Jahre alt gewesen zu sein und setzt nach einer kurzen Sortierung – auf eigene Initiative – folgendermaßen fort:

> **U. Baumann:** bin ihn das erste Mal mitgelaufen, dann kam irgendwie äh (……) die Diplomarbeit dazu und dann gab's nochmal irgendwie n ähm n Halbmarathon äh in Stadt B hab ich bei Unternehmen X ähm das geschrieben, da sachte irgendwie n Arbeitskollege »ja is irgendwie so <holt Luft> Halbmarathon da äh äh willste nicht mitlaufen« da hab' ich gesacht »ja Halbmarathon mach' ich gerne« und dann im Herbst dachte ich auch »ja okay dann kannste auch nochmal in Stadt A mitlaufen« //mhm//, bin ich den zweiten da mitgelaufen <holt Luft> ähm und dann hat sich das irgendwie so ergeben, dass man sachte »ja äh Mensch ist ja irgendwie spannend, interessant« <holt Luft> ähm und äh ja damals war das glaube ich auch noch gar nich so in Mode, mit dem mit dem Marathonfieber ähm und dann hab' ich gesacht »ach ja ist ja witzig« ähm dann äh nach München gegangen hab' ich gesacht »ach da gibt's auch n Marathon« und dann hat sich das einfach so ergeben //mhm//, dass man immer irgendwie ähhh proo Jahr ein/zwei Marathons gelaufen ist und dass hat sich so ergeben so als als Ausgleich

Mit »bin ihn das erste Mal mitgelaufen« knüpft Herr Baumann unmittelbar an die Schilderung seiner ersten Marathonteilnahme an. Offenbar ist die Eingangsfrage »wie sind Sie zum Laufen gekommen?« für ihn selbst noch nicht hinreichend geklärt; er hat noch etwas dazu zu sagen. Dabei fällt als erstes auf, dass er gar nicht mehr auf seine erste Marathonteilnahme eingeht; das ›Kapitel‹ scheint für ihn abgehakt, er sagt nicht etwa, wie er es fand. Daran, dass der Interviewer ihn zuvor unterbrochen und ihn gleichsam aus dem Rhythmus gebracht hat, dürfte das nicht liegen, weil er ja zunächst von selbst den Faden wiederaufnimmt (»bin ihn das erste Mal mitgelaufen«) und damit eigentlich problemlos an seine erste Marathonerfah-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

rung auch hätte anknüpfen können. Daraus lässt sich schließen, dass er von seiner ersten Marathonteilnahme zumindest nicht überaus begeistert war, sonst hätte er das erwähnt. Im Vordergrund steht, dass er ihn »mitgelaufen« ist.

Auch die ›Emergenz‹ des Arbeitskollegen, also einer weiteren und wiederum relativ fremden Person, die Baumann zu einer erneuten Wettkampfteilnahme, zu einem Halbmarathon animiert hat (»willste nich mitlaufen?«), passt gut zur rekonstruierten Struktur. Im Umkehrschluss heißt das: Aus eigenem Antrieb hätte Herr Baumann vermutlich *nicht* weitergemacht. Entsprechend, und auch das zieht sich durch, ist die Darstellung weiterhin unaffiziert und diffus (»gab's nochmal irgendwie«, »sachte irgendwie n Arbeitskollege«). Zwar suggeriert das »da hab' ich gesacht ja Halbmarathon mach' ich gerne« sodann, dass Herr Baumann tatsächlich etwas Positives daran fand; jedenfalls deutet sich hier der Versuch einer Positionierung an. Gleichwohl bleibt es zum einen bloß bei einer Inszenierung dieser: Herr Baumann schildert die damalige Situation lediglich nach dem bereits bekannten Schema ›da hat er gesagt und dann hab' ich gesagt‹. Aber ist das auch seine *tatsächliche Haltung* (gewesen)? Es heißt entsprechend nicht: »und dann hab' ich sofort zugesagt, *denn Halbmarathon laufe ich gerne*«. Herr Baumann verharrt gleichsam in einer sich selbst bloß beobachtenden Perspektive; es ist keine klare Positionierung. Zum anderen erscheint das »Halbmarathon mach' ich gerne« als Reaktion auf die Frage »willste nicht mitlaufen« aber auch pragmatisch merkwürdig. Denn pragmatisch gesehen handelt es sich bei der Frage des Arbeitskollegen um eine Einladung, an einer bestimmten Aktivität zu partizipieren, und dazu kann man sich entweder zustimmend oder eben ablehnend verhalten. Das »nicht« bringt im Vergleich zu »willste mitlaufen« dabei noch ein stärker agitierendes Moment mit rein. Insofern erschiene es passender, wenn Herrn Baumanns Antwort eher »ja klar, sehr gerne, Halbmarathon finde ich super!« oder schlicht »ja gerne« lauten würde. »Halbmarathon mach' ich gerne« macht aus der Frage hingegen eine *Bitte*, ganz so, wie beispielsweise ein Arbeiter auf die Frage einer Schichtleiterin, ob er in der kommenden Woche mal die Spätschicht übernehmen könnte, antworten könnte: »Kein Problem, Spätschicht mach' ich gerne«. Zugleich macht der Sprecher damit deutlich: Etwas anderes als die Spätschicht käme und kommt nicht infrage; die Schichtleiterin brauche gar nicht erst fragen, so die Implikation.

Entsprechend kann man sagen, dass Herr Baumann – ähnlich wie mit »dem Franzosen« und »dem Italiener« – es so darstellt, als hätte er jenem Arbeitskollegen gleichsam einen Dienst erwiesen – als hätte er eine echte Aufgabe in einem arbeitsförmigen Kontext übernommen. Nicht zufällig also erwähnte er zuvor, dass er an seiner *Diplomarbeit* in einem *bestimmten Unternehmen* – das im Übrigen international ein sehr hohes Renommee genießt – geschrieben habe und es ausgerechnet ein *Arbeitskollege* war, der ihn gefragt hatte. Auch hierbei stellte das Laufen für Baumann anscheinend eine Möglichkeit dar, sich gebraucht zu fühlen und Teil eines Milieus zu werden, in dem das Marathonlaufen offenbar etwas Anerkennungswür-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

diges darstellt. Anderenfalls hätte er dieses Ereignis ja nicht erwähnt. Damit verbunden werden Arbeit und Freizeit erneut wie selbstverständlich verschränkt, allerdings auf eine eben andere Weise als bei Herrn Greipel: Stellte dieser Funktionalität und Selbstinszenierung ins Zentrum, so geht es bei Herrn Baumann um Vernetzung bzw. Zugehörigkeit; während der Sozialisation in seinen Beruf hat er ›gelernt‹, dass das Marathonlaufen in seinem künftigen Arbeitsmilieu *kommunikativ anschlussfähig* ist und es ihm gleichsam erleichtert, sich darin zu integrieren.

Eine Positionierung lässt Baumann indes weiterhin vermissen. Und so geht es ›wie automatisch‹ weiter: »und dann im Herbst dachte ich auch ja okay dann kannste auch nochmal in Karlsruhe mitlaufen, bin ich den zweiten da mitgelaufen«. Formulierungen wie »ja okay« sowie »den zweiten da mitgelaufen«, legen es dabei nahe, dass Baumann wieder jenem Arbeitskollegen ›ausgeholfen‹ hat. Und vor dem Hintergrund dessen, was wir soeben gesagt haben, ist es recht klar, warum: Er hatte nun gemerkt, dass die Identität als Marathonläufer, die Zugehörigkeit zur Marathoncommunity ihm zugleich als ›Türöffner‹ für die Vernetzung im beruflichen Milieu dienen kann, und um das auf Dauer zu stellen, muss man eben relativ regelmäßig an Marathonwettkämpfen teilnehmen; und nicht zuletzt muss man darüber auf der Arbeit sprechen, was Herr Baumann, wie wir jetzt wissen, auch tut, denn anderenfalls wäre er nicht von seinem Arbeitskollegen darauf angesprochen worden.

Mit dem Anschluss »und dann hat sich das irgendwie so ergeben, dass man sachte ja äh Mensch ist ja irgendwie spannend, interessant« bringt Herr Baumann nun recht offen zum Ausdruck, dass er anfangs eben nichts am Marathonlaufen fand und seine Motivation sich sozusagen erst im Zuge der Wettkampfteilnahmen einstellte, also nachdem er bereits zwei Marathons gelaufen war. Und er zeigt wiederum, dass ihm der Grund für diese Transformation selbst nicht klar ist (»hat sich das irgendwie so ergeben«), dass er also generell über seine Motivation nicht bewusst verfügt und damit verbunden auch nurmehr selbstbeobachtend darüber sprechen kann; er weiß gleichsam nur, dass ihn irgendwann etwas daran ›gezogen‹ hat, aber er weiß nicht, was es war/ist. Entsprechend verbleibt dieser Positionierungsversuch auch in sich letztlich nur sehr rudimentär. Denn »spannend, interessant« drückt zum einen nicht gerade eine besondere Affiziertheit aus, wirkt distanziert; und zum anderen wird freilich nicht expliziert, was genau spannend und interessant daran war. Dabei hätte er dies an dieser Stelle aufgrund des Detaillierungszwangs nachgerade tun *müssen*. Insofern lässt sich annehmen, dass es sich hier im Hinblick auf die Laufpraxis selbst letztlich um einen bloß oberflächlichen Positivierungsversuch handelt.

Das »und äh ja damals war das glaube ich auch noch gar nich so in Mode, mit dem mit dem Marathonfieber ähm und dann hab' ich gesacht ach ja ist ja witzig« bezieht sich sodann weiterhin auf die Ebene der Motivation (als reine Informationsmitteilung macht die Äußerung ja keinen Sinn), ist ein zusätzliches bzw. ergänzendes Motivationsargument, was auch mit »und äh« sowie »auch« angezeigt ist. Dabei ist es ex negativo formuliert, im Sinne von: Das Motivierende lag *nicht* dar-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

an, dass es »in Mode« war, sondern umgekehrt in dem Neuen und Besonderen. Es handelt sich um einen Abgrenzungsversuch, der als Zusatzargument für das Marathonlaufen fungiert (»auch noch gar nich«). Wandelt man die konkrete Äußerung leicht ab, so könnte etwa auch ein Rockgitarrist/eine Rockgitarristin zu einem Journalisten/einer Journalistin sagen: »Wissen Sie, ich habe schon in den frühen 60ern klassische Elemente in meinem Spiel verwendet, damals war das noch gar nicht so in Mode.« *Tendenziell* versucht Herr Baumann sich damit also zu einem ›Pionier‹ der Marathonbewegung zu machen: Während andere später bloß des Trends wegen einstiegen, sei er aus Interesse am Neuartigen und Besonderen zum Marathon gekommen. Mit anderen Worten: Er versucht es so darzustellen, als sei er eben *kein* Mitläufer gewesen.

Tatsächlich gelingt ihm dies aber nicht. Denn zum einen unterstellt Herr Baumann kehrseitig, dass man es ja durchaus denken könnte, dass er bloß der Mode wegen mit dem Marathon begonnen und weitergemacht habe, und es scheint ihm besonders wichtig, diesem Eindruck vorzubeugen; anderenfalls hätte er ja auch einfach erläutern können, was ihn am Marathon als einem unterstelltermaßen neuartigen Phänomen denn genau gereizt hat. Und wäre da wirklich etwas daran gewesen, dann hätte er das im Grunde ja auch schon vorher im Interview sagen können; wenn er das »spannend« und »interessant« gefunden hat, warum hat er das Interview dann nicht einfach damit begonnen? Die sozusagen ohne Not daherkommende Abgrenzung von jenem möglichen Eindruck, er könnte bloß *mitgelaufen* sein, legt es daher umgekehrt nahe, dass dies tatsächlich der eigentliche Grund war; entsprechend wiederholt Herr Baumann es an späterer Stelle mit einem gewissen Nachdruck noch einmal: »so ist man dazu gekommen also nicht […], weil man sacht irgendwie ist es ne Mode geworden«. Man kann das ›In-Mode-Kommen‹ insofern wie eine Chiffre verstehen für jene kommunikative Anschlussfähigkeit, welche Herr Baumann in seinem Studium und später im Beruf am Marathonlaufen entdeckt hatte. Und dass es für ihn die Eintrittskarte in das internationale Businessmilieu war, kann er eben nicht zugeben bzw. versucht diesem von ihm als möglich erachteten Eindruck vorzubeugen.

Entsprechend ist Herrn Baumanns Behauptung zum anderen auch schon sachlich nicht richtig. Nimmt man nämlich das Hintergrundwissen um die Marathonbewegung hinzu, so lässt sich feststellen, dass das Marathonlaufen um die Zeit, als Herr Baumann seine ersten beiden Marathons lief, schon längst zu einem Massenphänomen avanciert war. Zwar waren die Teilnehmendenzahlen, wie wir in Kapitel 2.6 gesehen haben, in den 1990er Jahren in der Tat rückläufig; gleichwohl wird in der einschlägigen Literatur spätestens für das Ende derselben Dekade schon eine »*second wave of running*« (Scheerder et al. 2015: 6, Hervh. i. O.) attestiert. Als Herr Baumann um 2000 herum also zum Marathonlaufen kam, befand er sich objektiv gesehen bereits mitten in dieser zweiten Marathonwelle, während das Marathonphänomen als solches schon rund drei Jahrzehnte alt war und eine hohe mediale

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Präsenz genoss. Insofern scheint es auch kaum vorstellbar, dass ihm das nicht zumindest annähernd bekannt bzw. präsent war. Dafür sprechen letztlich ja auch die Einschränkungen, die er bereits selbst vorgenommen hat: So zeigt das »glaube ich« bereits an, dass er sich gar nicht so sicher ist, ob das Marathonlaufen noch kein Modephänomen war. Und im »nich so in Mode« reproduziert sich das: Offenbar könnte er es genauso gut auch so darstellen, als sei es zumindest ›ein bisschen‹ schon in Mode gewesen.

Mit »ist ja witzig« versucht er sodann weiter, das Marathonlaufen motivational positiv aufzuladen, wobei dies weiter misslingt. Im Grunde wird es damit banalisiert, und die Begründung wirkt kindlich, während der Erzählmodus in die distanzierte Inszenierung wörtlicher Rede wieder mündet (»hab' ich gesacht«). Und mit »dann hat sich das einfach so ergeben«, das er dann auch noch mit der Ergänzung »als Ausgleich« wiederholt, ›bricht‹ der Positionierungsversuch dann endgültig zusammen; nicht nur wird das Marathonlaufen wieder zu etwas Kontingentem, Unerklärbarem, sondern es wird auch motivationsmäßig rationalisiert: denn Marathonlaufen ist objektiv immer schon mehr als ein Ausgleich.

Schauen wir uns nun noch die zweite Interviewstelle an, an der sich die bisher rekonstruierte Fallstruktur überprüfen und weiter anreichern lässt:

> **U. Baumann**: Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, man kann einen Marathon finishen? Dann hat man irgendwann äh so n Dickkopf auch und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen //mhm//. Einfach diese äh ähhh dieses Gefühl, ich hab's ja schon mal geschafft, ich werd's auch dieses Mal schaffen //Ja//. Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen und nichh ähhh einfach nur <klopft auf den Tisch> äh über die ähm äh körperliche Fitness //mhm//

Es handelt sich hier um eine Passage, der eine Frage des Interviewers nach dem Trainingsverhalten – speziell nach dem Trainingsaufwand und der Trainingssystematik – Herrn Baumanns vorausging. Diesbezüglich gab er an, dass er auf seinen ersten Marathon »gar nicht groß« sich vorbereitet habe; zwar habe er später »n bisschen professioneller« trainiert – worunter er vor allem organisatorische Dinge (»dass man vorher mal die Strecke abfährt und sieht: aha wo geht's denn lang?«; »wie sieht's aus mit der Verpflegung?«) sowie die Auswahl des Equipments verstand –, mündet aber letztlich in das Resümee, dass es trainingstechnisch bei ihm eher »einfach nachm Gefühl« zugeht. Mit anderen Worten: Bereits auf der Ebene der Trainingspraxis – soweit sich jedenfalls von seiner Erzählung darauf schließen lässt – bringt er eine ziemliche Distanz und Ambitionslosigkeit zum Ausdruck. Er ist, überspitzt formuliert, nicht etwa derart vom Marathonlaufen besessen, dass er Trainingsbücher liest, Trainingstagebücher schreibt und sich ambitionierte Zielzeiten setzt, sondern er tendiert seiner Darstellung nach in die Richtung, trainingsmäßig

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nur so viel zu tun, dass er gerade so über die Marathondistanz kommt (so belegte er bei einer Teilnahme in der M-M-W mit gerade noch durchschnittlichen 4:30 Stunden lediglich den 226. Platz).

Dass es ihm um die Bewährung durch bloße Bewältigung der Marathondistanz geht, drückt sich sodann auch im ersten Satz der oben aufgeführten Interviewpassage aus: »Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, man kann einen Marathon finishen«. In motivationaler Hinsicht impliziert das aber noch mehr. So kann man sich zum Beispiel eine Bio-Milch-Händlerin auf dem Wochenmarkt vorstellen, die den Wochenmarktbesucher*innen Kostproben ihrer Milch gibt und dies mit: »Ich glaube, was wichtig ist, dass man einfach mal merkt, es schmeckt auch besser« kommentiert. Es geht also darum, *vermittels konkreter Erfahrung* (bloßes Wissen oder bloße kognitive Kenntnisnahme reichten nicht aus, so die Unterstellung) *eine anders gelagerte Normalitätsannahme* (›Bio-Milch schmeckt nicht besser‹) *zu korrigieren*. Auf den faktischen Kontext bezogen wird damit unterstellt, dass die korrekturbedürftige Normalitätsannahme darin bestehe, dass »man« einen Marathon *nicht* »finishen« könne und diese sich nur dadurch korrigieren lasse, »dass man einfach mal« merke: man könne das doch. Was kurzum zähle, sei die Erfahrung *einer erfolgreichen öffentlichen Bewährung im Wettkampf*. Es geht also explizit nicht darum, eine Änderung bloß auf der Bewusstseinsebene hervorzurufen; denn dafür hätte es ja bereits ausgereicht, 20 oder 30 Kilometer *im Training* zu laufen; dann wüsste man: prinzipiell könnte man das. Und außerdem führen einem ja die vielen Laufenden ohnehin regelmäßig vor, dass das geht. Das ›Einfach-mal-Merken‹ hingegen schließt jegliches Training nachgerade aus. Daher werden das Training bzw. eine gründliche Vorbereitung, damit verbunden auch etwaige Probeläufe sowie eine gleichsam theoretische Beschäftigung mit dem (Marathon-)Laufen mit der getätigten Äußerung für weniger wichtig erachtet bzw. der sozusagen unmittelbaren Gelingenserfahrung unter realen Wettkampfbedingungen nachgeordnet.

Herr Baumann unterstellt damit folglich, dass es mit dem Marathonlaufen gleichsam erst so richtig losgehe, wenn »man«, und damit natürlich auch er gemerkt habe, dass »man« das könne, wenn also die erste offizielle Bewährungsprobe bestanden sei. Oder anders formuliert: Die ›Marathonkarriere‹ beginnt mit der ersten Marathonteilnahme; man könne trainieren und sich informieren, so viel man möchte, so die Implikation, aber das, worauf es letztlich *wirklich* ankomme, wenn man Marathon laufen möchte, sei zunächst einmal: es »einfach mal« zu tun. Das ist nun objektiv natürlich etwas, das man keinem Laufanfänger und keiner Laufanfängerin empfehlen würde. Ganz im Gegenteil: Gerade dann (aber natürlich auch im Allgemeinen), wenn es eine Grundunsicherheit dahingehend gibt, ob man einen Marathon bewältigen kann, würde man doch vernünftigerweise dazu raten, sich gründlich zu informieren und zu trainieren und gegebenenfalls auch einen medizinischen Check zu machen. Sich »einfach mal« in einen Wettkampf ›stürzen‹, wäre dagegen in einer solchen Situation so ziemlich das Unvernünftigste, was

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

man tun könnte. Daher kann Herr Baumann dies hier eigentlich nicht wörtlich meinen; zumal es zum einen eben keine Normalitätsvorstellung gibt, der zufolge man einen Marathon nicht finishen könne; vielmehr scheint mir, schaut man sich etwa Laufprosa, Medienberichterstattungen oder Trainingsliteratur zum Laufen an, ganz im Gegenteil die Normalitätsvorstellung zu gelten, dass *prinzipiell* jede(r) Marathon laufen könne, vorausgesetzt er bzw. sie trainiere eben genügend und passe seinen/ihren Lebensstil entsprechend an. Zum anderen hat Herr Baumann bislang aber auch eher den Eindruck hinterlassen, als wäre ihm das Laufen im Allgemeinen und das Marathonlaufen im Speziellen – zumindest, was die Physis angeht – nicht sonderlich schwergefallen; tatsächlich hat er eher eine gewisse physische Leichtigkeit an den Tag gelegt (»einfach mal einmal rumlaufen«, »einfach mal locker flockig«, »einfach mal mitgelaufen«), sodass es unwahrscheinlich scheint, dass er grundlegend daran gezweifelt hat, rein physisch dazu in der Lage zu sein, einen Marathon zu schaffen. Und schließlich ist er ja auch selbst faktisch keineswegs »einfach mal« einen Marathon gelaufen, sondern hat, wenn auch anscheinend nicht besonders viel bzw. ambitioniert, sich durchaus vorbereitet.

Was schließen wir daraus? Es scheint doch so, dass das ›Einfach-mal-Merken‹ einen Bedeutungsüberschuss transportiert: Meine Erklärung dazu wäre, dass es sich um eine idiosynkratische Wahrnehmung Herrn Baumanns handelt, die damit zusammenhängt, dass er eine Grundmotivation für das (Marathon-)Laufen eben *nicht* mitbringt; man muss die in der interpretierten Äußerung implizierte Vorstellung, man könne einen Marathon nicht finishen, so lesen, dass es dabei eben *nicht um ein physisches Problem* bzw. einen auf seine physische Fähigkeit bezogenen Zweifel, einen Marathon nicht finishen zu können, geht, sondern um ein *motivatorisches, um ein Motivationsproblem*. Herr Baumann gehört *nicht* zu denjenigen, die sich das als eine Art magisches Ziel (formuliert in Anlehnung an Wolfgang Lenzens Buch »Magische Ziele« [2007]) gesetzt und es mit Engagement und Ambition zu erreichen versucht haben. Stattdessen fand er am Marathonlaufen selbst von Beginn an nichts, ist aber aus Gründen des ›Mitlaufens‹ bzw. Dazugehörens dennoch mitgelaufen; und insofern ist seine erste erfolgreiche Marathonbewältigung für ihn subjektiv als der wesentliche Schritt repräsentiert, infolgedessen er zum Marathonlaufen gekommen ist: Die erste Marathonteilnahme hat ihm gezeigt, dass es möglich ist, einen Marathon zu laufen, auch wenn man eigentlich keine Lust darauf hat. Entsprechend spielt die Frage »Möchte ich überhaupt einen Marathon laufen?« in seiner Darstellung erneut keine Rolle; dass es sein muss, ist erneut bereits gesetzt. Und es ist entsprechend auch schon gesetzt, dass es nach dem ersten erfolgreichen Marathonfinish quasi-automatisch weitergeht. Es ist daher auch eben *nicht* so, wie die Analyse der an die soeben interpretierte Äußerung anschließenden Sequenz sogleich zeigen wird, dass die erste Erfahrung des Marathonfinishens zu einer tiefgreifenden Transformation der Motivationsstruktur Herrn Baumanns geführt hat, in dem Sinne, dass er danach seine Begeisterung dafür dann doch

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

noch entdeckt hätte; vielmehr bleibt seine Haltung zum Marathonlaufen selbst ambivalent; er hat sich diese Praxis nicht angeeignet, hat darin letztlich keine echte Erfüllung gefunden. Was ihn weiter laufen lässt, ist eben nicht das Laufen selbst, sondern es sind die damit verbundenen Effekte auf der sozialen Ebene bzw. der Ebene beruflicher Vernetzung.

Herr Baumann fährt folgendermaßen fort: »Dann hat man irgendwann äh so n Dickkopf auch und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen«. Der Anschluss lautet also nicht etwa: »Und ich fand das dann so toll im Wettkampf, dass ich es gleich nochmal machen wollte«. Damit hätte Baumann tatsächlich eine tiefgreifende Transformation seiner Motivationsstruktur zum Ausdruck gebracht. Die tatsächliche Äußerung hingegen beginnt mit einer grundlegenden Skepsis in Bezug auf die eigene Laufpraxis. Denn der »Dickkopf« verweist ja auf einen Charakterzug, der strukturell darin besteht, dass die so disponierte Person gegenüber Ratschlägen, Empfehlungen oder Ermahnungen gleichsam notorisch resistent sich zeigt und etwas *trotzdem* macht. Dickköpfige Menschen verfolgen damit auch von vornherein *fragwürdige* Ziele; daher ist Dickköpfigkeit bzw. Dickköpfig-Sein sozial auch negativ konnotiert. Kontrastiv dazu handeln ›Hartnäckige‹ oder ›Ehrgeizige‹ zwar auch gegen Widerstände; aber sie tun es im Hinblick auf je *erstrebenswerte* Ziele, was entsprechend mit einer positiven sozialen Konnotation einhergeht. Herr Baumann versucht hier also tatsächlich seine Motivation zu benennen und damit verbunden zu kennzeichnen, was die Bewährungserfahrung im Kontext seines ersten Marathons mit ihm gemacht hat (»dann hat man irgendwann…«). Aber es gelingt ihm nicht: Weder kann er das Motivationale adäquat artikulieren (es ist auch nicht entsprechend gerahmt), noch kann er, obschon er es versucht, seine Laufpraxis als durchweg positiv würdigen. Stattdessen drückt sich ihr gegenüber eine ambivalente Haltung durch. Denn mit der Rede vom Erreichen im anschließenden »und weiß, dass man es ja schon mal erreicht hat« ist tatsächlich ein *erstrebenswertes*, positiv besetztes Ziel angesprochen – man kann nicht wohlgeformt davon sprechen, etwas *erreicht* zu haben, wenn es sich objektiv um etwas Banales oder eben Nicht-Erstrebenswertes handelt. Einen Marathon gefinisht zu haben, scheint für Herrn Baumann also tatsächlich motivational positiv besetzt zu sein. Das ist etwas, was ihn, im Gegensatz zum Laufen selbst, zu ›ziehen‹ vermag, und es liegt nahe, dass es an der Anerkennung liegt, die er im Wettkampf und über diesen hinaus dafür bekommen hat. Darin besteht also die Ambivalenz: Das Laufen selbst reizt ihn nicht, er hat in dieser Hinsicht ein Motivationsproblem; hingegen sind der Status als Marathonläufer und die Teilhabe an der Anerkennung, die man als solcher bekommt, für ihn wichtig und in motivationaler Hinsicht eigentlich ausschlaggebend.

Das »schon mal erreicht« ist nun eine in sich merkwürdige Formulierung. Nehmen wir zum Beispiel an, das Ziel bestünde darin, den Mont Blanc (MB) zu besteigen. Wurde der MB bestiegen, so ist dieses Ziel erreicht worden, und damit hat es

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich erledigt. Daher kann man zwar sagen, man habe das »schon erreicht«, aber nicht »schon mal erreicht« (wenn es sich um ein *Zwischen*ziel handelt, geht das, aber das ist hier ja nicht der Fall). Denn Letzteres unterstellt ja, man könnte *ein und dasselbe* Ziel noch einmal erreichen, was allerdings logisch und praktisch unmöglich ist; ein Ziel, das erreicht worden ist, ist nun mal erreicht worden, und alle weiteren Ziele sind *neue* Ziele, selbst dann, wenn man, um im obigen Beispiel zu bleiben, den MB *nochmal* besteigen möchte; das neue Ziel lautet dann eben: den MB *nochmal* zu besteigen. Folglich handelt es sich um eine ungrammatische Formulierung; »schon mal *geschafft*« wäre demgegenüber passend, geht es dabei doch um die Unterbeweisstellung einer *Fähigkeit*, was sich freilich wiederholen lässt und ja auch schon sequenziell naheliegt, weil es zuvor eben genau darum auch ging (»*kann* einen Marathon finishen«) und nicht um Zielerreichung. Insofern scheint es so, als wollte Herr Baumann eigentlich »schon mal geschafft« sagen, wobei ihm jedoch das »erreicht« ›dazwischen gerutscht‹ ist. Es handelt sich also um einen Versprecher; was bedeutet dieser?

Im inneren Kontext betrachtet kann das Ziel für Herrn Baumann nur gewesen sein, zu merken, dass er »einen Marathon finishen« kann. Folglich wird dieses Ziel nun förmlich als ein auf Dauer gestelltes bzw. immer neues Ziel *imaginiert*, so, als wäre jede neue Marathonteilnahme wie die allererste, als wäre es immer wieder die erste Bewährung, die erste Krise und eine Routinisierung unmöglich. Das Ziel wird nie zu einer Selbstverständlichkeit. Damit wird das Marathonlaufen aber auch im Grunde nie zu etwas innerlich Identitätsbedeutsamem; es gibt keine Entwicklung, keine neuen Ziele (schneller und/oder weiter laufen, für bestimmte Wettbewerbe qualifizieren usw.). Und warum imaginiert es Herr Baumann so? Das kann nur daran liegen, dass sich ihm jedes Mal eben auch das Motivationsproblem neu stellt. Es geht gerade nicht um die Unterbeweisstellung einer Fähigkeit, auf die er intentional eigentlich abstellen wollte, aber ihm eben anstelle des »schon mal geschafft« das »schon mal erreicht« unterlaufen ist. Dass dies seine Intention war, sieht man entsprechend auch an der Anschlussäußerung: »und dann wird man's auch beim nächsten Mal schaffen«. Und bezeichnenderweise ist das »nächste Mal« für ihn bereits gesetzt: Sobald der erste Marathon bewältigt wurde, geht es wie automatisch weiter, und dennoch stellt sich die Frage nach der Motivation gleichsam immer wieder aus Neue. Die entscheidende Frage ist immer wieder: »Werde ich mich noch einmal dazu motivieren können, einen Marathon zu laufen?«.

Nach einer Wiederholung der vorherigen Formel in nunmehr etwas variierter und korrigierter Form (»einfach diese äh ähhh dieses Gefühl, ich hab's ja schon mal geschafft, ich werd's auch dieses Mal schaffen«), unterläuft Herrn Baumann sodann ein weiterer motivationsstrukturell instruktiver Versprecher. Er sagt: »Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«. Was er *eigentlich* sagen wollte, scheint klar, nämlich: »Der Marathon wird ja dann im Kopf *entschieden*«. Hierbei handelt es sich um eine in Sportkontexten gebräuchliche Redeweise (»Das Fußballspiel/das Ren-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

nen wird im Kopf entschieden«), mit der im übertragenen Sinne zum Ausdruck gebracht wird, dass das Entscheidende auf der mentalen Ebene stattfindet; was zählt, ist die jeweilige Einstellung bzw. Haltung, nicht die körperliche Konstitution. Mit »im Kopf gewonnen« unterläuft Herrn Baumann hingegen ein erneuter Versprecher, denn zuvor ging es ihm ja noch ausdrücklich bloß ums Finishen, zumal er mit seiner tendenziell unterdurchschnittlichen Marathonzeit von rund 4:30 Stunden offenkundig auch objektiv eindeutig kein Anwärter auf einen der vorderen Plätze ist. Einen Marathon zu gewinnen, liegt also nicht nur außerhalb seiner expliziten Ambition, sondern auch schlicht außerhalb seiner Leistungsfähigkeit.

Insofern müssen wir darauf schließen, dass es sich wieder um eine Phantasie handelt, die sich hier durchdrückt, genauer gesagt: um eine Größenphantasie. Herr Baumann imaginiert das Finishen als Sieg; faktisch kommt er vielleicht irgendwo am unteren Ende des Mittelfeldes ins Ziel, aber »im Kopf« gewinnt er wörtlich genommen immer. Nicht nur ist es also immer wieder die erste Bewährung, die erste Bewährung ist vielmehr auch immer gleich ein Sieg. Das nun ist freilich ein größtmöglicher Kontrast zum Finishen und auch zum Mitlaufen. Im Grunde imaginiert sich Herr Baumann damit als Überflieger, der gleich beim ersten Marathonwettkampf einen Sieg erläuft. Das, was er also faktisch nicht ist, ist er in seiner Phantasie und das, was er ist, ist er in seiner Phantasie nicht. Folglich liegt es nahe, dass die Gewinnphantasie als Größenphantasie das Mitlaufen bzw. die Faktizität kompensiert: Während das Mitlaufen auf eine Autonomieproblematik auf persönlichkeitsstruktureller Ebene verweist und die faktische Leistungsfähigkeit des Interviewees sich im unteren Mittelfeld bewegt, scheint er sich in seiner Phantasie als ›Siegertyp‹ zu imaginieren. Mit anderen Worten: Die Größenphantasie ermöglicht es ihm weiterzulaufen, obwohl er objektiv offenkundig weder ein Überflieger ist noch überhaupt eine innere Bindung zum (Marathon-)Laufen als solchem hat. Kurz: Faktisch siegt er nur über sich selbst, indem er sich zu etwas zwingt, was ihm offenkundig keinen Spaß macht.

Darüber hinaus ist festzuhalten, dass die Gewinnphantasie zwar auch eine starke Leistungs- bzw. Erfolgs- und Konkurrenzorientierung zum Ausdruck bringt, diese jedoch eben nur latent verbleibt und Herr Baumann letztlich auch dazu keine klare Haltung einnehmen kann. Vor dem Hintergrund seiner herausgehobenen beruflichen Position, des beruflichen Milieus, dem er angehört und seines Ausbildungshintergrundes verwundert dies freilich sehr, hätte man doch gerade bei jemandem wie ihm damit gerechnet, das eine starke Leistungsorientierung nicht nur vorhanden ist, sondern auch gleichsam offensiv bzw. bereitwillig nach außen getragen und repräsentiert wird, nach dem Motto: »Ich bin einfach ein sehr leistungsorientierter Mensch«. Genau das jedoch scheint nicht der Fall zu sein; Herr Baumann scheint vielmehr auch dazu eine eher ambivalente Haltung zu haben bzw. sich nicht vollständig als besonders leistungsorientierter Mensch identifizieren zu können. Wir

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

werden nun noch einen (flüchtigen) Blick darauf werfen, wie es direkt nach der eben interpretierten Passage weitergeht:

> **U. Baumann:** da gibt's auch Situationen, wenn man dann sacht »jaa warum tut man sich das an« äh sonntagsmorgens irgendwie um sieben Uhr aufzustehen, irgendwie <holt Luft> äh mitunter auch im Herbst bei bei ähhm äh sehr kaltem Wetter //mhm// oder dann mitten im Regen irgendwie durch n- durch die Städte laufen äh damals in München war das ähhhhh war das irgendwie der falsche Sport für die Stadt. Da war kaum jemand an der Strecke. Nicht wie in Berlin, wie in Hamburg oder so //mhm// ähm da sacht man auch »warum tut man sich das eigentlich an?«

Zum einen sieht man schnell, dass sich die ambivalente Haltung zum Laufen reproduziert: »warum tut man sich das an«. Es wird erneut deutlich, dass Herr Baumann keine Grundmotivation fürs (Marathon-)Laufen an sich mitbringt. Und auch die Ambivalenz in Bezug auf seine Leistungsorientierung reproduziert sich. Schließlich würde jemand, der klar in hohem Maße leistungsorientiert und von der Sache selbst her motiviert ist und eben weiß, ›warum er sich das antut‹, sich genau das niemals fragen. Viel eher würde doch die Herausforderung betont werden, nach dem Motto: »Da braucht man viel Disziplin, Ehrgeiz und Durchhaltevermögen«. Entsprechend würden auch das kalte Wetter oder der Regen eher nicht als Hindernisse dargestellt, sondern wiederum als Herausforderungen, an denen »man wächst« bzw. »wachsen kann«, ganz im Sinne des Spruchs: »Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung«. Offensichtlich jedoch kann sich Herr Baumann mit all dem nicht identifizieren; für ihn ist es eine Plage; eine Plage gleichwohl, der er, und auch das reproduziert sich ebenfalls weiterhin, förmlich machtlos ausgeliefert ist. Denn die Frage »warum tut man sich das an« stellt er sich in seiner Darstellung ja *in der jeweiligen Situation*, während er also *trotzdem* bereits läuft.

Mit »damals in München« wird sodann eine weitere negativ besetzte Situation angekündigt, die auf Herrn Baumann wohl besonders demotivierend gewirkt hat und ihm daher in Erinnerung geblieben ist: »da war kaum jemand an der Strecke«. Mit anderen Worten: Das Demotivierende bzw. negativ Besetzte bestand darin, dass *die Bühne gefehlt hat*. Von hieraus erklärt sich dann auch »der falsche Sport für die Stadt«: Damit ist unterstellt, dass die Münchner*innen kein Interesse am Marathon gehabt hätten und der kehrseitig ›richtige Sport‹ für sie ein anderer gewesen wäre, nach dem Motto: »Hätte ich das gewusst, wäre ich nicht Marathon gelaufen, sondern hätte Fußball gespielt«. Entscheidend ist nicht die Aktivität, sondern die Frage, was anerkannt und gefragt ist, ja worin man eben *gebraucht* wird. Mit dem Resümee »da sacht man auch ›warum tut man sich das eigentlich an‹« wiederholt Herr Baumann schließlich sein Motivationsproblem, das wiederum in der Situation ›aufpoppt‹. Damit ist klar, dass der Bühnenaspekt eine wichtige motivationale Rolle für

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Herrn Baumann spielt, und es liegt auf der Hand, warum das so ist: Ohne die direkte öffentliche Anerkennung reduziert sich die Laufpraxis eben vor allem auf das bloße für und gegen sich Laufen – auf alles das kurzum, was Herrn Baumann motivational gerade nicht zu fesseln vermag, weil es ihm vielmehr um Zugehörigkeit geht.

Wir wollen an dieser Stelle einen Punkt machen und uns im nächsten Abschnitt insbesondere der Frage nach dem Verhältnis von Marathonlaufen und beruflicher Praxis Herrn Baumanns zuwenden. Bisher ist deutlich geworden, dass der Kern seiner latenten Motivationsstruktur im Mitlaufen besteht; worum es Herrn Baumann eigentlich geht, ist das Dazugehören und Anerkannt-Werden, und zwar nicht nur als Teil der Marathon-Community, sondern darüber auch als Teil eines internationalen Businessmilieus, wozu im Übrigen ja auch gut passt, dass Marathonläufe in Großstädten auf der ganzen Welt stattfinden und viele Marathonlaufende entsprechend auch viel reisen, um an Wettkämpfen teilzunehmen, wie etwa Musiker*innen gleichsam, die »auf Tour« gehen. Am (Marathon-)Laufen als solchem hat Herr Baumann hingegen nichts; er hat sich diese Praxis nicht angeeignet, sodass deren Identitätsbedeutsamkeit bis zum Interviewzeitpunkt letztlich eine bloß äußere verblieben ist, weil das eigentlich Motivierende sozusagen außerhalb der Laufpraxis selbst liegt. Und die grundlegende Positionslosigkeit ist eine Folge bzw. ein konstitutiver Aspekt des Mitlaufens, denn das Mitlaufen verlangt geradezu, sich nicht an eine Sache zu binden; entscheidend sind eben das Dazugehören und die Anerkennung. Entsprechend kann man sich auch nicht zur Positionslosigkeit bekennen, wäre damit doch eine Abweisung von Autonomiefähigkeit verbunden, was es wiederum grundsätzlich erschwert, Position zu beziehen bzw. über Motivation überhaupt zu sprechen. Möglicherweise kompensiert die Größenphantasie Herrn Baumanns denn auch genau diesen Umstand.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Motivationsstruktur Herrn Baumanns in typologischer Hinsicht von der Herrn Greipels unterscheiden: Denn auf den ersten Blick könnte man ja sagen, dass auch Herr Greipel bloß mitläuft, weil es ihm schließlich irgendwo auch um Zugehörigkeit und Anerkennung geht. Gleichwohl fehlt bei ihm die Ambivalenz und dominiert die Inszenierungslogik; zudem bezieht er das Laufen explizit funktional auf den Beruf. Er ist eben jemand, der sich das Marathonlaufen als einen ›Sport der Eliten‹ ohne Probleme ›auf die Fahne‹ schreiben kann; ihm geht es darum, sich damit als außergewöhnlich darzustellen und damit auch Erfolg zu haben. Dies ist Herr Baumann nicht möglich: Er kann damit weder angeben, noch geht es ihm um Selbstinszenierung. Während es Herrn Greipel zuvorderst um etwas geht, was man als Image-Work bezeichnen könnte, möchte Herr Baumann vielmehr direkte soziale Anerkennung durch konkrete Gegenüber erfahren und damit zu einer konkreten Gruppe gehören; deswegen waren es immer konkrete Personen, mit denen er mitgelaufen ist und deswegen hat ihm auch das Publikum an der Strecke in München gefehlt. Das Marathonlaufen ermöglicht ihm

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zugehörigkeit, in Folge derer er sich als gebaucht fühlen und seine, wie mir scheint, genau auf dieses Element bezogene Bewährungsfigur insofern gleichsam ausleben kann; Herr Greipel hingegen möchte schlicht als großartig gelten.

c) (Marathon-)Laufen und berufliche Praxis

> **I:** Gut, und ähm wie sieht es mit der Leistungsfähigkeit aus ähm würden Sie sagen, da gibt es für Sie irgendwie einen Zusammenhang, vielleicht irgendwie von der Persönlichkeit her, dass Sie sagen, ich bin besonders leistungsorientiert und ähm dass das irgendwie auch etwas mit dem Marathonlaufen zu tun hat generell o- oder ähm?

An dieser Interviewstelle wird vom Interviewer ein neues Thema eingeläutet, das zunächst mit »Leistungsfähigkeit« überschrieben ist. Damit wird die Frage »Was kann der Interviewee leisten?« fokussiert, sein Leistungsvermögen kurzum. Gleichwohl zeigt sich sodann, dass es dem Interviewer eigentlich um etwas anderes geht, um die Leistungs*orientierung* nämlich. Und die damit verbundene Aufforderung (»würden Sie sagen…«) an Herrn Baumann ist, sich dazu zu verhalten, ob bzw. inwieweit er zum einen »von der Persönlichkeit her« – also im Sinne einer Charaktereigenschaft – sich als »besonders leistungsorientiert« einschätzen würde und zum anderen, ob bzw. inwieweit diese besondere Leistungsorientierung in einer Beziehung zu seiner Marathonpraxis steht. Beide Stränge muss er in seiner Antwort bedienen.

Herr Baumann ist damit nun freilich vor eine recht große Aufgabe gestellt, denn er kann jetzt nicht mehr auf eine biographische Erzählung ausweichen, sondern muss die eingeführte Thematik auf einer quasi-theoretischen Ebene bearbeiten. Im Grunde wird er hier mehr oder weniger direkt mit der Motivationsfrage konfrontiert. Vor dem Hintergrund der bisherigen Interpretation ist man von daher nun gespannt, wie er damit umgeht, hat er es doch bisher eher vermieden, direkt über seine Motivation zu sprechen und eine ambivalente Haltung zum Laufen und zu seiner Leistungsorientierung zum Ausdruck gebracht. Er beginnt seine Antwort folgendermaßen:

> **U. Baumann:** Glaub ich schon //mhm//, glaub ich schon ähm (.) <schluckt> und zwar warum?

Zunächst fällt auf, dass Herr Baumann keine Sekunde zögert oder ›schwimmt‹. Das »Glaub ich schon« kommt prompt. Zugleich heißt es aber auch nicht etwa: »ja, das ist so«. Damit wäre auf Basis einer bereits gewonnenen Erkenntnis über sich selbst eine explizite Zustimmung zur Interviewerfrage zum Ausdruck gebracht. Das »glaub ich schon« ist in dieser Hinsicht reservierter: Zum einen fehlt das Moment der expli-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ziten Zustimmung; es ist nicht: »Ja, glaub ich schon«. Und zum anderen impliziert die spezifische Formulierung ein verhalten-defensives Moment. Wenn zum Beispiel ein Therapeut seinen Klienten fragt: »Würden Sie sagen, Sie sind ein guter Vater?« und der Klient mit »glaub ich schon« antwortet, dann reagiert dieser defensiv auf den in der Frage implizierten Zweifel, es könnte unter Umständen anders sein. Zugleich bleibt diese Reaktion aber verhalten; es ist nicht: »Ja, auf jeden Fall, was unterstellen Sie mir?«. Zwar handelt es sich beim *Glauben* um eine gereifte Überzeugung (etwas lediglich Hypothetisches wäre mit »*denke* ich schon« angezeigt), was im Übrigen auch einen bereits erfolgten Reflexionsprozess voraussetzt, aber es ist eben kein *Wissen*; es bleibt offen, ob die Überzeugung der Realität entspricht. Das ist auch beim »ich glaube schon« der Fall, allerdings würde das des defensiven Moments entbehren: »Fängt das Konzert heute um 20 Uhr an?«. Antwort: »Ich glaube schon«. Hier stellt das »schon« lediglich eine Bestätigung der zuvor geäußerten Vermutung des/der Fragenden dar.

Herr Baumann stimmt also zum einen dem Interviewer zu und bestätigt, dass er besonders leistungsorientiert ist; zum anderen bestätigt er aber auch, dass es von da aus einen Zusammenhang zum Marathonlaufen gibt; anderenfalls müsste er es noch spezifizieren. Gleichwohl ist die Art und Weise der Bestätigung eine bloß verhalten-defensive. Zwar kontert Herr Baumann den in der Frage enthaltenen Zweifel und kommuniziert damit, dass es ihm wichtig ist, dies gleichsam zu Protokoll zu geben; aber er hängt das zugleich nicht ›an die große Glocke‹ bzw. vertritt es nicht besonders entschieden; ja, im Grunde mutet seine Reaktion eher bescheiden und aufgrund des Weglassens einer expliziten Bestätigung geradezu eingeständnis- bzw. bekenntnishaft an, nach dem Motto: »Ich gebe es ungern zu, aber es ist so«. Daher können wir sagen, dass sich hier die Ambivalenz Herrn Baumanns gegenüber seiner Leistungsorientierung reproduziert: Er kann sich das nicht ›auf die Fahne‹ schreiben und eine positive Haltung dazu einnehmen, was, wie schon erwähnt, angesichts seines Ausbildungshintergrundes, des beruflichen Milieus, dem er angehört und der hohen beruflichen Position, die er bekleidet, sehr erklärungsbedürftig erscheint, würde man doch zumindest erwarten, dass er keine Reserviertheit in Bezug auf ein besonderes Leistungsstreben hat und da auch in der Außendarstellung gleichsam hinter steht, zumal er ja objektiv nun mal Marathon läuft und Manager ist. Beides kann er letztlich nicht positiv vertreten.

In jedem Fall gibt es nun Erläuterungsbedarf. Herr Baumann muss darauf eingehen, was es mit seiner Leistungsorientierung auf sich hat und in welcher Beziehung diese zu seiner (Marathon-)Laufpraxis steht. Doch offensichtlich kommt das nicht sofort: Herr Baumann wiederholt das »glaub ich schon«, was seine Bestätigung bekräftigt, zugleich jedoch anzeigt, dass er Probleme hat, das weiter auszuführen, was sich im Anschluss auch bestätigt: er muss sich sortieren, pausiert und schluckt. Das kann nun nicht einfach damit zu tun haben, dass ihm die zugrundeliegende Thematik nicht vor Augen steht. Denn er hat ja zuvor schon signalisiert, dass

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ein Reflexionsprozess bereits erfolgt sei. Daher kann es sich nur um ein Formulierungsproblem handeln: Er weiß nicht, wie er es ausdrücken soll bzw. hat Schwierigkeiten, offen darüber zu sprechen. Anders gesagt: Er hat Schwierigkeiten, offen über seine Motivation zu sprechen, womit es sich letztlich reproduziert, dass dies bei ihm regelrecht widerstandsbehaftet ist.

Der Anschluss »und zwar warum?« bezieht sich nun *nicht* auf den Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsstruktur und Marathonlaufen, sondern auf das »glaube ich schon«; anderenfalls hätte es ja »und zwar *wie?*« heißen müssen, also bezogen auf die Frage: »wie sieht der Zusammenhang aus?«. Insofern stellt sich Herr Baumann die Frage: »warum glaube ich das?«. Dies nun hebt sein Formulierungsproblem auf eine gleichsam höhere Stufe: Offenbar kann er seine Überzeugung nicht einfach erläutern und verkörpern (»Also klar, ich bin einfach sehr leistungsorientiert, war ich schon immer, deshalb habe ich ja auch den Job hier, und das Marathonlaufen ist da eine gute Ergänzung«); vielmehr sucht er jetzt regelrecht nach einer *Erklärung* dafür, im Sinne einer Rekonstruktion. Er hat die Gewissheit, dass er besonders leistungsorientiert ist und dass dies mit seiner Marathonpraxis zusammenhängt, aber das reicht ihm nicht aus; er ›beugt‹ sich somit förmlich über sich, macht seine Gewissheit zu einem Rätsel. Freilich ist er von der Interviewerfrage her auch aufgefordert worden, auf einer gleichsam theoretischen Ebene über seine Leistungsorientierung und deren Bezug zu seiner Laufpraxis zu sprechen; aber darauf bezieht sich »und zwar warum«, wie gesagt, nicht. Und außerdem bestand die Aufforderung ja primär darin, sich dazu zu *verhalten*, aber nicht, das auch gleichsam selbstrekonstruktiv zu *begründen*. Zugleich inszeniert Herr Baumann mit der Frage in der konkreten Situation Souveränität, als müsste er es nur noch ausführen (»und zwar«), wobei ja klar ist, dass er das nicht ohne weiteres kann. Er hätte ja auch »hm, warum eigentlich?« sagen und sein Formulierungsproblem auf diese Weise nicht kaschieren, sondern authentisch verkörpern können oder hätte auch die Möglichkeit gehabt, mit seinen Ausführungen umstandslos zu beginnen, ohne eine explizite Rahmung. Es handelt sich daher auch nicht um eine rhetorische Frage, denn diese würde unterstellen, dass das sodann zu Explizierende allen Beteiligten zumindest im Prinzip klar sei, was im vorliegenden Kontext aber nicht der Fall ist.

Herr Baumann tritt hier also im Grunde wie ein Theoretiker seiner selbst auf – eine Figur, die ein Stück weit an den Interviewanfang erinnert (»wie bin ich zum Laufen gekommen? […] wahrscheinlich […] über die Leichtathletik«) und auch in diesem Kontext eine ähnliche ›Funktion‹ zu erfüllen scheint: Anstatt sich zu seiner Motivation einfach zu verhalten und seine Leistungsorientierung und deren Bezüge zum Marathonlaufen positiv zu vertreten bzw. sich dazu überhaupt klar zu positionieren, begibt sich Herr Baumann sozusagen erneut ›ins Krähennest‹ und wird zum vermeintlich unbeteiligten Beobachter, der gleichsam bloß Hypothesen über

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

sich selbst anstellt, aber nicht als autonome Person Stellung bezieht. Und das geht auch so weiter:

> **U. Baumann**: Ähm man muss sich für einen Marathon oder sollte sich zumindest ähm äh regel- äh regelmäßig äh ffffür vorbereiten. Das bedarf ner gewissen Disziplin eben auch bei schlechtem Wetter rauszugehen, ja? Wenn man sacht »ich kann eben nur am Wochenende trainieren« ähm ja und wenn's regnet, dann dann äh geht man auch bei Wind und Wetter laufen, das ergibt sich irgendwann äh wenn man läuft ja? Äh irgendwann ist man eh nassgeschwitzt, wenn dann noch Regen dazu kommt //mhm//, ist auch egal. Äh man muss sich am Anfang n bisschen überwinden ähm man muss sich durchbeißen, man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin

Wir können nun schneller interpretieren. Man sieht, dass er gleichsam immer weiter wegdriftet von einer autonomen Positionierung. Erneut wird durchweg das distanzierte »man« verwendet; es bleibt bei einer Selbstbeobachtungsperspektive. Entsprechend ist die Begründungslogik subsumtiv: Herr Baumann argumentiert nicht etwa, dass er eine leistungsorientierte Persönlichkeit sei und dass dies mit den Anforderungen, die das Marathonlaufen mit sich bringe, korrespondiere, sondern er dreht das Ganze deduktiv um, nach dem Motto: »Mit dem Marathon sind diese und jene Anforderungen verbunden. Dafür benötigt man bestimmte Eigenschaften/Fähigkeiten. Ich laufe Marathon. Also bringe ich diese Eigenschaften/Fähigkeiten mit«. Mit anderen Worten: Sein faktisches Marathonengagement dient Baumann als Beleg dafür, dass er über bestimmte leistungsbezogene Eigenschaften verfügt, aber an keiner Stelle sagt er: »Ich bin das«. Mit »das ergibt sich irgendwann äh wenn man läuft« mündet er vielmehr wieder in einen Automatismus, den er seiner Darstellung zufolge, während er bereits läuft, bloß registrieren, nicht aber kontrollieren kann.

Herr Baumann kann sich – entgegen seiner Intention – also nicht positiv mit seiner Leistungsorientierung identifizieren. Zugleich gibt es aber auch keine explizite Distanzierung davon; es ist eben eine innere Ambivalenz. Davon ab stellt sich aber auch die Frage, inwieweit es bei dem von ihm Benannten überhaupt um eine besondere Leistungsorientierung geht. Jedenfalls betont er mit dem Rekurs auf »Disziplin« lediglich die *Aufwandsseite* von Leistung; die Rede ist nicht etwa davon, besser zu sein als andere – oder zumindest als man selbst; es geht auch nicht darum, seine »Grenzen zu erweitern« oder Ähnliches. Es geht, salopp gesagt, lediglich ums Einstecken, ums Erleiden, wobei letztlich eben auch das nicht als etwas zum Ausdruck gebracht ist, was den Interviewee in irgendeiner Form ›zieht‹ und ans Laufen bindet, nach dem Motto: »Das ist halt das, was ich gut kann. Es reizt mich, mich selbst zu überwinden, durchzuhalten« etc. Und davon ab ist die Betonung des Disziplinierungsmomentes selbst eine reservierte: Aus »man *muss* sich für einen Ma-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

rathon […] regelmäßig […] vorbereiten«, wird bloß »*sollte* sich zumindest […]«. Weder ist es also etwas Zwingendes, noch ist es etwas, dem er selbst in seiner Praxis entspricht. Und überhaupt ist »regelmäßig vorbereiten« im Grunde ziemlich banal; sich regelmäßig vorbereiten muss man sich im Grunde schon für den allwöchentlichen Spieleabend. Stattdessen hätte man doch erwartet, dass eher so etwas kommt wie, dass man »hart trainieren« oder »hart arbeiten« müsse; das hätte wenigstens das Arbeitsmoment positiv hervorgehoben. Und auch das »*gewissen* Disziplin« ist bereits stark relativierend; es mutet eher wie ›ein bisschen dranbleiben‹ an. Das reproduziert sich dann auch im »man muss sich *n bisschen überwinden*«. Kurz: Herr Baumann ›stochert‹ wieder ›im Nebel‹.

Gleichwohl wird er sodann fündig: Mit »man muss sich durchbeißen, man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin« findet er eine Formel, welche immerhin die Leistungsethik des Erleidens deutlich hervorkehrt. Allerdings ist es weiterhin nicht als Begründung formuliert, Marathon zu laufen bzw. von Herrn Baumann nicht explizit als etwas zum Ausdruck gebracht, über das *er* verfügt und was *ihn* motiviert. Es bleibt eben bloß ein tatsächliches Erleiden.

Das ist – um das nochmal herauszustellen – ein anderes Erleiden, als wenn jemand Marathon läuft und sich überwinden muss und Schmerzen in Kauf nimmt, alles das jedoch zugleich auch als eine erstrebenswerte Herausforderung rahmt und sich als Leistung positiv zurechnet. Diese Struktur haben wir ja tatsächlich in den anderen beiden Fällen gut sehen können: Sowohl Herr Gerken als auch Herr Greipel konnten sich das Erleiden positiv als Leistung zurechnen und als eine Herausforderung rahmen, der sie grundsätzlich positiv gegenüber stehen, auch wenn das Laufen als solches auch für sie keine Leidenschaft war. Für Herrn Baumann hingegen ist es nicht nur keine Leidenschaft, sondern er kann allem Anschein nach auch dem *Erleiden als Herausforderung* nicht viel abgewinnen; das Erleiden ist wirklich nur ein Erleiden.

Schauen wir uns noch an, wie Herr Baumann seine Ausführungen zum Abschluss bringt. Es geht zunächst weiter mit:

> **U. Baumann:** und das sind sicherlich auch Eigenschaften, die man im Management braucht () um sich da durchzubeißen mh man weiß ganz genau ja ähm es gibt auch mal Rückschläge, wenn man irgendwie Projekte bearbeitet, für eigene Ideen kämpft ähm <holt Luft> Koalitionen bilden muss, auch mal Sachen durchboxen muss

Vom inneren Kontext her etwas überraschend, wechselt jetzt der Sachbezug auf das Management. Natürlich lautet das Hauptthema des Interviews »Marathon und Arbeit«; nichtsdestotrotz ging es an der konkreten Sequenzstelle ja aber eigentlich um die Frage, ob Herr Baumann sich als leistungsorientiert versteht und ob bzw. wie dies möglicherweise mit seiner Marathonpraxis zusammenhängt. Insofern kann

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

man daraus schließen, dass er dadurch weiterhin seine Persönlichkeit gleichsam ausklammert; es reproduziert sich die Argumentationslogik, nicht etwa erst von seiner Persönlichkeit auszugehen (»Wie bin ich? Und wie passt das zum Marathonlaufen und zu meinem Beruf?«), sondern umgekehrt von der jeweiligen Praxis auf sich zu deduzieren (»Ich laufe Marathon und bin Manager, also bin ich leistungsorientiert usw.«).

Besonders interessant ist nun Herrn Baumanns Deutung managementtypischer Persönlichkeitseigenschaften. Denn »Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin« sind objektiv betrachtet tatsächlich genau das nicht: managementtypisch. Natürlich ist es immer irgendwo gut, auch über solche Eigenschaften zu verfügen. Aber das gilt im Grunde für alle Berufe und ist nichts Managementtypisches. Dasselbe gilt auch für das Durchbeißen; das ist nicht das, was den Manager*innen-Beruf im Kern ausmacht. Gemeinsam ist all diesen Eigenschaften, dass sie nicht etwa auf Handlungsmöglichkeiten abstellen, sondern umgekehrt in besonderer Weise auf Restriktionen bzw. Widerstände fokussiert sind; es geht um widrige Umstände, die man nicht gestalten kann und daher aushalten muss. So spricht man vom Sich-Durchbeißen etwa in Situationen, in den es darum geht, Schmerzen auszuhalten: »Auf den letzten Metern musste ich mich durchbeißen, da habe ich Krämpfe bekommen«, könnte eben ein Sportler/eine Sportlerin sagen. »Durchbeißen« bedeutet: Alles ›prasselt‹ gleichsam auf einen ein, und man ist nur noch damit beschäftigt, sich zu verteidigen und standzuhalten; es ist nichts Progressives, nichts Zukunftsgewandtes – es ist eben bloßes Aushalten und Erleiden. Was hingegen im Management tatsächlich an Persönlichkeitseigenschaften erforderlich ist, sind vor allem Gestaltungs- und Entscheidungsfreude, Überzeugungsvermögen und Durchsetzungsfähigkeit, kurz: ist alles das, was eben zukunftsgewandt und progressiv ist, ist mit anderen Worten alles, was Herr Baumann nicht nur nicht für managementtypisch erachtet, sondern eben auch selbst nicht mitbringt. Hinzu kommt außerdem, dass selbst die ›Erleidens-Eigenschaften‹ von Herrn Baumann – gerade vor dem Hintergrund seiner faktischen beruflichen Position – doch ziemlich unsouverän vorgetragen werden (»sind sicherlich…«); denn schließlich ist das doch sein ›täglich Brot‹. Wer, wenn nicht jemand wie er, sollte genau *wissen*, was man im Management für Eigenschaften braucht?

Diese Unsouveränität setzt sich entsprechend weiter fort: So sind »Rückschläge« sehr allgemein; auch sie gibt es in allen Berufen, während es einer besonderen Fähigkeit, mit diesen umzugehen, nicht bedarf; das man das kann, kann für normalsozialisierte Erwachsene als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Des Weiteren sind »Projekte« etwas, das von Manager*innen der ihnen zuschreibbaren idealtypischen Haltung nach gerade nicht »bearbeitet«, sondern »initiiert«, »eingeworben«, »vorangetrieben«, »entwickelt« usf. wird. Vielmehr *lassen* Manager*innen Projekte bearbeiten. Herr Baumann hingegen nimmt hier de facto eine subalterne Position, eine Mitarbeiter-, nicht aber eine Vorgesetztenperspektive ein. Das zieht sich auch im

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

»für eigene Ideen kämpft, […] Koalitionen bilden muss, auch mal Sachen durchboxen muss« durch: Nicht etwa hat er dieser Deutung nach einen bestimmten Gestaltungsraum *qua seiner Position*, sondern er muss sich diesen förmlich erst erkämpfen; eigentlich muss er ja »Ideen« durchsetzen, entwickeln, muss Mitarbeitende anweisen usw. Es reproduziert sich kurzum, dass er die beruflichen Strukturen, in die er mit seiner beruflichen Position eingelassen ist, als restringiert bzw. restriktiv deutet und nicht den Eindruck erweckt, dass er in seiner Position ein Gestaltender ist und damit verbunden seine Berufspraxis mit Souveränität beherrscht. Inwiefern diese Wahrnehmung seinen tatsächlichen Arbeitsbedingungen oder aber seiner Fallspezifik geschuldet ist, lässt sich indes noch nicht sicher beurteilen; jedenfalls übt er keine Kritik an seinen Arbeitsbedingungen, was darauf schließen lässt, dass sie ihm zumindest nicht abweichend vorkommen und sich mit seinen Vorstellungen über die Tätigkeit von Manager*innen decken. Manager*innen-Sein bedeutet: Erleiden. Jedenfalls kann man sich eigentlich nicht vorstellen, dass es ausschließlich an seinen Arbeitsbedingungen liegt, denn in seiner Position kann er ja Gestaltungsmacht – eben qua dieser Position – objektiv beanspruchen, und man würde erwarten, dass jemand, der/die diese Gestaltungsmacht auch nutzen möchte, sie im Falle etwaiger Restriktionen auch offensiv einzufordern und deutliche Kritik an etwaigen Verhinderungsstrukturen zu üben, bereit wäre. Das ist bei Baumann aber nicht erkennbar.

> **U. Baumann:** ähm das sind alles Themen im Marathon man weiß ganz genau, es gibt den toten Punkt, esss kommt irgendwann der Mann mit dem Hammer //mhm// <holt Luft> ähm dort (.) MMarathon-Qualitäten zu haben glaube ich ist äh ssinnvoll, weil man weiß, man kann sich durchsetzen m- ähm man kann auch mal ne Durchs- äh ne Durststrecke <holt Luft> ähm durchlaufen durchstehen ähm das ist was anderes, als beim Sprint //mhm//

Nun geht es vom Management wieder zurück zum Marathon. Die Unterstellung ist klar: Es gibt ein Passungsverhältnis. Entsprechend zieht sich die Logik des Erleidens weiter durch: »es gibt den toten Punkt, esss kommt irgendwann der Mann mit dem Hammer«, das heißt insofern auch: er kommt auch im Beruf. Dass Herr Baumann hier ausgerechnet die in Kapitel 2.7 interpretierte Metapher vom »Mann mit dem Hammer« rezitiert, macht dabei noch einmal deutlich, dass Marathonlaufen für ihn wie selbstverständlich primär mit Selbstunterwerfung und Erleiden verbunden ist. ›Dem Mann mit dem Hammer standhalten‹ – das ist für ihn die Kernherausforderung dabei; zugleich ist es aber auch ein Strukturmerkmal des nicht-sportlichen Marathonlaufens.

Interessanterweise sagt er anschließend: »MMarathon-Qualitäten zu haben glaube ich ist äh ssinnvoll«. Die Rede von »Marathon-Qualitäten« verweist dabei darauf, dass dieser Aspekt bei ihm positiv besetzt ist (ähnlich wie bei »Führungsqualitäten« oder »Nehmerqualitäten«), wobei er sich implizit eben auch als jemand

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zu verstehen scheint, der über diese Qualitäten verfügt (»weil man weiß…«). Explizit bekennt er sich aber nicht dazu. Mit dem Verweis darauf, dass es »sinnvoll« sei, über solche Eigenschaften zu verfügen, bekommt seine Argumentationslogik sodann einen funktionalen Drift: Es sei nachgerade vernünftig, darüber zu verfügen, so die Unterstellung. Gleichwohl zeigt sich im Anschluss, dass es hier nicht um eine *allgemeine* Funktionalität des Marathonlaufens fürs Management geht, sondern um eine *individuelle*: »weil man weiß, man kann sich durchsetzen«. Das heißt: *Für ihn* ist es sinnvoll, darüber zu verfügen.

Denn »durchsetzen« muss man sich eben nicht im nicht-sportlichen Marathon, da muss man durchhalten. Im Management hingegen muss man tatsächlich genau das: sich durchsetzen. Und genau das ist es, was Herr Baumann vorher nicht benannt hat; er sprach ja lediglich vom Durchbeißen sowie von »Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin«. Kurzum: Sich-durchsetzen-Können ist das, was ihm fehlt; er kann das nicht. Und die mit dem Marathonlaufen erworbenen Marathon-Qualitäten sollen das anscheinend irgendwie kompensieren; in *dieser* Hinsicht sind sie »sinnvoll«. Allerdings geht es Herrn Baumann wohl nicht darum, eine Erfahrung des Sich-Durchsetzens zu machen, sondern darum, ein Bewusstsein (»weil man weiß…«) davon zu erlangen, dass er das prinzipiell kann. Das Problem, das er hier implizit artikuliert, besteht also darin, dass ihm das *Selbstbewusstsein* in Bezug auf das Sich-Durchsetzen-Können fehlt. Das Selbstbewusstsein ist entweder situativ gefährdet oder generell schwach ausgeprägt – oder beides zusammen.

Vor diesem Hintergrund stellt das Marathonlaufen natürlich ein sozusagen prekäres Surrogat dar. Denn es ›passt‹ eigentlich nicht zu seinem Problem: Beim nicht-sportlichen Marathonlaufen geht es, wie gesagt, ums Durchhalten und nicht ums Sich-Durchsetzen. Herr Baumann hingegen benötigt im Grunde *Siegesgewissheit*, er müsste also um den Sieg oder zumindest um die vorderen Plätze mitlaufen respektive an einer *genuin sportlichen* Aktivität partizipieren, in der sich die Frage nach Sieg und Niederlage in jedem Wettkampf stellt. Von hier aus betrachtet wird die psychische Funktion seiner oben rekonstruierten Gewinnphantasie meines Erachtens besonders deutlich: In ihr kommt sein Problem zum Ausdruck, in Bezug auf seine Durchsetzungsfähigkeit grundsätzlich unsicher zu sein und dies mit dem Marathonlaufen eigentlich nicht wirklich kompensieren zu können; es handelt sich also um eine Art Kompensationsillusion. Der einzige, gegen den er sich beim Marathon durchsetzt, bleibt er selbst. Vor dem Hintergrund der Struktur des Mitlaufens, der damit verbundenen Positionslosigkeit und des Wunsches nach Zugehörigkeit und Anerkennung verwundert dieses Durchsetzungs- bzw. Selbstbewusstseinsproblem letztlich aber nicht, denn schließlich sind Selbstbewusstsein und Durchsetzungsfähigkeit ohne klare Positionierung nicht zu haben und erfordern es, auch mal eine Außenseiter*innenposition zu beziehen. Herr Baumann beschließt seine Ausführungen mit:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> **U. Baumann:** Also insofern glaube ich schon <holt Luft> äh dass MMarathonläufer von der Mentalität her ähm sich durchzubeißen und dass man weiß »ja, ich hab's schon mal geschafft und ich werd's auch dieses Mal schaffen ähm äh mit ner entsprechenden mmentalen Stärke äh sich sowohl auf der Marathonstrecke durchsetzen als aber auch im Berufsleben«

Es reproduziert sich: Es gibt eine Grundunsicherheit in Bezug auf das Selbstbewusstsein, die sich in einer nahezu identischen Formel ausdrückt wie die, die wir oben interpretiert haben: »und dass man weiß ›ja, ich hab's schon mal geschafft und ich werd's auch dieses Mal schaffen‹«. Es ist klar: Das Bewusstsein (»dass man weiß«) ist entscheidend. Korrelativ dazu spricht Herr Baumann konsequenterweise zunächst wieder vom Durchbeißen. Das ist das, was er qua »Mentalität« mitbringt. Sodann wird jedoch auch deutlich, dass das eigentliche Problem woanders liegt, nämlich im Sich-durchsetzen-Können, was sich erneut prägnant in Form einer Wunschvorstellung manifestiert: »[…] sich sowohl auf der Marathonstrecke durchsetzen als aber auch im Berufsleben«. Die Formulierung »im Berufsleben« geht dabei über sein konkretes Berufsfeld hinaus und erstreckt sich im Grunde auf die Arbeit generell bzw. abstrakter: auf das Problem der Bewährung über Leistung.

Wir haben bereits markiert, dass es noch weitgehend ein Rätsel ist, wie die faktischen Arbeitsbedingungen Herrn Baumanns aussehen und inwieweit diese möglicherweise seine spezifische Wahrnehmung seines beruflichen Umfeldes als restriktiv und restringierend mitbedingen. Wie gesagt, einiges spricht ziemlich deutlich dafür, dass diese Deutung maßgeblich persönlichkeitsstrukturelle Gründe hat. Zum einen steht Herr Baumann seiner Leistungsorientierung und seiner beruflichen Praxis ambivalent gegenüber; ganz anders als Herr Greipel kann er sich eben nicht als Teil einer Leistungselite inszenieren und scheint sich auch mit seiner konkreten beruflichen Tätigkeit als Manager nicht besonders zu identifizieren (auch wenn es von der Deutung der beruflichen Handlungsanforderungen her grundsätzlich eine Konvergenz gibt: sie sind etwas, das man erleidet, etwas, das man aushalten muss). Er ist niemand, der das gleichsam stolz vor sich her trägt. Zum anderen und damit verbunden spricht aber auch sein Durchsetzungsrespektive Selbstbewusstseinsproblem dafür: Die managementtypischen Persönlichkeitseigenschaften, die wir bestimmt haben, bringt er nicht mit, erscheint objektiv gesehen eigentlich ungeeignet für die Position, die er bekleidet. Genau das wirft nun aber auch die Frage auf, warum bzw. wie er in diese hohe Position gekommen ist. Offenbar scheint er sich in seinem Beruf ja zu bewähren. Zudem übt er, wie gesagt, auch keine Kritik an den beruflichen Strukturen, in denen er arbeitet. Insofern spricht dies dafür, dass diese Strukturen zumindest ein Stück weit auch so beschaffen sein müssen, dass jemand wie Herr Baumann darin Karriere machen kann. Und dies können dann entweder organisations- oder branchenspezifische Strukturen sein und/oder Strukturen, die für die moderne

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Arbeitswelt insgesamt Geltung beanspruchen können. Die Frage, inwieweit solche Strukturen im Falle Herrn Baumanns eine Rolle spielen, lässt sich anhand des vorhandenen Interviewmaterials nicht besonders gut klären; Schilderungen konkreter Handlungsprobleme bzw. Situationen sind rar. Gleichwohl gibt es einige Interviewstellen, die zumindest dazu geeignet scheinen, jene Fraglichkeit zu erhellen und eine Tendenz auszumachen. Die nachfolgende Interviewstelle gehört dazu und eignet sich zudem in besonderer Weise, die Hypothese bezüglich des Durchsetzungs- bzw. Selbstbewusstseinsproblems Herrn Baumanns zu überprüfen:

> **U. Baumann:** Also ähh ich bin auch jemand, der Sachen gerne () gestaltet. Das heißt, wenn mir etwas nicht passen würde äh, würde ich immer versuchen, das möglichst schnell so zu ändern, immer im, im Rahmen meiner, meiner Möglichkeiten, die Firma gehört nicht mir ähm ich habe auch Vorgesetzte ähm äh, dass man so gestaltet, dass man dort optimal arbeiten kann (.), das schon. Also da sage ich auch »nicht meckern, sondern machen, ähh selbst gestalten«. Ähh wenn mir das hier nicht Spaß machen würde, dann könnte ich nicht die Leistungsfähigkeit zeigen (….) sondern, man muss, man muss sich selbst das Umfeld schaffen oder das das tue ich einfach so äh, wie ich's halt machen kann. Ähm ich hab hier sehr viele Freiheiten. Ich kann hier sehr äh stark gestalten äh wir sind von der Geschäftsentwicklung wirklich übergreifend fürs gesamte Unternehmen zuständig, wir haben extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten

Wir wollen auch diese Passage wiederum nicht feinanalytisch durchinterpretieren, sondern unser Augenmerk bloß auf die entscheidenden Sequenzen und Formulierungen legen. Entscheidend ist zunächst, dass es auf den ersten Blick so aussieht, als seien wir mit unserer Hypothese fehlgegangen. Denn Herr Baumann insistiert hier manifest förmlich darauf, dass er ein Gestalter und auch organisationsseitig gleichsam kaum limitiert sei, ja in einem das Normalniveau sehr deutlich übersteigenden Maße gestalten könne (»extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten«). Auf der latenten Ebene jedoch stellt sich das Ganze etwas anders dar.

So weist bereits die »[s]ituationale Selbstthematisierung[…]« (Hahn 1988: 93) – »ich bin auch jemand, der Sachen gerne gestaltet« – sogleich zwei interessante Implikationen auf: Zum einen erscheint die Gestaltungsfreude als etwas, das weder zu den Schlüsseleigenschaften eines Managers/einer Managerin noch zu denen Herrn Baumanns gehört (»auch«). Herr Baumann stellt sie vielmehr als eine bloß ›nette‹ Zusatzkomponente dar, die er gleichsam ›on top‹ mitbringt, als etwas Optionales, das man zwar haben kann, aber eben nicht zwingend braucht. Anderenfalls hätte er es ja auch schon an der oben interpretierten Stelle erwähnen können, an der es um managementtypische Eigenschaften ging.

Zum anderen erscheint es aber auch generell merkwürdig, dass Herr Baumann ausgerechnet »Sachen gerne () gestaltet« sagt (die Betonung liegt dabei auf dem »ge-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

staltet«). Denn eigentlich erschiene die Formulierung »der gerne gestaltet« angemessener. Damit wäre zum Ausdruck gebracht, dass das Gestalten im Sinne des Auslotens und Ergreifens neuer Handlungsoptionen eine zentrale Fähigkeit darstellt und es sich, salopp gesagt, um jemanden handelt, der eine ›Macher-Mentalität‹ mitbringt; es ginge darum, etwas voranzubringen, progressive Entscheidungen zu treffen etc. Die tatsächlich realisierte Formulierung hingegen hat aufgrund der Rede von »Sachen« einen gleichsam werksmäßigen Charakter; wörtlich genommen geht es dabei um die Gestaltung konkreter oder abstrakter Gegenstände, angefangen bei der Gestaltung von Räumen, Mobiliar oder Kleidung bis hin zur Gestaltung von Rahmenprogrammen, oder allgemeiner: von Abläufen, also organisatorischen Dingen. Es handelt sich also um eine andere Bedeutungsstruktur als im erstgenannten Fall. Kurzum: Entgegen der mutmaßlichen Intention Herrn Baumanns, sich als ›Macher‹ darzustellen, reproduziert sich, dass er genau das nicht ist. Er ist, überspitzt gesagt, eher jemand für die ›zweite Reihe‹ bzw. für das ›Backoffice‹, jemand, der im Hintergrund etwas ausarbeitet, aber nicht jemand, der, metaphorisch gesprochen, das Schiff steuert.

Mit »das heißt« kündigt Herr Baumann sodann eine Erläuterung der Konsequenzen aus dem Vorherigen an, die dann auch erfolgt: »wenn mir etwas nicht passen würde äh […]«. Man sieht, es geht um Konsequenzen auf berufspraktischer Ebene. Allerdings sind diese bloß hypothetisch formuliert. Das heißt: Im Grunde passt für ihn alles. Folglich werden die Gestaltungsmöglichkeiten zwar reklamiert, aber wörtlich genommen faktisch nicht ergriffen bzw. gefüllt. Zudem sie sind außengeleitet: Die Gestaltung erfolgt nicht auf Eigeninitiative, sondern wird durch sich verändernde äußere Umstände erst angeregt, sobald also etwas nicht passt. Es wird kurzum eher eine *Anti*gestaltungshaltung zum Ausdruck gebracht. Für jemanden, der/die »gerne gestaltet«, passt es hingegen eigentlich nie; wirklich gestalten bedeutet: es gibt keinen Status quo. Ferner scheint Herr Baumann damit auch lediglich auf Gestaltungsmöglichkeiten abzuheben, die allgemein gesprochen das Feld der Arbeitsbedingungen betreffen, im Sinne von: etwas Organisatorisches ändern, über Arbeitszeiten verhandeln etc., aber nicht *unternehmerisches* Handeln.

Es geht weiter mit: »würde ich immer versuchen, das möglichst schnell so zu ändern«. Die Struktur setzt sich fort: Es bleibt hypothetisch, wobei mit »versuchen« auch eine gewisse Hilflosigkeit selbst im Hypothetischen noch sich durchdrückt: Er würde es bloß *versuchen*, ist sich aber nicht sicher, ob es klappt. Das »möglichst schnell« ist eine weitere Einschränkung, die zum Ausdruck bringt, dass er das eigentlich nicht unter Kontrolle hat. Die Selbstbewusstseinsproblematik reproduziert sich hier also deutlich; es fehlt eben eine ›Siegesgewissheit‹. Und auch das Außengeleitete bleibt: Es geht nicht um eine selbstinitiierte Gestaltung, sondern die Veränderung ist von außen induziert. Wie er es verändern würde, sagt Herr Baumann entsprechend auch nicht; es wird mit dem »so« zwar angekündigt, sodann aber abgebrochen bzw. nicht ausgefüllt. Möglich gewesen wären etwa folgende Anschlüsse:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

»…, wie ich es für richtig halte« oder »…, wie ich es möchte«. Das heißt: Da, wo er also eigentlich als Subjekt sprechen müsste, zieht sich Herr Baumann zurück. Es drückt sich erneut ein Widerstand aus, als Ich zu sprechen.

Passend dazu folgt auf den Abbruch der Einschub: »immer im, im Rahmen meiner, meiner Möglichkeiten«. Zu der ohnehin wenig überzeugenden Bemühung, sich als Gestaltender darzustellen, kommt also eine weitere, starke (»immer«) Einschränkung hinzu; das Eigene kann Herr Baumann weder explizieren noch auch nur ansprechen, aber die Grenzen sieht er umgehend bzw. rechtfertigt sich für etwaiges gestalterisches Unvermögen, noch bevor er darlegen konnte, was genau er gestalten *kann* bzw. schon gestaltet *hat*, zumal es wörtlich genommen auch nicht etwa um Grenzen geht, die *qua seiner beruflichen Position* gegeben sind – dann hätte er von »Kompetenzen« oder »Befugnissen« sprechen müssen –, sondern in einem umfassenden Sinne, also gleichsam um persönliche Grenzen (»meiner Möglichkeiten«). So gesehen könnte also auch der Fall eintreten, dass er etwas nicht gestalten kann, was er jedoch qua beruflicher Position nachgerade gestalten *muss*.

Das anschließende »die Firma gehört nicht mir ähm ich habe auch Vorgesetzte« stellt nun eine Erläuterung des Einschubs dar. Von der Sache her geht es um die Frage, warum seine Handlungsmöglichkeiten begrenzt sind. Es reproduziert sich also zum einen die Rechtfertigungshaltung. Zum anderen ist die Begründung aber auch in sich erklärungsbedürftig. Denn die Begrenzung der Handlungsmöglichkeiten wird nicht etwa eben von der objektiven beruflichen Position bzw. der Berufsrolle aus erklärt, sondern dadurch, dass er nicht Eigentümer der »Firma« ist und »auch Vorgesetzte« habe. Folglich kommt darin zum einen ein deutlich autoritäres Verständnis der innerbetrieblichen hierarchischen Beziehungen zum Ausdruck: Die Handlungsmöglichkeiten bzw. -kompetenzen werden nicht von den faktischen Anforderungen der beruflichen Position aus definiert (»ich bin Leiter der Geschäftsentwicklung, daher verantworte ich/bin zuständig für dieses und jenes«), sondern von den Vorgesetzten her, die das seiner Deutung zufolge festlegen. Dabei legt er es ja selbst nahe, dass er bereits viele Gestaltungsmöglichkeiten *qua Position* hat, wenn er betont, dass er eben »auch Vorgesetzte« habe, nach dem Motto: »Weil ich Leiter der Geschäftsentwicklung bin, könnte man denken, ich könnte viel gestalten, aber dem ist nicht so«. Die darin enthaltene Selbstaufwertung wird also implizit sogleich wieder ›einkassiert‹. Zudem wird damit verbunden suggeriert: Wirklich gestalten lässt sich nur, wenn einem »die Firma gehört«; im Grunde wird das Management damit zur Verwaltung degradiert. Das passt freilich gut zum Autoritären, weil es unterstellt, die Handlungsmöglichkeiten der Firmeneigentümer*innen wären gleichsam unbegrenzt, was freilich objektiv nicht so ist, da es etwa rechtliche Bestimmungen gibt, an die jene gebunden sind sowie innerbetriebliche Ab- bzw. Mitbestimmungsprozesse. Zudem passt dazu auch gut, dass Herr Baumann seine Vorgesetzten implizit zu Firmeneigentürmern macht, denn das sind sie objektiv nicht, weil es sich um ein börsennotiertes Unternehmen handelt und die tatsäch-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

lichen Eigentümer*innen insofern die Aktionär*innen sind. Folglich scheint Herr Baumann seine Vorgesetzten so zu erleben, als wären sie die – überspitzt formuliert – allmächtigen Eigentümer, die nach Belieben walten und eben gänzlich über seine Handlungsmöglichkeiten bestimmen könnten.

Es wird noch zu diskutieren sein, inwieweit es sich dabei bloß um eine spezifische Deutung Herrn Baumanns handelt oder diese spezifische Deutung tatsächlich auch etwas über seine faktischen Arbeitsbedingungen bzw. moderne arbeitsweltliche Strukturen generell aussagt. Jedenfalls verwundert sie auch deshalb sehr, weil er vom inneren Kontext her ja eigentlich nach wie vor dabei ist, die ›These‹ zu vertreten, dass er »gerne gestaltet« und man insofern doch erwartet hätte, dass er konkrete Beispiele dafür liefert oder zumindest die Seite der Handlungsmöglichkeiten, die er faktisch hat, möglichst positiv herauszustellen versucht. Mit anderen Worten: Anstatt mit Begrenzungen bzw. Einschränkungen zu beginnen, müsste er doch eigentlich zunächst einmal darlegen, was er alles faktisch gestalten kann bzw. schon gestaltet hat. Insofern erscheint er in seiner Darstellung als jemand, der schon qua Habitus kein Gestaltender ist und womöglich auch faktisch über eher beschränkte Gestaltungskompetenzen verfügt. Für jemanden, der wirklich »gerne gestaltet«, wären jedenfalls auch Vorgesetzte keine wirklichen ›Barrieren‹, sondern Akteure, die sich im Sinne der eigenen Gestaltungsabsichten beeinflussen, das heißt, überzeugen und umstimmen lassen; auch das ist schließlich Teil eines Gestaltungsprozesses. Für Herrn Baumann scheinen seine Vorgesetzten hingegen unbeeinflussbar bzw. scheint es keine Mitbestimmungsmöglichkeiten zu geben, solange ihm »die Firma« nicht selbst gehört.

Die Struktur zieht sich dann weiter konsequent durch: »dass man so gestaltet, dass man dort optimal arbeiten kann (.), das schon«. Das Einzige, was Herr Baumann dieser Darstellung nach also wirklich gestalten kann, sind tatsächlich seine Arbeitsbedingungen im engeren Sinne, aber nicht seine Berufspraxis selbst, was gut damit korrespondiert, dass er zu Beginn davon sprach, dass er »*Sachen* gerne gestaltet«. Und auch das nach einer zweisekündigen Pause nachgeschobene »das schon« passt dazu, weil es die Frage aufwirft »Was nicht?« und deshalb kehrseitig implizit genau das bestätigt, was er zuvor gerade nicht explizit benannt hat, nämlich, dass er seine Berufspraxis im Sinne unternehmerischen Handelns eben nicht gestalten kann.

Mit »also da sage ich auch ›nicht meckern, sondern machen, ähh selbst gestalten‹« versucht sich Herr Baumann sodann erneut als Gestalter darzustellen. Latent hingegen kommt erneut das Antigestalterische zum Ausdruck. Denn »nicht meckern, sondern machen« verweist wiederum auf eine autoritäre Haltung, genauer: auf eine pseudopragmatische Haltung, die jegliche Kritik oder Diskussion gleichsam im Keim zu ersticken versucht; diese wird nicht nur durch die Verneinung, sondern auch schon durch das pejorative »meckern« abgewertet. Im Grunde handelt es sich also um eine autonomiefeindliche Haltung. Dabei stellt doch »meckern«, sofern

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

man es als Chiffre für ›Kritik‹ versteht, nachgerade die Vorstufe von Gestalten dar. Dieses »nicht meckern, sondern machen« scheint mir etwas Typisches für subjektivierte Arbeitsverhältnisse zu sein, und zwar nicht, weil es in dem Zusammenhang als Floskel häufig verwendet wird, sondern weil es seiner Struktur nach auch *gleichzeitig Autonomie einfordert und unterbindet*.

Das Autoritäre der Arbeitsbeziehung reproduziert sich sodann auch in den Formulierungen »ich hab' hier sehr viele Freiheiten«, »ich kann hier sehr äh sehr stark gestalten« und »wir haben extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten«. Denn auch hier wird eben nicht auf Handlungsmöglichkeiten und Ansprüche rekurriert, die man qua objektiver beruflicher Position bzw. Rolle hat und einfordern kann, sondern wieder auf die Logik informeller Strukturen. Unterstellt ist ja zum einen, dass man jene Freiheiten und Gestaltungsmöglichkeiten in einem anderen Unternehmen auf derselben Position im selben Umfang nicht hätte und zum anderen, dass überhaupt »Freiheiten« gewährt werden und einem nicht wiederum etwa »Kompetenzen« oder »Befugnisse« qua Position zustehen. Wörtlich genommen lässt sich davon, dass man »hier sehr viele Freiheiten« habe, im Grunde nur in einer tendenziell totalen Institution sprechen, dort also, wo einem qua Setting eigentlich kaum Freiheiten zur Verfügung stehen, Freiheit also gleichsam ein rares Gut, eine Ausnahme darstellt, die einem eben erst gewährt werden muss; dort hingegen, wo sie selbstverständlich ist, stellt sich die Frage nicht; da hat man sie einfach. Ein Richter oder eine Richterin, Journalistinnen und Journalisten oder Forschende könnten nicht sagen »ich hab' hier sehr viele Freiheiten«. Viel eher würden sie davon sprechen, dass sie in ihrer jeweiligen Organisation »gute« oder »hervorragende Arbeitsbedingungen« haben und Ähnliches Aber auch unabhängig davon ist nicht ersichtlich, dass Herr Baumann von den reklamierten »Freiheiten« und »Gestaltungsmöglichkeiten« tatsächlich Gebrauch macht; es bleibt alles im Bereich des Behaupteten und Potenziellen, ob und was er *wirklich* gestaltet bzw. gestalten kann, führt er nicht aus. Die Formulierung »wie ich's halt machen kann« reproduziert stattdessen, ähnlich wie das »im Rahmen meiner Möglichkeiten«, eine letztlich grundsätzlich umfassende Eingeschränktheit und eine resignierende Haltung (»halt«).

d) Fortführung der idealtypischen Verdichtung und des Fallvergleichs

Die Analyse hat gezeigt, dass die latente Motivationsstruktur des Interviewees im Hinblick auf das Laufen bzw. Marathonlaufen im Kern darin besteht, dass er *mit*läuft und hinter dem Mitlaufen ein Wunsch nach Zugehörigkeit und Anerkennung, kurz: eine soziale Motivierung steht. Typologisch repräsentiert der Fall Baumann damit den Typus des Mitlaufenden. Das Marathonlaufen stellt für ihn eine Möglichkeit dar, seinen Zugehörigkeitswunsch zu kompensieren. Herr Baumann braucht das Laufen als eine Art Türöffner und Inklusionshilfe; es ist für ihn

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

wie eine Ressource, die er gegen Zugehörigkeit und Anerkennung einlösen kann, wodurch er sich gebraucht fühlt. Dem korrespondiert eine Bewährungsfigur, der zufolge er jemand ist, der stets zur Stelle ist, wenn ›jemand einen braucht‹, was auf der Praxisebene gleichsam folgerichtig dazu führt, dass Baumann sich auf Dinge einlässt, an denen er als solchen eigentlich nichts findet. Und dies betrifft eben nicht nur das Laufen, an dem er per se überhaupt keinen Spaß hat (höchstens an den Wettkämpfen, weil es da direkte Anerkennung gibt), sondern allem Anschein nach auch seine berufliche Praxis, denn die Voraussetzungen, welche er dafür eigentlich mitbringen müsste – Durchsetzungsfähigkeit, Entscheidungsfreude –, bringt er de facto nicht mit, auch wenn es ihm rein kognitiv ein Stück weit präsent zu sein scheint, dass er darüber verfügen müsste (»ich bin auch jemand, der Sachen gerne gestaltet«). Stattdessen wird seine Berufspraxis von ihm regelrecht erlitten (»man muss sich durchbeißen«). Auch diesbezüglich soll das Marathonlaufen für ihn eine Kompensationsfunktion erfüllen: Er versucht damit, auf eine grundsätzlich prekäre Weise sein Selbstbewusstseins- bzw. Durchsetzungsproblem zu kompensieren. Die Gewinnphantasie, die er hat (»Der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«), scheint dabei zu helfen, denn faktisch setzt er sich ja nicht gegen andere, sondern nur gegen sich selbst durch, indem er die Marathondistanz schlichtweg durchhält.

Auf der persönlichkeitsstrukturellen Ebene ist mit alldem eine Autonomieproblematik verbunden: Herr Baumann kann sich offensichtlich nicht ohne das Laufen bewähren und Zugang zu einer Gruppe finden, in welcher er für echte Leistungen anerkannt wird und sich auf Basis echter Leistungsbeiträge als gebraucht fühlen kann. Vielleicht kann man sagen, dass er gewissermaßen an einem strukturellen Anerkennungsdefizit leidet, was dazu führt, dass er bereit ist, sich Fremdanforderungen bzw. schlicht anderen Menschen zu unterwerfen, wenn er im Gegenzug gleichsam das Gefühl bekommt, dazuzugehören und sich gebraucht zu fühlen. Und diese Struktur passt durchaus gut zur Sinnstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens: Herr Baumann ist jemand, der bereit ist, seine autonomen Ich-Anteile zu unterdrücken, sofern er Teil einer Ingroup dafür sein kann; er ist bereit zu leiden, um Anerkennung zu bekommen. Zugleich drückt sich seine Autonomieproblematik aber auch in seinem Selbstverhältnis aus: Denn zum Mitlaufen gehört strukturell die Positionslosigkeit, die sich in Herrn Baumanns Darstellung an vielen Stellen zeigt. Er verfügt dabei nicht nur nicht über seine tatsächliche Motivation, sondern hat auch einen regelrechten Widerstand, darüber zu sprechen, was mit der Positionslosigkeit selbst zusammenhängt, denn dazu kann man sich schwerlich bekennen. Es verwundert daher kaum, dass Herr Baumann auf der latenten Sinnebene eine ambivalente Einstellung zum Marathonlaufen zum Ausdruck bringt; er hat darin keine Erfüllung gefunden bzw. kann es nicht positivieren, was sich auf der manifesten Ebene entsprechend als ein Automatismus bzw. etwas Zwanghaftes ausdrückt und wofür Herr Baumann letztlich die Formel »hat sich einfach so ergeben« gefunden hat.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Diese Struktur reproduziert sich im Übrigen auch an der Interviewstelle, an welcher es um die Anmeldung Herrn Baumanns in der M-M-W geht. So antwortet er auf die Frage, wie er zu der Anmeldung gekommen sei:

> **U. Baumann:** Also es ist ähm () es war eine Kategorie, die konnte man ankreuzen, dann hab ich gesagt »jaa trifft zu, dann kreuz ich dich- äh kreuz ich das an«

Wörtlich genommen spricht das Formular regelrecht zu ihm; er tritt in einen Dialog mit diesem (»kreuz ich dich-«), so als würde es ihn fragen, ob er »Marathon Manager« sei, worauf er antwortet: »Ja, ich bin Marathon-Manager«. Herr Baumann behandelt die Anmeldung in der M-M-W also nicht etwa als eine Option, zu der man sich verhalten kann, sondern als eine Aufforderung zur *Auskunft*, so als ob er, ganz ähnlich wie Herr Greipel, ein Steuerformular ausfüllt, auf welchem »Zutreffendes bitte ankreuzen« steht. Eine explizite motivationale Positionierung vermeidet er hingegen auch hier; zwar versucht er, eine Reihe von »Vorteile[n]« aufzuzählen, die die Teilnahme an der M-M-W haben würde und seine Anmeldung mit diesen zu begründen:

> **U. Baumann:** Ähm der Vorteil () ist zumindest früher gewesen, dass die gesacht haben okay, für die äh Marathon-Manager kommt man ähm bei der Pasta-Party hier in der Festhalle in Frankfurt nochmal äh in einennn in Anführungsstrichen VIP-Bereich rein //mhm// äh und das heißt, man hatte extra Essensausgabe für die für die Pasta dort und äh hat dann irgendwie glaub ich auch nochmal n Paar mehr Getränke bekommen <holt Luft> also es war halt feiner, man musste sich nicht in die in die lange Schra- äh Schlange einreihen, sondern äh durfte dann quasi gleich an den an den gedeckten Tisch <holt Luft> in Anführungsstrichen, das war n netter Mitnahme-Effekt

Gleichwohl wird schnell deutlich, dass dies nicht die eigentliche Motivation gewesen sein kann. Formulierungen wie »in Anführungsstrichen«, »irgendwie glaub ich« und »n netter Mitnahme-Effekt« lassen nicht gerade den Eindruck aufkommen, dass es sich um etwas handelt, wovon Herr Baumann besonders affiziert ist, auch wenn er es anscheinend nicht peinlich findet, dass die »Marathon Manager« derart von den anderen Laufenden separiert und hofiert werden und die Marathoncommunity damit gleichsam gespalten wird. Insofern liegt es nahe, dass er diese Exklusivität gut findet, weil sie ihm im Sinne der herausgearbeiteten Motivationsstruktur eben Zugehörigkeit nicht nur zur Marathon-, sondern auch zur Business-Community ermöglicht, was er jedoch so direkt nicht sagen kann. Für die latente Motivierung im Hinblick auf die Teilnahme in der M-M-W ist nun insbesondere die unmittelbar an die soeben aufgeführten Ausführungen anschließende Passage instruktiv. Sie kommt erneut ex negativo zum Ausdruck:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

> **U. Baumann:** aber nicht nach dem Motto »jaa ist ne spezielle Wertung und da kann man irgendwie was gewinnen« JA KONNTE MAN, aber das war nicht die Motivation, da gibt's Leute, die die äh sehr viel schneller rennen als ich

Manifest grenzt sich Herr Baumann – wohlgemerkt völlig ohne Not – von der nun von ihm selbst als naheliegend unterstellten Motivation ab, der zufolge seine Teilnahme in der M-M-W damit zu tun haben könnte, dass er sich dadurch Chancen auf einen Preis oder zumindest auf etwaige Vorteile (»irgendwie was gewinnen« geht über einen Sieg hinaus) ausgerechnet habe. Mit diesem vermeintlich naheliegenden Motiv will er offenbar *nicht* identifiziert werden (das erinnert an die Sequenzstelle »damals war das glaube ich auch noch gar nicht in Mode«). Allerdings impliziert »ne spezielle Wertung« objektiv gesehen keineswegs höhere Chancen auf die vorderen Plätze; die Deutsche Marathonmeisterschaft etwa ist auch eine spezielle Wertung; gleichwohl sind die Chancen auf eine gute Platzierung hier keineswegs höher als im Gesamtklassement, ganz im Gegenteil: sie sind geringer, weil die Konkurrenz stärker ist. Wichtig ist, dass Herr Baumann hier nicht explizit die M-M-W adressiert – dann hätte er »in *dieser* speziellen Wertung…« sagen müssen; vielmehr adressiert er aufgrund des unbestimmten Artikels spezielle Wertungen im Allgemeinen. Und da seine diesbezügliche Prämisse, wie gesagt, objektiv unzutreffend ist, müssen wir darauf schließen, dass es sich um eine idiosynkratische Vorstellung Herrn Baumanns handelt: *Er* dachte, dass die Chancen dort größer seien; für *ihn* ist das ein naheliegendes Motiv gewesen. Mit anderen Worten: Sein Hintergedanke bei der Anmeldung zur M-M-W muss tatsächlich der gewesen sein, dass er dort Chancen auf einen wie auch immer gearteten ›Reward‹ habe. Das »JA KONNTE MAN« (die Großschreibung bedeutet, dass es laut ausgesprochen wurde) reproduziert dies. Denn damit bekräftigt er seine Prämisse, dass es tatsächlich möglich gewesen sei, eine prestigeträchtige Platzierung zu erlaufen, weil es sich um eine spezielle Wertung handelt. Dabei kann der fast schon aggressive Duktus nicht mit der Abwehr jener vermeintlich naheliegenden Motivation zu tun haben, denn dann hätte er auch direkt »aber das war nicht die Motivation« sagen können; dass man das »konnte«, wäre ja schon klar gewesen. Die Aggression kann also nur gegen ihn selbst gerichtet sein, im Sinne von: »JA KONNTE MAN, aber ich hab's nicht hingekriegt!«. Beim Versuch zu argumentieren, dass die angenommene Aussicht auf ›irgendeinen Preis‹ nicht seine Motivation für die Anmeldung in der M-M-W gewesen sei, bringt Herr Baumann also das genaue Gegenteil zum Ausdruck.

Zum einen kann man sich insofern gut vorstellen, dass er sich mit seiner Teilnahme etwaige Reputationsvorteile und berufliche Kontakte bzw. schlicht ›Vernetzung‹ im Business-Milieu erhofft hatte. Denn »irgendwie was gewinnen« betont eben genau die Folgen einer erfolgreichen Teilnahme, die inhaltlich aber offengelassen werden, wörtlich genommen also auch so etwas wie Vernetzung umfassen könnten. Und zum anderen liegt es nahe, dass sich hierin seine Gewinnphantasie

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

(»der Marathon wird ja dann im Kopf gewonnen«) reproduziert. Denn objektiv gesehen ist Herr Baumann eben kein Anwärter auf die vorderen Plätze, was ihm selbst auch klar zu sein scheint und klar sein muss. Wie erwähnt: Bei seiner letzten Teilnahme in der M-M-W ist er mit einer Zeit von rund 4:30 Stunden lediglich als 226er von 252 Teilnehmenden ins Ziel gekommen. Zudem sagte er an einer Stelle im Interview ausdrücklich, dass er »immer« versuche, »unter vier Stunden rein zu kommen« und wenn es nicht klappe, es »auch egal« sei. Insofern kann es sich nur um eine Phantasie handeln, die sich hier ausdrückt, eine Phantasie, sich durchzusetzen, was faktisch nicht funktioniert hat; und die Frustration darüber manifestiert sich in der Autoaggression.

In typologischer Hinsicht unterscheidet sich Herr Baumann, wie erwähnt, sowohl im Hinblick auf die Motivationsstruktur in Bezug auf das Marathonlaufen als auch im Hinblick auf seinen, wenn man so will, Berufshabitus von Herrn Gerken und Herrn Greipel. Wie Herr Greipel scheint er im Gegensatz zu Herrn Gerken nicht masochistisch motiviert zu sein; er sucht nicht die Selbstkasteiung, sondern er leidet gewissermaßen wirklich, weil das Laufen eigentlich nichts für ihn ist, und der einzige ›Pay-off‹, den er daraus zieht, ist die direkte Anerkennung auf der Wettkampfbühne sowie die Möglichkeit, überhaupt einer Gruppe anzugehören und Anerkennung zu bekommen. Insofern hegt Herr Baumann seiner Laufpraxis gegenüber eine grundlegende Ambivalenz, die zwar auch bei Herrn Gerken etwa ein Stück weit anklingt, in seinem Fall jedoch nicht so strukturdominant ist. Herr Baumann kann sich hingegen nicht einmal mit dem Marathonlaufen als einer besonderen Herausforderung ›schmücken‹. Diesbezüglich ist der Gestus in den anderen beiden Fällen ein deutlich anderer; sie haben nicht nur einen positiveren Bezug zum (Marathon-)Laufen, sondern können sich auch das damit verbundene Durchhalten und Erleiden eher als besondere Leistung zurechnen. Wichtig zu sehen ist, dass die Struktur des Mitlaufens aus Herrn Baumann gleichwohl nicht einen genuin konformistischen Typus macht. Das Konformistische ist in seinem Fall eher ein ›Nebenprodukt‹ des Mitlaufens und des Wunsches, dazuzugehören; es ist nicht die Übereinstimmung mit Konventionen, die ihn hauptsächlich zieht. Denn dafür müsste entsprechend auch ein klarer Wunsch damit übereinzustimmen, feststellbar sein, was bei ihm nicht erkennbar ist. In dieser Hinsicht sind die Fälle Greipel und Gerken viel eher als konformistisch zu werten; so beherrschen sie etwa das Selbstoptimierungsvokabular sehr gut und bringen auch deutlich zum Ausdruck, dass sie hinter solchen Praktiken stehen und die Übereinstimmung mit entsprechenden Konventionen etwas ist, das sie ausdrücklich anstreben und gutheißen. Herr Baumann könnte demgegenüber charakterologisch eher als unterwürfig bezeichnet werden: Wenn er gebraucht wird, ist er bereit, seine Relevanzen hintanzustellen und sich den Relevanzen anderer zu unterwerfen. Freilich ist er dazu nicht gezwungen; er macht das freiwillig. Aber in dem Moment, in dem er das macht, gibt er sich selbst sozusagen auf.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Damit korrespondierend ist auch die Verknüpfung von Marathon und Berufspraxis bei Herrn Baumann etwas anders als in den anderen beiden Fällen gelagert. Zwar scheint er sich auch wie selbstverständlich als »Marathon Manager« zu sehen; allerdings ist er eher zurückhaltend, wenn es darum geht, sich damit als besonders leistungsfähig zu inszenieren und eine funktionale Verbindung von Marathon und Berufspraxis aktiv zu propagieren. Damit verknüpft ist er auch gegenüber seiner Leistungsorientierung ambivalent eingestellt; das motivationsstrukturell Zentrale sind für ihn eben nicht die Selbstoptimierung und -inszenierung, sondern das Mitlaufen und Dazugehören. Auch ist Herr Baumann im Unterschied zu Herrn Greipel und Herrn Gerken, was seine darauf bezogene Haltung angeht, kein richtiger Manager: Er nimmt in seiner Erzählung eine bloß *subalterne Perspektive* ein (»Projekte bearbeitet«). Herrn Greipels Selbstdarstellungsgestus ist in dieser Hinsicht beispielsweise völlig anders gelagert – so, wenn er etwa behauptet, einen »Assistenten« »im Rahmen seiner Diplomarbeit« gehabt zu haben. Entsprechend fungiert das Marathonlaufen für Herrn Baumann im Kontext seiner beruflichen Praxis eben auch als Kompensation in Bezug auf sein fehlendes Selbstbewusstsein bzw. Durchsetzungsvermögen, während es bei Herrn Gerken kompensativ auf seine masochistische Strebung und bei Herrn Greipel auf sein Geltungsbedürfnis bezogen ist.

Davon ab lassen sich im Fall Baumann aber auch Strukturen identifizieren, die in Bezug auf die Wechselwirkung zwischen Marathonlaufen und Arbeit homolog zu den Strukturen sind, die in den anderen beiden Fällen sich gezeigt haben. So ist nicht zu verkennen, dass auch im Arbeitsmilieu Herrn Baumanns das Marathonlaufen eine grundsätzlich positiv anerkannte Praxis darstellt. Und ebenso wie bei Herrn Greipel war sein Einstieg ins Marathonlaufen dabei eng mit seiner beruflichen Sozialisation verbunden. Das Marathonlaufen erweist sich in diesen Kreisen offenkundig als hochgradig kommunikativ anschlussfähig. Auch ist Herr Baumann jemand, der eine Leistungsethik des Erleidens vertritt (»man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin«), auch wenn er, wie gesagt, ansonsten seiner Leistungsorientierung ambivalent gegenüber steht. Wichtig ist jedenfalls, dass er das Erleiden und Durchhalten ebenso wie die anderen beiden Interviewees als irgendwie zentral für manageriales Handeln unterstellt. Und letztlich ›passt‹ Baumann mit seiner Bewährungsfigur und Motivationsstruktur gut zu den Strukturen doppelt subjektivierter Arbeit. Zwar scheint er eben nicht in dem Maße mit ihnen identifiziert wie Greipel und Gerken, aber er ist doch jemand, der insofern da ›hineinpasst‹, als dass er, um dazuzugehören und anerkannt zu werden, zur Unterwerfung unter fremdgesetzte Relevanzen neigt; er bringt, mit anderen Worten, eine gewisse Folgebereitschaft mit, die in subjektivierten Arbeitsverhältnissen prämiiert wird. Dazu passt auch, dass er gleichsam kehrseitig dazu neigt, Fremdzwänge zu verkennen und in etwas Freiwilliges umzudeuten, wie es sich am Anfang des Interviews gezeigt hat. Damit korrespondiert schließlich ebenfalls seine Selbstverwirklichungsorientierung in der Arbeit, die bei genauerem Hinsehen nicht seine eigene, sondern eine von außen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kommende ist. So sagt er an einer Stelle: »wenn mir das hier nicht Spaß machen würde, dann könnte ich nicht die Leistungsfähigkeit zeigen«. Man sieht: Das Spaßmachen ist nicht gleichsam aus sich heraus, sondern aus objektiven Faktoren (»Leistungsfähigkeit«) abgeleitet. Die Selbstverwirklichungsorientierung ist also eine von außen kommende, etwas, das als Anforderung übernommen zu haben scheint. Ob es ihm auch *tatsächlich* Spaß macht, geht daraus nicht hervor. Noch deutlicher wird es in dieser Passage:

> **U. Baumann** Man muss für ein entsprechendes Umfeld sorgen ähm und dann macht es einem Spaß. Und wenn es einem Spaß macht, das ist so m- so meine, so meine meine Hypothese, wenn es einem Spaß macht und nur dann kann man die entsprechende Leistung bringen

Auch im Beruflichen, so scheint es, bringt Herr Baumann keine Grundmotivation mit. Denn wenn man erst für »ein entsprechendes Umfeld sorgen« muss, damit es Spaß macht, dann hat es zuvor und damit aus sich heraus eben keinen Spaß gemacht. Es handelt sich kurzum um eine typische Subjektivierungsfloskel, um ein Subjektivierungsimperativ (›Es muss Spaß machen!‹), welches Herr Baumann gleichwohl nicht als solches wahrnimmt, sondern als *seine* »Hypothese« ausgibt. Damit liegt also eine paradoxale Verkehrung vor: Es macht Spaß, was eigentlich keinen Spaß macht.

Ebenfalls findet sich im Fall Baumann die Struktur der Entgrenzung von Arbeit und Freizeit, wenn auch wiederum nicht so deutlich wie bei Herrn Greipel. So war das Marathonlaufen eben von Beginn an nichts Eigenständiges, sondern mit arbeitsförmigen Kontexten verwoben; zudem hat Herr Baumann auch explizit eine Verbindung von Arbeit bzw. Manager-Sein und Marathon herzustellen versucht, wenn er davon sprach, dass es gut sei, als Manager »Marathon-Qualitäten« zu haben. Auch deutet sich an einer weiteren Interviewstelle an, dass es Baumann durchaus schwerfällt, eine klare Grenze zwischen Arbeit und Freizeit zu ziehen. So sagt er an einer Stelle, dass er versuche, »immer um […] 20 Uhr nach Hause zu gehen«, woraufhin er direkt mit »das schaff ich aber nicht immer« nachsetzt. Zum einen ist klar, dass die Intention zumindest die ist, eine gewisse Grenze zu ziehen sowie dass ihm dies nicht gelingt. Zum anderen gelingt es ihm aber auch nicht, eine klare Haltung in Bezug auf das Verhältnis von Arbeit und Freizeit zu explizieren: Er spricht wohlgemerkt nicht etwa von »Feierabend«, sagt nicht, dass er versuche, »Schluss zu machen« oder »maximal bis 20 Uhr zu arbeiten«. Wörtlich genommen wechselt er also vielmehr nur den Ort, aber das, was dem von ihm veranschlagten Deutungsmuster zufolge gleichsam im Hintergrund weiterläuft, ist die *Arbeitszeit*. Mit anderen Worten: Die Arbeitszeit strukturiert die Lebenszeit; die Ansprüche der Arbeit dominieren und geben gleichsam den Takt vor. Zugleich kann Baumann sich das aber – wiederum anders als Herr Greipel – nicht positiv ›ankreiden‹ und mit seinen langen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Arbeitszeiten prahlen. Insgesamt steht Herr Baumann meines Erachtens daher für einen Beschäftigtentypus, der einerseits faktisch gleichsam passgenau in subjektivierte Arbeitsstrukturen sich einfügt, andererseits und zugleich diesen gegenüber aber auch eine innere Ambivalenz hat und dessen berufliche Situation insofern von einer gewissen Prekarität gekennzeichnet ist. Anders gesagt: Es wäre denkbar, dass er solchen Arbeitsbedingungen ›in the long run‹ schlicht nicht gewachsen ist.

Es wäre indes prinzipiell vorstellbar, dass die ambivalente Haltung Herr Baumanns in Bezug auf seine Leistungsorientierung sowie die Deutung und Darstellung (auf der latenten Ebene) seiner Berufspraxis als etwas nicht Gestaltbares, wie oben bereits markiert, auch etwas mit den spezifischen Unternehmensstrukturen zu tun hat, in denen er arbeitet. Wie schon erwähnt, ist er Leiter der Geschäftsentwicklung in einem börsennotierten Unternehmen. Seine Abteilung ist zuständig für »Strategieentwicklung« und »Strategieumsetzung durch Projekte«, wie er es selbst an einer Stelle im Interview formuliert. Obschon es sich nun um ein börsennotiertes Unternehmen handelt, ist es dennoch kein ›normales‹ Unternehmen. Aus Gründen der Anonymisierung kann ich zwar nicht im Detail darauf eingehen, was sich aber sagen lässt, ist, dass es sich um ein Unternehmen handelt, das ehemals ein Bundesunternehmen war und auch heute noch zu denjenigen Unternehmen gehört, an denen der Bund beteiligt ist. Insofern ist zu vermuten, dass die Konkurrenzsituation dieses Unternehmens eine etwas andere ist als die eines Unternehmens, das gleichsam ›direkt am Markt‹ operiert. Es wird es also sicherlich weniger Konkurrenzdruck geben. Zudem stellt sich die Frage, inwieweit die ›alten‹ Strukturen des öffentlichen Dienstes möglicherweise immer noch handlungsrelevant sind bzw. irgendwie nachwirken, was beispielsweise auch die Hierarchiestrukturen im Unternehmen anbelangt. Vor diesem Hintergrund könnte man mutmaßen, dass Herr Baumann unter diesen Bedingungen vielleicht auch gar nicht so viel gestalten und nicht besonders leistungsorientiert sein muss und dass dies seine subalterne Mitarbeiterperspektive und die autoritär gedeutete Beziehung zu seinen Vorgesetzten erklärt. Letztlich haben wir vom Material her allerdings keine Belege dafür. Weder verweist Herr Baumann explizit auf die spezifischen Unternehmensstrukturen (»Wir haben ja auch eine besondere Situation«), noch zeigt sich auf der latenten Ebene etwas Derartiges. Und er übt auch keine Kritik an »starren Strukturen«, sondern betont ja nachgerade das Gegenteil, nämlich, dass er »sehr viele Freiheiten« bzw. »extrem viele Gestaltungsmöglichkeiten« habe. Zudem würde dies sein Durchsetzungsproblem nicht erklären bzw. wäre er aufgrund dessen auch weiterhin objektiv eher ungeeignet für die Position im oberen Management. Allerdings scheint es meiner Ansicht nach auch recht klar zu sein, dass es *nicht nur* seine Persönlichkeitsstruktur sein kann, aufgrund derer seine Arbeitspraxis in seiner Darstellung als ungestaltbar erscheint; sie muss es ein Stück weit auch tatsächlich sein, sonst könnte er eben nicht sagen, dass er »sehr viele Freiheiten« habe, was auch erklären würde, warum er mit seiner persönlichkeitsstrukturellen Disposition dennoch gut darin eingepasst

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und besonders erfolgreich ist. Dafür spricht schließlich auch, dass er ebenso wie Herr Greipel kaum einen Sachbezug in seiner Arbeit erkennen lässt; was er wirklich macht bzw. überhaupt zu tun hat, erfährt man nicht. Es geht ›irgendwie‹ um »Strategieentwicklung« und »Strategieumsetzung durch Projekte«, wie er an einer Stelle sagt, aber was es konkret auf der Ebene der Arbeitspraxis heißt, bleibt offen. Und vielleicht steckt da letztlich auch nicht viel dahinter; es könnte sich auch bloß um ›Planung und Organisation‹ von ›irgendwas‹ handeln.

Zu guter Letzt ließe sich, wie im Falle Herrn Gerkens, auch im Fall Baumann diskutieren, inwieweit es sich womöglich um eine im psychologischen Sinne pathologische Struktur handelt, sofern die Praxis Herrn Baumanns eben zwanghaft ist und es einen regelrechten psychischen Widerstand zu geben scheint. Selbstbild und Faktizität gehen dabei nicht nur tendenziell deutlich auseinander, sondern es gibt auch einen inneren Konflikt, der nicht gelöst ist und sich gleichsam durchdrückt. Gleichwohl scheint mir dies insbesondere mit der Struktur des Mitlaufens zu tun zu haben, die eben gleichsam aus sich heraus Ambivalenzen erzeugt. Inwieweit dies psychopathologisch ist, sei deshalb dahingestellt; er macht sich jedenfalls einiges vor. ›Im Großen und Ganzen‹ jedoch funktioniert seine Lebenspraxis: Zwar scheint er sich im Bereich Familie/Paarbeziehung noch nicht positioniert zu haben; zumindest beruflich läuft es für ihn aber ganz gut; er ist faktisch erfolgreich und muss daher mit seinen Bewährungsbemühungen und seinem Marathonengagement sowie mit seiner Leistungsvorstellung des Erleidens und Durchhaltens – ebenso wie Gerken und Greipel – in seinem Umfeld auf gewisse Anerkennung stoßen.

Jedenfalls, das sei in diesem Zusammenhang dennoch eingeflochten, konnte ich in zwei Fällen (wobei auch der Fall mit der Suchtverlagerung aus meiner Masterarbeit hierzu gezählt werden kann bzw. generell Fälle süchtigen Laufens), die ich zusätzlich zu den hier analysierten erhoben habe, deutlich feststellen, dass es einen eigenständigen Typus von Marathonlaufenden gibt, bei dem tatsächlich eine Psychopathologie die zentrale motivierende Kraft darstellt. In dem einen Fall handelte es sich, wie bereits in Kapitel 3.1.1 erwähnt, um eine Frau, die ebenfalls in der M-M-W teilgenommen hat und die ich über die besagte Ergebnisliste kontaktiert hatte. In ihrem Fall war die eigentliche Ursache eine massive Identitätsproblematik und eine damit verbundene Essstörung. Das drückte sich bereits darin aus, dass sie im Zuge der Kontaktaufnahme mehrfach daran zweifelte, ob sie die richtige Interviewpartnerin sei und behauptete, dass sie eigentlich keine Läuferin wäre, obwohl sie regelmäßig Marathon lief. Hingegen ging es in einem anderen Fall darum, dass die Interviewte das Marathonlaufen tatsächlich in einem quasi-existenziellen Sinne als Bewährungsprüfung nutzte und damit der Bearbeitung eines psychischen Problems auswich, das aus der existenziellen Krisenerfahrung im Zusammenhang mit einer schweren Lungenembolie, die sie erlitten hatte, resultierte. Das Marathonlaufen diente ihr dazu, sich ihrer Existenzfähigkeit zu versichern, aber es verstellte ihr

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

auch zugleich den Weg zu einer adäquaten Bearbeitung des eigentlichen Problems bzw. der diesem zugrundeliegenden Krisenerfahrung.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

4. Theoretische Würdigung und Schluss

Nehmen wir jenen erkenntniskonstitutiven Zirkel, von dem im Anschluss an Ulrich Oevermann (1991) in Kapitel 2.1 gesprochen wurde, noch einmal in den Blick, so ist die Untersuchung nun an einem Punkt angelangt, an dem es notwendig ist, die durchgeführten Fallanalysen auf die in Kapitel zwei entfaltete Heuristik und die dabei einbezogenen theoretischen Bestimmungen rückzubeziehen. Dabei werden wir in einem ersten Schritt (Kap. 4.1) der Frage nachgehen, was die Ergebnisse der Fallrekonstruktionen im Hinblick auf den Untersuchungsgegenstand – das nicht-sportliche Marathonlaufen – zutage befördert haben bzw. wie dies auf der Folie der heuristischen Vorbestimmungen aus den Abschnitten »A« und »B« einzuschätzen ist. Anschließend (Kap. 4.2) werden wir eine zeitdiagnostische Perspektive einnehmen und dabei auszuloten versuchen, welche allgemeineren, über die Praxis des freizeitlichen Marathonlaufens hinausgehenden gesellschaftlichen Tendenzen diese Praxis indiziert – Tendenzen, die sich etwa auch im Kontext anderer Freizeit- und Bewegungspraktiken andeuten. Zum Schluss (Kap. 4.3) werden wir – wiederum vor dem Hintergrund der Fallrekonstruktionen – noch einigen Überlegungen zum rekonstruktiven Forschungsparadigma als einem Paradigma für die Sportsoziologie nachgehen.

4.1 Nicht-sportliches Marathonlaufen als Kompensationsmedium für eine Autonomie-Bewährungs-Problematik

Ein zentrales Ergebnis, das sich von den Fallanalysen ausgehend formulieren lässt, ist, dass wir es tatsächlich mit *nicht-sportlichem* Marathonlaufen zu tun haben, von dem die hier analysierten Fälle gleichsam Tokens darstellen. Und wir konnten nachweisen, dass es für diese Praxis in der Tat konstitutiv ist, dass sie eine – je spezifisch ausgeprägte – *Autonomie-Bewährungs-Problematik* kompensiert, wobei dieser Mechanismus ein grundsätzlicher zu sein scheint. Das heißt: Es ist *prinzipiell* unabhängig davon, welchen Berufen die kompensierend Laufenden nachgehen, in welchen be-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ruflichen Positionen sie tätig sind und auch, wo sie es auf der Welt sind;[1] es handelt sich, so die Annahme, um eine Strukturlogik, die gleichsam überall dort auftritt, wo das (Marathon-)Laufen als *nicht-sportliche Freizeitpraxis* praktiziert wird; sie ist ihm inhärent. Die Seitenblicke auf die flankierend erhobenen Fälle in den idealtypischen Verdichtungen stützen diese These.

Dementsprechend war das (Marathon-)Laufen in keinem der hier behandelten Fälle im Sinne eines sportlichen Leistungsvergleichs mit anderen, das heißt: im Sinne eines *sportlichen Wettkampfs* relevant; entscheidend war vielmehr das Handlungsproblem der Bewältigung der Strecke, die *individuelle Bewährungsprobe*. Beispielsweise war der Wettkampf für Herrn Gerken vor allem insofern interessant, als dass er ihm die Möglichkeit eröffnete, sich noch mehr an die Substanz gehen zu können; und selbst am Handball, den er objektiv als Sport betreibt, schien ihn in erster Linie nicht das Sportive, sondern das Runterreißen zu interessieren. Gleichwohl schien er nicht abgeneigt, die offizielle Marathonteilnahme auch als Ausweis seiner Durchhaltefähigkeit zu nutzen, wenn er etwa davon berichtete, ein »I-Love-Shirt« erworben zu haben, das heißt: ein Utensil, das die Funktion hat, die jeweilige Marathonteilnahme einer prinzipiell anonymen Öffentlichkeit gegenüber ostentativ zur Schau zu stellen und auf entsprechende Anerkennung abzustellen. Der Anerkennungsbezug stand für Herrn Greipel wiederum im Mittelpunkt; in den Wettkampfteilnahmen sah er eine Chance, bewundert zu werden, sowohl konkret von dem Publikum an der Strecke als auch von den »Leuten«, den er von seinen besonderen Freizeitaktivitäten erzählt. Das scheint auch im Falle Herrn Baumanns ähnlich zu sein: Der Wettkampf eröffnete ihm die Möglichkeit eines direkten Anerkennungsbezugs sowie der Zugehörigkeit zur Marathon-Community, auch wenn er sich damit – im Gegensatz zu Greipel und Gerken – kaum zu ›schmücken‹ imstande war.

Insofern lässt sich mit Blick auf die Bedeutung von Wettkampfteilnahmen im nicht-sportlichen Marathonlaufen von den hier analysierten Fällen ausgehend festhalten, dass ein Zusammenhang zur jeweiligen latenten Motivationsstruktur indiziert ist. Demzufolge scheint eine masochistische Motivation nicht an regelmäßige bzw. überhaupt an Wettkampfteilnahmen gebunden zu sein, lässt sich doch das masochistische Bedürfnis prinzipiell auch ›rein privat‹ stillen. Hingegen können das Inszenierungsbedürfnis sowie das Bedürfnis dazuzugehören letztlich nur dann gestillt werden, wenn an Wettkämpfen teilgenommen wird. Wie häufig bzw. regelmäßig dies geschieht, hängt dann aber wiederum mit der jeweiligen latenten Motivationsstruktur zusammen. Herr Baumann zum Beispiel läuft jährlich ›nur‹ ein bis zwei Marathons, dies gleichwohl konstant seit 17 Jahren. Demgegenüber gehen Motivationsstrukturen, die stärker auf Sinnkompensation abstellen – so etwa bei dem Fall

1 Gleichwohl scheint es naheliegend, dass je nach kulturräumlichem Setting unterschiedliche Motivationstypen dominieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

mit der gescheiterten Fußballkarriere oder beim Läufer, der in seinem »ersten Leben« Augenarzt war –, offenbar nicht nur mit regelmäßigeren, sondern auch besonders häufigen Wettkampfteilnahmen einher. Demgegenüber scheint für die Inszenierungsstruktur weniger die Häufigkeit der Teilnahmen entscheidend zu sein als vielmehr das Besonderungspotenzial, das mit einem bestimmten Wettkampf einhergeht. So war es bei Herrn Greipel eben wie selbstverständlich der »Berlin-Marathon«, der sein erster war, und bei jenem Fall, den ich in meiner Masterarbeit interpretiert habe, war es die Besonderung durch das ›Projekt‹, vor seinem fünfzigsten Geburtstag »auf jedem Kontinent« einen Marathon zu laufen. Lediglich sieben Marathons in rund acht Jahren zu laufen, ist nicht besonders viel; aber »auf jedem Kontinent« einen, das dürfte gleichsam maximale Bewunderung bei vergleichsweise geringem Aufwand ›einbringen‹. Sich über die Häufigkeit der Wettkampfteilnahmen zu besondern, erfordert hingegen einen enormen Leistungsaufwand, und das freilich ist nicht gut mit der Inszenierungslogik vereinbar.

Dazu, dass der Wettkampf im nicht-sportlichen Marathon eine nicht-sportliche Funktion erfüllt, passt schließlich aber auch, dass das Laufen als solches auch für keinen der Interviewten eine *Leidenschaft* darstellte, was bei tatsächlich *sportlich* Laufenden anders sein dürfte. Für die Interviewees erfüllt es eine *außersportliche* Funktion, eine *Kompensationsfunktion*, und es tut dies insofern und insoweit, wie es ihnen eine, wenn auch künstliche Möglichkeit eröffnet, sich durch *Unterwerfung* zu *bewähren*. Die Art und Weise der Kompensation läuft kurzum auf eine *Bewährung durch Unterwerfung* hinaus, und es scheint dabei geradezu konstitutiv zu sein, dass es sich um eine Praxis handelt, die aus sich selbst heraus *keinen* Spaß macht und *keine* Leidenschaft ist; ja, sie *darf* förmlich keinen Spaß machen, sofern jener Kompensationsmechanismus funktionieren soll. Man kann auch so sagen: Wenn etwas Spaß machen darf, dann allenfalls die Unterwerfung selbst.

Weil ein wesentliches konstitutives Element des nicht-sportlichen Marathonlaufens erwähntermaßen darin besteht, dass diese Praxis kompensativ auf eine Autonomie-Bewährungs-Problematik bezogen ist bzw. ein Surrogat für eine echte Krisenlösung, eine ›Plombe‹ darstellt, fragt es sich nun weiter, was man anhand der Fallanalysen über die *allgemeine* Struktur dieser Problematik sagen kann. Mit anderen Worten: Was kennzeichnet die Autonomie-Bewährungs-Problematik?

Zunächst kann man sagen, dass der Autonomie-Bewährungs-Problematik grundsätzlich eine dynamische Konstellation aus persönlichkeits- und sozialstrukturellen Motiven bzw. Motivationselementen zugrunde liegt, die wechselseitig aufeinander sowie auf das Kompensationsmedium ›Marathonlaufen‹ bezogen sind. Und die Art und Weise, wie diese Konstellation jeweils konkret ausgeprägt ist, bildet die *latente Motivationsstruktur* eines Falls und ist kennzeichnend für seine Typik. Die Fallrekonstruktionen haben nun gezeigt, dass auf der persönlichkeitsstrukturellen Seite der Autonomie-Bewährungs-Problematik ein Autonomieproblem respek-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tive -defizit steht, was lebenspraktisch in einer *regressiven Autonomie* und damit verbunden in einer *regressiven Bewährungsfigur* sich ausdrückt.

So wird im Falle Herrn Gerkens das autonome Ich ganz im Sinne des autoritär-masochistischen Charakters, den er repräsentiert, von seinem Über-Ich unterdrückt; es geht darin sozusagen auf; seine Selbstcharismatisierung beschränkt sich entsprechend auf die Überzeugung, derjenige zu sein, den man nicht kaputt kriegt. Bei Herrn Greipel hingegen ist es ein, wenn man so will, narzisstisch gekränktes Ich, das geltungsbedürftig ist und dem korrelativ ein künstlich aufgeblähtes Selbstbild gegenübersteht, welches die Kränkung nach innen wie außen durch Inszenierung kompensiert und in einer entsprechend künstlich verstärkten Bewährungsfigur sich niederschlägt. Das Geltungsbedürfnis ist dabei mit einer außengeleiteten, reflexiv-konformistischen (vgl. Voswinkel 2002) Haltung verbunden, sofern man sich nur über etwas erfolgreich inszenieren kann, was sozial anerkannt ist. Im Falle Herrn Baumanns kommt demgegenüber ein unsicheres bzw. gewissermaßen blasses Selbst zum Ausdruck, was insbesondere in seiner Positionslosigkeit sich zeigt: Er hat ein grundsätzliches Problem, als Ich zu sprechen, und entsprechend unsicher bzw. diffus ist sein Selbstbild, es ist kaum existent. Dies manifestiert sich dann in einem Selbstbewusstseinsproblem und einer ›schwachen‹ Bewährungsfigur: Nicht nur ist Baumann ein fast schon *zu* bescheidener Typ, sondern er ist auch – buchstäblich wie im übertragenen Sinne – bereit, mitzulaufen, sobald ihm jemand das Gefühl vermittelt, gebraucht zu werden und dazuzugehören. Allen Interviewten gemeinsam ist insofern, dass sie ihr autonomes Ich faktisch *externen* Relevanzen – seien es internalisierte Fremdzwänge oder spezifische Erwartungsstrukturen – subsumieren. Deshalb scheint es mir auch nur folgerichtig zu sein, dass sie Autonomie und Leistung letztlich regressiv mit *Unterwerfung* gleichsetzen, stellt dies doch die einzige Möglichkeit für sie dar, sich als autonom handelnd wahrzunehmen. Und der Regress auf der Ebene der Bewährungsfigur hängt freilich eng damit zusammen. Denn die Selbstcharismatisierungen der Interviewten stellen, wenn man so will, keine gute Basis dar, um Krisen tatsächlich autonom, das heißt: im Sinne der Erkenntnis und Wahl einer *anderen* Handlungsoption als bisher zu lösen. Herr Gerken scheint dabei zwar gerade aufgrund seiner runterreißerischen Haltung, aufgrund des Vertrauens in seine (vermeintliche) Unzerstörbarkeit beruflich recht weit gekommen zu sein. Allerdings wurde im Interview mit ihm auch deutlich, dass diese Bewährungsfigur ihre im Wortsinn natürlichen Grenzen hat. Es hat sich nämlich gezeigt, dass Herr Gerken eben nicht ›unkaputtbar‹ ist und dass man mit einer solchen Haltung auch grundsätzlich nur sehr begrenzt im Leben weiterkommen kann, weil sich viele Probleme nicht ›mit dem Kopf durch die Wand‹ lösen lassen. Dasselbe gilt auch für die Inszenierung sowie für das Mitlaufen. Und schließlich zeigt sich das Autonomiedefizit der Interviewten aber auch auf der Ebene ihrer Selbstthematisierungen: Weder die motivatorischen Zusammenhän-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ge noch die faktischen biographischen Verläufe stehen ihnen – Herrn Baumann freilich am wenigsten – deutlich vor Augen.

Vor diesem Hintergrund kann man nun sagen, dass die Autonomieproblematik auf persönlichkeitsstruktureller Ebene lebenspraktisch geradezu unweigerlich zu Bewährungsproblemen und einem darauf bezogenen Kompensationsverhalten führt. In den untersuchten Fällen deutete sich dies etwa schon darin an, dass die Interviewten ihren ersten Marathon vergleichsweise früh gelaufen sind: Gerken mit 19, Geipel und Baumann mit etwa 24/25 Jahren. Damit war ihr Einstieg ins (Marathon-)Laufen biographisch eng an die Adoleszenzkrisenbewältigung und die Positionierung gegenüber dem Bewährungsproblem gebunden. Herr Gerken etwa entwickelte seinen Kompensationsmechanismus dabei bereits im Jugendalter, als es ihm »nimmer ausgereicht« hatte, was er im Rahmen des Handballtrainings gelaufen ist und er auch später in seiner Schul- und Ausbildungszeit sich offenbar nicht genügend an die Substanz gehen und auf diese Weise sich bewähren konnte. Das Laufen kompensierte dies, indem es ihm die Möglichkeit bot, sich jenseits der institutionellen Kontexte an die Substanz gehen zu können, was sich dann auch in seiner beruflichen Praxis so fortsetzte. Im Falle Herrn Greipels und Herrn Baumanns war das (Marathon-)Laufen hingegen von Beginn an eng mit ihrer akademischen Ausbildung bzw. ihrer berufsbezogenen Sozialisation verbunden: Das (Marathon-)Laufen gehörte für sie wie selbstverständlich zum Studium, war ein geradezu konstitutiver Teil davon. Entsprechend eng war es auch mit ihrer Berufspraxis verflochten – bei Herrn Greipel freilich im besonderen Maße. Während dieser die Inszenierung mit dem Marathonlaufen braucht, um sich sowohl sich selbst als auch anderen gegenüber als außergewöhnlich leistend darzustellen, ist Herr Baumann darauf im Sinne eines ›Tickets‹ angewiesen: Die Zugehörigkeit zur Marathon-Community sichert ihm zugleich die Zugehörigkeit in der internationalen Business-Community und kompensiert nach innen gerichtet sein Selbstbewusstseins- und Durchsetzungsproblem, und das wiederum ermöglicht es ihm, in einer beruflichen Position, für die er von seiner Persönlichkeitsstruktur her ansonsten eigentlich nicht gut geeignet ist, dennoch ›irgendwie‹ zu bestehen, sich »durchzubeißen«, wie er selbst sagt.

Damit ist nun bereits angezeigt, dass die wesentlichen *sozialstrukturellen* Bezüge des nicht-sportlichen Marathonlaufens auf der Ebene *arbeitsweltlicher Strukturen* liegen. Und diese sind, wie die Fallanalysen gezeigt haben, durchaus vielschichtig.

Einen zentralen Bezug bildet dabei eine *Leistungsvorstellung*, die sich strukturhomolog zur Bewährungsstruktur des nicht-sportlichen Marathonlaufens verhält und als eine *Leistungsethik des Erleidens* sich kennzeichnen lässt. Diese *strukturell masochistische* Leistungsvorstellung wird grundsätzlich von allen Interviewten geteilt, auch wenn nicht alle wie Herr Gerken über eine masochistische Persönlichkeitsstruktur verfügen. Kennzeichnend für diese Leistungsvorstellung ist ihre tendenzielle Losgelöstheit von einer Sachorientierung – etwas, was sie von der fordistisch-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tayloristischen Leistungsethik klar unterscheidet, für die eine Orientierung an der Sache zentral war/ist; hier waren Anstrengung und Mühe ›immer schon‹ eng an die Verrichtung konkreter Arbeitsvollzüge und damit an die Erreichung *lebenspraktischer* Ziele gebunden; sie waren und dort, wo diese Logik heute immer noch greift, sind sie insofern *be*grenzt, was sich auch in einer entsprechenden Regulierung der Arbeitsvollzüge und Arbeitszeiten niederschlägt. Die Leistungsethik des Erleidens hingegen ist *ent*grenzt und durch eine Orientierung am Durchhalten *jenseits eines lebenspraktischen Zwecks* gekennzeichnet; das Durchhalten hat hier einen Zweck in sich selbst.

Wie in den Fallrekonstruktionen gezeigt werden konnte, korrespondiert dieser Leistungsvorstellung auch das *berufliche Selbstverständnis* der Interviewten. Denn dieses ist, ganz entgegen unserer idealtypischen Annahme (vgl. Kap. 3.2.1), eben nicht um den Komplex ›Entscheiden und Gestalten‹ bzw. um die mit einer Leitungsposition objektiv gegebene Verpflichtung zur Verantwortungsübernahme herum zentriert. Stattdessen setzen die Interviewees die manageriale Tätigkeit im Wesentlichen mit dem Vollzug an die Substanz gehender, außeralltäglicher Kraftakte, kurzum: mit *Durchhalten* und nicht zuletzt auch – was insbesondere für Greipel und Gerken gilt – mit *Führen bzw. Führungskraft-Sein* gleich. Damit ließen sich insofern auch eindeutige Strukturhomologien zu den in Kapitel 3.2.1 herausgearbeiteten Implikationen der Bezeichnung »Marathon Manager« nachweisen. Es liegt letztlich nahe, dass die Leistungsethik des Erleidens eine in der gegenwärtigen Arbeitswelt durchaus verbreitete Leistungsvorstellung darstellt, die auch nicht bloß an die Positionen im Management gebunden ist. Dafür spricht zum einen, dass die Interviewten in sehr unterschiedlichen wirtschaftlichen Sektoren bzw. Branchen tätig sind. Zum anderen spricht dafür aber auch die Selbstverständlichkeit, mit der sie auf diese Leistungsvorstellung rekurrieren; sie sehen da überhaupt keinen Legitimationsbedarf, sondern prahlen umgekehrt mit ihren ›durchhalterischen‹ Fähigkeiten (mit Ausnahme Herrn Baumanns freilich, der nicht prahlt, aber schließlich dennoch deutlich auf das Durchhalten setzt: »man braucht Zähigkeit, Ausdauer, Disziplin«). Und sofern sie eben Leitungspositionen bekleiden und – insbesondere Herr Greipel und Herr Gerken – sich wesentlich als Führungskräfte und Motivatoren verstehen, scheint es nur konsequent, dass sie die Leistungsethik des Erleidens auch als Maßstab an das Arbeitsverhalten der ihnen unterstellten Arbeitenden anlegen und eben anlegen können, weil es sich um eine allgemein anerkannte Leistungsvorstellung handelt.

Daran anschließend ließen sich in den Fallanalysen eindeutige Bezüge zu Strukturen subjektivierter und entgrenzter Arbeit (vgl. dazu etwa Voswinkel 2002; Pongratz/Voß 2004; Bröckling 2007; Hochschild 2001) identifizieren, die, so meine These, strukturhomolog zur Bewährungsstruktur im nicht-sportlichen Marathonlaufen sowie zu jener Leistungsethik des Erleidens sich verhalten und unterwerferische, auf Durchhalten und Selbstausbeutung setzende Haltungen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

und Handlungen prämieren. Auch wenn sich ähnliche Strukturen ebenfalls in den Fällen Baumann und Gerken finden lassen, stellt doch der Fall Greipel meines Erachtens ein herausgehobenes Exempel dafür dar. Denn Herr Greipel ist ein gleichsam vollständig subjektiviertes und der Entgrenzung von Arbeit ›erlegenes‹ Arbeitssubjekt. Seine Freizeit, die er seiner Haltung nach eben auch gar nicht hat, ist durch die Arbeit okkupiert; Lebenszeit ist primär Arbeitszeit, und was dann noch übrig bleibt, ist lediglich »quality time«, wobei selbst diese immer weiter zusammenschrumpft und, wie Herr Greipel selbst sagt, *intensiviert* wird, sofern die Ansprüche der Arbeitswelt stets Vorrang haben und sich in sein Privatleben ›durchdrücken‹. Dem steht Herr Greipel indes nicht nur förmlich machtlos gegenüber, sondern lässt auch keinen Versuch erkennen, dieser arbeitsweltlichen Okkupation seines Lebens Grenzen zu setzen. Im Gegenteil: Er begrüßt diese ›Transfusion‹, ist ein gleichsam vorbildlicher Selbstoptimierer. Damit verbunden ist er auch jemand, der, wie in der idealtypischen Verdichtung der Analyse seines Falles gezeigt, mit den Anerkennungsstrukturen postfordistischer Arbeit identifiziert ist und mit seinen Inszenierungsbemühungen ganz klar auf den Anerkennungsmodus der *Bewunderung* und nicht den der *Würdigung* abstellt (vgl. dazu Voswinkel 2002). Dieser *reflexiv-konformistische* Charakter, für den Herr Greipel meines Erachtens in besonderem Maße steht, ist typisch für subjektivierte Arbeitsverhältnisse: Er steht, um noch einmal Voswinkel zu zitieren, für den Typus »eines außengeleiteten Sozialcharakters […], dessen Subjektivität darin besteht, eigenständig die Erwartungen zu erspüren und das Selbstmanagement zu entwickeln, mit dem er den Fremdanforderungen am besten gerecht werden kann« (ebd.: 82–83). Was in solchen Arbeitsverhältnissen Arbeitenden als autonome Leistung zugerechnet wird und was sie sich selbst als autonome Leistung zurechnen, reduziert sich also faktisch und paradoxerweise auf eine Unterwerfung bzw. Selbstsubsumtion unter fremdgesetzte Relevanzen sowie die selbstständige Erkenntnis dieser. Mit anderen Worten: In solchen Arbeitsverhältnissen scheint es immer ›irgendwie gut‹ zu sein, über, wie Herr Baumann sich ausdrückte, »Marathon-Qualitäten« zu verfügen; entsprechende Haltungen, Vorstellungen und Inszenierungen sind hier gefragt, stoßen auf Anerkennung. Und die paradoxe Struktur dieser Verhältnisse entspricht eben der widersprüchlichen Struktur der kompensatorischen Praxis des nichtsportlichen Marathonlaufens. Damit haben wir auch eine Erklärung dafür, warum Marathon, wie Neckel sagt, heute als Sport der gesellschaftlichen »Leistungsträger« gilt (2000: 136): Die Struktur der Bewährung durch Unterwerfung, die dieser Praxis zugrunde liegt und die darauf bezogene Leistungsvorstellung, welche primär das Durchhalten und Erleiden in den Mittelpunkt stellt, sind eben Strukturen, die auch für die moderne, entgrenzte, subjektivierte etc. Arbeitswelt charakteristisch sind.

Aus arbeitssoziologischer Sicht sind diese Ergebnisse durchaus überraschend. Denn offenbar finden sich derartige Subjektivierungsstrukturen auch bei Arbeitssubjekten, die vergleichsweise hohe berufliche Positionen bekleiden. Demgegen-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

über argumentierte etwa Ursula Holtgrewe (2006) noch, dass Chancen für die Realisierung von berufspraktischer Autonomie, wenn dann tatsächlich eher in höheren Positionen gegeben seien und auch genutzt würden, wogegen die Paradoxien der Subjektivierung insbesondere in hierarchisch niedriger angesiedelten Tätigkeiten sich ›festgesetzt‹ hätten. Von den Fallanalysen ausgehend können wir hingegen sagen, dass dies nicht indiziert ist: Weder treten die Interviewees auf, als hätten sie *qua ihrer hohen Positionen* große Autonomiespielräume (Herr Baumann versucht zwar so etwas für sich zu reklamieren, scheitert damit allerdings eindeutig: »ich bin auch jemand, der Sachen gerne () gestaltet« etc.), noch setzen sie eben den Komplex ›Entscheiden und Gestalten‹ für ihre Berufspraxis und ihr berufliches Selbstverständnis relevant.

Geht man demgegenüber von der Strukturlogik der Subjektivierung selbst aus, dann überraschen diese Ergebnisse womöglich eher weniger. Denn so gesehen ist es vielleicht schlichtweg eine Konsequenz, die sich aus fortgeschritten subjektivierten Arbeitsverhältnissen ergibt: Wenn auch die einfachen Angestellten zunehmend autonom und für den Erfolg am Markt verantwortlich sein und wenn Gestaltungsideen zunehmend von ihnen kommen sollen, dann sind die Manager*innen von all dem immer mehr ›freigestellt‹, was den fehlenden Sachbezug erklären würde.[2] Auch würde es erklären, warum das Führen bzw. Führungskraft-Sein, Motivieren und Inszenieren für sie so im Vordergrund stehen, während ›Entscheiden und Gestalten‹ kaum mehr eine Rolle zu spielen scheinen.[3] Ihre zentrale Funktion bestünde dann vor allem darin, ihr Personal im Sinne der Unternehmensziele zu steuern und dazu zu bringen, sich selbstständig auszubeuten. Und eine Unternehmens- bzw. Arbeitskultur, in der die Leistungsethik des Erleidens sowie die Struktur der Bewährung durch Unterwerfung hochgehalten, reproduziert und in Autonomie umgedeutet werden, dürfte dabei sicherlich förderlich sein bzw. wäre eben Ausdruck des Fehlens eines Sachbezugs und der Umstellung von Verantwortungsübernahme auf Kontrolle und Steuerung. Vor diesem Hintergrund wäre es interessant, mehr

2 Passend dazu diagnostiziert beispielsweise David Graeber (2018) der modernen Arbeitswelt eine »Bullshitisierung«. Er vertritt die These, dass die modere Arbeitswelt eine Vielzahl an beruflichen Tätigkeiten produziere, die, »pointless«, also sinnlos und damit gewissermaßen überflüssig seien. Solche ›Tätigkeiten‹ nennt Graeber »Bullshit Jobs«. Es geht dabei also nicht um körperlich anstrengende Arbeit oder Arbeit, die unter erschwerten bzw. miserablen Bedingungen verrichtet wird, sondern um gut bezahlte Tätigkeiten, *auch und gerade auf Managementebene*, die des Sachbezugs entbehren.

3 So wird etwa in Unternehmungsberatungskontexten schon länger von Führungskräften als *Coaches* gesprochen, die die Mitarbeitenden lediglich begleiten sollen. Auch Boltanski und Chiapello (2003) haben bereits darauf verwiesen, dass in der Beratungsliteratur der 1990er Jahre die ›neuen‹ Manager*innen vor allem als visionäre »leader« gelten, wogegen der Rückzug oder Rückgriff auf die mit dieser Position verbundene Amtsmacht immer mehr an Legitimität einbüßt (vgl. z.B. ebd.: 115ff.).

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

über die *faktische* Berufspraxis der Interviewten zu erfahren: Was machen sie in ihrer Berufspraxis tatsächlich? Wie gehen sie mit Situationen um, in denen sie in ihrer Verantwortlichkeit, die sie qua Position ja nun einmal objektiv haben, von ihren Untergebenen adressiert werden? Geht man von den Fallrekonstruktionen aus, dann wäre es jedenfalls denkbar, dass sie Verantwortlichkeiten tendenziell abweisen bzw. gleichsam nach unten verlagern und Praktiken wie etwa die Inszenierung dazu nutzen, sich auf ihrer Position zu legitimieren respektive Gefolgschaften zu bilden. Insofern wäre es auch interessant, Datenmaterial zu erheben, dass mehr Einblicke in die Art und Weise ermöglicht, wie sich solche Praktiken in konkreten Interaktionen vollziehen und wie genau sie da funktionieren.

Wenn wir abschließend nun wieder auf die Frage aus der Einleitung zurückkommen, warum eine Praxis, die ehedem als höchst seltsam galt und tendenziell auf Ablehnung stieß, zu einem, um noch einmal Neckels (2000) Formulierungen zu bemühen, »Volkssport der vernünftigen Leute« und der gesellschaftlichen »Leistungsträger« avancieren konnte, dann ist vor dem Hintergrund der Ergebnisse dieser Arbeit anzunehmen, dass dies wesentlich mit dem Strukturwandel der Arbeitswelt von fordistisch-tayloristischen hin zu postfordistischen, subjektivierten, entgrenzten, flexibilisierten usw. Arbeitsverhältnissen, wie auch immer man sie begrifflich genau kennzeichnen mag, verknüpft ist. Mit dem Wandel der unternehmensinternen Steuerungsmechanismen im Hinblick auf das Transformationsproblem der Arbeit von direkter Kontrolle hin zu subjektivierten, indirekten Kontrollmechanismen qua Kennzahlen und Projekte haben sich anscheinend auch die darauf bezogenen Kompensationsmechanismen seitens der Arbeitenden gewandelt: Freizeit dient nicht mehr lediglich der Regeneration, auch nicht der Kompensation im Sinne von Habermas' Kompensationstheorie: »man will abschalten, einen Strich ziehen zwischen dem »Dienst« und dem »Leben« (1967[1958]: 36, Hervh. i.O.). Vielmehr geht es, wiederum im Habermas'schen Sinne, um *Suspension* und über Habermas hinaus: um ein nachgerade *symbiotisches* Verhältnis von Arbeit und Freizeit, ähnlich, wie es Adorno in seinem Freizeit-Aufsatz mal angedeutet hat:

> »Die alte Begründung, man betreibe Sport, um fit zu bleiben, ist unwahr nur, weil sie die fitness als eigenständiges Ziel ausgibt; fitness für die Arbeit indessen ist wohl einer der geheimen Zwecke des Sports. Vielfach wird man im Sport erst sich selber einmal antun, und dann als Triumph der eigenen Freiheit genießen, was man sich unter gesellschaftlichem Druck antun und sich schmackhaft machen muss.« (2003[1977]: 653)

Freilich scheint es vor dem Hintergrund der hier vorgenommenen Analysen weniger der Sport im Sinne eines Leistungsvergleichs mit anderen als vielmehr der *Nicht-Sport* zu sein, der symbiotisch anschlussfähig an die Anforderungen der Arbeit sich zeigt. Entscheidend ist allerdings zunächst, *dass* es eine Anschlussfähigkeit, und

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

zwar in den Facetten, wie sie oben beschrieben wurden, gibt und die Gründe für die Transformation des Marathonlaufens von einer hochgradig erklärungsbedürftigen, extremsportlichen Außenseiter*innenpraxis hin zu einer gesellschaftlich nunmehr etablierten, anerkannten Freizeitbeschäftigung nicht ohne die Betrachtung der Transformation der Arbeitswelt im Laufe der vergangenen rund 60 Jahre zu verstehen sind. Ganz im Sinne von Norbert Elias kann man daher sagen: Beide Entwicklung müssen als *interdependente* begriffen und analysiert werden.

Noch ein anderer Punkt zum Schluss: In dieser Arbeit konnten aus genannten Gründen keine genderbezogenen Aspekte im Zusammenhang mit dem nicht-sportlichen Marathonlaufen untersucht werden. Geht man zumindest von den beiden weiblichen Fällen aus, die ich im Kontext dieser Arbeit erhoben und interpretiert, jedoch letztlich nicht systematisch integriert habe, dann liegt die Frage nahe, ob Frauen auf das Marathonlaufen vielleicht eher zurückgreifen, um tatsächlich Psychopathologien zu bearbeiten und in diesem Zusammenhang womöglich Bewährungsfiguren ausbilden, die in stärkerem Maße auf masochistischen Triebtendenzen aufbauen. Wie die damit möglicherweise verknüpften genderbezogenen Strukturzusammenhänge konkret aussehen (könnten), wäre insofern eine Frage, die in weiteren Studien zu verfolgen wäre.

4.2 Bewährung durch Unterwerfung: Ein regressiv-moderner Bewährungstypus?

In diesem Unterkapitel wollen wir nun noch der Frage nachgehen, inwieweit das nicht-sportliche Marathonlaufen möglicherweise Tendenzen indiziert, die darüber hinausweisen und auch im Kontext anderer (Freizeit-)Praktiken sich wiederfinden. Mit anderen Worten: Inwieweit lassen sich die Struktur der Bewährung durch Unterwerfung und die Leistungsethik des Erleidens gegenwartsdiagnostisch einordnen und womöglich als typisch für die Gegenwartsgesellschaft ansehen? Dazu möchte ich mit einem Beispiel beginnen, dass zwar erneut vom Laufen handelt, nicht vom *Marathon*laufen allerdings. Es geht nunmehr um eine Laufpraxis, die nicht nur nicht-sportlich verfasst ist, sondern für die Wettkämpfe generell keine Rolle spielen und welche darüber hinaus mit einem veganen Lebensstil verknüpft ist. Der Hintergrund ist folgender:

Vor rund vier Jahren erschien in einer regionalen Tageszeitung, die jedoch durchaus überregionale Reichweite erzielt, ein halbseitiger Artikel über einen sogenannten »Streakrunner«, der »dank veganer Ernährung zum Dauerläufer« geworden sei. Seit 1.200 Tagen bzw. acht Jahren laufe Karsten M., ein ›ganz normaler Bürger‹ aus der Region, der weder Profisportler ist, noch sonst irgendwie in der Öffentlichkeit steht, mindestens 16 Kilometer *täglich*, am Wochenende sogar bis zu 30 Kilometer. Um sein »Pensum« wochentags »noch vor der Arbeit« zu schaffen, stehe er bereits »gegen 3:30 Uhr« auf. M. – und genau das macht einen »Streakrunner«

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

aus – läuft ausnahmslos »jeden Tag«, hält einen »Streak«, eine Strähne durch. Doch es scheint wohl nicht nur das zu sein, was ihn für die Redakteure und Redakteurinnen jener Tageszeitung interessant und somit dann doch irgendwie zu einem nicht ›ganz normalen Bürger‹ gemacht hat. Denn es wird auch herausgehoben, dass er sich vegan ernähre, ganz so, wie es auch »Formel-1-Weltmeister Lewis Hamilton« oder »die Weltklasse-Tennisspielerinnen Venus und Serena Williams« täten. Indes ist M., wie erwähnt, nicht nur kein Spitzensportler, sondern scheint das Laufen auch sonst gar nicht als Sport zu betreiben; jedenfalls werden im Artikel keine Wettkampfteilnahmen bzw. -ambitionen erwähnt; entscheidend sind das Jeden-Tag-Laufen und die vegane Ernährung. Warum aber macht M. das? Was ist seine Motivation? Und warum wird sein Fall von den Zeitungsmachenden als öffentlich relevant gesetzt, zumal es sich nicht etwa um eine kurze Randnotiz, sondern einen halbseitigen Artikel mitsamt mehreren Photographien handelt? Oder falls M. die Öffentlichkeit selbst gesucht hat: Warum hat er das gemacht und warum wurde wiederum entschieden, dass es sich bei seinem Fall um etwas Berichtenswertes handelt?

Wie sich im Artikel herausstellt, ist Karsten M. zunächst gar nicht zum Laufen, sondern zum Veganismus gekommen. Dies gleichwohl nicht aufgrund moralischer Überzeugungen in Bezug auf das Tierwohl, sondern schlicht, weil er »damals« abnehmen wollte. »Die Waage«, so wird er von der Journalistin, die den Artikel verfasst hat, zitiert, habe seinerzeit »102 Kilogramm angezeigt«. Seine Körpergröße wird allerdings nicht genannt, sodass man als Leser*in die Zahl nicht relationieren kann. Sie soll wohl für sich sprechen, im Sinne von: es war sehr viel. Wichtig ist jedenfalls, dass als Anlass, etwas zu tun, nicht etwa eine medizinische Notwendigkeit angeführt wird, sondern eine Gefühlslage: M. habe sich »überhaupt nicht wohl gefühlt«. Es heißt nicht: »Ich bin irgendwann die Treppe nicht mehr hoch gekommen« oder »Mein Arzt sagte, wenn ich so weiter mache, habe ich noch zwei Jahre«. Damit liegt es nahe, dass es von vornherein um mehr ging als um bloßes Abnehmen. Dazu passt denn auch, dass es um abzunehmen, keiner Umstellung auf eine vegetarische oder gar vegane Ernährung bedarf. Ginge es lediglich darum, dann könnte es unter Umständen schon ausreichen, sich lediglich etwas mehr zu bewegen. Und sollte tatsächlich eine Ernährungsanpassung notwendig sein, dann ließe sich diese auch ohne weiteres nicht-vegan bzw. nicht-vegetarisch realisieren. Was aber freilich noch viel mehr ins Auge sticht: Schon gar nicht bedarf es dafür eines derart hohen Laufpensums und eines derart rigiden Selbstunterwerfungsprogramms, wie es sich M. selbst auferlegt hat. Um das zu wissen oder zumindest als erklärungsbedürftig einzustufen, muss man kein Ernährungsexperte bzw. keine Ernährungsexpertin sein. Umso erstaunlicher ist es, dass die von M. angegebenen Motive im Artikel überhaupt nicht problematisiert werden und stattdessen eine Selbstermächtigungsgeschichte erzählt wird: »Aus dem ehemals übergewichtigen« M., der »früher eigentlich nie Sport gemacht« habe und »alles aß«, sei ein »Streakrunner«, soll

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

heißen: Hochleistungsathlet und -asket geworden, was es für die Journalistin wohl gerechtfertigt erscheinen lässt, ihn auf eine Stufe mit Weltklassesportler*innen zu stellen. Dabei ist er einfach nur jemand, der jeden Tag läuft, ja, der sich jeden Tag lediglich zum Laufen *zwingt*. Im Artikel allerdings wird genau das positiv herausgehoben: M. läuft »noch vor der Arbeit«, »egal, ob Sommer oder Winter, Regen oder Schnee«. Soll heißen: Er ist besonders ›hart und zäh‹. Und diese Härte, die Härte gegen sich selbst, erscheint nicht als etwas Problematisches bzw. Erklärungsbedürftiges, sondern wird im Artikel als Ausweis einer außergewöhnlichen Leistungsbereitschaft und -fähigkeit gewürdigt. Statt einer Problematisierung findet eine Heroisierung statt. Dazu passt schließlich auch, dass das Ganze wie selbstverständlich als »Sport« verhandelt wird; es sind eben nicht zufällig echte Sportler*innen, die als Vergleichsmaßstab herangezogen werden; es sei, so der Duktus des Artikels, eben ›nur‹ Sport, und M., der sein Leben ›in die Hand genommen‹ habe, laufe bloß deshalb so viel, weil er »eine ziemlich gute Regenerationszeit« habe und das Laufen einfach nur liebe. Die Frage, warum jemand sich eigentlich ›ohne Not‹ einem derartigen Regime – und um nichts anderes scheint es mir beim Streakrunning zu gehen, sofern doch der ›Witz‹ genau darin besteht, es wie eine mönchische Askese gleichsam ausnahmslos und sich selbst gegenüber unbeugsam und unerbittlich durchzuziehen – unterwirft, spielt hingegen keine Rolle. Wer ›Sport‹ macht, so die latente Haltung, der steht sozusagen moralisch auf der richtigen Seite bzw. macht nichts, was es zu hinterfragen gälte.

Was zeigt das Beispiel? Das Beispiel zeigt, dass es in der Gegenwartsgesellschaft offenbar Tendenzen gibt, masochistisches Verhalten bzw. Verhalten, das zumindest auf eine masochistische Leistungsvorstellung abstellt, zu prämieren. M., so jedenfalls mein Eindruck, scheint nicht etwa deshalb zu laufen, weil er gesund sein möchte, sondern weil es ihm darum geht, sich einem Programm, einem Regime zu unterwerfen; und er ernährt sich vegan nicht, weil er davon überzeugt ist, dass Tiere zu essen, moralisch verwerflich sei, sondern weil es ihm einen Lebensstil bzw. ein vorgefertigtes Lebensmodell bereitstellt, dem er sich subsumieren kann und dessen Kernlogik mit einer selbstzweckhaften Verzichtsleistung, mit einem masochistischen Element verbunden zu sein scheint und das wie das Streakrunning vermutlich in einem Passungsverhältnis zu seiner Persönlichkeitsstruktur steht. Zugespitzt könnte man insofern sagen: M. »liebt« nicht das Laufen, wie im Artikel behauptet wird, sondern wohl eher die Unterwerfung. Jemand, dessen Ziel es wirklich wäre, einfach nur ›ein paar Kilos‹ loszuwerden, hätte vielleicht auf das ein oder andere Nahrungsmittel verzichtet, hätte vielleicht seine Essensmenge reduziert oder würde sich mehr bewegen, aber er würde nicht sogleich damit anfangen, sich »rein pflanzlich« zu ernähren und wöchentlich bis zu 140 Kilometer zu laufen, würde kurzum nicht den Verzicht als solchen affirmieren und in den Mittelpunkt stellen. Deshalb würde ich auch in diesem Fall vermuten, und natürlich müsste dieser noch ausführlicher analysiert werden, dass auf der Ebene der latenten Mo-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

tivationsstruktur M. eine Autonomie-Bewährungs-Problematik kompensiert und sowohl das Abnehmen wie auch die angedeutete Funktionalisierung des Laufens (es heißt im Artikel: er fühle sich »so viel jünger, wohler, fitter und leistungsfähiger«) Rationalisierungen eines tiefer sitzenden Problems darstellen.

Soziologisch entscheidend ist jedenfalls, dass all dies im Artikel, wie gesagt, verkannt und im Gegenteil als eine Autonomisierungs- und Selbstverwirklichungsgeschichte gerahmt wird. Der faktische Regress auf der Ebene von Autonomie und Bewährungspraxis wird in terms echter Selbstermächtigung und Bewährung gedeutet. Und die Selbstverständlichkeit, mit der dies geschieht und zu einem öffentlich relevanten Thema bestimmt wird, verweist darauf, dass es sich hier um ein gesellschaftlich etabliertes und recht verbreitetes Muster handelt. Und entsprechend findet sich dieses durchaus auch im Kontext anderer Freizeitpraktiken, die nichts oder zumindest nicht im engeren Sinne etwas mit Laufen zu tun haben. Da wären auf der einen Seite diverse Fitness- und Selbstoptimierungspraktiken, die vom sogenannten »Bootcamp« bis hin zur Meditation reichen. So handelt es sich etwa beim Bootcamp faktisch um ein Ganzkörper-Fitnesstraining, das unter Anleitung von Trainer*innen in einer Gruppe und draußen absolviert wird. Die konkrete Bezeichnung »Bootcamp« weist allerdings deutlich über ein gewöhnliches Fitnesstraining hinaus. Denn Bootcamps kommen eigentlich aus dem Militär und werden insbesondere in den USA in der Soldatinnen- und Soldatenausbildung eingesetzt. Entscheidend ist dabei, dass es darum geht, den Willen der Rekruten und Rekrutinnen zu brechen; entsprechend werden sie nicht nur einem extensiven Fitnessprogramm sowie einem rigiden Tagesregime unterworfen, sondern auch äußerst harsch behandelt, das heißt: angeschrien, öffentlich gedemütigt, bloßgestellt, beleidigt usw. Letzteres findet sich nach allem, was ich darüber herausfinden konnte, bei Fitness-Bootcamps eigentlich weniger; aber es scheint einige Angebote zu geben, die suggerieren, dass man tatsächlich wählen kann, inwieweit man sich zumindest anbrüllen lässt. Meines Erachtens partizipieren Fitness-Bootcamps aber auch jenseits davon an der Logik des Masochistischen. Zum einen eben allein schon durch die Herkunft der Bezeichnung. Zum anderen dann aber auch durch die dahinter stehende Haltung: Der Fokus liegt eindeutig nicht bloß auf der Gesundheitserhaltung bzw. -herstellung, sondern auf einer selbstzweckhaften, umfassenden Erschöpfung der Teilnehmenden einerseits sowie einer selbstzweckhaften Disziplinierung andererseits. Auf vielen Bootcamp-Webseiten heißt es entsprechend, man würde dazu »motiviert«, endlich aus »seiner Komfortzone ausbrechen«, »stark zu bleiben« und »sauber zu essen« – entsprechende Kochbücher gibt es dazu. Kurzum: Faktisch dürfte es in solchen Fitness-Bootcamps zwar nicht so ›hart‹ zu gehen, wie es mit der Bezeichnung anklingt; entscheidend ist jedoch, dass die selbstzweckhafte Härte gegen sich selbst hier grundsätzlich positiv konnotiert ist und mittlerweile viele Menschen sich dafür interessieren.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Auch die Meditation ist vor diesem Hintergrund eine interessante Praxis, und zwar vor allem deshalb, weil sie medial und subjektiv ebenfalls häufig unter ganz anderen Vorzeichen thematisiert wird, als es von ihrer objektiven Sinnstruktur her naheliegend erscheint. Praktiken wie »Achtsamkeit« oder »Mindfulness« werden dabei häufig in einem Atemzug genannt. Der Grundtenor ist dabei stets, dass es um eine Übung oder ein Training von Aufmerksamkeit und Bewusstsein gehe. In der Folge erhöhe sich die Konzentrationsfähigkeit, man nehme Dinge bewusster wahr, werde entspannter, glücklicher etc. In ähnlicher Weise werden in den religiös konnotierten Meditationspraktiken, aus denen sich ja auch die westlich-freizeitlichen Meditationsformen entwickelt haben, »Erleuchtung« und »Erkenntnis« als Ziele ausgegeben. Das Gemeinsame ist folglich die Annahme, dass der menschliche Geist durch die regelmäßige Meditation irgendwie vollkommener werde; dass die Meditierenden zu einem irgendwie besseren Verständnis von sich und der Welt gelangten; dass die Potenziale des menschlichen Geistes auf diese Weise irgendwie maximal ausgeschöpft werden könnten. Erst in der Meditation komme das Denken gleichsam zu sich selbst, während es ohne Meditation verwirrt und chaotisch verbleibe, so die Unterstellung.

Betrachtet man dies jedoch mit Distanz, so erscheinen solche Annahmen erklärungsbedürftig. So lässt allein schon die kulturhistorische Verbindung zu religiösen Meditationspraktiken – ähnlich wie im Falle des Bootcamps – masochistische Tendenzen erkennen; man bedenke etwa, dass Meditationen stets Teil mönchischer Askesen sind, die nicht nur tagtäglich »geübt« werden müssen, sondern zum Teil sich gar über Stunden erstrecken und es auch darum geht, diese immer länger durchhalten zu können. Meditationen sind hier also dezidiert *asketische* Praktiken, die auch mit einem insgesamt asketischen Leben verbunden sind, was man nicht zuletzt auch an den typisch hageren, geradezu ausgezehrten Gestalten sowie den dies akzentuierenden, kahl geschorenen Köpfen vieler religiös Meditierender sieht; die Ästhetik ist stets die einer unerbittlichen Härte gegen sich selbst. Entscheidend ist dabei, dass solche Askesen *außerweltlich* sind, also keinen praktischen Nutzen haben, denn gerade das macht sie der Struktur nach masochistisch.

Auch die säkularen Meditationspraktiken scheinen mir im Kern Askesen zu sein. Auch hier muss man sich darin üben, die Meditation überhaupt durchzuhalten, ohne den Fokus auf den Meditationsgegenstand, welcher zum Beispiel ein Gedanke oder eine Körperfunktion – klassischerweise die Atmung – sein kann, zu verlieren; und man muss die Disziplin aufbringen, sie regelmäßig, im Grunde täglich, zu praktizieren. Zugleich ist meines Erachtens auch die meditative Askese in sich zweckfrei: Es geht um ein Sich-Disziplinieren *jenseits* eines lebenspraktischen Zwecks. Denn entgegen den Selbstdeutungen Meditierender und den medialen Darstellungen der Meditation, man könnte beim Meditieren über bestimmte Sachverhalte bzw. Gegenstände irgendwie besser nachdenken, würde ich argumentieren, dass sich das doch genauso gut auch ohne die Meditation tun ließe;

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

jedenfalls ist Meditieren keine Voraussetzung für klares, systematisches Denken bzw. für Erkenntnis. Anderenfalls müsste man annehmen, dass etwa Wissenschaft oder die Reflexion des eigenen Lebens ohne Meditation nicht möglich wären bzw. nicht besonders gut praktiziert werden könnten. Ich würde daher nachgerade umgekehrt argumentieren und so weit gehen, zu sagen, dass es beim Meditieren – ähnlich wie beim Marathon – viel eher darum geht, die autonomen Ich-Anteile auszuschalten bzw. zu unterdrücken zu lernen. Wenn es etwa gilt, sich nur auf die Atemzüge zu konzentrieren, dann besteht die Übung ja genau darin, jegliches Denken abzustellen. Daher liegen auch hier meines Erachtens Kompensationsmechanismen nahe, auch wenn man vielleicht die verschiedenen Meditationsformen für sich differenzierter betrachten müsste. Nicht zufällig jedenfalls hat Herr Greipel im Interview ebenfalls erwähnt, dass er nicht nur laufe, sondern auch *im Büro meditiere*. Es scheint eben auch eine Praxis zu sein, die zumindest gut dazu geeignet ist, sich als ›großer Geist‹ zu inszenieren, der dem Gestus nach durch Meditation auf die kompliziertesten Probleme – praktische wie existenzielle – eine Lösung finden könne und seine geistigen Vorgänge vollständig unter Kontrolle habe; auch hier scheint Autonomie also letztlich mit Kontrolle bzw. Selbstdisziplin gleichgesetzt. Greta Wagner (2015) spricht in diesem Zusammenhang passend vom »buddhistische[n] Geist des Kapitalismus«.

Man kann nun noch eine ganze Reihe an weiteren körperlichen und/oder geistigen Selbstoptimierungs- und Fitnesspraktiken aufzählen, die ebenfalls auf selbstzweckhafte Selbstkontrolle bzw. -unterwerfung abstellen – vom sogenannten »Selftracking« bzw. »Lifelogging«, bei dem es um eine umfassende Vermessung und Überwachung insbesondere des Körpers mithilfe von Fitnessarmbändern und ähnlichen Gerätschaften geht (vgl. dazu Selke 2014), über diverse Ernährungsaskesen bis hin zum Extremwandern oder Extremradfahren. Doch masochistische Tendenzen zeigen sich auch in nicht oder weniger fitness- bzw. körperzentrierten Praktiken. Ich will hier nur exemplarisch in knapper Weise auf die »Minimalismus«-Szene und sogenannte »Challenges« eingehen.[4]

Beim Minimalismus handelt es sich um einen ganzen Lebensstil, der im Kern darauf ausgerichtet ist, »sich«, wie es in diesem Milieu bezeichnenderweise häufig heißt, tendenziell in allen Lebensbereichen zu »reduzieren« – vom Konsum bis zur Arbeitszeit. Das Grundthema ist also auch hier *Verzicht*. Man lebt in kleinen Häusern (»tiny houses«), versorgt sich – zumindest dem Anspruch nach – selbst und reduziert die Erwerbsarbeitszeit auf ein Minimum. Neben Konsum- und Kapitalismuskritik wird der Wert der Autonomie entsprechend stark betont. Gleichwohl ist die Selbstzügelung auch hier deutlich überschießend, das heißt: sie geht klar über

4 Aber auch das Prahlen mit überlangen Arbeitszeiten, wie es auch in den hier analysierten Fällen – bei Herrn Greipel und Gerken – zum Ausdruck kam, gehört beispielsweise in diese Kategorie.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

das Lebenspraktische hinaus. Niemand muss zur Selbstversorgung zurückkehren, um Kritik an ›der Konsumgesellschaft‹ zu üben bzw. möglichst nachhaltig zu konsumieren. Ja, es erschiene weitaus sinnvoller, sich politisch etwa für eine Veränderung der Produktionsverhältnisse zu engagieren, die ja von *allgemeiner Reichweite* wären. Entsprechend haben diese Praktiken immer auch etwas, wenn man so will, Einsiedlerisches an sich. Und ebenso wenig muss man in einem Mini-Haus wohnen, um Ressourcen zu schonen, denn es könnte ja schon reichen, nicht übermäßig viel Wohnfläche zu verbrauchen. Und auch hier könnte man sich grundsätzlich politisch für die Schaffung von mehr nachhaltigem Wohnraum einsetzen. Der Trend, in Mini-Häusern zu leben, entspringt meines Erachtens also weniger der Intention der Schaffung grundsätzlich vernünftiger Wohnverhältnisse als vielmehr dem latenten Bedürfnis nach Selbstzügelung. Mit anderen Worten: Die Verzichtsleistungen der Minimalistinnen und Minimalisten – der Name ist gleichsam Programm – sind ebenfalls selbstläufig, haben einen Wert in sich selbst und damit vor allem die Funktion, Kontrolle herzustellen; es geht um Schließung von Zukunft und damit letztlich um den Versuch, das Bewährungsproblem stillzustellen. Damit jedoch wird es erneut strukturell masochistisch: Gefochten wird im Grunde ein Kampf gegen sich selbst. Entsprechend tendiert auch das äußere Erscheinungsbild von minimalistisch Lebender typischerweise zum Hageren, Dürren, Ausgezehrten; dies ein Ausweis des Erfolgs der individuellen Verzichtsleistungen, und dafür bekommt man heute Anerkennung, und zwar durchaus nicht nur innerhalb des Minimalismus-Milieus.

Auch die angesprochenen »Challenges« verweisen meines Erachtens auf eine positive Konnotation bzw. Prämierung masochistischen Verhaltens. Gemeint sind damit ebenfalls Disziplinierungs- und Verzichtspraktiken, die recht unterschiedliche Inhalte haben können. Dabei geht es nicht um so etwas wie punktuelle Mutproben, sondern um zeitlich ausgedehntere Askesen. Das kann von wochen- oder monatelangem Verzicht auf Alkohol, Zucker oder andere Lebens- bzw. Genussmittel reichen (bekannt ist hier seit einiger Zeit etwa der sogenannte »dry january« oder der »sober october«, Challenges, bei denen es offenkundig darum geht, in den jeweiligen Monaten keinen Alkohol zu trinken) bis hin zu Challenges wie »jeden Tag 20.000 Schritte gehen« oder »jeden Tag einen Text oder einen Song schreiben«. Es gibt aber auch Challenges, die prinzipiell ins Offene, also ohne zeitliche Begrenzungen angegangen werden. Im Grunde ist daher auch das Streakrunning eine Art Challenge. Entscheidend ist jedenfalls, dass die Verzichts- und Disziplinierungsleistungen auch hier selbstläufig sind: Zentral ist die Selbstüberwindung, die Überwindung des »inneren Schweinehundes«, der Ausbruch aus der »Komfortzone« etc. Daher ist mit den jeweiligen Aktivitäten kein hoher Qualitätsanspruch verbunden; es geht nicht wirklich um eine Sache, sondern bloß darum, eine eigentlich unliebsame Aktivität über einen längeren Zeitraum durchzuhalten, sich einem Programm zu unterwerfen und sich dafür ›auf die Schulter zu klopfen‹ – und ›klopfen‹ zu lassen.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Ob der Text oder der Song auch gut ist, ist nicht wichtig; wichtig ist, dass man sich dazu diszipliniert, jeden Tag einen Text oder einen Song zu schreiben. Und ebenso geht es beim »dry january« bzw. »sober october« nicht um Gesundheit. Denn dazu würde es ja ausreichen, Alkohol in Maßen zu sich zu nehmen, das heißt: man müsste nicht gänzlich darauf verzichten. Genau darin besteht aber eben die Challenge. Bei den Challenges scheint es also immer um zweckfreie Selbstunterwerfung zu gehen, das ist etwas, das in diesen Kontexten grundsätzlich als positiv gilt.

Freilich müssten die hier thematisierten Praktiken noch ausführlicher in ihrer je spezifischen Sinnstruktur analysiert werden. Gleichwohl geben sie nach meinem Eindruck adäquate Exempel dafür ab, dass masochistische Tendenzen auch jenseits des Marathonlaufens in der Gegenwartsgesellschaft sich zeigen und selbstzweckhaftes (selbst-)unterwerferisches Verhalten etwas ist, was nicht wie vor einigen Jahrzehnten noch auf völliges Unverständnis und Skepsis stößt, sondern umgekehrt positive Resonanz bzw. Anerkennung evoziert. Heutzutage scheint es in den westlichen Gesellschaften immer ›irgendwie gut‹ zu sein, aus seiner »Komfortzone auszubrechen«, seinen »inneren Schweinehund« zu bekämpfen, »seine Grenzen« bzw. »sich selbst zu überwinden«, kurz: sich einem selbstläufigen, asketischen Programm zu unterwerfen und damit letztlich zu leiden. Gleichzeitig wird genau das subjektiv und medial als Ausweis besonderer Autonomiefähigkeit verstanden: Wer sich in herausgehobener Weise disziplinieren kann, und zwar unabhängig davon, inwieweit die Disziplinierung einem lebenspraktischen Nutzen dient bzw. zu etwas wirklich Neuem führt, gilt heute wie selbstverständlich als besonders leistungsfähig, zielstrebig, rational usw. Insofern haben wir es hier meiner Ansicht nach mit einem paradoxen sozialen Phänomen, genauer: mit einem paradoxen *Bewährungstypus* zu tun, den ich als *regressiv-modern* bezeichnen möchte. Der Regress besteht darin, dass auf das Bewährungsproblem mit zweckfreien Unterwerfungsleistungen geantwortet wird, was de facto auf den freilich vergeblichen Versuch hinausläuft, sich dem Bewährungsproblem zu entziehen. Denn die Bewährungsbemühungen verbleiben am Ende *kompensativ*, und die Bewährungsmedien verbleiben Surrogate. Modern hingegen ist dieser Typus insofern, als dass die zweckfreie Unterwerfung dabei als *autonome* Leistung aufgefasst und zugerechnet und so entsprechend auf eine genuin moderne Wertorientierung rekurriert wird.

Dass dieser Bewährungstypus etwas Charakteristisches an der Gegenwartsgesellschaft bzw. dem gegenwärtigen Zeitgeist erfasst, wird auch dadurch nahegelegt, dass es sich nach meinem Eindruck um ein generationsübergreifendes Muster handelt. Dies indizieren zum einen schon die hier analysierten Fälle: So war Peter Gerken zum Zeitpunkt des Interviews (2016) 35 Jahre alt; seine Adoleszenzphase hatte er damit in den 1990er Jahren. Dagegen durchlebte Thomas Greipel – zum Interviewzeitpunkt 45 Jahre alt – seine Jugendzeit in den 1980ern; und Herr Baumann – 41 Jahre alt beim Interview – wiederum Ende der 1980er bzw. Anfang der 1990er. Zum anderen zeigen sich nach meinem Eindruck aber auch bei den heute Jugendlichen

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

bzw. jungen Erwachsenen, die im Grunde Kinder der hier Interviewten sein könnten, gewisse Tendenzen, die darauf hindeuten, dass sie masochistischem Verhalten grundsätzlich positiv gegenüberstehen. Zwar wird medial gegenwärtig ein Bild der Jugend gezeichnet, demnach sie eher hedonistisch orientiert sei, sich selbstverwirklichen möchte und Freizeit wichtiger als Arbeit ansehe. Allerdings legt schon die Shell-Jugendstudie (2019) nahe, dass dies differenzierter betrachtet werden muss. Denn auch wenn die sogenannte Work-Life-Balance als wichtig eingestuft wird, so bleiben doch Werte wie Leistung und Arbeit immer noch sehr relevant: Für 93 % der Befragten zum Beispiel sei ein »sicherer Arbeitsplatz« wichtig, für 88 % zumindest das »Gefühl, etwas zu leisten« (vgl. ebd.). Jenseits davon finden sich unter Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus meiner Sicht aber auch konkrete Anzeichen für die Prämierung strukturell masochistischen Verhaltens.

So beobachte ich seit etwa zwei bis drei Jahren das Aufkommen von YouTube-Videos, die von rund 20- bis 30-Jährigen gemacht werden und in denen die Protagonisten (tatsächlich eher Männer) versuchen, einen »Marathon ohne Training« zu schaffen, eine extrem lange Wanderung durchzuhalten oder an einem Tag 70 Kilometer zu laufen, zwei Stunden Rennrad zu fahren und danach noch ins Fitnessstudio zu gehen. Sicherlich stehen bei vielen Videos auch kommerzielle Interessen dahinter. Entscheidend ist jedoch, dass dabei unterstellt wird, dass zweckfreies Leiden – denn all das wird ohne Wettkampfabsicht bzw. die Intention, professionell Sport zu betreiben, unternommen – rundum positiv konnotiert ist und solche Aktivitäten nunmehr eben auch von jungen Menschen betrieben und honoriert werden. Das bereits zitierte Selbstoptimierungs- und Unterwerfungsvokabular wie die Rede vom Verlassen der Komfortzone, von der Überwindung von Grenzen oder auch – was ich noch nicht erwähnt habe – der Erreichung von »Zielen« als Selbstzweck wird dabei auch hier häufig bemüht. Und nicht zuletzt handelt es sich dabei um Videos bzw. YouTube-Kanäle, die Millionen von Zuschauenden erreichen, die die diese Videos dann auch kaum kritisch kommentieren, sondern vielmehr mit Lob und Anerkennung förmlich überschütten. Ausdrücke wie »Durchhaltevermögen«, »durchziehen« oder »motivierend« sind dabei prävalent. Besonders interessant finde ich dabei den Aspekt, dass versucht wird – zumindest wird in den entsprechenden Videos unterstellt, es sei so –, einen Marathon »ohne Training« zu bewältigen. Denn darin drückt sich einerseits eben ein klares Bekenntnis zur Leistungsethik der Erleidens aus – und zwar mehr noch als beim nicht-sportlichen Marathonlauf, für den ja in der Regel immerhin noch trainiert wird –, nach dem Motto: Marathon *mit* Training kann jede(r). Im Grunde wird damit die Bewährungsprobe intensiviert. Andererseits kommt darin aber auch ein Inszenierungsbedürfnis zum Ausdruck: Offenbar geht es nicht darum, Marathonlaufende(r) zu werden, sondern es bloß einmal zu schaffen und öffentlich darzustellen. Und die Veröffentlichung qua YouTube ersetzt gleichsam die Wettkampfteilnahme, wobei die Laufdistanz mittels einer App gemessen und dokumentiert wird. Es gibt allerdings auch Videos, in denen der »Ma-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

rathon ohne Training« tatsächlich im Rahmen eines offiziellen Wettkampfs gelaufen wird.

Freilich sind dies viel eher ›impressionistische‹ Beobachtungen und Notizen als ›handfeste‹ Analysen. Ich denke jedoch, dass sich die Tendenz zur Prämierung masochistischen bzw. unterwerferischen Verhaltens darin recht deutlich abzeichnet. Das zeigt sich nicht zuletzt auch darin, dass Fitnesspraktiken, und zwar multiple Fitnesspraktiken, die über gesundheitsbezogene Funktionen hinausgehen, bei Jugendlichen respektive jungen Erwachsenen heute grundsätzlich sich normalisiert zu haben scheinen. So konstatieren Bindel und Theis (2020) etwa, dass Fitness ein »restriktiv-totaler Lebensstil« sei (ebd.: 10), der, so muss man ergänzen, eben *zweckfrei* ist. Eine Mitgliedschaft im Fitnessstudio, regelmäßiges Joggen, das über das rein Gesundheitliche hinausgeht und eine fitnessorientierte Ernährung scheinen heute wie selbstverständlich zum Standardprogramm der Selbstoptimierung zu gehören, und das auch dann, wenn gleichzeitig bereits ohnehin Wettkampfsport betrieben wird; parallel wird dann noch meditiert, und zwischendurch werden HIIT-Workouts (= »hochintensives Intervalltraining«) absolviert. Gearbeitet oder studiert wird zudem im Stehen an höhenverstellbaren Schreibtischen. Auch ›Urlaubs-›praktiken wie etwa ausgedehnte Radreisen oder, wie es im einschlägigen Milieujargon heißt: »Bikepacking-Touren«, bei denen es nicht darum geht, täglich nur wenige Kilometer zu fahren und sich auf das Naturerlebnis und das Miteinander zu fokussieren, sondern darum, sogleich 80, 100 oder noch mehr Kilometer am Tag ›runterzureißen‹, zählen dazu. Und schließlich werden solche Praktiken häufig wie selbstverständlich auch von einer optimierten Ernährung begleitet, die typischerweise mit einer rigiden Selbstüberwachung qua Apps und Fitnesstracker einhergeht. War die Einnahme von Nahrungsergänzungsmitteln wie Proteindrinks, Vitaminen, hochkalorischen Getränken und Riegeln usw. noch vor wenigen Jahrzehnten etwas, dass nur Extremsportler*innen und Astronaut*innen vorbehalten war, und das wohlgemerkt aus dezidiert praktischer Notwendigkeit, so scheint dies heute nunmehr auch im Freizeitbereich und gerade bei Jüngeren ›gang und gäbe‹ zu sein (vgl. dazu wiederum Bindel/Theis 2020) – nunmehr allerdings ohne erkennbaren praktischen Grund. Interessant scheint mir im Kontext von Jugend letztlich auch zu sein, inwiefern jener »restriktiv-totale Lebensstil« (ebd.) möglicherweise ebenfalls auf Autonomie-Bewährungs-Problematiken bezogen ist, sofern diese ja gerade in der Adoleszenz gleichsam akut werden und bearbeitet werden müssen. Das ist unter anderem etwas, das bei Bindel und Theis unterbelichtet bleibt, die zwar von Fitness als einem »Identitätsprojekt« (ebd.: 8) Jugendlicher sprechen, dies jedoch nicht mit dem Thema Bewährung und nicht zuletzt eben auch nicht mit dem Thema der Kompensation von Bewährung koppeln.

Abschließend möchte ich noch etwas betonen, was an einigen Stellen in dieser Arbeit bereits angedeutet wurde: Mir scheint, dass sich im Bereich der freizeitlichen, ausdauerbezogenen Bewegungskultur insgesamt auch eine Tendenz zum

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Extremen abzeichnet, was, wie gesagt, gut mit der Logik der Bewährung durch Unterwerfung und der Kompensation einer Autonomie-Bewährungs-Problematik korrespondiert: Aufgrund von Adaption kann die Bewährungsprobe nur durch Extremisierung der Bewährungsbedingungen als solche reproduziert werden. Davon zeugt nicht nur das oben bereits thematisierte Streakrunning, sondern etwa auch die Entwicklung im Bereich des Ultramarathonlaufens und auch des Triathlons. So hat das Ultramarathonlaufen in den letzten Jahren enormen Teilnehmendenzuwachs erfahren und ist in der Alltagswahrnehmung mittlerweile ebenfalls positiv besetzt. Dass Menschen Strecken um die 100 Kilometer und weit darüber hinaus laufen, sorgt heute nicht etwa für Unverständnis, sondern wird im Gegenteil positiv sanktioniert. Ein gutes Beispiel dafür ist ein ›Klassiker‹ unter den Ultramarathonwettbewerben: der »Ultra-Trail du Mont-Blanc« (UTMB). Dieser Wettkampf findet jährlich in Chamonix statt und verläuft rund um das Mont-Blanc-Massiv. Die Laufstrecke beträgt knapp 172 Kilometer, für die die Teilnehmenden in etwa zwischen 24 (Profis) und 46,5 Stunden (dies ist das Zeitlimit) benötigen. Wurden dabei im Erstaustragungsjahr 2003 noch 700 Teilnehmende verzeichnet, so waren es in 2014 7.000 Startende (beworben hatten sich doppelt so viele).[5] Und aufgrund der stark gestiegenen Nachfrage gibt es seit 2007 sogar ein Qualifikationssystem und seit 2009 zusätzlich ein Losverfahren, um die Vergabe der begrenzten Startplätze zu regulieren. Der UTMB ist demnach zu einem Prestigewettkampf geworden, der nicht etwa abschreckt, sondern anzieht und medial auch aufwendig inszeniert wird. Zudem zeigt sich daran, dass selbst innerhalb der bereits extremen Ultramarathonszene der Trend zum noch Extremeren geht – zu Bergrennen nämlich (vgl. dazu Finn 2020).

Eine ähnliche ›Normalisierung‹ zeigt sich auch im Bereich des Triathlons, der in Gestalt des Ironmans, der längsten Disziplin im Triathlon, ja ohnehin schon extremer als Marathon ist. Die alljährlich ausgetragene Ironman-Weltmeisterschaft wird mittlerweile wie selbstverständlich im öffentlich-rechtlichen Fernsehen übertragen; sie ist ein ›Thema‹ in der Tagesschau. Und wenn ein Tagesschausprecher beim selbigen Ironman-Wettkampf als Amateur mitmacht, dann wird dies ebenfalls als berichtenswert eingestuft. Indes hat sich zwischen 2010 und 2020 nicht nur die Mitgliederzahl in den Triathlonvereinen mehr als verdoppelt;[6] vielmehr geht der Trend auch hier in Richtung der Überwindung der klassischen Langdistanz und hin zu Ultrawettbewerben, die dann auch in sich immer extremer werden und wie das Ultramarathonlaufen in der Öffentlichkeit auf positive Resonanz stoßen. Ich will nur ein letztes Beispiel anführen.

5 Vgl. online unter: https://www.trailrunning.de/meldungen/ultra-trail-du-mont-blanc-utmb/die-ersten-sieger-stehen-fest/4597, [Letzter Zugriff: 17.11.2020].

6 Vgl. online unter: https://www.dtu-info.de/triathlon-in-zahlen.html, [Letzter Zugriff: 19.11.2020].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Vor rund vier Jahren begegnete mir ein Interview mit einem Freizeittriathleten, der buchstäblich vor seiner Haustür einen 30-fachen Ironman an 45 Tagen absolviert hat, womit er einen Guinnessbuch-Rekord aufstellte.[7] Zwar ging es dabei um einen offiziellen Rekordversuch, gleichwohl ist Dirk Leonhardt eben kein Profi, sondern in seinem normalen Leben Beamter bei der Bundesbank; seine Leistungen bei Triathlon- und Laufwettbewerben bewegen sich ansonsten auf einem durchschnittlichen Niveau. Erstaunlich fand ich jedenfalls, dass Leonhards Rekordversuch eine breite mediale Resonanz ausgelöst hatte, die durchweg positiv und bewundernd war. Gar die Tagesschau und die Deutsche Presseagentur berichteten, während die Bürgermeisterin seiner Heimatstadt es sich nicht nehmen ließ, Leonhardt ein Stück weit laufend zu begleiten. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre so etwas wohl eher unwahrscheinlich gewesen; jedenfalls könnte man sich gut vorstellen, dass die entsprechende Berichterstattung doch eher kritisch ausgefallen und von Unverständnis gekennzeichnet gewesen wäre – zumal Leonhardt während seines Unterfangens, für das er seinen Jahresurlaub opferte, aufgrund von Übermüdung gar in ein parkendes Auto fuhr, sich dabei verletzte und auch sonst nur äußerst lädiert es ins ›Ziel‹ schaffte. Für die Hessenschau etwa stellte dies in der Nachbetrachtung jedenfalls keinen Anlass zur Kritik dar, wo es hieß:

> »Am Samstag folgte dann der Zieleinlauf vor der Haustür in Bruchköbel – auf blutigen Füßen. So sehr hatte sich Leonhardt geschunden. Auf der Laufstrecke plagten ihn eine Knochenhautentzündung, Fersenprobleme und zwei blutige Fußsohlen, die von Blasen übersäht waren. Joggen war so nicht mehr möglich. Aber wo ein Wille, da ein Weg: Ins Ziel spazierte Leonhardt einfach. Auf die Zeit kam's beim Weltrekord ja nicht an.«[8]

Zwar wird das Schinden durchaus gesehen, doch problematisiert wird es letztlich nicht. Vielmehr scheint es doch so, dass die Aufzählung der Blessuren der Heroisierung Leonhardts dient, der, faktisch durch *ernsthafte Verletzungen* beeinträchtigt, dann eben als ›einfach willensstark‹ dargestellt wird. Und so verwundert es nicht, dass Leonhardt ein Jahr später bereits das nächste extreme Ziel vor Augen hatte: einen Weltrekord im Treppensteigen. Das heißt konkret: 31 Stunden und 31 Minuten ohne Pause ein und dieselbe Treppe hoch und runter laufen. »Es gebe im Grunde nichts Langweiligeres als Treppensteigen«, wird Leonhardt in der Frankfurter All-

7 Das Interview wurde am 03.09.2020 auf der Webseite www.triathlon-szene.de ausgestrahlt und findet sich hier: https://tv.triathlon-szene.de/Filmarchiv.html, [Letzter Zugriff: 19.11.2020].

8 Vgl. online unter: https://www.hessenschau.de/sport/mehr-sport/ultra-triathlet-dirk-leonhardt-auf-blutigen-fuessen-zum-weltrekord,ultra-triathlet-100.html, [Letzter Zugriff: 20.11.2020].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

gemeinen Zeitung zitiert; es sei zugleich »hardcore und ultralangweilig«.[9] Es sei, so Leonhardt weiter, generell »das Schöne am Ausdauersport«, dass man »nicht so viel trainieren [müsse] wie bei einem Wettkampf«; es ginge vielmehr darum, »so lange wie möglich durchzuhalten.« Mit anderen Worten: Man muss nicht trainieren, um sich quälen zu können, und genau darin scheint der Reiz solcher Aktivitäten für Leonhardt zu bestehen. Entsprechend möchte er auch seinen »inneren Schweinehund« überwinden; der Extremsport sei für ihn gar eine ganze »Lebensphilosophie« und das Weitermachen trotz Schmerzen ein »mentaler Trick«, den er nicht nur im Extremsport anwende. Die Frage des FAZ-Reporters, ob er ein »Süchtiger« oder »Dopamin-Junkie« sei, mag er schließlich nicht verneinen, wirft aber ein: Es wäre für ihn eher, als wäre er »süchtig nach Schokolade«. So kann sich die masochistische Lust an der Unterwerfung auch ausdrücken.

Es gibt mittlerweile nahezu unzählige Beispiele für Menschen, die ähnlich extreme oder noch extremere Läufe, Radtouren, Schwimmstrecken, Bergbesteigungen usw. durchführen und zu denen eben immer mehr auch junge Erwachsene bzw. Jugendliche zu gehören scheinen.[10] Entscheidend ist immer, dass es an die Substanz gehen muss und dass die jeweiligen Aktivitäten in sich zweckfrei sind. Viele von ihnen haben daraus ein Geschäft gemacht; sie publizieren Bücher und Filme über ihre Leidensunternehmungen, drehen YouTube-Videos und, was auch sehr interessant ist, halten Vorträge als sogenannte »Speaker«, und zwar anscheinend insbesondere vor Unternehmensführungen und -belegschaften, womit sie sich ein ordentliches Einkommen verdienen. Die ›Spur‹ führt uns also wieder zurück zu den Strukturen der modernen Arbeitswelt: Sich in einer extremen Weise selbst auszubeuten, ist etwas, das dort auf Anerkennung stößt und worauf die unternehmerischen Motivierungspraktiken abzuzielen scheinen, wobei die Selbstunterwerfung eben in schier unbändige Autonomie umgedeutet wird; heroisiert und belohnt werden anscheinend weniger die tatsächlichen Neuerer, sondern eher diejenigen, die die größte Leidensfähigkeit an den Tag legen.

4.3 Für eine rekonstruktive Sportsoziologie

Zu Beginn dieser Arbeit habe ich für eine grundsätzlich rekonstruktive Herangehensweise in der Sportsoziologie plädiert und mich damit vor allem in Opposition zu merkmalstheoretisch argumentierenden Ansätzen gestellt, die meines

9 Vgl. online unter: https://www.faz.net/aktuell/rhein-main/die-qual-ist-das-ziel-hesse-plant-rekord-im-treppensteigen-17230396.html, [Letzter Zugriff: 27.02.2024].

10 Vgl. zum Beispiel den Fall von Savas Coban (31 Jahre alt), der in 2022 alleine innerhalb von 87 Tagen durch ganz Peru lief und dabei jeden Tag einen Ultramarathon absolvierte (ca. 60 Km). Vgl. online unter: https://www.ndr.de/sport/mehr_sport/Ultralaeufer-Savas-Coban-In-87-Tagen-einmal-durch-ganz-Peru,extremsport110.html, [Letzter Zugriff: 04.03.2024].

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Erachtens nicht nur den strukturlogischen Zusammenhang der Merkmale unterbestimmt lassen, sondern in der Regel – und als Konsequenz daraus – einen »somatischen Fehlschluss« (Werron 2010) begehen. Zum anderen habe ich aber auch die praxeologisch bzw. praxistheoretisch orientierten Ansätze kritisiert. Denn aufgrund des hohen Stellenwerts, den die Materialität sozialer Praktiken hier einnimmt, unterläuft auch diesen häufig eine somatische Reduktion. Zudem fehlt diesen Ansätzen ausgerechnet ein gegenstandsangemessener Praxisbegriff, weil ihnen letztlich ein Regel-, Sinn- und Strukturbegriff fehlt. In der Folge ergeben sich fehlgeleitete Gegenstandsbestimmungen, die auf fehlgeleiteten Vorannahmen beruhen, die als solche innerhalb der Sportsoziologie kaum in den Blick genommen werden (eine Ausnahme stellt die Studie von Werron dar). Was Sport ist bzw. was sportliche Praxis strukturell kennzeichnet, ist damit bislang eher *axiomatisch* gesetzt als mit Bezug auf Regelwissen *rekonstruiert* worden, mit der Konsequenz, dass es zu einer, wenn man so will, Aufweichung des Sportbegriffs gekommen ist, was die Gefahr eines Gegenstandsverlusts impliziert. Und so scheint die Frage nach den Struktureigenschaften sportlicher Praxis in der gegenwärtigen Sportsoziologie ein Stück weit ›müßig‹ geworden zu sein, sofern diese nämlich in den letzten Jahren immer mehr dazu tendiert ist, *weite* Sportdefinitionen zu bemühen, die, überspitzt gesagt, allinklusiv sind und deren kleinster gemeinsamer Nenner in jenem Merkmal einer besonderen körperlichen Anstrengung bzw. Fertigkeit sich zu erschöpfen scheint. Dieses Merkmal fungiert gegenwärtig als wichtigster Indikator für die Einstufung einer Praxis als Sport bzw. Nicht-Sport.

In dieser Arbeit wurde anders vorgegangen und wurde ein anderer, wenn man so will, *enger* Sportbegriff entwickelt, der nicht Ergebnis einer axiomatischen Setzung, sondern einer hermeneutischen Rekonstruktion ist. Wichtig ist hierbei, dass dieser enge Begriff eben *nicht* eine Einschränkung der sportsoziologischen Forschung bedeutet. Vielmehr ist es so, dass er eine gegenstandsangemessene Sportsoziologie überhaupt erst ermöglicht, indem er zu einer möglichst präzisen Bestimmung *auch und gerade nicht-sportlicher Praktiken* zwingt, sodass diese nicht länger einfach unter einen weiten Sportbegriff subsumiert werden können, sondern in ihrer spezifischen Sinnstruktur erst aufgeschlossen werden müssen. Es ist vor diesem Hintergrund schon naheliegend, die Sportsoziologie mit der Körpersoziologie zu verzahnen; dies gleichwohl eben nicht in dem Sinne, dass beide Disziplinen denselben Gegenstand ›teilen‹, sondern umgekehrt: die Verzahnung muss auf dem Ziel beruhen, auf beiden Seiten eine Schärfung der Gegenstandsbestimmung zu erreichen, und zwar dergestalt, dass eine Präzisierung der Struktureigenschaften des Gegenstands ›Sport‹ zugleich eben auch eine Präzisierung des Gegenstands ›Körper‹ und vice versa ermöglicht. Mit anderen Worten: Man muss in den Blick nehmen, dass man es mit zwei strukturell verschiedenen Praxiszusammenhängen bzw. Gegenständen zu tun hat: mit einer genuin *sportlichen* Praxis, die auf den öffentlichen, wettkampfförmigen Leistungsvergleich ausgerichtet ist einerseits sowie andererseits mit Prakti-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ken, die man – zunächst recht allgemein – als *bewegungs- bzw. körperkulturell* kennzeichnen könnte. Folglich müsste bei neu emergierenden Freizeitpraktiken immer erst geprüft werden, inwieweit sie der genuin sportlichen Strukturlogik folgen oder der Bewegungs- und Körperkultur zuzuordnen sind. Freilich müsste man in Bezug auf letztere dann noch genauer unterscheiden, um welche spezifische Praxis es sich jeweils handelt: Geht es um Selbstoptimierung? Geht es um Gesundheit? Geht es – falls es so etwas gibt – um Bewegungs- und Körpererfahrung? Oder geht es um Spiel? Entscheidend ist aber letztlich, dass die jeweilige Praxis nun tatsächlich in ihrer Eigenlogik bestimmt werden müsste und nicht einfach von vornherein als ›irgendwie sportlich‹ klassifiziert werden könnte.

Damit ist ein großes Weiterentwicklungs- bzw. Kritikpotenzial für die Sportsoziologie verbunden. Denn von hier aus lassen sich, wie in Kapitel 4.1. bereits angesprochen, gerade auch diejenigen Sporttheorien kritisieren, die dem eigenen Anspruch nach gesellschaftskritisch zu argumentieren beabsichtigen. So ist es, wie in Kapitel 2.4 beschrieben, aus der Perspektive der Kritischen Sporttheorie eben der *Sport*, der gleichsam immer schon ökonomisch vereinnahmt sei und soziale Machtverhältnisse reproduziere. Echte Freiheitspotenziale berge hingegen nur der »Nicht-Leistungssport« (Rigauer 1969), sofern nur er zweckfrei sowie lust- und spaßgeleitet sei usf. Von den hier vorgenommenen Fallanalysen ausgehend, stellt sich dies gleichwohl gänzlich anders dar: Instrumentell vereinnahmt bzw. mit arbeitsweltlichen Strukturen verquickt ist das Marathonlaufen als eine *nicht-sportliche* Freizeitpraxis; würde man diese jedoch von vornherein als eine sportliche klassifizieren, käme dies nicht in den Blick; dann würde sich die These der KST nurmehr bestätigen und würden die hier zutage beförderten Erkenntnisse womöglich auch nicht gar so sehr verwundern.

Ähnlich wäre es zum Beispiel auch im Sportmodell von Klaus Heinemann (2007[1980]). So könnte man geneigt sein, die hier interpretierten Fälle etwa dem funktionalistischen Sportmodell (vgl. ebd. 58ff.) zuzuordnen, dass Heinemann zufolge durch eine Instrumentalisierung des Sports für Zwecke der Gesundheit, der Körperformung usw. gekennzeichnet sei; vordergründig ist dabei der Nutzen, nicht der Leistungsvergleich, weshalb es sich nach Heinemann auch dezidiert *nicht* um zweckfreie Praktiken handelt. Der Extremtriathlet Dirk Leonhardt, dessen Fall ich soeben angeführt hatte, könnte hingegen im expressionistischen Sportmodell (vgl. ebd.: 58) aufgehen, bei dem es um die »Ausblendung von Alltag« sowie um »Spaß, »Freude« oder »Abenteuer« (ebd.) geht, denn Leonhardt sieht sich auch selbst explizit als »Abenteurer«, den die Neugier ›treibt‹. Damit würde man aber offensichtlich nicht sehen – zumindest bestünde die Gefahr dazu –, dass es eben nicht einfach nur um Funktionalität oder Spaß, Abenteuer und Ausgleich geht, sondern um auf Kompensationsmechanismen basierende Motivationsstrukturen sowie um *zweckfrei* betriebene Erschöpfungspraktiken, die gerade deshalb strukturell masochistisch sind, weil die Anstrengung und das Leiden keine lebenspraktischen Ziele

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

fokussieren, sondern selbst der Zweck sind. Zwar hat Heinemann offensichtlich im Blick, dass es einer Differenzierung der Praktiken bedarf; anderenfalls würde er ja nicht unterschiedliche Sportmodelle formulieren. Da er ansonsten aber weiterhin grundsätzlich am Sportbegriff festhält – im funktionalistischen und expressionistischen Modell handelt es sich letztlich immer noch um *Sport* – und seine Modelle sozusagen bloß mechanisch durch Rekombination seiner Merkmale des Sports ableitet (vgl. ebd.: 56), fällt die Eigenlogik der differenten, unter die jeweiligen Modelle subsumierten Praktiken gleichsam unter den Tisch; die Modellbildung erfolgt eher axiomatisch als rekonstruktiv. Insofern könnte man auch sagen, dass ein gleichsam pauschales Festhalten an der Kategorie ›Sport‹ schlichtweg zum Distanzverlust führt und eine eher unkritische Haltung nicht zuletzt womöglich auch dadurch begünstigt, dass aufgrund der grundsätzlich positiven gesellschaftlichen Konnotation von Sport, die als sportlich klassifizierten Praktiken eben weniger begründungs- und damit erklärungsbedürftig erscheinen. Das würde auch erklären, warum die Akteure – so auch die hier Interviewten an mehreren Stellen – eben selbst häufig von »Sport« sprechen, obwohl sie faktisch etwas anderes tun: Sie entziehen sich so gewissermaßen einer Problematisierung ihrer Lebenspraxis, indem sie an der Logik des Sportlichen und ihrer positiven sozialen Attribuierung – wer Sport treibt, lebt gesund, hat sein/ihr Leben unter Kontrolle, ist leistungsstark usw. – partizipieren. Zugleich wird die jeweilige Praxis als ›bloß sportlich‹ gerahmt, als eine zweckfreie Praxis, die eben ›einfach so‹ um ihrer Selbstwillen betrieben wird, einfach, weil sie ›Spaß‹ macht. Der Hang zur Unterwerfung bzw. masochistische Tendenzen kommen so nicht in den Blick.

Um nun *systematisch* bestimmen zu können, ob es sich in einem gegebenen Fall um *Sport* handelt, sind in dieser Arbeit im Wesentlichen zwei grundlagentheoretische Konzepte vorgeschlagen und plausibilisiert worden: das Konzept der strukturellen Handlungsprobleme und das der konstitutiven Regeln. Es handelt sich hierbei um einen eigenständigen Bestimmungsansatz, der als eine Orientierung bei der Bestimmung von (neu emergierenden) Sportpraktiken dienen kann. Dabei sind jene Konzepte eng mit der Theorie und Methodologie der Objektiven Hermeneutik und somit auch mit einem elaborierten Konzept von Sinn und Struktur verbunden. Damit können sie wie letztere als material bzw. empirisch gut angereichert gelten. Gleichsam in der Summe resultiert dies in einem elaborierten Praxisbegriff, in einer, wenn man so will, elaborierten Praxistheorie, die, so habe ich es im Exkurs in Kapitel 2.2 zu zeigen versucht, insofern gegenüber den praxeologischen Praxistheorien einige wesentliche Vorzüge aufweist. Eine Integration beider Konzepte bzw. eine Ergänzung der praxeologischen Perspektive durch die objektiv-hermeneutische würde ich indes zwar nicht kategorisch für unmöglich halten; so ließe sich beispielsweise, wie ich ebenfalls im erwähnten Exkurs argumentiert habe, zumindest das Materialitätsargument der praxeologischen Praxistheorien methodologisch fruchtbar anpassen, sofern soziale Praxis sich immer in Ausdrucksgestal-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

ten materialisiert, die sich wiederum als Protokolle konservieren lassen und so einer Interpretation, die mit dem Anspruch auftritt, intersubjektiv überprüfbar zu sein, überhaupt zugänglich werden. Sofern die protokollierte Praxis dann allerdings tatsächlich in ihrer inneren Logik aufgeschlüsselt werden und die Analyse entsprechend nicht bloß auf der Ebene des subjektiven Sinns bzw. des Erlebens verharren, mithin ein Rückfall in empiristische Positionen vermieden werden soll, führt meines Erachtens am Ende kaum ein Weg an der Integration eines angemessenen Regel- und Sinnkonzepts und damit an der Anerkennung der grundsätzlichen »Textförmigkeit sozialer Wirklichkeit« (Wernet 2009: 12) vorbei. Inwieweit dies gelingen könnte – denn schließlich stellen gerade die Betonung der Materialität des Sozialen und eine kehrseitige Abwertung des Stellenwerts von Sprache bzw. Texten einen konstitutionstheoretischen Grundpfeiler der praxeologischen Praxistheorien dar –, muss hier freilich offenbleiben.

Abschließend noch ein Punkt explizit zum rekonstruktiven Vorgehen auf der Ebene der *Datenanalyse*. Wie die Fallrekonstruktionen zeigen, war es wesentlich, eben nicht subjektive Motive bzw. den subjektiven Sinn, sondern *latente Motivations- und Sinnstrukturen* zu rekonstruieren. Dies zum einen schon deshalb, weil der reflexive Zugriff auf ihre Laufpraxis den in dieser Arbeit Interviewten – insbesondere Herrn Baumann – generell eher schwerfiel bzw. im Vorfeld des Interviews kaum erfolgt zu sein schien. Entsprechend zwang das Datenmaterial nachgerade dazu, sich auf die latente Sinnebene zu fokussieren; die entscheidenden motivationsstrukturellen Elemente haben sich auf dieser Ebene gezeigt. Zum anderen wäre die Fokussierung subjektiver Motive auch grundsätzlich nicht sonderlich ergiebig gewesen. So haben etwa alle Interviewten an der einen oder anderen Stelle davon gesprochen, dass das Marathonlaufen für sie ein »Ausgleich« sei; und ich bin mir recht sicher, dass sie etwa in standardisierten Befragungen auch Motive wie Gesundheit, Wohlbefinden und Spaß als für sie bedeutsam angegeben bzw. angekreuzt hätten. Insofern hätte man bei einem solchen Vorgehen gleichsam nichts gewonnen; man hätte lediglich das herausbekommen, was die Lauf- und Marathonforschung ohnehin bereits ›weiß‹. Die Rekonstruktion latenter Sinnstrukturen hingegen hat es nicht nur ermöglicht, die biographische Genese und Dynamik der Motivationsstrukturen hinter der Laufpraxis der Interviewees intersubjektiv überprüfbar zum Vorschein zu bringen, sondern auch die Wechselwirkungen zwischen persönlichkeits- und arbeitsstrukturellen Motivationsaspekten herauszuarbeiten. Diesen Punkt betreffend lässt sich auch ein Argument gegen die teilnehmende Beobachtung formulieren, die ja etwa von Reckwitz als die »gewissermaßen […] ›natürliche‹ […] Methode der Praxeologie« (2019[2008]: 196, Hervh. i. O.) angesehen wird: Denn das »implizite Wissen«, um das es der Praxeologie letztlich geht, lässt sich methodisch kontrolliert gerade erst durch Rekonstruktion der *latenten* Bedeutung der Äußerungen der Akteure heben, die an den jeweiligen Praktiken beteiligt sind – etwa durch Erhebung und Analyse von Interviewdaten. Die teilnehmende Beobachtung dagegen, die

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

in der praxeologisch ausgerichteten Sportsoziologie nunmehr häufig auch in Form der sogenannten »Autoethnographie« betrieben wird (vgl. Bindel/Theis 2020), birgt nicht nur die Gefahr, Distanz zu verlieren oder gar nicht erst herstellen zu können, sondern ist auch forschungsökonomisch von Nachteil. Denn der zeitliche Aufwand, den man aufbringen muss, um in einen bestimmten Praxiszusammenhang ›einzutauchen‹, ist enorm. Hinzu kommt der lebenspraktische Aufwand. Ein Beispiel: So hatte Tim Bindel, der sich in der oben zitierten Studie mit dem Thema Fitness bei Jugendlichen beschäftigte, über 18 Monate hinweg sich autoethnographisch selbst dem Fitnesskult verschrieben. Dabei nahm er 17 Kilogramm Fettmasse ab und 17 Kilogramm Muskelmasse zu, stellte seine Ernährung komplett um und passte überhaupt sein Privatleben gänzlich in den Fitnesslebensstil ein (vgl. ebd.). Dadurch hat er ohne Zweifel interessante Einblicke in diese Praxis erlangt. Die Frage ist aber, ob man solche Einblicke und möglicherweise auch noch tiefgreifendere Strukturen nicht auch bzw. sogar besser mittels eines distanzierteren Zugangs hätte herausarbeiten können. Denn letztlich gibt es hier ja kein Datenbeschaffungsproblem: So hätte man gerade jetzt, wo es immer mehr Jugendliche und junge Erwachsene zu geben scheint, die dem Fitnesslebensstil nachgehen, doch diese auch selbst interviewen und/oder beim Training begleiten können; zudem gibt es schier unzählige Trainingsratgeber und nicht zuletzt auch YouTube-Videos und Internetforen, die ebenfalls ausgewertet werden könnten. Dadurch hätte man sich nicht nur die vielfältigen methodischen Probleme *er*spart (beispielsweise mache ich mich in der Autoethnographie ja selbst zum Forschungsgegenstand, womit die methodologisch durchaus schwerwiegende Frage verbunden ist, wie bzw. ob überhaupt man eine methodische Distanz zu sich selbst aufbauen kann, wozu auch gehören würde, zu hinterfragen, warum man ausgerechnet einen autoethnographischen Zugang gewählt hat), sondern hätte eben auch viel Zeit und Aufwand *ge*spart. Die im Rahmen dieser Arbeit vorgenommenen Fallrekonstruktionen zeigen hingegen, dass man weder Teil der untersuchten Wirklichkeit werden muss, noch zwingend direkte Protokolle einer Praxis benötigt – auch wenn es nach Möglichkeit natürlich immer sinnvoll ist, solche zu erheben –, um weitreichende, intersubjektiv überprüfbare Aussagen darüber treffen zu können.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Literatur

Adams, Ayhan/Golsch, Kathrin/Maiwald, Kai-Olaf (2020): Solidarity in Couple Relationsships – A Mixed Methods Approach. In: Zeitschrift für Soziologie (49). Berlin: De Gruyter Oldenbourg. S. 164–182.

Adorno, Theodor W. (2003[1977]): Freizeit. In: Prismen: Kulturkritik und Gesellschaft. Gesammelte Schriften. Band 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 645–655.

Alfs, Christian (2014): Sportkonsum in Deutschland. Empirische Analysen zur Allokation von Zeit und Geld für Sport. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Alkemeyer, Thomas (1997): Sport als Mimesis von Gesellschaft: Zur Aufführung des Sozialen im symbolischen Raum des Sports. In: Zeitschrift für Semiotik (19). Tübingen: Stauffenburg Verlag. S. 365–395.

Alkemeyer, Thomas (2008): Sport als soziale Praxis. In: Weis, Kurt/Gugutzer, Robert (Hg.): Handbuch Sportsoziologie. Schorndorf: Hofmann-Verlag. S. 220–229.

Alkemeyer, Thomas (2019): Bedingte Un/Verfügbarkeit. Zur Kritik des praxeologischen Körpers. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (44). Wiesbaden: Springer. S. 289–312.

Allert, Tilman (1993): Familie und Milieu. Die Wechselwirkung von Binnenstruktur und Außenbeziehung am Beispiel der Familie Albert Einsteins. In : Jung, Thomas/Müller-Doohm, Stefan (Hg.): Wirklichkeit im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft. S. 329–357.

Austin, John L. (2019[1962]): Zur Theorie der Sprechakte (How to do things with words). Stuttgart: Reclam.

Baethge, Martin (1991): Arbeit, Vergesellschaftung, Identität – Zur zunehmenden normativen Subjektivierung der Arbeit. In: Soziale Welt (42). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft. S. 6–19.

Bale, John (2004):Running Cultures. Racing in Time and Space. London & New York: Routledge.

Bale, John (2006): The Place of Pain in Running. In: Loland, Sigmund/Waddington, Ivan/Skirstad, Berit (Ed.): Pain and Injury in Sport. Social and Ethical Analysis. New York & London: Routledge. S. 65–75.

Barthes, Roland (2005): Was ist Sport? Berlin: Brinkmann & Bose.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Beck, Hubert (2016): Das große Buch vom Marathon. Lauftraining mit System. 9., überarb. Aufl. Grünwald: Copress Verlag.

Beck Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Bell, Daniel (1991):Die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.

Bergmann, Jörg R. (1985):Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonß, Wolfgang/Hartmann, Heinz (Hg.): Entzauberte Wissenschaft: Zur Relativität und Geltung soziologischer Forschung. Soziale Welt: Sonderband 3. Göttingen: Schwartz. S. 299–320.

Bette, Karl-Heinrich (2004): X-treme. Zur Soziologie des Abenteuer- und Risikosports. Bielefeld: transcript Verlag.

Bette, Karl-Heinrich (2010): Sportsoziologie. Bielefeld: Transcript Verlag.

Bette, Karl-Heinrich/Gugutzer, Robert (2012):Sport als Sucht. Zur Soziologie einer stoffungebundenen Abhängigkeit. In: Sport und Gesellschaft (2). S. 107–130.

Bindel, Tim/Theis, Christian (2020): Fitness als Trend des Jugendsports – eine Wissenskultur. In: Forum Kind Jugend Sport (1). S. 6–14.

BMWi/BISp (2019): Sport inner- oder außerhalb des Sportvereins: Sportaktivität und Sportkonsum nach Organisationsform. Online unter: https://www.bisp-sportinfrastruktur.de/SharedDocs/Downloads/DE/Sportentwicklung/sportaktivitaet_ssk.pdf?__blob=publicationFile&v=2, [Letzter Zugriff: 22.04.2022].

Bohler, Karl Friedrich (1994): Der Interpretationsansatz der objektiven Hermeneutik in der qualitativen Biographieforschung und die Rekonstruktion der objektiven Daten. In: Vondernach, Gerd (Hg.): Qualitative Biographieforschung am Fallbeispiel eines beruflichen Rehabilitanden. Bamberg: Wissenschaftlicher Verlag Bamberg (WVB). S. 5–22.

Bohnsack, Ralf (1999): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in Methodologie und Praxis qualitativer Forschung. 3. Auflage. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Boltanski, Luc/Chiapello, Ève (2003): Der neue Geist des Kapitalismus. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.

Bourdieu, Pierre (2018[1972]): Entwurf einer Theorie der Praxis – auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard (Hg.): »Soziale Ungleichheiten«. Soziale Welt Sonderband 2. Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co. S. 183–198.

Bourdieu, Pierre (1986): Historische und soziale Voraussetzungen modernen Sports. In: Hortleder, Gerd/Gunter, Gebauer (Hg.): Sport-Eros-Tod. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag. S. 91–112.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Breedveld, Koen/Scheerder, Jeroen/Borgers, Julie (2015): Running across Europe: The Way Forward. In: Scheerder, Jereon/Breedveld, Koen/Borgers, Julie (Hg.): Running across Europe. The Rise and Size of one of the Largest Sport Markets. Palgrave Macmillan. S. 241–264.

Bröckling, Ulrich (2007):Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Brügger, Niels/Vigsø, Orla (2008): Strukturalismus. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag.

Brüsemeister, Thomas (2000): Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Cachay, Klaus/Ansgar, Thiel (2000): Soziologie des Sports. Zur Ausdifferenzierung und Entwicklungsdynamik des Sports der modernen Gesellschaft. Weinheim u. München: Juventa Verlag.

De Coverley Veale, D.M.W. (1987): Exercise Dependence. In: British Journal of Addiction (82). S. 735–740.

DLV (2022): Laufstatistik 1964–2021. Online unter: https://www.leichtathletik.de/fileadmin/user_upload/08_Laufen/Laufstatistik_1964-2021.pdf, [Letzter Zugriff, 20.09.2022].

Dornes, Martin (2012): Die Modernisierung der Seele. Kind – Familie – Gesellschaft. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.

Dröge, Kai/Marrs, Kira/Menz, Wolfgang (Hg.) (2008): Rückkehr der Leistungsfrage. Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft. Berlin: Edition Sigma.

Durkheim, Émile (1996[1893]): Über die soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften. 2. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Durkheim, Émile (2019[1895]): Die Regeln der soziologischen Methode. Herausgegeben und eingeleitet von René König. 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Eisenberg, Christiane (1999): »English Sports« und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Elias, Norbert (1984): Zur Genese des Sports als soziologisches Problem. In: Elias, Norbert/Dunning, Eric (Hg.): Sport im Zivilisationsprozess. Studien zur Figurationssoziologie. Münster: Lit-Verlag. S. 9–46.

Elias, Norbert (2003[1986]): Einführung. In: Elias, Norbert/Dunning, Eric (Hg.): Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 42–120.

Elias, Norbert/Dunning, Eric (2003[1966]): Zur Dynamik von Sportgruppen. In: Elias, Norbert/Dunning, Eric (Hg.): Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 338–362.

Elias, Norbert/Dunning, Eric (2003[1986]): Die Suche nach Erregung in der Freizeit. In: Elias, Norbert/Dunning, Eric (Hg.): Sport und Spannung im Prozess der Zivilisation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 121–168.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Emrich, Eike, Gassmann, Freya (2016): Marathonlaufen – mehr als nur Sport? In: Lüger, Heinz-Helmut/Kaufmann, Asmus/Schwarzweller, Martin (Hg.): Michel Bréal: Landau – Marathon – Paris. Landau: Verlag Empirische Pädagogik. S. 69–99.

Emrich, Eike/Gassmann, Freya/Klein, Michael (2019): Soziologie des Sports: Genese, Gegenstand und Entwicklungsstand als Disziplin. In: Güllich, Arne/Krüger, Michael (Hg.): Sport in Kultur und Gesellschaft. Wiesbaden: Springer. S. 1–21.

Europäische Kommission (2014):Eurobarometer zu Sport und körperlicher Betätigung. Online unter: http://europa.eu/rapid/press-release_MEMO-14-207_de.htm, [Letzter Zugriff: 16.05.2018].

Finn, Adharanand (2020): The Rise of the Ultra Runners. A Journey to the Edge of Human Endurance. London: Guardian Faber.

Flick, Uwe/Kardorff, Ernst von/Steinke, Ines (Hg.) (2013): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 10. Aufl. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Franke, Elk (1978): Theorie und Bedeutung sportlicher Handlungen. Voraussetzungen und Möglichkeiten einer Sporttheorie aus handlungstheoretischer Sicht. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.

Franzmann, Andreas/Rychner, Marianne/Scheid, Claudia/Twardella, Johannes (Hg.) (2022): Objektive Hermeneutik. Handbuch zur Methodik in ihren Anwendungsfeldern. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Frey, Michael (2009): Autonomie und Aneignung in der Arbeit. Eine soziologische Untersuchung zur Vermarktlichung und Subjektivierung von Arbeit. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

Fromm, Erich (1936): Sozialpsychologischer Teil. In: Fromm, Erich et al. (Hg.): Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung. Vollständige Ausgabe. Band 1. Paris: Librairie Félix Alcan. S. 77–135.

Fromm, Erich (1989[1947]): Psychoanalyse und Ethik. Bausteine zu einer humanistischen Charakterologie. In: Funk, Rainer (Hg.): Erich Fromm: Gesamtausgabe. Band 2: Analytische Charaktertheorie. München: Deutscher Taschenbuch Verlag. S. 1–157.

Funcke, Dorett/Loer, Thomas (Hg.) (2019): Vom Fall zur Theorie. Auf dem Pfad der rekonstruktiven Sozialforschung. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Funken, Christiane/Stoll, Alexander/Hörlin, Sinje (2011): Die Projektdarsteller: Karriere als Inszenierung. Paradoxien und Geschlechterfallen in der Wissensökonomie. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Garz, Detlef/Raven, Uwe (2015): Theorie der Lebenspraxis. Einführung in das Werk Ulrich Oevermanns. Wiesbaden: Springer VS.

Goffman, Erving (1983): The Interaction Order. In: American Sociological Review (48). S. 1–17.

Graeber, David (2018): Bullshit Jobs. A Theory. London: Allen Lane.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Gugutzer, Robert (2017): Sport. In: Gugutzer, Robert/Klein, Gabrielle/Meuser, Michael (Hg.): Handbuch Körpersoziologie. Band 2: Forschungsfelder und methodische Zugänge. Wiesbaden: Springer VS. S. 303–317.

Gugutzer, Robert/Böttcher, Moritz (Hg.) (2012): Körper, Sport und Religion. Zur Soziologie religiöser Verkörperung. Wiesbaden: Springer VS.

Gugutzer, Robert/Duttweiler, Stefanie (2012): Körper, Gesundheit, Sport. Selbsttechnologien in der Gesundheits- und Sportgesellschaft. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (35). S. 5–19.

Güldenpfennig, Sven (1974):Erweiterte Reproduktion der Arbeitskraft – ein Ansatz zur Bestimmung des Verhältnisses von Sport und Arbeit. In: Güldenpfennig, Sven/Volpert, Walter/Weinberg, Peter (Hg.): Sensumotorisches Lernen und Sport als Reproduktion der Arbeitskraft. Köln: Pahl-Rugenstein. S. 12–59.

Güldenpfennig, Sven (1996): Sport: Autonomie und Krise. Soziologie der Texte und Kontexte des Sports. Sankt Augustin: Academia Verlag.

Guttmann, Allen (2004[1978]): From Ritual to Record. The Nature of Modern Sports. New York: Columbia University Press.

Habermas, Jürgen (1967[1958]): Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: Plessner, Helmuth/Bock, Hans-Erhard/Gruppe, Ommo (Hg.): Sport und Leibeserziehung: Sozialwissenschaftliche, pädagogische und medizinische Beiträge. München Pieper. S. 28–46.

Hahn, Alois (1988): Biographie und Lebenslauf. In: Brose/Hanns-Georg, Hildenbrand, Bruno (Hg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 91–105.

Hahn, Alois (2002): Spiel und Sport. In: Friederici, Markus R. et al. (Hg.): Sport, Wirtschaft und Gesellschaft. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann. S. 25–38.

Hallmann, Kirstin/Breuer, Christoph/Dallmeyer, Sören (2015): Germany: Running Participation, Motivation and Images. In: Scheerder, Jereon/Breedveld, Koen/Borgers, Julie (Hg.): Running across Europe. The Rise and Size of one of the Largest Sport Markets. Palgrave Macmillan. S. 121–139.

Hallmann, Kirstin/Wicker, Pamela (2012): Consumer profiles of runners at marathon races. In: International Journal of Event and Festival Management (3). S. 171–187.

Hausenblas, Heather A./Symons Downs, Danielle (2002): Exercise Dependence Scale-21 Manual. Online unter: https://www.personal.psu.edu/dsd11/EDS/EDS 21Manual.pdf, [Letzter Zugriff: 13.09.2022].

Haut, Jan (2021): Sport und soziale Ungleichheit. In: Güllich, Arne/Krüger, Michael (Hg.): Sport in Kultur und Gesellschaft. Berlin/Heidelberg: Springer Reference. S. 237–247.

Haut, Jan/Emrich, Eike (2011): Sport für alle, Sport für manche. Soziale Ungleichheiten im pluralisierten Sport. In: Sportwissenschaft (4). Heidelberg: Springer Verlag. S. 315–326.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Haut, Jan/Staack, Michael/Schwank, Lukas (2020): The Sociology of Sport in Germany: Development and Recent Trends. In: Sociología del Deporte (1). S. 25–36.

Heimann, Andreas (2016):Was Marathon und Berufsleben gemeinsam haben. In: Die Welt vom 07.03.2016. Online unter: https://www.welt.de/gesundheit/psychologie/article153015487/Was-Marathon-und-Berufsleben-gemeinsam-haben.html, [Letzter Zugriff: 10.05.2018].

Heinemann, Klaus (2007[1980]): Einführung in die Soziologie des Sports. Schriftenreihe: Sport und Sportunterricht. Band 1. 5., überarb. u akt. Aufl. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.

Hillebrandt, Frank (2021): Marx – Pragmatismus – Praxistheorie. In: Petersen, Felix/Seeliger, Martin/Brunkhorst, Hauke (Hg.): Pragmatistische Sozialforschung. Für eine praktische Wissenschaft gesellschaftlichen Fortschritts. Berlin: J.B. Metzler. S. 45–68.

Hirschauer, Stefan (2016): Verhalten, Handeln, Interagieren. Zu den mikrosoziologischen Grundlagen der Praxistheorie. In: Schäfer, Hilmar (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: Transcript. S. 45–67.

Hochschild, Arlie R. (2001): The Time Bind. When Work Becomes Home and Home Becomes Work. New York: Henry Holt and Company.

Holtgrewe, Ursula (2006): Flexible Menschen in flexiblen Organisationen. Bedingungen und Möglichkeiten kreativen und innovativen Handelns. Berlin: edition sigma.

Honneth, Axel (2010[2002]):Organisierte Selbstverwirklichung. Paradoxien der Individualisierung. In: Ders.: Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie. Berlin: Suhrkamp Verlag. S. 202–221.

Hortleder, Gerd/Gunter, Gebauer (Hg.)(1986): Sport-Eros-Tod. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

Huizinga, Johan (2019[1938]): Homo Ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

International Marathon Medical Directors Association (2001): IMMDA Advisory Statement on Children and Marathoning: How Young is too young? Online unter: http://aims-worldrunning.org/articles/Children&Marathoning.pdf, [Letzter Zugriff: 29.04.2022].

Jansen, Petra/Lehmann, Jennifer (2010):Persönlichkeitsstruktur und Motive von Ironman-Teilnehmern im Vergleich zu Marathon-Läufern. Online unter: www.uni-regensburg.de/psychologie-paedagogik-sport/sportwissenschaft/medien/studienergebnisse.pdf. [Letzter Zugriff: 24.12.2017].

Jung, Klaus (1984): Sportliches Langlaufen. Der erfolgreiche Weg zur Gesundheit. Puchheim: IDEA Verlag.

Jütting, Dieter H. (2004): Was ist der Unterschied zwischen Joggern und Volksläufern? In: Jütting, Dieter (Hg.): Die Laufbewegung in Deutschland – interdisziplinär betrachtet. Münster: Waxmann Verlag. S. 49–66.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Kalthoff, Herbert (2019[2008]): Einleitung: Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag. S. 8–32.

Klein, Thomas/Becker, Simone (2008): Gibt es wirklich eine Reduzierung sportlicher Aktivität im Lebenslauf? Eine Analyse alters- und kohortenbezogener Unterschiede der Sportaktivität. In: Zeitschrift für Soziologie (36). S. 226–245.

Kraimer, Klaus (Hg.)(2000): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Kreitz, Susanne (1996):Marathon im Lebenslauf. Eine empirische Untersuchung. Berlin: Verlagsgesellschaft Tischler.

Krockow, Christian Graf von (1972): Sport und Industriegesellschaft. München: R. Pieper & Co. Verlag.

Krüger, Michael (2004): Adorno, der Sport und die Kritische Sporttheorie. In: Sportwissenschaft (34). S. 21–32.

Kyrer, Alfred (2017): Wirtschaftslexikon. 4., vollst. überarb. u. stark erw. Aufl. München/Wien: R. Oldenbourg Verlag.

Lennartz, Karl (2005): Marathonlauf. Von den Anfängen bis van Aaken. Teil 1. Erkrath: Spiridon.

Lenzen, Wolfgang (2007):Magische Ziele. Erzählungen vom – und philosophische Reflexionen zum – Ausdauersport und Bergsteigen. Regensburg: Lauf- und Ausdauersportverlag.

Leyk, Dieter/Rüther, Thomas/Wunderlich, Max et al. (2010a): Leistungsfähigkeit, Training und Motivation zum Sporttreiben von 20- bis 80-jährigen Ausdauertrainierten: der Marathon als leistungsphysiologisches und präventiv-medizinisches Untersuchungsmodell (PACE-Studie). In: Kirch, W./Middeke, M./Rychlik, R. (Hg.): Aspekte der Prävention. Stuttgart: Thieme Verlag. S. 123–132.

Leyk, Dieter/Rüther, Thomas/Wunderlich, Max et al. (2010b): Physical performance in middle age and old age: good news for our sedentary and aging society. Deutsches Ärzteblatt (107). S. 809–816.

Liebold, Renate (2017): Insignien des Erfolgs. Zur Konstruktion von Elite in Autobiographien. In: Hessinger, Philipp/Pohlmann, Markus (Hg.): Globalisierung als Auto-Kapitalismus. Studien zur Globalität moderner Gesellschaften. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 153–178.

Linde, Hans (1967): Zur Soziologie des Sports. Versuch einer empirischen Kritik soziologischer Theoreme. In: Plessner et al. (Hg.): Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 103–120.

Linde, Hans/Heinemann, Klaus (1974):Leistungsengagement und Sportinteresse: eine empirische Studie zur Stellung des Sports im betrieblichen und schulischen Leistungsfeld. 2., erw. Aufl. Schorndorf: Hofmann.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Lochner, Barbara (2018): »Kevin kann einfach auch nicht Paul heißen«. Methodologische Überlegungen zur Anonymisierung von Namen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung (18). Opladen: Verlag Barbara Budrich. S. 283–296.

Loer, Thomas (2006): Zum Unternehmerhabitus. Eine kultursoziologische Bestimmung im Hinblick auf Schumpeter. Studienhefte des Interfakultativen Instituts für Entrepreneurship (IEP) an der Universität Karlsruhe (TH). Karlsruhe: Univ.-Verl. Karlsruhe. Online unter: http://dx.doi.org/10.5445/KSP/1000004567, [Letzter Zugriff: 10.04.2019].

Loer, Thomas (2013): Zur eigenlogischen Struktur einer Stadt. Konstitutionstheoretische, methodologische und methodische Reflexionen zu ihrer Untersuchung. Frankfurt a.M.: Humanities Online.

Luhmann, Niklas (1991[1970]): Soziologische Aufklärung I. Aufsätze zur Theorie sozialer Systeme. 6. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Lutz, Ronald (1989):Laufen und Läuferleben: zum Verhältnis von Körper, Bewegung und Identität. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

Maiwald, Kai-Olaf (1997): Die Herstellung von Recht: Eine exemplarische Untersuchung zur Professionalisierungsgeschichte der Rechtsprechung am Beispiel Preußens im Ausgang des 18. Jahrhunderts. Duncker & Humblot.

Maiwald, Kai-Olaf (2003): Stellen Interviews eine geeignete Datenbasis für die Analyse beruflicher Praxis dar? Methodologische Überlegungen und eine exemplarische Analyse aus dem Bereich der Familienmediation. In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung (4).Opladen: Leske & Budrich. S. 151–180.

Maiwald, Kai-Olaf (2004): Professionalisierung im modernen Berufssystem. Das Beispiel der Familienmediation. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Maiwald, Kai-Olaf (2005): Competence and Praxis: Sequential Analysis in German Sociology. In: Forum Qualitative Sozialforschung (3). Online unter: w ww.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/21/45, [Letzter Zugriff: 06.03.2019].

Maiwald, Kai-Olaf (2013): Der Mikroskopische Blick. Rekonstruktion in der objektiven Hermeneutik. In: Sozialer Sinn (14). Stuttgart: Lucius und Lucius. S. 185–205.

Maiwald, Kai-Olaf (2018): Objektive Hermeneutik. Von Keksen, inzestuöser Verführung und dem Problem, die Generationendifferenz zu denken: exemplarische Sequenzanalyse einer Interaktion in einem Fernsehwerbefilm. In: Akremi, Leila/Baur, Nina/Knoblauch, Hubert/Traue, Boris (Hg.): Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim: Beltz Juventa. S. 442–478.

Maiwald, Kai-Olaf (2020): Der Zwang zur Erziehung und die a-pädagogische Haltung moderner Eltern. Eine exemplarische Fallrekonstruktion zur Spannung von Asymmetrie und Symmetrie in Eltern-Kind-Beziehungen. In: Funcke, Do-

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

rett (Hg.): Rekonstruktive Paar- und Familienforschung. Studientexte. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Maiwald, Kai-Olaf (2022): Forschungsinterviews. In: Franzmann, Andreas/Rychner, Marianne/Scheid, Claudia/Twardella, Johannes (Hg.): Objektive Hermeneutik. Handbuch zur Methodik in ihren Anwendungsfeldern. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich. S. 123–146.

Maiwald, Kai-Olaf/Sürig, Inken (2018): Mikrosoziologie. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.

Marlovits, Andreas M. (2006):Lauf-Psychologie. Dem Geheimnis des Laufes auf der Spur. 3. Aufl. Regensburg: Lauf- und Ausdauersportverlag.

Marukami, Haruki (2010): Wovon ich rede, wenn ich vom Laufen rede. 2. Aufl. München: btb Verlag.

Marxen, Robert/Müller, Norbert (2016): Bréal und Coubertin – die Geschichte des Marathonlaufs. In: Lüger, Heinz-Helmut/Kaufmann, Asmus/Schwarzweller, Martin (Hg.): Michel Bréal: Landau – Marathon – Paris. Landau: Verlag Empirische Pädagogik. S. 57–67.

Mayer, F./Weber, J./Cassel, M./Müller, J./Riegels, N./Müller, S. (2011):Schadet Marathon dem Stütz- und Bewegungsapparat? In: Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin (62). S. 299–303.

Mead, George Herbert (1973[1934]): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag.

Meck, Sabine (2000): »Arbeit ist das halbe Leben«: Arbeitseinstellungen von angestellten Arbeitnehmern und Arbeitnehmerinnen in bundesdeutschen Großunternehmen; eine empirische Studie. Münster/Hamburg: Lit.

Meuser, Michael/Sackmann (Hg.) (1992): Analyse sozialer Deutungsmuster. Beiträge zur empirischen Wissenssoziologie. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft.

Mills, C. Wright (1940): Situated Actions and Vocabularies of Motive. In: American Sociological Review (5). Veröffentlicht von: American Sociological Association. S. 904–913.

Moldaschl, Manfred/Voß, Günter G. (Hg.) (2002): Subjektivierung von Arbeit. München und Mering: Rainer Hampp Verlag.

Müller, Marion (2014): Fußball als interaktive Praxis – Zum Verhältnis von Praxistheorie und face-to-face Interaktion. In: Sport und Gesellschaft (11). Stuttgart: Lucius & Lucius. S. 187–211.

Neckel, Sighard (2000): Stadt-Marathon. Kollektiver Individualismus als urbanes Ereignis. In: Ders.: Die Macht der Unterscheidung. Essays zur Kultursoziologie der modernen Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Campus Verlag. S. 132–141.

Neckel, Sighard (2008): Flucht nach vorn. Die Erfolgskultur der Marktgesellschaft. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Neckel, Sighard/Wagner, Greta (Hg.) (2014):Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft. 2. Aufl. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Nehls, Michael (2010): Du musst nicht siegen, um zu gewinnen. Mental Enterpreises.

Oettermann, Stephan (1984):Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports. Frankfurt a.M.: Syndikat/EVA.

Oevermann, Ulrich (1981): Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse. Frankfurt a.M.: unveröffentlichtes Manuskript. Online unter: http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4955. [Letzter Zugriff: 13.06.2018].

Oevermann, Ulrich (1984): Versozialwissenschaftlichung der Identitätsformation und Verweigerung von Lebenspraxis: Eine neue aktuelle Variante der Dialektik der Aufklärung. In: Lutz, Burkart (Hg.): Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung: Verhandlungen des 22. Deutschen Soziologentages in Dortmund. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag. S. 463–474.

Oevermann, Ulrich (1986): Kontroversen über sinnverstehende Soziologie. Einige wiederkehrende Probleme und Missverständnisse in der Rezeption der »objektiven Hermeneutik«. In: Aufenanger, Stefan/Lenssen, Margit (Hg.): Handlung und Sinnstruktur: Bedeutung und Anwendung der objektiven Hermeneutik. München: Kindt. S. 19–83.

Oevermann, Ulrich (1991):Genetischer Strukturalismus und das sozialwissenschaftliche Problem der Erklärung und Entstehung des Neuen. In: Müller-Doohm, Stefan (Hg.): Jenseits der Utopie: Theoriekritik der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 267–336.

Oevermann, Ulrich (1993): Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik. In: Jung, Thomas/Müller-Dohm, Stefan (Hg.): Wirklichkeit im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuch Verlag. S. 106–189.

Oevermann, Ulrich (1995): Ein Modell der Struktur von Religiosität. Zugleich ein Strukturmodell von Lebenspraxis und von sozialer Zeit. In: Monika Wohlrab-Sahr (Hg.): Biographie und Religion. Zwischen Ritual und Selbstsuche. Frankfurt a.M./New York: Campus. S. 27–101.

Oevermann, Ulrich (2000):Die Methode der Fallrekonstruktion in der Grundlagenforschung sowie der klinischen und pädagogischen Praxis. In: Kraimer, Klaus (Hg.): Die Fallrekonstruktion. Sinnverstehen in der sozialwissenschaftlichen Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Taschenbuchverlag. S. 58–156.

Oevermann, Ulrich (2001): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung. In: Sozialer Sinn (2). S. 35–82.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Oevermann, Ulrich (2002): Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik – Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung. Online unter: http://publikationen.ub.uni-frankfurt.de/frontdoor/index/index/docId/4958. [Letzter Zugriff: 13.06.2018].

Oevermann, Ulrich (2003a): Regelgeleitetes Handeln, Normativität und Lebenspraxis. Zur Konstitutionstheorie der Sozialwissenschaften. In: Link, Jürgen/Loer, Jürgen/Neuendorf, Hartmut (Hg.): »Normalität« im Diskursnetz soziologischer Begriffe. Heidelberg: Synchron, Wiss.-Verl. der Autoren. S. 183–217.

Oevermann, Ulrich (2003b): Strukturelle Religiosität und ihre Ausprägungen unter Bedingungen der vollständigen Säkularisierung des Bewußtseins. In: Gärtner, Christel/Pollack, Detlef/Wohlrab-Sahr, Monika (Hg.): Atheismus und religiöse Indifferenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 340–388.

Oevermann, Ulrich (2004a): Sozialisation als Prozeß der Krisenbewältigung. In: Geulen, Dieter/Veith, Hermann (Hg.): Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven. Stuttgart: Lucius&Lucius. S. 155–181.

Oevermann, Ulrich (2004b): Objektivität des Protokolls und Subjektivität als Forschungsgegenstand. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (5). S. 311–336.

Oevermann, Ulrich (2008): Krise und Routine als analytisches Paradigma in den Sozialwissenschaften. Abschiedsvorlesung. Online unter: https://repo.agoh.de/Oevermann%20-%202008%20Krise%20und%20Routine%20als%20analytisches%20Paradigma%20in%20den%20Sozialwissenschaften.pdf, [Letzter Zugriff: 11.05.2018].

Oevermann, Ulrich (2009):Biographie, Krisenbewältigung und Bewährung. In: Bartmann, Sylke/Fehlhaber, Axel/Kirsch, Sandra/Lohfeld, Wiebke (Hg.): »Natürlich stört das Leben ständig«. Perspektiven auf Entwicklung und Erziehung. 1. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 36–55.

Oevermann, Ulrich (2013): Objektive Hermeneutik als Methodologie der Erfahrungswissenschaften von der sinnstrukturierten Welt. In: Langer C., Phil/Kühner, Angela/Schweder, Panja (Hg.): Reflexive Wissensproduktion. Anregungen zu einem kritischen Verständnis in qualitativer Forschung. Wiesbaden: Springer VS. S. 69–98.

Ogles, Benjamin M./Masters, Kevin S. (2003):A Typology of Marathon Runners Based on Cluster Analysis of Motivations. In: Journal of Sport Behavior (26). S. 69–85.

Opaschowski, Horst W. (1987): Sport in der Freizeit. Mehr Lust als Leistung. Auf dem Weg zu einem neuen Sportverständnis. Hamburg: BAT-Freizeit-Forschungsinstitut.

Plaß, Christine/Schetsche, Michael (2001): Grundzüge einer wissenssoziologischen Theorie sozialer Deutungsmuster. In: Sozialer Sinn (2). Stuttgart: Lucius & Lucius. S. 511–536.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Plessner, Helmuth (1985[1956]): Die Funktion des Sports in der industriellen Gesellschaft. In: Plessner et al. (Hg.): Schriften zur Soziologie und Sozialphilosophie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 147–166.

Pohlmann, Markus (2016): Soziologie der Organisation. Eine Einführung. 2. Auf. Konstanz/München: UVK Verlagsgesellschaft.

Pohlmann, Markus (2007): Management und Führung. Eine managementsoziologische Perspektive. In: Sozialwissenschaften und Berufspraxis (30). S. 5–20.

Pongratz, Hans J./Voß Günter G. (2004): Arbeitskraft und Subjektivität. Einleitung und Stellungnahme aus Sich der Arbeitskraftunternehmer-These. In: Dies. (Hg.): Typisch Arbeitskraftunternehmer? Befunde der empirischen Arbeitsforschung. Berlin: Edition Sigma. S. 7–31.

Popper, Karl (1935): Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft. Wien: Springer-Verlag.

Preuß, Holger/Alfs, Christian/Ahlert, Gerd (2012):Sport als Wirtschaftsbranche. Der Sportkonsum privater Haushalte in Deutschland. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Prokop, Ulrike (1971): Soziologie der Olympischen Spiele. Sport und Kapitalismus. München: Carl Hanser Verlag.

Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie (32). Stuttgart: Lucius & Lucius. S. 282–301.

Reckwitz, Andreas (2019[2008]): Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Reflexion. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 188–209.

Reischer, Erica, L. (2001): Running to the Moon: The Articulation and Construction of Self in Marathon Runners. In: Anthropology of Consciousness (12). S. 19–35.

Riesman, David (1965[1950]): Die einsame Masse. Eine Untersuchung der Wandlungen des amerikanischen Charakters. Rowohlt.

Rigauer, Bero (1969): Sport und Arbeit. Münster: Lit Verlag.

Rigauer, Bero (1979): Warenstrukturelle Bedingungen leistungssportlichen Handelns. Ein Beitrag zur sportsoziologischen Theoriebildung. Lollar: Verlag Andreas Achenbach.

Rigauer, Bero (1982): Sportsoziologie. Grundlagen. Methoden. Analysen. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Rigauer, Bero (2003): Sportsoziologie in Deutschland zwischen Sportwissenschaft und Soziologie. In: Orth, Barbara/Schwietring/Thomas/Weiß, Johannes (Hg.): Soziologische Forschung. Stand und Perspektiven: ein Handbuch. Opladen: Leske & Budrich.

Rigauer, Bero (2008): Theoretische Ansätze der Sportsoziologie. In: Gugutzer, Robert/Weis, Kurt (Hg.): Handbuch Sportsoziologie. Schriftenreihe: Beiträge zur

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Lehre und Forschung im Sport. Band 166. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann. S. 27–36.

Rigauer, Bero (2017): Das Spiel des Sports. Ein soziologischer Entwurf. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Rittner, Karin (1976):Sport und Arbeitsteilung: zur sozialen Funktion und Bedeutung des Sports. Bad Homburg v.d.H.: Limpert.

Roderick, Martin (2006): The sociology of pain and injury in sport. Main perspectives and problems. In: Loland, Sigmund/Waddington, Ivan/Skirstad, Berit (Ed.): Pain and Injury in Sport. Social and Ethical Analysis. New York & London: Routledge. S. 17–33.

Rosenthal, Gabriele (2015): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 5., aktual. u. ergänz. Aufl. Weinheim, Basel: Beltz Juventa.

Rümmele, Edgar (1985): Entscheidungshandlungen bei Marathonläufern. In: Hagedorn, Günter/Karl, Herbert/Bös, Klaus (Hg.): Handeln im Sport: Vorträge, Referate, Diskussionsergebnisse des 6. sportwissenschaftlichen Hochschultages vom 26. – 28. September 1984 in Bremen. Clausthal-Zellerfeld: DSV. S. 157–165.

Rümmele, Edgar (1987): Sportkarrieren von Marathonläufern – eine psychologische Studie. In: Sportwissenschaft (17). Schorndorf: Lit Verlag. S. 184–200.

Schack, Thomas (2000):Laufsucht und Aspekte von Ausdauersport aus einer gesundheitspsychologischen Perspektive. In: Stoll, Oliver/Schmidt, Ulf/Ziemainz, Heiko (Hg.): Psychologie in den Ausdauersportarten. Butzbach-Griedel: Afra. S. 123–145.

Scharhag, J./Knebel, F./Mayer, F./Kindermann, W. (2011): Schadet Marathon dem Herzen? Ein Update. In: Deutsche Zeitschrift für Sportmedizin (62). S. 293–298.

Scheerder, Jereon/Breedveld, Koen/Borgers, Julie (Hg.) (2015): Who Is Doing a Run with the Running Boom? The Growth and Governance of One of Europe's Most Popular Sport Activities. In: Dies. (Hg.): Running across Europe. The Rise and Size of one of the Largest Sport Markets. Palgrave Macmillan. S. 1–27.

Schimank, Uwe (2005[1988]): Die Entwicklung des Sports zum gesellschaftlichen Teilsystem. In: Ders. (2005): Differenzierung und Integration der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage. S. 111–292.

Schimank, Uwe (2005):The Autonomy of Modern Sport: Dangerous and Endangered. In: European Journal of Sport and Society (2). S. 13–23.

Schmidt, Robert (2021): »The Outcome Comes Before the Decision«. Praxeologische Anmerkungen zum Entscheiden. In: Bergmann, Jörg R./Meyer, Christian (Hg.): Ethnomethodologie Reloaded. Neue Werkinterpretationen und Theoriebeiträge zu Harold Garfinkels Programm. Bielefeld: transcript. S. 119–130.

Schöffler, Herbert (1935): England – das Land des Sports. Eine kultursoziologische Erklärung. Leipzig: Verlag Bernhard Tauchnitz.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

Schulze, Gerhard (1993):Die Erlebnis-Gesellschaft: Kultursoziologie der Gegenwart. Studienausgabe. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

Schumpeter, Joseph A. (1987): Beiträge zur Sozialökonomik. Graz: Böhlau.

Schürmann, Volker (2019): Am Fall eSport: Wie den Sport bestimmen? Von Merkmalen und Grundideen. In: German Journal of Exercise and Sport Research (4). S. 472–481.

Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (2017[2003]): Strukturen der Lebenswelt. 2., überarb. Aufl. Konstanz und München: UVK Verlagsgesellschaft.

Searle, John R. (1997[1969]): Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay. 7. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Searle John R. (2018[1995]): Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit. Zur Ontologie sozialer Tatsachen. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Searle, John R. (2012):Wie wir die soziale Welt machen. Die Struktur der menschlichen Zivilisation. Berlin: Suhrkamp Verlag.

Selke, Stefan (2014): Lifelogging. Wie die digitale Selbstvermessung unsere Gesellschaft verändert. Berlin: Econ.

Sennett, Richard (1998):Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. 7. Aufl. Berlin: Berlin Verlag.

Shell-Jugendstudie (2019): Siehe die Zusammenfassung und die Grafiken online unter: https://www.shell.de/ueber-uns/initiativen/shell-jugendstudie.html, [Letzter Zugriff: 25.02.2024].

Sillitoe, Alan (2007[1959]): Die Einsamkeit des Langstreckenläufers. Zürich: Diogenes Verlag.

Staack, Michael/Schwank, Lukas (2021): Sammelbesprechung. Sportsoziologie und Sozialtheorie. In: Soziologische Revue (44). De Gruyter Oldenbourg. S. 73–89.

Stäheli, Urs (2000): Poststrukturalistische Soziologien. Bielefeld: transcript.

Stichweh, Rudolf (1990): Sport – Ausdifferenzierung, Funktion, Code. In: Sportwissenschaft (20). Schorndorf: Verlag Karl Hofmann. S. 373–389.

Stoll, Oliver/Würth, Sabine/Ogles, Benjamin (2000): Teilnahmemotive von Marathon- und Ultramarathonläufern. In Sportwissenschaft (30). S. 54–66.

Stoll, Oliver/Ziemainz, Heiko (2012): Laufen psychotherapeutisch nutzen. Grundlagen, Praxis, Grenzen. Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag.

Strübing, Jörg (2014): Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung eines pragmatistischen Forschungsstils. 3. Aufl. Springer.

Suits, Bernard (1973): The Elements of Sport. In: Osterhoudt, Robert G. (Hg.): The Philosophy of Sport. A Collection of Original Essays. Springfield: Publisher Charles C. Thomas. S. 48–64.

Sutter, Hansjörg (1994): Oevermanns methodologische Grundlegung rekonstruktiver Sozialwissenschaften. Das zentrale Erklärungsproblem und dessen Lösung in den forschungspraktischen Verfahren einer strukturalen Hermeneutik. In:

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Garz, Detlef/Kraimer, Klaus (Hg.): Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag. S. 23–72.

Thiemer, Maria & Friedrich (1985): Langlauf ist unser Leben. Zweimal die Erde umrundet. Aachen: Meyer & Meyer Verlag.

Tuyckom, Charlotte van (2011): Sport for All. Fact or Fiction? Individual and cross-national differences in sport participation from a European perspective. Online unter: www.kennisbanksportenbewegen.nl/?file=1864&m=1422882959&action=file.download, [Letzter Zugriff: 01.02.2018].

Van Aaken, Ernst (1974): Programmiert für 100 Lebensjahre. Wege zur Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Celle: Pohl-Verlag.

Veblen, Thorstein (2015[1899]): Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen. Frankfurt a.M.: S. Fischer Verlag.

Vinnai, Gerhard (2006[1970]): Fußballsport als Ideologie. Online unter: https://core.ac.uk/download/pdf/42118879.pdf, [Letzter Zugriff: 30.04.2021].

Voigtel, Roland (2000): Formen der Sucht. In: Forum der Psychoanalyse (16). S. 16–44.

Voswinkel, Stephan/Kocyba, Hermann (2008): Die Kritik des Leistungsprinzips im Wandel. In: Dröge, Kai/Marrs, Kira/Menz, Wolfgang (Hg.): Rückkehr der Leistungsfrage. Leistung in Arbeit, Unternehmen und Gesellschaft. Berlin: Edition Sigma. S. 21–39.

Voswinkel, Stephan/Wagner, Gabriele (2014): Die Organisation des Erfolgs. Regulierung verunsicherter Anerkennungsansprüche. In: Hänzi, Denis/Matthies, Hildegard/Simon, Dagmar (Hg.): Erfolg. Konstellationen und Paradoxien einer gesellschaftlichen Leitorientierung. 1. Aufl. Baden-Baden: Nomos. S. 105–122.

Voswinkel, Stephan (2002): Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit. In: Honneth, Axel (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. S. 65–92.

Voswinkel, Stephan (2022): Double-bind-Situationen. Paradoxale Widersprüche in der gegenwärtigen Arbeitswelt. In: Honneth, Axel/Maiwald, Kai-Olaf/Trautmann, Felix (Hg.): Normative Paradoxien. Verkehrungen des gesellschaftlichen Fortschritts. Frankfurt a.M.: Campus Verlag. S. 215–238.

Wacquant, Loïc (2017[2001]): Leben für den Ring. Boxen im amerikanischen Ghetto. Köln: Herbert von Halem Verlag.

Wagner, Helmut (1973): Sport und Arbeitersport. Köln: Pahl-Rugenstein.

Wagner, Greta (2015): Arbeit, Burnout und der buddhistische Geist des Kapitalismus. In: Ethik und Gesellschaft. Nr. 2: Depression und subjektivierte Arbeit. Online unter: https://doi.org/10.18156/eug-2-2015-art-2, [Letzter Zugriff: 16.05.2022], S. 1–18.

Weber, Alexander (1984): Gesundheit und Wohlbefinden durch regelmäßiges Laufen. Paderborn: Junfermann.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Weber, Max (1904): Die »Objektivität« sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik (19). S. 22–87. Online unter: https://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/50770, [Letzter Zugriff: 10.04.2023].

Weber, Max (2000[1904/05]): Die protestantische Ethik und der »Geist« des Kapitalismus. Herausgegeben von Klaus Lichtblau und Johannes Weiß. 3. Aufl. Weinheim. Beltz Athenäum Verlag.

Weis, Kurt/Gugutzer, Robert (2008): Handbuch Sportsoziologie. Schriftenreihe: Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport. Band 166. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann.

Wenzel, Tobias/Wernet, Andreas (2016): Fallkonstruktion statt Fallrekonstruktion. Zum methodologischen Stellenwert der Analyse objektiver Daten. In: Sozialer Sinn (16). Berlin/Boston: de Gruyter. S. 85–101.

Wernet, Andreas (2009): Einführung in die Interpretationstechnik der objektiven Hermeneutik. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Wernet, Andreas (2021): Einladung zur Objektiven Hermeneutik. Ein Studienbuch für den Einstieg. Opladen & Toronto: Verlag Barbara Budrich.

Werron, Tobias (2010): Der Weltsport und sein Publikum. Zur Autonomie und Entstehung des modernen Sports. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Wetzel, Dietmar (2014): Auf der Suche nach Resonanz und Anerkennung. Eine ethnographische Analyse moderner Subjektivierungsverhältnisse im Fitness-Studio. Working Paper der DFG-Forscher*innengruppe Postwachstumsgesellschaften. Online unter: www.kolleg-postwachstum.de/sozwgmedia/dokumente/WorkingPaper/wp6_2014.pdf, [Letzter Zugriff: 27.07.2021].

Wopp, Christian (2008): Soziologie des Freizeitsports. In: Weis, Kurt/Gugutzer, Robert (Hg.): Handbuch Sportsoziologie. Schriftenreihe: Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport. Band 166. Schorndorf: Verlag Karl Hofmann. S. 321–330.

World Health Organization (WHO) (2010): Global Recommendations on Physical Activity for Health. Geneva. Online unter: https://www.who.int/publications/i/item/9789241599979 [Letzter Zugriff: 14.06.2023).

Wurmser, Léon (1998): Das Rätsel des Masochismus. Psychoanalytische Untersuchungen von Gewissenszwang und Leidenssucht. 2., korr. Aufl. Berlin u.a.: Springer.

Zehentreiter, Ferdinand (2017): Ästhetische Praxis. Aspekte einer Musiksoziologie nach Adorno. Frankfurt a.M.: Humanities Online.

Zizek, Boris (2012): Probleme und Formationen des modernen Subjekts – Zu einer Theorie universaler Bezogenheiten. Wiesbaden: VS.

Zizek, Boris (2014a): Rekonstruktion der biographischen Genese einer Bewährungsfigur – Ein Beitrag zu einem sozialisationstheoretischen Begriff der Bewährung. In: Ethics in Progress Quarterly (5). S. 57–69.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

Zizek, Boris (2014b): Der Mensch als Bewährungssucher – Versuch einer systematischen Einführung des Begriffs der Bewährung in die Sozialwissenschaft. In: Garz, Detlef/Zizek, Boris (Hg.): Wie wir zu dem werden, was wir sind: Sozialisations-, biographie- und bildungstheoretische Aspekte. Wiesbaden: VS. S. 71–89.

Zizek, Boris (2020): Adoleszente als Bewährungssucher – Charakteristika, Tendenzen und Probleme im Prozess des Erwachsenwerdens anhand eines internationalen Vergleichs. In: Heinen, Andreas/Wiezorek, Christine/Willems, Helmut (Hg.): Entgrenzung der Jugend und Verjugendlichung der Gesellschaft. Zur Notwendigkeit einer »Neuvermessung« jugendtheoretischer Positionen. Weinheim/Basel: Beltz Juventa. S. 158–175.

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - CC BY

https://doi.org/10.14361/9783839476093 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -